DIE GRIECHISCHE UND LATEINISCHE LITERATUR UND SPRACHE

[illegible]

DIE KULTUR DER GEGENWART I, 8

[illegible]
P. HINNEBERG

[illegible]
B. G. TEUBNER

Kultur.

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKELUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON

PAUL HINNEBERG

DIE KULTUR DER GEGENWART

TEIL I ABTEILUNG VIII

DIE GRIECHISCHE UND LATEINISCHE LITERATUR UND SPRACHE

VON

U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF · K. KRUMBACHER
J. WACKERNAGEL · FR. LEO · E. NORDEN · F. SKUTSCH

ZWEITE VERBESSERTE UND VERMEHRTE AUFLAGE

1907
BERLIN UND LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

PUBLISHED FEBRUARY 15, 1907
PRIVILEGE OF COPYRIGHT IN THE UNITED STATES
RESERVED UNDER THE ACT APPROVED MARCH 3, 1905,
BY B. G. TEUBNER LEIPZIG.

VORWORT.

Die Geschichte der griechischen und lateinischen Literatur und Sprache ist vor rund einem Jahre als erster Band unserer Enzyklopädie erschienen. Wenn sie nach so kurzer Frist von Neuem vor die Öffentlichkeit tritt, wird Niemand tiefgreifende Umgestaltungen in ihrem Aufbau und Inhalt erwarten. Gleichwohl haben die einzelnen Darstellungen, mit Ausnahme der Arbeit von U. von Wilamowitz-Moellendorff, die als unveränderter Abdruck der ersten Auflage zu bezeichnen ist, mannigfache Besserungen erfahren. Besonders gilt das von der Römischen Literatur des Altertums von Friedrich Leo, die mehr als zwei Jahre vor dem Erscheinen der ersten Auflage des Bandes geschrieben war: sie ist in der Neubearbeitung, von vielfachen Textänderungen abgesehen, um ein Drittel des Umfanges vermehrt. Aber auch die übrigen Monographieen weisen in reichem Maße Verbesserungen und Zusätze auf. So steht zu hoffen, daß die neue Auflage der gleichen Gunst bei Kritik und Publikum begegnen werde, deren sich ihre Vorgängerin erfreuen durfte.

P. HINNEBERG.

INHALTSVERZEICHNIS.

I. DIE GRIECHISCHE LITERATUR UND SPRACHE.

I

DIE GRIECHISCHE LITERATUR UND SPRACHE

DIE GRIECHISCHE LITERATUR DES ALTERTUMS.

Von

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.

Einleitung. Die griechische Literatur ist die einzige unserer Kulturwelt, die sich ganz aus sich selbst entwickelt hat; sie hat eine Fülle nicht nur vollkommener Kunstwerke, sondern fest geschlossener Kunstformen und Kunststile hervorgebracht, durch die sie Grundlage und Vorbild der europäischen und mancher außereuropäischen Literaturen geworden ist. Die griechische Literatur ist das Gefäß, das die Fundamentalwerke aller Wissenschaften enthält oder enthalten hat, denn die Wissenschaft überhaupt ist von den Hellenen in die Welt gebracht. Diese unvergleichlichen Vorzüge, die doch am letzten Ende relativ sind, beeinträchtigen die absolute Würdigung der griechischen Werke und ihrer Verfasser. Denn es hält schwer, ein Werk, das zwei Jahrtausende lang vorbildlich gewesen ist, so zu sehen, wie es sein Urheber einst hingestellt hat, und in diesem einen ringenden, strebenden, irrenden Menschen zu sehen, fällt noch schwerer. Nichts trübt ein Menschenbild so stark wie die Apotheose, und nichts erscheint den Zufälligkeiten des Werdens so sehr entrückt wie ein klassisches Kunstwerk: die Erhöhung ist in beiden Fällen nur um das Leben feil. Homer ist aber eigentlich schon in dem Momente klassisch, wo er uns bekannt wird, und klassisch ist die griechische Literatur um Christi Geburt schon genau so und in demselben Sinne wie vor hundert Jahren, als ihr geschichtliches Studium beginnt: es ist nicht älter. Goethe steht zu den Griechen nicht wesentlich anders als Vergil und Horaz, die mit Cicero die erste klassische Literatur in anderer Sprache auf der griechischen Basis erschaffen. Durch die Vermittelung dieser Tochterliteratur beherrscht die griechische den Okzident auch in den langen Zeiten, während diesem die Kenntnis der Originale abhanden gekommen ist, und als sie seit dem 15. Jahrhundert bekannt werden, sieht man sie zunächst immer noch wesentlich mit den Augen der Römer, oder doch der Griechen aus römischer Zeit, die in demselben Banne des Klassizismus stehen. Als dann Winckelmann mit zielbewußter Energie auf die echten Griechen zurückzugehen wagt und für die Skulptur eine geschichtliche Entwickelungslinie zu ziehen unternimmt, als dann die nächste Generation dies auf die Literatur überträgt, steigert sich nur die absolute Wertung der klassischen Originale. Denn da man noch gar nicht über die geschichtlichen Kenntnisse verfügt, den Werdeprozeß des griechischen Volkes, seiner Geschichte und seiner Erzeugnisse zu verfolgen, so identifiziert man die Entstehung

Stellung und Begrenzung der Aufgabe

der griechischen Literatur und ihrer Gattungen mit dem absolut Normalen und Natürlichen, ergänzt die Lücken der geschichtlichen Kenntnis durch philosophische Abstraktionen, und was bestimmte konkrete Bedingungen und individuelles Wollen und Können bedeutender Menschen erzeugt hat, wird zu dem Produkte immanenter Naturgesetze. Die Gattungen der griechischen Poesie und Kunstprosa, Epos, Elegie, Ode, Tragödie, Komödie, Epigramm, Historie, Dialog, Rede, Brief erscheinen als Naturformen der redenden Künste. Darin stand man noch im Banne der antiken Theorie. Die Griechen haben eine wirkliche Geschichtswissenschaft nicht erzeugt, ihr Denken war darauf gerichtet, aus der Beobachtung Regeln zu abstrahieren und mit diesen Abstraktionen zu wirtschaften, und so betrachten sie jene Gattungen, die bei ihnen historisch geworden waren, in der Tat als begrifflich präexistent; wer zuerst eine Tragödie macht, der erfindet sie nicht, sondern er „findet sie als erster", wie sie sagen. Wohl erkennt man Vorstufen an, aber dann sind das Unvollkommenheiten, die vergessen werden dürfen: der entscheidende Moment ist, wo die Gattung „ihre eigene Natur erreicht". Von dem Moment ab, wo die Tragödie diesen Punkt erreicht hat, kann man in Ewigkeit nur in dieser Form Tragödien machen, und deren Wert bemißt sich danach, wie gut oder schlecht sie der Idee der Tragödie entsprechen. Aus dieser Anschauung heraus kamen die Modernen zu maßloser Überschätzung der Finder oder Erfinder, oder besser der klassischen Werke, und zu einer Unterschätzung von allem Späteren, ganz so, wie man den antiken Puristen folgend die ganze Sprachentwickelung seit Demosthenes für Entartung hielt. Es sah wirklich oft so aus, als hätte die griechische Literatur mit Alexander aufgehört. Noch ungerechter war es, wenn aus den Werken der späteren Zeit das bevorzugt ward, was dem Klassischen am nächsten zu kommen schien, also gerade die bare Imitation. Es fehlt noch sehr viel daran, daß die Philologen auch nur im Prinzip anerkannt hätten, daß geschichtliches Verständnis und geschichtliche Würdigung jedes Werk und jeden Schriftsteller zunächst in seiner Zeit und nach seinem Wollen erfassen muß, also von den Werturteilen der Späteren ebenso absehen wie von getrübter historischer Überlieferung oder sekundären Textgestaltungen. Von Schulmeistern, die die Literatur mit den „Schulautoren" identifizieren, wer Schulautor ist aber nach dem Reglement, am liebsten dem engsten bemessen, schweigt man füglich: es ist eine naive Anmaßung, wenn diese Ignoranten sich als Philologen aufspielen. Aber die griechische Literaturgeschichte steht überhaupt noch in ihren Anfängen, wie das bei ihrer Jugend nicht anders sein kann; eine Darstellung, die von dem Klassizismus auch nur prinzipiell absähe, ist überhaupt noch nie versucht. Sie kann auch noch gar nicht geschrieben werden. Erst müssen doch die erhaltenen Werke verstanden sein, also auch die Kunstformen und Kunstprinzipien, nach denen sie verfaßt sind, ehe man sie genetisch begreifen und ihre Geschichte schreiben kann. Und die Einzelpersönlichkeiten der Schriftsteller

müssen erfaßt sein, ehe man sie in einen geschichtlichen Zusammenhang einordnen, also ehe man ihnen ein Urteil sprechen darf. Aber für den weit überwiegenden Teil der erhaltenen Literatur ist damit kaum ein Anfang gemacht. Und ehe man sie zu verstehen sucht, muß man die Werke haben; für ganze große Massen der Literatur besitzen wir aber nur unzulängliche, für andere, wie die christlichen Schriftsteller vom 4. Jahrhundert ab, auch unzugängliche Texte. Diese zu beschaffen ist die griechische Philologie, die freilich in allen Kulturländern nicht eben zahlreiche wirklich leistungsfähige und leistungswillige Arbeiter hat, eifrig und mit Erfolg bestrebt. Ferner aber sind gerade aus den bedeutendsten Perioden nur zu viele Werke verloren, die es nach Kräften herzustellen gilt, soweit das nicht, wie gerade bei allem Besten, ganz hoffnungslos ist: dafür ist viel geschehen, aber immer noch ist nicht einmal die Fragmentsammlung abgeschlossen, die doch nur der erste Schritt ist; für die Literaturgeschichte ist der zweite, die Verfolgung der Nachwirkung, fast noch wichtiger. Ferner ist die griechische Literatur allumfassend: es geht in ihr nicht an, sich auf die „schöne Literatur" zu beschränken (ein Begriff, zu dem die Griechen kein Analogon haben) und die Produktionen der Spezialwissenschaften auszuschließen. Nun kann aber die medizinische, astronomische, mechanische Literatur ohne Verständnis dieser Wissenschaften nicht verstanden werden: hier ist ein Zusammenwirken verschieden vorgebildeter Forscher erforderlich, an dem es lange gefehlt hat, aber Gott sei Dank nicht mehr fehlt. Die Kultur des 21. Jahrhunderts wird hoffentlich mitleidig auf das geringe Maß unserer heutigen Kenntnisse herabschauen und manches unserer Urteile berichtigt haben: aber ganz sicher wird sie ihrer Zukunft noch mehr zu tun überlassen, als sie uns gegenüber auch im günstigsten Falle voraushaben wird. Wohl kann das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit gegenüber einer solchen Aufgabe dadurch nicht beschwichtigt werden, daß zurzeit überhaupt nur eine unzulängliche Lösung möglich ist; aber es gilt ja wohl von dem Lesenden so gut wie von dem Schreibenden, was H. Taine einmal gesagt hat, der recht zu lesen und zu schreiben verstand: *le plus vif plaisir d'un esprit qui travaille consiste dans la pensée du travail que les autres feront plus tard.*

Es hat sich nicht anders machen lassen, als daß je nach dem vorhandenen Materiale die Behandlung sehr verschieden ward. Denn es geht weder an, durchgehends die erhaltenen Werke in den Mittelpunkt zu stellen, so daß der Zufall der Erhaltung mehr oder weniger über die Bedeutung entschiede; noch ist die Forschung überall dahin gelangt, die treibenden Kräfte hinreichend zu überschauen, so daß sich ein historischer Faden finden ließe, an dem man alles einzelne aufreihte. Das einzige Prinzip, die Gattungen gesondert zu verfolgen, könnte allenfalls eine Einheitlichkeit gewähren: aber gerade dies würde vollkommen in den antiken Schematismus zurückführen. So ist hier der Versuch gemacht, mit Verzicht auf das künstlerisch allein Befriedigende, jede Periode so zu be-

handeln, wie es dem Stande unserer Überlieferung und unseres Wissens gemäß erschien. Wem dabei die klassische Zeit gegen die spätere zurückgesetzt erscheint, der bedenke nicht nur die Summe des Erhaltenen und die Länge der Zeiträume, sondern auch, daß nur zu lange die umgekehrte Ungerechtigkeit geübt worden ist.

Die Perioden sondern sich von selbst durch die großen geschichtlichen Einschnitte. Die erste ist die hellenische, etwa von 700 bis auf die Perserkriege, an die die attische ansetzt, abgegrenzt um 320 durch den Tod von Alexander, Aristoteles, Demosthenes. Redet man vom 4. Jahrhundert, so umfaßt das also nur 80 Jahre, und das fünfte auch: die Blüte Athens ist kurz. Dann kommen die drei hellenistischen Jahrhunderte, voneinander abgegrenzt etwa durch 222, Anfang des Polybios, 133, Anfang der römischen Revolutionszeit, 30, Eroberung Alexandreias. Die Unterschiede der drei Jahrhunderte sind fühlbar genug; aber gerade für diese Periode hat sich die Darstellung von der geschichtlichen Abfolge ganz lösen müssen. Die vierte, römische Periode bis Konstantin ist die, von der sich das meiste wissen läßt. Auf sie müßte als letzte die oströmische folgen, bis zum Einbruch des Islam und dem Bildersturm, denn da erst reißt die Kontinuität ganz ab, oder wenigstens bis 529, der Schließung der platonischen Schule, denn die justinianische Zeit hat schon ein reiches neues Leben. Indessen die Kenntnisse des Berichterstatters und auch die Ökonomie der Darstellung erlaubten nur einen Ausblick auf das Ende der hellenischen Literaturgattungen. Es ist das insofern auch berechtigt, als das Altertum in Wahrheit mit dem Untergange der Reichsverfassung und der Reichsreligion gestorben ist.

A. Hellenische Periode (ca. 700—480).

I. Das ionische Epos. Darin, daß der Anfangstermin um 700 an-
Homer (vor 700) gesetzt worden ist, liegt bereits, daß Homer außen vor der ersten Periode zu stehen kommt, als das fertige Produkt einer früheren Zeit, von der wir keine Geschichte besitzen. Die Odyssee (die im Altertum mit Recht immer in zweiter Linie steht und danach hier behandelt wird, lediglich
Ilias. als Komplement der Ilias) hat um 700 ihre gegenwärtige Gestalt freilich noch nicht gehabt, aber auch von ihr war das Beste da; die Ilias war im wesentlichen so, wie wir sie lesen, vorhanden, damit also ein wunderbares Werk, die Grundlage der gesamten griechischen Literatur. Ein erzählendes Gedicht, doch mit so viel direkter Rede, daß die Griechen es nie als bloß erzählend haben gelten lassen, viele Tausende von Versen umfassend und doch so einheitlich in der Handlung und Haltung, daß ein Wille eines Mannes es so gestaltet haben muß, abwechselungsreich im Stoffe und doch ganz von vornehmer ernster Haltung, oft getragen von dem tiefsten Mitgefühle des Dichters und doch ohne je dessen Person hervorzukehren, in unerschöpflicher Buntheit, den Hörer durch Himmel

und Hölle führend, und weit über diese schöne Erde mit Hochgebirge und Pflanzgarten, mit dem Getier des Waldes und den vertrauten Genossen des Menschen, mit Regensturm und Sterngefunkel, und noch lieber über jenes immer neue, schwarze, purpurne, violette, blaue, graue, weißschäumende Meer des Südens, und doch in der Tiefe der Menschenseele das Zentrum findend, die reicher und bewegter ist als das südliche Meer. Ein Bild des Lebens, das Unzähligen ein Vorbild scheinen durfte. Die Entstehung dieser Epen, der lange Weg, den das Dichterhandwerk vorher zurückgelegt haben muß, wird uns immer ein Geheimnis bleiben; die Versuche, ihn durch die verkehrte Annahme einer in der Entwickelung des Menschengeschlechtes spontan auftretenden Volksepik zu erläutern, sind gescheitert. Ungemein wertvolle Analogien liefert allein das romanische, speziell das altfranzösische Epos (von dem germanischen wissen und haben wir zu wenig); namentlich für die Umbildung der historischen Stoffe: es sollte einmal ein Kenner beider Literaturen die Parallele durchführen.

Ilias und Odyssee waren um 700 nicht die einzigen Gedichte Homers; die Thebais mindestens war ihnen ebenbürtig, und neben ihnen stand eine umfängliche Literatur, die auch durch die ganze erste Periode die Hauptmasse der literarischen Produktion ausmachte, das Epos. Es kann ernsthaft nicht bezweifelt werden, daß die Schrift zur Hilfe des Gedächtnisses schon um 700, also für die Ilias, angewandt ward, wohl auch als Hilfe von dem konzipierenden Dichter; aber das Publikum genoß alle Literatur nur mit dem Ohre. Es gab einen Stand von Dichtern und Rezitatoren, Rhapsoden, die Verfasser und Verbreiter des Epos, die Träger alles weltlichen Wissens. An der Tafel der Großen und in den Hallen der Märkte erzählten sie, was ihnen die Muse eingab, Überlieferung, die sie frei formten, auf daß sie wieder Überlieferung würde. In diesem Epos war den Griechen vom Beginne ihrer Geschichte mitgegeben eine zweite Welt der Phantasie, die ihnen im farbigen Abglanze Vergangenheit und Gegenwart ihres Lebens zeigte und bewahrte, und eine feste Form, in der sie aussprechen konnten, was sie verlangten, allerdings in dem festen Stile, der ihnen zugleich mitgegeben ward. Sie sind diesen Stil anderthalb Jahrtausende nicht müde geworden.

Der Inhalt gibt sich als die alte Geschichte des Volkes, und ohne Frage befindet sich die Summe der lebendigen geschichtlichen Erinnerung darin. Aber alle Personen und Ereignisse sind in die Zeit weniger Generationen und an wenige Stätten ihres Handelns zusammengerückt, offenbar durch bewußte Dichterkunst, und zu der Gegenwart, die in unbestimmter Entfernung von jener Heldenzeit liegt, führt nirgend eine Brücke herüber. Ein Reich von individuell ausgestalteten, ganz und gar menschlichen Göttern ist mit dem der Helden verbunden. Heimat der Götter und der nationalen Helden ist die Balkanhalbinsel von Pierien und Dodona abwärts, während nördlich schon am Axios Feinde wohnen, und so in ganz Asien. Und doch sind hier die Gedichte entstanden und von hier verbreitet. Der Gegensatz der Gegenwart zu der alten Zeit wird so stark empfunden, Inhalt.

daß in vielem ein längst überwundener Kulturzustand festgehalten wird und der Dichter im Gleichnis, wo er aus sich spricht, Dinge erwähnt, die seine Helden nicht kennen dürfen. So etwas zeugt von langer, raffinierter Übung der Poesie, nicht durch einen Menschen, sondern durch einen Stand.

Vers. Die Form ist ein Langvers, der ehedem gesungen war, nun, um bequem gesagt zu werden, durch eine Cäsur zergliedert wird; so sind auch die, welche ihn vortragen, Rezitatoren, die einen Stab in der Hand halten, aber ihre Standesgenossen, von denen sie erzählen, sind Sänger und begleiten sich mit der Laute. So zeugen die Dichter selbst von der Veränderung, die aus den gesungenen Liedern das Epos erst wirklich geschaffen hat. Der Sangvers war für lange Gedichte unbequem; man hat außer anderen Freiheiten den Ersatz jeder Doppelkürze durch eine Länge und die Verkürzung auslautenden langen Vokales vor vokalischem Anlaute gestattet, beides dem Maße ursprünglich zuwiderlaufend, das zweite dem griechischen Ohre so häßlich, daß es später nicht nur in fast aller anderen Poesie, sondern auch in der Kunstprosa verpönt und auch im Hexameter aufs äußerste beschränkt worden ist. Der homerische Hexameter erkauft seine Biegsamkeit und Ausdrucksfähigkeit wirklich um eine recht läßliche Behandlung des Maßes; er läßt der künstlerischen Vervollkommnung noch sehr viel Raum. Aber während der beiden ersten Perioden hat man sich höchstens noch mehr gehen lassen als Homer.

Mundart. Die Sprache ist das Ionisch Kleinasiens, aber nicht nur in der Altertümlichkeit, die man gegenüber unseren viel jüngeren anderen Denkmalen erwarten muß, sondern mit Erhaltung sehr viel älterer Bildungen, die nur die Tradition der Dichter aus langer Übung bewahrte, und neben denen sie nicht selten die jüngeren Formen ihrer Zeit verwenden. Enger als auf das asiatische Ionisch können wir zurzeit diese Sprache nicht umgrenzen, und man kann auch gar nicht daran denken, daß die Sprache eines Ortes ihre Unterlage wäre; es ist vielmehr die älteste Gemeinsprache der Hellenen, minder ein Produkt der Kunst als das einer geschichtlichen Entwickelung, aber nun allerdings so gut wie ein Kunstprodukt, da es in der Übung einer Kunst und ihren Erzeugnissen allein lebt. Der Dichter hat die Menge synonymer Wörter und gleichberechtigter Formen ohne Frage ebenso lernen müssen wie den Stoff, den er in Verse setzte. Nun befinden sich in den Formen, und gerade in den ältesten Versreihen und Formeln, unverkennbare Äolismen, d. h. Spracherscheinungen, die zum Teil den äolischen Mundarten gemeinsam sind, also auch dem Thessalischen, der Heimat Achills und nach etlichen alten Überlieferungen auch Homers oder seiner Ahnen; zum Teil sind sie aber innerhalb des Äolischen erst in Asien entstanden. Daß wir sie vorwiegend aus Lesbos kennen, liegt an der Überlieferung, über die wir zufällig verfügen; mit Lesbos bringt keine Überlieferung das Epos oder Homer in Beziehung; erst spät taucht bei einem lesbischen Gelehrten ein obskurer Epiker Lesches aus Lesbos auf; Alkaios und Sappho aber zeigen die Einwirkung unserer ionischen Gedichte.

Dagegen stammt Homer nach der Überlieferung, die sich genauer Prüfung als die einzige ergibt, aus Smyrna und ist ein Äoler; um 700 war Smyrna bereits ionisiert: diese Überlieferung ist also älter, was sich übrigens allseitig bestätigt. Im Hermostale und nördlich davon hatte das Hellenentum besonders früh und besonders tief ins Land hinein Fuß gefaßt; die Phryger, Lyder, Myser haben es dann zum Teil zurückgedrängt; von Süden her haben die Ionier den alten äolischen Boden okkupiert. Hier ist die Heimat Homers, hier sind die Vorbedingungen für die Sprache und auch die Verse des Epos gegeben, denn seine lyrischen Verwandten treffen wir in der lesbischen Lyrik.

Homer als Person.

Homer trägt einen guten Menschennamen; ohne alle Frage ist er ein Mensch gewesen und ein Dichter dieser Gegend, um 700 ist er bereits der große Dichter mehrerer Epen. Auch die Griechen, die nicht *e* für *a* sprachen, haben ihn immer Homeros genannt, obwohl er Homaros geheißen hat, wenn er ein Äoler war. Dann lag seine Lebenszeit so weit zurück, daß der Äoler so ionisiert war wie sein Epos. Oder aber er war Ionier und nur die Erinnerung an die Herkunft des Epos hat ihn äolisiert: dann hat er nicht an den ältesten, sondern an den jüngsten Teilen der Ilias Anteil. Sowohl wenn er den entscheidenden ersten Schritt tat und statt der Leier den Stab ergriff, d. h. den rezitativen Vers und das gesagte Epos erfand, wie wenn er den letzten tat und unsere Ilias verfaßte (niederschrieb, wie ich mich nicht scheue zu sagen), hat er Großes geleistet. Garantieren kann man freilich nicht, daß er die Erhaltung seines Namens überlegener geistiger Kraft verdankt. Es mag menschlich sein, nach dem Sterblichen zu fragen, dessen Name den reichsten Dichterlorbeer der Welt trägt, und zu wünschen, daß er ihn verdiente. Schließlich ist es doch nicht so sehr wichtig, denn die Dichter des ionischen Epos haben zwar zum Teil von eigenem Empfinden sehr viel in ihre erzählenden Gedichte hineingelegt, aber das Charakteristische für dieses Epos ist, daß die Personen der Dichter ganz und gar verschwinden. Daher der einheitliche Stil, der nicht nur zu der Annahme des einen Verfassers verführt hat, sondern zu dem schwerer begreiflichen Wahne, hier Volkspoesie zu sehen, wo alles Kunst ist, und wo dem Stande der Dichter (Sänger gibt es nicht mehr, und es ist irreführend, von Liedern zu reden) als Publikum zunächst gar nicht das Volk entspricht, sondern wieder ein Stand, die Könige oder Herren, die das Volk unter sich nicht stärker verachten können, als Homer es tut. Die Odyssee zeigt ja, wem die Dichter vortragen.

Das Epos höfisch.

Das Epos ist höfisch. Diese kriegerische Phantasie, dies Heroentum, ja diese Götter sind durchaus adlig. Ein Volk, das seine Äcker bebaute, würde die Ackergötter nicht vergessen, die freilich keine Zeit haben, auf den Olymp zu steigen. So primitiv ein Kultus ist, ein Kirchenjahr und seine Feste zwingt ihm die Natur auf. Nichts davon bei Homer; die Ilias kennt freilich überhaupt keine Jahreszeit und kein Wetter; erst der zweite Teil der Odyssee zeigt hierin einen bemerkenswerten

Fortschritt, aber zur rechten Ausnutzung kommt das fruchtbare Motiv auch da nicht. Der Bauer ist fromm; die homerische Gesellschaft ist so vorurteilslos, man muß fast frivol sagen, daß sie aus der heiligen Hochzeit des himmlischen Ehepaares ein Schäferstündchen macht. Wenn die Dichter noch an die reale Existenz von den Personen Hephaistos und Ares geglaubt hätten, wären sie nie auf die Metonymie dieser Namen für Feuer und Mord verfallen. Der Kontrast zwischen der homerischen Behandlung der Götterwelt und dem Glauben des Mutterlandes ist ungeheuer. Homer trägt die Schuld, daß der Rationalismus die Götter als Phantasmen der Dichter fassen konnte und die kynische und christliche Polemik in seinen Göttern die des griechischen Volkes zu treffen wähnte. Ebenso steht es mit dem Staate: diese selbstherrlichen Männer sind innerlich nicht durch die Religion gebunden, und die sich regende Moral, die αἰδώς, hat wenig Gewalt: am allerwenigsten bindet sie ein Staat. Offenbar entspricht das den Zeiten der Völkerwanderung, die einst die Hellenen über das Meer trug, und ein stabiles Staatswesen scheint in Ionien wirklich nie zustande gekommen zu sein. Die Telemachie, die für das alte Epos nicht zählt, gibt von dieser Anarchie unfreiwillig ein Spiegelbild. In der Vorzeit, von der doch das Epos erzählen will, als die Herren von Mykene ihre Burg oder gar die von Knossos ihren offenen Palast bauten, muß es ganz anders ausgesehen haben. Und nicht nur der Heerbann Spartas, auch die Ritterschaft von Chalkis und Athen ist auf die Subordination freier Männer gegründet. Die Menschen, die Homer schildert, und nach denen wir uns die Dichter zu denken haben, streben auf die rücksichtslose Entfaltung der Individualität hin, auf Archilochos und Hekataios und Herakleitos: aber sie haben diese Freiheit noch nicht erreicht. Wer ehrlich ist, nichts Späteres in die Ilias hineinträgt, muß doch auch zugeben, daß nur in wenigen Partieen die Charakteristik sich von dem meisterhaft erfaßten Typischen zum Individuellen erhebt. Von einem Charakter des homerischen Achilleus oder Odysseus zu reden, ist natürlich überhaupt eine Torheit, da ja verschiedene Dichter dieselben Helden verschieden auffassen; wie in jeder Hinsicht, so auch hier verschließt der Wahn der Einheit den Zugang zu dem Schönsten, was die Epen enthalten.

Einheit und Vielheit der Verfasser.

Später, als das Epos im Mutterlande rezitiert wird, kann man nur eine beschränkte Anzahl Verse auf einmal vortragen, zumal in Agonen, wo mehrere Rhapsoden hintereinander auftreten. Die Gedichte des Hesiodos halten sich in diesen Grenzen; auch in der Ilias kann man einzelne solche Gedichte unterscheiden, die die passende Länge und Abgeschlossenheit zeigen, wie die Dolonie, die Gesandtschaft an Achilleus, Hektors Lösung. Ehe die Sitte der Agone bestand, durfte der Umfang gewiß weit größer sein; aber unsere Epen sind unbedingt für einen einzigen Vortrag zu lang. Und doch sind sie eine Einheit gewesen, als unsere Überlieferung von ihnen beginnt: Hesiodos hat doch die Ilias gelesen. Folglich hat nicht die Rücksicht auf die unmittelbare Wirkung des einen Vortrages sie hervor-

gebracht, sondern das stoffliche Interesse an dem Zusammenhange der Erzählung. Das ist ein sekundäres Interesse. Wir kennen die nächsten Etappen: es gab ein jüngeres Epos, die kleine Ilias, das alle die Abenteuer bis zur Heimfahrt der Achäer erzählte; zuweilen hängte man es geradezu an unsere Ilias an. Ein anderes Epos enthielt, was vor der Ilias liegt, und dessen Vorrede ist eigentlich auf den ganzen Troischen Krieg berechnet. Man kann nicht wohl bezweifeln, daß das Repertoire der Rhapsoden um 500 so die ganze Geschichte umfaßte. Wir kennen die weitere Stufe, daß man die metrische Form aufgab, um die ganzen Geschichten knapp zusammenzufassen. Daraus ergibt sich von selbst, daß das Riesenepos eine Zusammenfassung von kleineren Gedichten ist, die dem Zwecke des Einzelvortrages wirklich genügten. Die Motive, die jetzt die Ilias zusammenhalten, sind also das späteste (abgesehen von den Einlagen in das fertige Gedicht), und es kann auch kaum etwas Nichtigeres geben als die Sendung des Patroklos, die jetzt allein die Patroklie anknüpft. Derselbe Prozeß mag sich in kleinerem Umfange schon vorher vollzogen haben und auch in unsere Ilias solche kleinere Komplexe aufgenommen sein, wie anderseits einzelne Gedichte später in das große Epos eingefügt sind. Das Alter und die Erhaltung der verarbeiteten Gedichte konnte verschieden sein, und nichts schützt uns vor der Möglichkeit, daß das Gedicht selbst in seinen verschiedenen Teilen verschieden erhalten ist. Hier ist nicht der Ort, eine Analyse der Ilias vorzutragen, am wenigsten, wenn man eine in petto hat: aber um so nachdrücklicher muß betont werden, daß seit 700 im wesentlichen unsere Ilias bestanden hat (einschließlich der Dolonie und der Lösung des Hektor), und daß sie sehr wohl das Werk eines Dichters heißen darf, mögen wir auch nicht allzu hoch von ihm denken, sehr viel geringer als von den Dichtern vieler seiner Vorlagen, die zum Teil längst richtig ausgesondert sind.

Nicht die Interpretation seines Werkes, sondern vorgefaßte Hypothesen operieren mit einer prästabilierten Urilias, wie schulmeisterliche Rücksichten (denn Homer büßt es schwer, daß er seit 700 v. Chr. Schulschriftsteller ist) eine moralische Idee, Schuld, Strafe, Versöhnung in die Ilias oder gar Treue in die Odyssee hineinwerfen. Immer wieder muß Homer sich gefallen lassen, in Meteorosophie umgesetzt zu werden, wie von Metrodoros von Lampsakos (um 400 v. Chr.), oder als bare Historie aufgefaßt zu werden, wie von den antiken Kindern, oder moralisch oder unmoralisch ausgedeutet zu werden. Ein Chaldäer ist er ja auch im Altertum schon einmal gewesen. Das beweist nur immer aufs neue, daß diejenigen gesünderen Sinn zeigen, die ihn geradezu als einen Poeten, ich möchte sagen, zeitlos fassen, weil sie sich einfach seiner Poesie hingeben. Von da aus ist der Weg zu den lösbaren Problemen der Interpretation nicht verschlossen. Zenodotos und Aristarchos, Gottfried Hermann und Lachmann, zu denen ich jetzt Chr. G. Heyne zähle, zu denen F. A. Wolf nicht gehört, haben diesen Weg beschritten, der allein dem Ziele näher führt.

Ilios und Ilion. Die Ilias vereinigt die Helden von ganz Hellas vor Ilios, der Troerstadt am Hellespont. Unter der hellenischen Stadt am Hellespont, die sich seit dem 7. Jahrhundert Ilion nannte, haben sich die Trümmer einer goldreichen kleinen Burg aus dem Anfang des zweiten Jahrtausends gefunden, die man zunächst sofort für die Stadt Homers ausgab: wehe dem, der gegen den Schatz des Priamos skeptisch blieb. Jetzt redet niemand mehr so, aber der Frontwechsel wird möglich verschwiegen. Jetzt werden auf Homers Ilios die Mauern einer viel weniger reichen, aber wohlbefestigten Burg bezogen, die etwa in das Ende des zweiten Jahrtausends gehören mag. Später ist der Ort nur von armen Barbaren bewohnt gewesen; Ilion ist erst eine Gründung der Lyderzeit. Genau das hatte die antike Forschung ermittelt, und es schickte sich, die erfreuliche Übereinstimmung zu konstatieren, statt sich zu gebärden, als hätte man etwas Neues entdeckt. Weiter ist bei der ganzen Schliemann-Dörpfeldschen Grabung für Homer nichts herausgekommen. Also hat Ilion wüst gelegen während der ganzen Blütezeit des Epos, und es entzieht sich zurzeit unserer Kenntnis genau wie der des Altertums, was der historische Kern der Kämpfe um Ilios gewesen ist; die Barbarennamen Priamos, Paris, Pergamos zeugen für reale Kämpfe mit Barbaren: aber wer garantiert, daß sie in Ilios fester sitzen als Achilleus, der am Spercheios zu Hause ist, und Diomedes, der die Burg von Theben brach, im Achäerlager? In unserer Ilias kämpfen sogar schon die Helden der dorischen Inseln vor der Südwestecke Asiens samt ihren festländischen Gegnern. Poetenwille hat das Meiste und Beste auch an dem Stoffe getan. Wer darf bestreiten, daß Hektor und Andromache und Astyanax mit ihren redenden Namen Poetenerfindung sind? Es ist eine starke Verkennung, daß die historische Tradition oder gar die ihr zugrunde liegenden Fakta das Beste wären. Der Geist des Dichters ist es, der sie durchseelt. Die Sage mochte berichten, daß Achilleus unter den Troern gräßlich gewütet hätte, als ihm sein Wagenlenker erschlagen war. Das tat sie doch erst auf Grund der poetischen Übertragung des thessalischen Achilleus in das Skamandertal; und ein historisches Faktum ist der Tod des Patroklos von Opus schwerlich. In die Region der unsterblichen Poesie hat diese Helden und ihre Leiden aber erst derjenige freischaffende Geist erhoben, der Achilleus zu Zeus um des Freundes Leben vergeblich bitten, der ihn, grausam wider seine Natur, dem Lykaon mit wahrhaft tragischen Worten den Tod geben ließ, und dann weiter unter den Troern wüten, nicht im Hochgefühl des Siegers, sondern in der Gewißheit, daß ihm nur noch Tage zu leben beschieden war. Dieser Dichter ließ ihn entsprechend dem alten Kriegsrecht den Hektor den Hunden zum Fraße werfen: er schuf diese Sage. Der Dichter, der dies umwarf und die Versöhnung mit dem Greise Priamos erfand, schuf die schönere Sage: denn seit seinem Gedichte gilt ja dies als Sage und als Geschichte. Vixere fortes ante Agamemnona: auch vor Homer haben verschiedene Dichter an dem Stoffe und an der Form

gearbeitet, wer weiß, wie viele Menschenalter. In unseren Epen erbt die anbrechende hellenische Zeit den Arbeitsertrag einer langen Periode.

Homer und die kretische Kunst

Seit einigen Jahren kennen wir einiges von der bildenden Kunst, die in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends in den Gegenden herrschte, die Homers Helden als Heimat führen, namentlich in Kreta. Es ist eine Kunst von sehr bestimmtem Stile, sehr eigentümlich, dem Oriente gegenüber so frei, wie die der Griechen des 7. Jahrhunderts durchaus nicht ist. Ist Homers Kunst wohl mit dieser vergleichbar? Die naive Unwissenschaftlichkeit ist natürlich gleich bei der Hand und identifiziert diese reiche Kultur mit der Homers; das ist nur petitio principii. Selbstverständlich muß man die Häuser und Waffen und Gräber Homers mit denen vergleichen, die man nun im Originale besitzt. Dabei ist herausgekommen, daß die Grabsitten Homers andere sind; daß seine Menschen sehr viel kümmerlicher wohnen; daß er die Freskomalerei der kretischen und tirynthischen Wände und die Mischwesen der Inselsteine nicht kennt; aber Erinnerungen an die Sitten der Urzeit fehlen nicht, und wie sollten sie fehlen, wo doch in den Helden selbst und ihren Geschichten solche Erinnerung vorhanden ist. Es hat sich gezeigt, daß der Panzer des Agamemnon die Kunst etwa des 8. Jahrhunderts voraussetzt, dagegen der Achilleusschild nur auf die Dekorationsweise jener alten Zeit zurückgeführt werden kann. Der Dichter hat nicht etwa ein wirkliches Kunstwerk vor Augen (um das zu erkennen braucht man nur die Nachahmung, den Schild des Hesiodos, zu vergleichen, der wirklich ein Kunstwerk beschreibt); aber er muß doch Stücke gesehen haben, die in der Weise jener alten Kunst dekoriert waren. Das lehrt nur nicht viel. Denn er traut seiner Zeit und irdischen Handwerkern so etwas gar nicht zu, und daß Werke jener alten Zeit, Schmuck- und Beutestücke sich bis ins 8. oder 9. Jahrhundert erhalten konnten, ist gar nicht unglaublich; auf Kreta verweist dieser Dichter direkt. Also wenn die Ilias in dem, was sie beschreibt, beiden Perioden angehört, so entspricht das nur ihrem Inhalte und ihrer Heimat: Ionien hat ja gerade die vorgriechische Kunst fortgesetzt.

Die Hauptfrage stellt sich anders. Das Grundprinzip der kretischen Kunst steht zu der hellenischen in scharfem Gegensatze. Sie ist malerisch, illusionistisch: sie wagt mit erstaunlicher Kühnheit wiederzugeben, was sie sieht, das Gesamtbild auffassend, das vor ihren Augen liegt, nicht das einzelne herausbildend. Dagegen der geometrische Stil, der sie ablöst, fängt ganz von vorne an, kindlich, ungeschickt, aber voll ernsten Strebens, sich über alles Rechenschaft gebend. Man kann gar nicht verkennen, daß von der Dekoration der Dipylonvasen und ihren Vorläufern, die noch lediglich mit regelmäßigen Ornamenten operieren, eine gerade Linie der Entwickelung bis zu dem Parthenon mit allem seinem Schmucke führt; zu den Fresken Polygnots nicht minder. Wir finden dieselbe Kunst in dem strengen Aufbau der attischen Tragödie; sie beherrscht die griechische Metrik nicht minder und die Periodisierung der griechischen

Kunstprosa; es ist die Stilisierung, die wir spezifisch klassisch-hellenisch nennen. Gehört nun Homer zu der vorhellenischen Kunstart oder zu der geometrischen, die zu seiner Zeit in Übung war? Der Aufbau des Epos im ganzen darf nicht herangezogen werden, denn das hat gar nicht als Ganzes gewirkt oder wirken wollen, sondern die ganzen Kunstwerke, die nur scheinbar Teile sind. Da lese man einmal die Kämpfe, die im Labda der Ilias erzählt werden, schematisiere sich den Aufbau von Agamemnons Aristie zu der des Diomedes und Odysseus: man wird eine Strenge der Tektonik finden, die geradezu unübertrefflich ist. Man lese das Gedicht von Hektors Tod (es beginnt Φ 526 und ist sehr gut erhalten): wie da drei Reden, von Priamos, Hekabe und Hektor vor dem Kampfe stehen, drei Reden, von Priamos, Hekabe, Andromache dahinter, das ist eine Symmetrie, die kein Giebelfeld übertrifft.

Die Gleichnisfülle des Epos zeigt uns, was die Menschen damals mit besonderer Teilnahme schauten. Das ist in erster Linie die elementare Natur; davon kann die bildende Kunst kaum etwas wiedergeben. Dann sind es die wilden Tiere, eben die, mit denen die Ionier auf der Jagd zusammenstießen. Dieselben Tiere zeigen uns die bemalten Tongefäße, aber nicht die der kretischen Kunst. Die Stierjagden der Becher von Vaphio usw. fehlen bei Homer, und noch bezeichnender ist, daß die Fische und Schmetterlinge und Polypen, an denen die kretische Kunst Freude hat, bei Homer ebenso fehlen wie in der hellenischen Ornamentik. Und vollends die Blumen. Es ist ein höchst merkwürdiger Mangel der homerischen Welt, daß sie zu diesen gar kein Verhältnis hat. Der junge Fruchtbaum im Obstgarten, die verschiedenen Waldbäume werden in ihrer Eigenart vom Gleichnis verwandt, aber Rose und Veilchen, Hyakinthos und Krokos dienen nur zur Farbenbezeichnung (außer daß sie zum Beilager von Zeus und Hera einmal emporsprießen); einmal zeigt ein Gleichnis den Mohnkopf; man kennt noch nicht einmal Kränze. Ganz langsam entwickelt sich dann die Freude an der Blume; aber bei Sappho fällt sie doch noch auf, ebensosehr als etwas Weibliches wie als etwas Poetisches. Und naturalistische Wiedergabe von Laub und Blüten scheint sogar erst im Verlaufe der hellenistischen Zeit von der bildenden Kunst angestrebt zu sein. Dagegen sehe man die illusionistische und doch im edelsten Sinne ornamentale Verwendung der Blumen in der kretischen Kunst. Das offenbart Gegensätze, die tief in der Sinnesart wurzeln. Gewiß wird sich bei genauerer Beobachtung auch manches finden, das Homer eben als Ionier mit der vorhellenischen Kunst gegen die spätere teilt, die wesentlich vom Mutterlande bestimmt wird: aber das wird die zeitliche und örtliche Fixierung dieser Poesie nur bestätigen.

Homerischer Stil.

Wir nennen die epische Poesie erzählend, und sie ist ja auch insofern fast überall rein erzählend, als sich der Dichter ganz verbirgt. Nur der Dichter der Patroklie oder doch fast nur er geht damit schon einen wichtigen Schritt weiter, daß er mit bestimmten Kunstmitteln ein

bestimmtes Ethos erzeugt; er antizipiert durch eigene Zwischenbemerkungen den Ausgang, und er redet den Patroklos in bedeutenden Momenten direkt an. Was im ausgearteten Epos eine Figur ist, die Apostrophe, ist hier bei ihrem ersten Auftreten noch von ganz individueller Wirkung. Auch in der Kunst des Erzählens sehen wir die Geschicklichkeit wachsen. Während meistens nur geradlinig erzählt werden kann, so daß das zeitliche Nebeneinander in ein Hintereinander verwandelt werden muß (zuweilen sehr unbeholfen, am meisten zwischen der Rede Agamemnons, nachdem Menelaos gesiegt hat, und dem Schusse des Pandaros, den der Dichter unmittelbar darauf erfolgt denkt), kann z. B. die Dolonie ganz vorzüglich den Szenenwechsel vornehmen. Ganz allgemein gilt aber, daß die direkte Rede der eingeführten Personen einen so großen Teil der Erzählung einnimmt, daß den Alten die Verwandtschaft mit dem Drama immer für Homer charakteristisch war. Dieser große Vorteil erwuchs einmal aus der Naivität der Sprache, die noch gar kein Denken kennt, sondern nur ein „zu sich selbst Sagen"; aber aus der Not macht der Dichter eine Tugend: sein Vorgang wird den Monolog der Tragödie erzeugen. Stark wirkt dazu auch die Unpersönlichkeit des Vortragenden. Das hat dann dazu geführt, daß der ganze Hauptteil der Erzählung einem Mithandelnden in den Mund gelegt ward, wie dem Nestor in dem selbständigen Gedichte, das im zweiten Teil von Labda steht (von den Kritikern gröblich verkannt), dem Nestor und Menelaos in der Telemachie. Das gipfelt in den Apologen des Odysseus, die ein Vorbild für alle Epik wurden, ja darüber hinaus: ihr Dichter ist der Archeget des Ichromanes.

Zu den Theorien, die uns auf der Schule aus Lessing eingeprägt werden, gehört, daß Homer ein großer Dichter wäre, weil er nur erzählte, nicht schilderte. Das ist zutreffend, wenn Lessing die Schönheit der Helene in der Wirkung auf die troischen Greise hoch über die Personalbeschreibung Angelicas bei Ariost stellt. Nur hat er die Gattungen der Poesie ganz abstrakt gefaßt, und wir werden an dem weiblichen Schönheitsideal, das der liebenswürdige Plauderer seiner raffiniert sinnlichen Gesellschaft zeichnet, unsere Freude haben und es nicht mit den Signalements der spätgriechischen Romane zusammenstellen, die in Wahrheit aus den Signalements der Akten stammen, wie sie die Papyri zeigen, also einem Publikum gefallen durften, das beständig von den besonderen Kennzeichen seines eigenen Leibes Zeugnis ablegen mußte. Ob Homer die Fähigkeit besessen hätte, ein solches Signalement zu machen? Man kann sich doch nicht verhehlen, daß er namentlich von dem Aussehen seiner Frauen gar nicht imstande gewesen ist, ein sinnliches Bild zu entwerfen. Sah etwa der bildende Künstler seiner Zeit bereits so genau? Individuelle Erscheinung (von der Karikatur abgesehen, die Thersites bereits erfährt) hat wohl überhaupt erst die neue Komödie und die hellenistische Poesie aufgefaßt. Jedenfalls hätte die Furcht vor dem Schildern keinen Hinderungsgrund abgegeben, denn daß der Schild des Achilleus verfertigt wird, hat

keine andere Bedeutung, denn als Form der Anreihung. In dem anaphorischen „er machte" liegt wenig Poesie, und gerade von dem Ganzen des Schildes erhalten wir kein Bild, so wenig wie von seinem Werden. Wir bekommen eine Schilderung der einzelnen Szenen, und der Dichter hat die Freude, uns zu sagen, was die Menschen und Tiere machen, die er beschreibt. Lessing verkannte, daß das Epos ja die einzige Art des Ausdruckes seiner Zeit war, und da diese sich an einem schönen Panzer oder Schilde vergnügte, freute sie sich auch an der Beschreibung. Die Griechen haben die Beschreibung des gestirnten Himmels bei vielen Dichtern vor Arat und dann bei diesem als ein echtes poetisches Kunstwerk gelten lassen; Platon allerdings wählte die Fiktion eines Weltschöpfers, um die Schilderung des Zustandes zu beleben: er ist ein Beleg und allerdings auch ein Beweis für das, was Lessing abstrakt richtig empfand. Der Schiffskatalog ist in die Ilias, die er voraussetzt (daher ein wichtiger Zeuge für ihren damaligen Bestand) erst eingelegt und will die homerische politische Geographie, also ein gutes Stück Geschichte lehren: das ist unweigerlich didaktische Poesie, einerlei, ob wir diese theoretisch gelten lassen. Er und die Katalogpoesie Hesiods und seiner Nachfahren sind vollkommen gerechtfertigt für ihre Zeit, denn die Belehrung konnte damals in gar keiner anderen Form erfolgen. Die Bedeutung der poetischen Form war gerade darum so hoch, weil sie nicht nur als Poesie wirken wollte und wirkte, weil das *prodesse et delectare* so ernsthaft genommen ward, daß auch einmal das erste vorwiegen durfte. Ob es später angemessen war, dieselbe archaische Form zu wählen, ist etwas anderes. Für die Griechen ist Homer auch als Didaktiker vorbildlich geworden.

Endlich was wäre die Ilias ohne die Gleichnisse? Es gibt einzelne ihrer Dichter, die sie gar nicht handhaben, namentlich wenn die Reden überwiegen, oder die Manier setzt nur ein paar als Putzmittel auf, wie die Telemachie; aber im ganzen gehören sie zu dem festen Stile. So sind sie mit ihm vererbt, und man sieht bei den Nachahmern (Apollonios verfährt darin ganz so wie Goethe und dieser wie Apollonios), wie sie, weil es eben zum Stile gehört, auf die Gleichnisjagd gehen oder öfter nur die homerischen sinnreich oder frostig variieren. Die originalen Dichter haben sie angewandt in erster Linie, um die Stimmung zu geben, die namentlich die Naturbilder einem Volke unmittelbar vermittelten, das so ganz mit der Natur lebte wie die Griechen. Nur gottbegnadete Dichter, nicht eben viele, haben nachher dies Naturgefühl besessen. Wie bringt der Erzähler es fertig, die Stimmung des siegreichen und des geschlagenen Heeres zu schildern? Er malt eine sternenklare Nacht, in der der Hirt bei seiner Hürde sich gesichert fühlt vor reißenden Tieren und Dieben; und er malt das aufgewühlte Meer, das mit schwarzen Wogen den Seetang gegen das Ufer wirft. Wie schildert er die Stimmung der Achäer und der Troer, als plötzlich die frische Schar des Patroklos einbricht? Er malt, wie vom Hochgebirge, das den Ioniern immer vor Augen lag,

eine schwarze beschattende Wolke plötzlich weggeblasen wird, so daß die Kuppen und Alpen im hellen Scheine sichtbar werden; und er malt, wie plötzlich am Himmel die verderbliche Gewitterwolke aufsteigt. Das ist kein äußerlicher Putz: darin liegt mehr als in allen rhetorischen Schlachtbeschreibungen oder psychologischen Analysen: aber empfinden wird es nur, wer das Naturgefühl mitbringt, kein Kind und kein Großstädter. Die Künste aller Imitatoren haben Ähnliches nicht erreicht. Dagegen kann man voraussehen, wie sich diese Bilder als echteste Lyrik absondern werden: zu Sappho und den Liedern des Dramas führt dieser Weg. Nicht minder vollkommen sind die Bilder aus der Tierwelt, freilich fast alle ins Erhabene stilisiert. Man wird nicht mehr daran erinnert, daß es noch nicht lange her war, da die großen Götter in Tiergestalt umgingen; aber wohl deutet es voraus, auf die Tierbilder der Orakelpoesie, auf die Tierfabel der Ionier, auf die ionische Beobachtung der Tiere, ihres Charakters und ihrer Lebensweise, die bei Aristoteles unsere Bewunderung erregt. Dies Volk, das die Natur so mitfühlend betrachtete, hatte sie in göttlichen Personen beseelt: es sollte auch die echte Naturwissenschaft erschaffen, deren Wurzel die Beobachtung ist.

Das Epos ist heroisch; es verschmäht die niedere Bevölkerung; der edle Schweinehirt der Odyssee ist am Ende ein geraubtes Königskind, und der böse Ziegenhirt ist dazu bestimmt, in grausamster Weise Sklaventod zu leiden; Thersites ist der Demagoge, den der adlige Herr mit dem Stocke zur Räson bringt. In solchen Szenen darf ein wenig Derbheit und ein wenig grelle Zeichnung angewandt werden; sonst ist die höfische Sitte sehr zu spüren. Der späte Schwank von Ares und Aphrodite ist äußerst gewagt, aber die Dezenz des Ausdruckes läßt auch hier nichts zu wünschen übrig. Im stärksten Gegensatze steht die Ungeniertheit der Novelle bei Herodot; der Traum der Mandane wäre bei Homer ebenso unmöglich wie in einem athenischen Prosabuche. In der Tat hat die homerische Dezenz auch ihre Vorbildlichkeit für die ernsterhabene Poesie und die Prosa Athens. Aber es kann die Nebenströmung nicht gefehlt haben; auch vor Archilochos und Hipponax müssen ihresgleichen gewesen sein. Und da die epische Form die einzige Kunstform war, mußte sie sich am Ende auch dieser Stoffe bemächtigen. Wir wissen von einem solchen Epos, das noch Aristoteles dem Homer beigelegt hat, und das noch Kallimachos bewundert hat. Dann ist es dem Vorurteil der homerischen Dezenz zum Opfer gefallen. Es war der Margites, den ein kolophonischer Dichter vor 700 verfaßt hatte, der aller Wahrscheinlichkeit nach Melesigenes hieß. Man kann nur sagen, daß der Held eine Charakterfigur war, ein Nichtsnutz, der alle Künste nur halb versteht; der Name sagt, daß er sich mit wildem Elan auf alles mögliche gestürzt hat und sich natürlich überall blamiert. Von den Zoten, die nicht fehlten, ist noch ein Schatten da. Auch hier noch kein Individuum, aber wohl die Vorstufe zu der Herausarbeitung von Charaktertypen, die schließlich in dem attischen Lustspiel das Funda-

Burleskes Epos.

ment der modernen Charakterkomödie werden sollte. Und die Form des Margites, die Einmischung iambischer Trimeter unter die heroischen Verse, beweist einmal die Existenz dieser volkstümlicheren Maße, zweitens die Unzulänglichkeit der epischen Form, sobald eine andere Stilisierung notwendig ward. Vor allem lehrt der Margites, daß wir nicht vergessen sollen, es hat neben Homer eine volkstümliche Dichtung gegeben — nur läßt sie sich nicht mehr kennen. Diese Unterströmungen werden wir zu allen Zeiten anerkennen, aber sie können uns niemals wirklich greifbar werden, und sobald einmal etwas hervortritt, wird es sofort künstlich stilisiert. Das ist das Charakteristische der griechischen Literaturgeschichte.

II. Das Epos im Mutterlande. Die Rhapsoden waren fahrende Leute wie Ärzte und Seher und Handwerker, die als Berufsstände neben den engen politischen Gemeinden standen, in denen die Geburt das Bürgerrecht gab, und sie genossen herumziehend eines Schutzes durch Gewohnheitsrecht. So sind sie schon früh über die Inseln in das Mutterland gekommen, haben mit dem Epos die Literatursprache hinübergebracht und verbreitet, und mit dem Epos brachten sie dessen Götter und Heroen, brachten sie die Nahrung der Phantasie in der Fülle des Stoffes und erweckten das Gefühl für kunstmäßige Rede, für Poesie. Sie haben sich in den Zentren der Kultur während der hellenischen Periode bald festgesetzt, in Sparta, Argos, Korinth, Delphi. Dort gab es überall Geschichten, der ionischen Sage vergleichbar, die nach der Formung durch Dichterkraft verlangten. Der Herrenstand, soweit er gebildet genug war, Homer zu verstehen, verlangte die Taten und Namen seiner Ahnen, der Gründer seiner Städte und Staaten ähnlich verherrlicht zu sehen; er verlangte, die heroischen Geschichten durch seine Heroen belebt zu sehen, wie einst der Rhodier Tlepolemos und der Lykier Sarpedon in die Ilias gekommen waren. Ging das nicht wohl an, so hatten eben Herakles und Telamon Ilios auch einmal belagert und bezwungen. Die Thebais spielte im Mutterlande selbst; sie bot der Umarbeitung noch viel leichtere Handhaben, und das alte homerische Gedicht ist unter diesen zugrunde gegangen. Wir haben stofflich sehr viel von diesen festländischen Epen, aber die Form war ausgeartet: die Dichter von Korinth und Sparta vermochten die fremde Rede nur unvollkommen nachzubilden. So hat sich von ihnen nichts erhalten als ein paar leere Namen. Glücklicherweise ist die Ilias von festländischen Überarbeitungen frei geblieben. Die Odyssee hat ihre letzte Gestalt aber erst hier erfahren, nicht vor dem 7. Jahrhundert, vielleicht erst zu Solons Zeit, und was der letzte Ordner dazu getan hat, ist an Erfindung und Ausführung gleich minderwertig.

Homerische Hymnen.

Wenn die Rhapsoden an den Götterfesten vortrugen, schickte es sich, daß sie der heroischen Erzählung eine Huldigung gegen den Gott vorausschickten, dem das Fest galt. Wie es nahelag, hat sich daraus hie und da ein Gedicht entwickelt, das von den Taten, namentlich von der Geburt

des Gottes statt von einem beliebigen Abenteuer vor Ilios oder Theben handelte. Wir besitzen in den sogenannten homerischen Hymnen ein Buch eines Rhapsoden, das neben vielen kurzen Proömien an verschiedene Götter (eines darunter an Hestia; das sang er, wenn er am Herde eines Privatmannes niedersaß) eine Anzahl ausführlicher Gedichte enthält, verschiedener Herkunft und Zeit. Darunter ist jetzt in einen großen Hymnus an Apollon verarbeitet das schöne Gedicht, das ein blinder Sänger aus Chios auf Delos an der Panegyris des Gottes vorgetragen hat, spätestens zur Zeit des Archilochos. Ursprünglich hatte er auch seinen Namen genannt, aber den hat man beseitigt, damit er Homer sein könnte; so ist der zu seiner Blindheit gekommen, von der übrigens im Altertum viel weniger Wesens gemacht wird als heute. Dies ist das älteste Stück der Sammlung; aber auch in anderen wird recht Altes zugrunde liegen; die Überarbeitung ist hier sehr viel tiefer gegangen als in der Ilias oder scheint uns doch so, da die alexandrinische Grammatik diese Gedichte verachtete, weil sie für ihre Auffassung unhomerisch waren. Jedes der größeren Stücke hat einen besonderen Reiz, und nicht nur historischen; aber da nicht nur die Verfasser, sondern auch Ort und Zeit der Entstehung im Dunkel bleiben, kann die ganze Gattung nur mit in das allgemeine Chaos gerechnet werden, die Rhapsodenpoesie der hellenischen Periode, die wir wohl oder übel homerisch nennen.

Es mag um das Jahr 700 gewesen sein, daß der Bauernsohn Hesiodos aus Askra am Helikon den Stab des Rhapsoden ergriff. Er stammte zwar aus asiatischem Äolerblute (sein Vater war erst eingewandert) und hatte zu seinem Bergdorfe kein Heimatsgefühl; aber die homerische Weise, die er von den Rhapsoden erlernte, war ihm doch innerlich auch nicht genügend. Er ward zum Epiker nicht um Geschichten zu erzählen, sondern um das auszusprechen, was ihm das Herz schwer machte. Der erste Dichter auf europäischem Boden war ein Antipode Homers, darum ist er bei geringer sinnlicher Gestaltungskraft allein aus der epischen Zeit erhalten geblieben. Er nennt uns selbst seinen Namen und erzählt die Vision, die ihn aus dem engen Hirtenleben zum Dichter berufen hat. Er grübelte über dem Widerspruch, in dem die bunte lustige Götterwelt Homers zu der finsteren Ungestalt seiner heimischen Götter stand. Wer waren die echten Musen, die aus den olympischen Häusern, oder die um den Born auf dem Gipfel des Helikon im Nebel tanzten? oder waren sie dieselben? Waren das keine Götter, die um ihn walteten, der Eros, den seine Herren in der Stadt Thespiai, zu der Askra gehörte, als einen Steinkegel verehrten; die vielen Dämonen, die in der Erde wohnten und die Schätze der Tiefe dem arbeitsamen Ackerer gewährten? Homer wußte von allen solchen Göttern nichts, kaum von der Erdmutter, der Hauptgottheit Böotiens. In Böotien war Poseidon, der als Roß umgeht, der Herr des Landes; sein Hufschlag hatte die Quelle des Helikon erstehen lassen; schwerlich kam Zeus gegen ihn auf, der bei Homer der

Hesiodos (um 700).

Götter und Menschen Vater war. Darüber hatte er viel gesonnen; die heimischen Musen hatten ihm nun Klarheit gegeben: die Götter hatten auch ihre Geschlechter und hatten ihre Geschichte. Ordnung mußte in die verwirrende Mannigfaltigkeit kommen; die Erde und der Eros waren Urgötter, aber jetzt war das Reich von ihnen übergegangen an ihre Kinder und Kindeskinder, die Götter Homers. Und das erzählte er dann: er schuf den Hellenen die erste Theogonie, die erste von vielen, und sie selbst liegt uns (und lag dem Aischylos und dem Pindar) nur in späterer Überarbeitung vor: aber von dem Gedanken haben sie nicht gelassen, soweit sie an Göttern überhaupt festhielten, die Weltentstehung und die Götterentstehung zu erzählen. So abstrus es ist, großartig ist es doch. Dem Dichter der Theogonie geht der Begriff der Entwickelung auf, er faßt sie als die Deszendenz eines Geschlechtes: seine rechten Nachfahren werden die Personen fallen lassen, aber Mythologeme werden auch sie immer nur hervorbringen.

Hesiodos sollte noch weit Größeres leisten. Sein Bruder betrog ihn um sein Erbgut; die Richter in Thespiai waren bestechlich und er bekam sein Recht nicht. Da fragte er sich, ob denn auch bei Gott kein Recht wäre, und sein Glaube half ihm: das Recht, das hier unten zu kurz kommt, hat droben einen unbestechlichen allmächtigen Herrn: der ahndet Eidbruch und Gewalt. Das unrechte Gut gedieh dem Perses nicht. Wie gedeiht dem Menschen das Leben? Durch nichts als durch redliche Arbeit. Das sah Hesiodos ein, und der fahrend gewordene Bauernsohn ward innerlich warm bei dem Gedanken, wie der Bauer jahraus jahrein schafft und schwitzt, wie aber nach den sauren Wochen auch die frohen Feste kommen, und wie köstlich beides ist, Arbeit und Fest. Da schrieb er das Gedicht, das man „die Werke“ nennt: man sollte es „die Arbeit“ nennen. Es ist kein wohldisponiertes Gedicht; die Gedanken und Gefühle des eigenen Herzens ringen sich nur mühsam empor. Daher ist es so sehr viel leichter, es zu zerreißen oder auch zu verbessern, als den Gängen und Sprüngen des Hesiodos zu folgen: hat man doch wahrhaftig sogar hier den individuellen Menschen verkannt, um es zu homerisieren. Gewiß, die Kunst verhält sich vielfach zu der Homers, wie die Bauernhütte, in der neben der von der Feldarbeit gekrümmten Frau nur noch der Zugstier als Gefährte lebt, zu dem Herrenhofe des Alkinoos. Aber nicht ohne Grund haben schon die lesbischen Lyriker auf dieses Gedicht angespielt, hat es der Jugendunterricht rasch herangezogen und Kallimachos seine Süßigkeit gelobt. Mit dem Spruche „Arbeit ist keine Schande“ hat sich die griechische Bürgerschaft über das Phäakentum erhoben, und auf den Spruch von dem breiten Wege der Gemeinheit und dem schmalen der Mannestugend hat nicht nur Sokrates, sondern auch die alte Christenheit gebaut (in den „Zwei Wegen“, einem Teile der sogenannten Apostellehre). Wie Hesiod den dürren Sommer und den schneidenden Winter schildert, das ist nicht das homerische Gleichnis: da ist die Natur vom Bauern-

standpunkte angesehen, aber mit denselben hellen Augen, und neben dem Stimmungsgehalt hat die Realität auch ihren Wert. Wieviel der köstlichen Sprüche Hesiods Eigentum sind, ist nicht zu entscheiden (πλέον ἥμισυ παντός gehört ihm, und das ist kein Allerweltssprichwort): die Präzision der griechischen Gnome tritt bei ihm vorbildlich in die Erscheinung. Es ist klar, daß die Spruchpoesie nicht von einem Menschen erfunden ist; die Gnome löst sich auch nicht aus dem Epos aus wie das Naturbild des Liedes, sondern wird in das Epos hineingezwungen: aber für die Griechen ist Hesiodos der Vater sowohl der Gnome wie der Tierfabel geworden, weil sie beides bei ihm zuerst kennen lernten.

Das ganze Altertum hat dem Hesiodos noch ein Epos zugeschrieben, den Frauenkatalog; wir sind nicht berechtigt, das anzuzweifeln. Im Gegenteil, der Katalog, der mit dem ersten Menschen anfing, zu dem ersten Hellenen fortging, dem Vater der drei Stämme, in die man in Asien sich gewöhnt hatte, die Hellenen zu zerteilen, und so Ordnung in das Stamm- und Völkergewirr brachte, ist so recht im Sinne der Theogonie; der Verzicht auf den Schmuck der bunten Geschichten auch. Das war freilich rein didaktische Poesie, in gewissem Sinne der erste Versuch einer Weltgeschichte. An alles das hat sich dann eine kaum übersehbare Masse von Zusätzen und Nachahmungen angeschlossen, ein gutes Teil der inhaltlich reizvollen, formell geringhaltigen Epik des Mutterlandes während der Jahrhunderte sieben und sechs. Nur die Anknüpfung an die Kataloge macht den Unterschied gegen die homerische Poesie jener Zeit, die ja auch im Mutterlande blüht. Von dem Gegensatze einer homerischen und einer hesiodischen Dichterschule zu reden ist also ganz verkehrt; das geringe Gedicht über den Schild des Herakles, das wir allein besitzen, ist sogar ausgesprochen homerisch, obwohl es hesiodisch heißt, weil es eine Eindichtung eines Kataloggedichtes war. Der ganzen Epik des Mutterlandes hat die Weihe echter Kunst gefehlt: erst in der Umbildung durch die Lyrik, eigentlich erst durch das Drama haben die köstlichen Stoffe Dauerbarkeit erhalten, wenn auch die fünf Bücher Kataloge, die sich als hesiodisch behaupteten und in einem kleinen Kerne auch waren, viel länger gelesen worden sind als die homerisierenden Epen. Diese hat schon zu Anfang der hellenistischen Zeit nur der Gelehrte gelegentlich eingesehen: von Hesiods Katalogen mehren sich die Bruchstücke in den Papyri der späten Kaiserzeit.

III. Elegie und Iambus. In Ionien kam ein neuer Aufschwung in die Dichtung durch die steigende Bildung der herrschenden Stände, und die Zuckungen der unaufhörlichen politischen Streitigkeiten werden dazu wesentlich beigetragen haben. Die gebildeten Männer, die Führer der Gemeinde oder der Partei, wurden es müde, sich von anderen etwas vordichten zu lassen. Ihre eigenen Taten und Pläne waren ihnen wichtiger als die ihrer Ahnen. Sie durften sich zutrauen, selbst in poetischer Form

zu reden, und sie bedienten sich der Macht, die die Beherrschung der Form verleiht, um die öffentliche Meinung zu bestimmen. Der Vergleich mit den Troubadours der Provence drängt sich auf, und Hipponax steht gut als Jongleur daneben. Nun war dazu der epische Stil unbequem; man mußte ihn auf die lebendige Rede abtönen. Die alte Begleitung durch die Leier war schon aufgegeben; die Saitenmusik hatte aber überhaupt einen Konkurrenten erhalten in den Blasinstrumenten (wir sagen Flöten, obwohl sie eher Klarinetten sind), die die Griechen allgemein von den Phrygern und Lydern übernahmen, so daß hinfort der Flötenspieler bei keinem Opfer, die Flötenspielerin bei keinem Gelage fehlen durfte, während Homer die Flöten nur bei Barbaren kennt. Diese Musik brachte eine totale Veränderung des musikalischen Betriebes mit sich. Das Saiteninstrument hatte der Dichter selbst geführt, sich selbst begleitet und die Töne improvisiert. Jetzt blies ein anderer eine Weise, festbestimmt, damit sich der Sänger danach richten konnte; dieser Musikant aber war eine untergeordnete Person: er wußte seine kleine Anzahl Töne; auf die mußte der Dichter sich einrichten. Ohne Frage gab es für die rituellen Akte, Opfer, Bittgänge, Begräbnisse, Hochzeitszüge, zu denen auch die Spende gehörte, mit der die Gelage begannen, feste Flötenmelodieen und entsprechende Liederchen, nicht in dem heroischen, rezitativen Maße, sondern in anderen, volkstümlichen, die längst bestanden hatten, ehe die Flöte und selbst ehe die homerische Dichtung aufkam. Natürlich war einzeln auch der Hexameter hierfür verwandt, seit es ihn gab; wir haben ein paar Gedichte der Art in der volkstümlichen Lebensbeschreibung Homers. Unter diesen Maßen war eine kleine Strophe, ein Hexameter als Vorgesang voraus, dann zwei Stollen, je ein katalektischer daktylischer Trimeter, die aber vor der Zeit unserer Zeugnisse zu einem Verse verwachsen und demnach verschieden behandelt waren; der Vers ist, weil er in der Totenklage (Elegos) vorkam, Elegeion benannt worden, was über seinen Charakter nichts aussagt. Neben ihm stand der iambische Trimeter, der schon im Margites begegnete (S. 16), und andere iambische Maße. Das Iambeion ist benannt nach seinem Vorkommen in rituellen Spottgedichten, die eben Iamben hießen, besonders die, welche an den Demeterfesten von den Weibern rezitiert und improvisiert wurden. Wir dürfen auch den trochäischen Tetrameter zurechnen, müssen aber alle diese Maße noch sehr frei und kunstlos behandelt denken. Sie nun griffen die Männer auf, die in sich das Zeug zum Dichter fühlten, und indem sie sie mit Geist und Kunst adelten, zur Sprache im wesentlichen die gebildete Volkssprache nahmen, aber aus der epischen, die ihnen ja keine fremde war, bereicherten, schufen sie die neue Gattung. Zunächst nannte man diese ebenfalls nur Verse, ἔπη; später sagte man Elegie und Iambus, doch so, daß die beiden immer beieinander und als rein gesagte Verse zum Epos gehörig blieben. Denn wenn auch die Elegie Flötenbegleitung hatte, die auch beim Iambus denkbar ist, war das doch dem Dichter unwesentliches Beiwerk: er sang nicht eine feste

Melodie, geschweige daß er eine erfand. Daher denn auch alle diese Maße bald für die älteste Lesepoesie verwandt worden sind, für die Aufschriften von Weihgeschenken und Grabsteinen, das Epigramm. Ganz wie das Epos wurden diese Gedichte bald von den Rhapsoden vorgetragen und von den Kindern in der Schule gelesen und gelernt.

Die Griechen haben als den Erfinder oder Vollender des Iambus und der Elegie den Archilochos von Paros betrachtet (datiert durch die totale Sonnenfinsternis vom 6. April 648, die er erwähnt); sein Ruhm rückt ihn fast neben Homer. Was ihn so hoch erhob, war die rückhaltlose Gewalt, mit der er seine Persönlichkeit einsetzte und die Poesie als Waffe gebrauchte: man konnte sich nicht genug tun, von ihrer Gefährlichkeit zu erzählen. So viel sieht man auch noch, daß er kein Mittel scheute; die Derbheit geht bis zur Unflätigkeit, der Angriff bis zum Schimpfen: aber man begreift, daß der trotzige Gegensatz zu der homerischen Dezenz den Griechen, die im Banne des Stiles zu stehen pflegen, mächtig imponierte. Es war einer, der sich nicht kopieren ließ; selbst Horaz ist daran gescheitert. Wir können über die Poesie nicht selbst urteilen; doch sagt die Tatsache genug, daß die kleinen privaten Angelegenheiten eines Bastards von Paros, der keineswegs in hervorragender Stellung an der Besiedelung von Thasos und den Kämpfen mit Nachbarn und Barbaren teilgenommen hat, offenbar aber nie auf einen grünen Zweig gekommen ist, ziemlich tausend Jahre lang, erst dem ganzen Volke, dann gerade den Geschmackvollsten kein geringeres Interesse abgewonnen haben als der Völkerkampf der Ilias. Beurteilen können wir wenigstens die formale Kunst. Archilochos hat in der Behandlung des Distichons die Vollkommenheiten der hellenistischen Behandlung vorweggenommen und den Iambus und trochäischen Tetrameter sofort in die kanonische Form gebracht: man muß sagen, es gibt keine höhere Vollkommenheit. Dabei nirgend etwas Schwülstiges, Verstiegenes, immer die wirkliche Rede des Lebens, immer jene Einfachheit und Verständlichkeit, wie sie nur etwa Aristophanes erreicht; die alte Komödie hat überhaupt viel von ihm gelernt, aber die Feinheit seines Verses gar nicht angestrebt. Daß wir den Archilochos nicht mehr besitzen, liegt wohl an seiner Obszönität; die Schule konnte ihn nicht gebrauchen. Die Fragmente sind so spärlich, weil er so leicht verständlich blieb, denn er war ein Ionier, und zwar von den Inseln, deren Mundart dem Attischen noch viel näher stand als das asiatische Ionisch. Die Grammatiker fanden wenig zu tun; Sittensprüche waren auch nicht auszuheben. Fälschungen später Zeit des Altertums haben glücklicherweise keinen Schaden gestiftet, und plumpe Schweinereien, die wohl erst die Renaissance auf seinen Namen gestellt hat, sind sogar noch ungedruckt, was kein Schade ist. Aber der Verlust der Originale ist unschätzbar.

Archilochos (um 650).

Was wir sonst von Dichtern dieser Art wissen und an Versen besitzen, ist gering. Der samische Staatsmann Semonides, ein Zeitgenosse des Archilochos, ist berufen wegen eines Iambus gegen die Frauen, grobe

Semonides (um 650).

und ziemlich salzlose Spöttereien ohne Reize der Form. Man muß sich erinnern, daß die Weiber eben bei der Gelegenheit, die durch eine mythische Iambe verherrlicht wird, ihre saftigen Schimpfreden losließen: da ist ein männlicher Iambus gleichen Kalibers entschuldbar. Moralische Betrachtungen desselben Mannes sind interessanter, aber alles doch nur historische Rarität.

Hipponax (um 520). Hundert Jahre später hat sich auf den Gassen von Ephesos ein Poet herumgetrieben, der sehr wehleidig um einen Rock bettelt, weil er so bitterlich fröre; wenn er ihn nicht bekommt, wird er schimpfen; das versteht er. Er mischt lydische Worte in sein Griechisch und läßt einen halben daktylischen Hexameter plötzlich für einen halben iambischen Trimeter eintreten. Und doch ist dieser Hipponax ein Klassiker geworden, und für unsere Sprachkenntnisse ist es jammerschade, daß er als der späteste Verlust gebucht werden muß, den die griechische Poesie erlitten hat. Tzetzes hat ihn noch im 12. Jahrhundert besessen. Vermutlich ist uns wirklich auch Poesie verloren gegangen, realistische Szenen des Lebens; wenigstens hat ihn darum die hellenistische Poesie, selbst Kallimachos, geschätzt und nachgeahmt. Sicher hat er für seine verzerrten Bilder mit glücklichem Griffe das Maß geschaffen, indem er für das letzte Metrum des Trimeters, das Archilochos ganz rein zu halten gelehrt hatte, eine disharmonische Form wählte, die in volkstümlichen Versen an erster Stelle zugelassen war. Der Hinkiambus ist seitdem kanonisch: so seltsam stark dominiert bei den Griechen die Autorität einer gelungenen Vorlage.

Mimnermos (um 600). Wie wir von den drei Iambographen eigentlich selbst kein Urteil gewinnen können, so wäre es auch Selbsttäuschung, wollte man sich ein Bild von Mimnermos nach ein paar Dutzend tadelloser und frischer Distichen machen, die jene Lebenslust und Genußfreude atmen, um derentwillen Solon ihn zurechtweist. Für diesen ist es ein bedeutender Zug, daß er daran mahnt, wie die geistige Leistungs- und Genußfähigkeit dem Greise bleibt, der seine Jugend nicht auf das Genießen verbraucht hat, das gemein macht. Daß Mimnermos in dieses aufgegangen wäre, folgt keineswegs. Wenn der berühmte Athener ihn anredete, war er kein Flötenspieler, sondern ein Mann von geachteter sozialer Stellung, wie er denn auch als ein Bürger von den Großtaten einzelner Kolophonier redet. Die Alexandriner haben seine Gedichte, oder doch ein Buch, mit dem Titel Nanno versehen, nach einer Flötenspielerin, die also als Adressatin hervortrat. So ward dies Buch Vorbild für ihre und dann für die uns allein bekannte römische Elegie, die sich irgendeinen wahren oder fiktiven Hetärennamen als Objekt der erotischen Poesie wählt. Daß Mimnermos zu Nanno sich verhielte wie Antimachos zu Lyde oder Goethe zu Faustine, folgt daraus mit nichten, und wenn auch, so hat diese Liebe weder seine Seele noch seine Poesie ausgefüllt.

Solon (Archon 594). Solon von Athen hat sich um die Herrschaft beworben, hat seine Politik vor den Freunden und der Nachwelt vertreten, hat seine reife

Lebensweisheit niedergelegt in Elegieen und Iamben. So war auch diese Gattung fertig von den Ioniern herübergenommen, und der stammverwandte Athener bediente sich dieser Ausdrucksform für eben das, was Perikles mit gesprochener Rede, Demosthenes neben dieser mit geschriebener besorgte. Die hohe und reine Seele Solons spricht glücklicherweise noch in einigen Gedichten zu uns; er dankt es dieser seiner Muse, daß sein Gedächtnis überhaupt erhalten blieb und wenigstens dies eine Bild für Aristoteles und für uns licht und scharf sich aus dem Nebel einer Zeit abhebt, die nur novellistische Überlieferung erzeugte. Aber unverkennbar hat seine Poesie noch etwas Unfreies und Konventionelles im Ausdruck; es ist doch nicht die Muttersprache, die er redet. Die attische Kürze und Präzision erreicht wohl der Ionier Archilochos, aber nicht der Athener Solon. Archilochos war Dichter, Solon Staatsmann und Denker: nur für jenen war die poetische Form dem Inhalte wirklich adäquat.

In Sparta gab es zu Platons Zeiten Elegieen, die in altertümlicher Weise zur Musik vorgetragen wurden, den Junkern die kriegerischen und politischen Tugenden einzuprägen. Der Verfasser gab sich in einigen als Feldherr im zweiten Messenischen Kriege, für den diese Gedichte die einzigen wirklichen Zeugnisse sind und den sie auf die Zeit des Archilochos etwa datieren. Man nannte diesen lakonischen Elegiker Tyrtaios, und er galt meist (ob in Sparta, steht dahin) für einen Fremden, obwohl er als Spartaner redete. Für jene Zeit kann man eine solche Bürgerrechtserteilung nicht undenkbar nennen. Poesie, die so überliefert wird, modernisiert sich und erleidet allerhand Umgestaltung; die erkennt man auch in den Resten, und gerade die jetzt berühmtesten, wirklich auch schönen Stücke stammen offenkundig weder aus Sparta noch aus dem 7. Jahrhundert. Aber es bleibt des Echten genug, um die Tatsache zu sichern, daß die Elegie, freilich mit sehr vielen Homerismen, die ein Ionier vermieden haben würde, und nicht ohne ungewollte Beimischungen aus der heimischen Sprache (die übrigens Hesiod auch nicht vermieden hat) als Mittel der Mahnrede auch in Sparta verwandt ist: Import wie das Epos, aber wie dieses dafür wirksam, allen Hellenen eine gemeinsame Sprache und Kultur zu verschaffen.

Tyrtaios (um 630).

Das zeigt noch viel klarer das Elegieenbuch, das unter dem Namen des Theognis von Megara auf uns gekommen ist, denn in ihm ist der Anteil dieses Mannes weder poetisch noch historisch das Wichtigste. Der megarische adlige Emigrant gibt seinem geliebten Knaben allerdings die Lebensregeln, die ihn sein Stand und sein Leben gelehrt hat; sein Horizont ist eng und seine Moral die eines überwundenen Standes. Die elegische Form ist dem Megarer doch nicht natürlich, und, statt um Neues und Eigenes zu ringen, behilft er sich mit dem Konventionellen. Da er noch die Perserkriege erlebt hat, gehört er eigentlich in die folgende Periode; aber er ist eben ein Nachzügler. Sein Buch ist uns überliefert mit vielem fremden Gute durchsetzt, und dessen Anhänge, ursprünglich ähnliche Bücher,

Theognis (um 490).

sind Zusammenstellungen von Gedichten oder Versreihen sehr vieler Verfasser, unter denen die berühmten Namen, Mimnermos z. B. und Solon, sich auch befinden, ohne hervorzustechen. Moralisches und Erotisches steht nebeneinander. Man hat es passend einem Kommersbuch verglichen, denn gesammelt sind diese Verschen, um beim Mahle von den Zechbrüdern zur Flöte rezitiert zu werden; ein großer Teil ist auch so entstanden. Es sind Verse darunter noch des 7. Jahrhunderts, aber auch Produkte der Sophistenzeit, köstliche Perlen und Trivialitäten, diese namentlich von moralisierendem Inhalt, meist über alten Leisten geschlagen. Besonders merkwürdig sind Stücke, in denen Mädchen reden. Man kann sie den weiblichen Teilnehmerinnen der Symposien auch zutrauen; aber manche werden den Mädchen in den Mund gelegt sein. Das Ganze gibt ein lebendiges Bild des gesellschaftlichen Lebens; man muß nur die Vasengemälde hinzunehmen; das Beste, das Individuelle, ist nur fast immer verblaßt oder übermalt. Diese Spruchpoesie des Symposions ist die Vorstufe des hellenistischen Epigramms. Wir nennen so etwas Lyrik, den Alten sind es ἔπη. Dies muß man sich ganz klar machen: erst dann versteht man die alte Poesie, wird dann aber auch für alle neuere einen freien Blick gewinnen, den die Schultheorie uns trübt.

Skolien. IV. Lyrische Poesie. Man sang damals bei den Symposien auch den Rundgesang; man war sicher, daß, wenn das Myrtenreis herumgegeben ward, die Zecher alle ein Lied auf einen der volkstümlichen Töne improvisieren konnten oder doch eins auswendig wußten, ganz wie sie es mit den elegischen Verschen taten. Das waren die Skolien, von denen wir aus Athen eine kleine Sammlung besitzen, reich an schönen politischen Tönen, aber auch Huldigungen an einzelne Götter, Erotisches, Gnomisches, alles wahrhafte Volkslieder, aber in der Verskunst und der Diktion, oft auch im Inhalte nur Nachklänge der Lieder von großen Dichtern des Ostens, und nur diese haben eigentlich in der Literatur eine Stelle.

Zahllos müssen die ionischen Liederdichter gewesen sein, die zu den verschiedenen zum Teil sehr komplizierten Saiteninstrumenten ihre Stimme erhoben haben, und die Liebe hat in diesen Liedern eine Hauptrolle gespielt, üppig und heiß, so daß dem Ionischen schon zu Aristophanes' Zeit der Nebensinn des Lasziven anklebte. Aus der ganzen Schar hat sich nur ein einziger Mann erhoben, der die Gattung geadelt hat.
Anakreon (um 520). Anakreon von Teos ward von der Persermacht aus seiner Heimat vertrieben, aber er blieb ein Ritter, der an den Höfen der Adligen Thessaliens, bei den Peisistratiden und bei Polykrates von Samos, dessen Katastrophe er erlebte, als Standesgenosse verkehrte. Die Statue, die ihm auf der attischen Burg zu Perikles' Zeiten errichtet ist, stellt ihn in vornehmer Nacktheit stehend dar: so sang man nicht beim Mahle. Was die zerstümmelten Reste erkennen lassen, ist ein Spiegelbild des üppigen Lebens der Tyrannenhöfe, das uns auch die athenische bildende Kunst des ausgehenden 6. Jahrhunderts greifbar darbietet. Die Lieblinge des Polykrates

begegnen uns; die Huldigungen des Dichters machten den Tyrannen im Ernste so wenig eifersüchtig, wie etwa Heinrich IV. von Frankreich auf Malherbe eifersüchtig ward, wenn er seine Geliebten ansang. Aber auch derber Spott fehlt nicht, daneben anmutiges Schäkern und Tändeln, vereinzelt ein politischer Zug oder eine Huldigung an einen Gott, die aber immer eine menschliche Spitze hat. Getragen ist alles von unverwüstlicher Anmut und Lebenslust: man kann dem lockeren Vogel nicht grollen, und die Selbstironie, mit der er seine grauen Haare erwähnt, macht ihn nur liebenswürdiger. Sprache und Verskunst sind von archilochischer Vollkommenheit, nur daß die Kraft fehlt. Denn von jenem Ioniertume ist freilich etwas darin, das sich in seiner Schönheit selbst entwürdigt, nicht ohne das zu empfinden, wie die Myrrha Sardanapals bei Byron. Ein Klassiker ist Anakreon sofort geworden; seine metrischen Erfindungen tönen schon bei Aischylos nach; aber die einst so ganz momentanen Trink- und Liebeslieder konnten sich nicht im lebendigen Gebrauche halten, als die Sprache archaisch klang und manche ihrer Worte nur aus dem Wörterbuche verstanden werden konnten. Man modernisierte, man vergröberte sie, man verflachte den Inhalt durch die Verallgemeinerung, man ebnete den Gang der wogenden Rhythmen. Und so ward Anakreon ein Typus, der Greis, der das Lieben und Trinken nicht lassen kann, weil er nichts anderes versteht, und er ward der Träger einer flauen, klassizistisch glatten gefühlsleeren Trinklyrik. Das Liederbuch späterer Zeiten, im ganzen ohne Frage erst römischer, nicht unter dem Namen Anakreons (denn dessen echte Gedichte standen damals noch in den Bibliotheken, wie sie die alexandrinischen Philologen gesammelt hatten), sondern als Anakreonteen, Gedichte in seiner Weise, überliefert, ward im 16. Jahrhundert bekannt, gerade als in Frankreich zur Zeit Ronsards die Wogen der Gräkomanie hoch gingen und die Stimmung diesen kaum noch halb griechischen Tändeleien entgegenkam. So ward der falsche Anakreon Vater einer nun auch schon verblaßten modernen Poesie. Heutzutage können die Anakreonteen als Schibboleth dienen: wem diese matte Limonade nicht unausstehlich ist, der soll nicht nach dem hellenischen Weine greifen.

Neben den Liedchen Anakreons sang der athenische Zecher solche Alkaios von Alkaios von Lesbos, obwohl sie nicht nur um ihres fremdartigen (um 600). Dialektes willen niemals gleichhoch geachtet worden sind. Der Lesbierin Sappho Lieder paßten nicht für das Gelage: aber die konnte der Jüngling auswendig; daß sie die unvergleichliche Dichterin wäre, hat niemand bezweifelt, solange ihre Werke bestanden, die erst im 6. Jahrhundert n. Chr. verkommen sind. Beide Dichter waren Zeitgenossen Solons. Von Alkaios, dem hochmütigen Adligen, der sich gegen die bürgerlichen Tyrannen verschwört, vor ihnen fliehen muß, sie beschimpft, sich schließlich auch einmal verträgt, wissen wir genug, ein Bild der Persönlichkeit zu gewinnen. Seine Poesie wirklich zu schätzen, reichen weder die kümmerlichen Reste noch die Nachbildungen hin; auf der des Horaz beruht sein

Ruhm, der heute größer ist als im Altertum. Ehrlicherweise kann man nicht sagen, daß diese Poesie einen bedeutenden Eindruck machte, so gern wir die unmittelbaren unverkünstelten Äußerungen seiner Stimmungen und Leidenschaften vernehmen würden, und so groß der Gewinn für die Sprachkenntnis wäre.

Sappho (um 600). Dagegen Sapphos Kunst ist kenntlich, und man kann nur mit Platon die zehnte Muse, also ein Überirdisches, in ihr erkennen. Der Wohllaut der Verse, die einen sehr viel größeren Formenreichtum zeigen als bei Alkaios, die Einfachheit und Treffsicherheit des Ausdruckes, den der lesbische Dialekt nicht gar so sehr trübt (Lesbisch klingt nie wie Patois; Lakonisch und Böotisch immer), die reiche Skala der Töne, vom burlesken Spott auf die großen Füße eines Brautführers und der Schalkhaftigkeit eines Backfischchens bis zum Erzittern der seelischen Leidenschaft und dem verhaltenen Schluchzen der Verlassenheit, von dem Orgiasmus der Adonisklage bis zum stillen Frieden der Mondnacht und der Siestastimmung des südlichen Sommermittags — all diese wahrhaft goethische Lyrik hebt Sappho über alle ihre männlichen Genossen; nur Archilochos mag in seiner Art gleichgroß gewesen sein. In griechischer Rede gibt es Vergleichbares (außer in Platons Prosa) nur vereinzelt im hellenistischen Epigramme, und in der weiten Welt ist es überhaupt recht spärlich anzutreffen. Aber das ist nicht die Hauptsache. Das ist die Frau, die hinter und über diesem Blütenduft und -schimmer ihr reines Haupt erhebt, so hoch und so rein, daß die menschliche Gemeinheit nicht müde wird, mit ihrem Schmutze danach zu werfen. Wir sind es gewohnt, daß die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehen. Sappho, aus vornehmem Hause von Eresos (Nachkommen aus ihm haben in Alexanders Heer hohe Stellungen innegehabt), nach Mytilene verheiratet, durch die Revolutionen eine Weile vertrieben, hat dann an der Spitze eines weiblichen Vereins gestanden, der der weiblichen Göttin Aphrodite diente; aus Milet und von fernen Inseln kamen junge Mädchen zu ihr, ihr Handwerk zu lernen, das Musenhandwerk. Wenn sie zurückkehrten, traten sie in die Ehe; Sappho erzählt von einer, die nach Lydien verheiratet war, also an einen hellenisierten Asiaten. Wen der moderne Ton nicht schreckt, mag das immer ein Mädchenpensionat nennen. In Athen war so etwas unmöglich, in Milet wohl auch; schwerlich zum Segen der dortigen Frauenwelt. Die Schülerinnen Sapphos haben den Göttinnen Blumen gepflückt, Reigen getanzt, Lieder gesungen. Die Meisterin lehrte sie. Sie machte ihnen auch die Lieder für ihre eigenen Ehrenfeste, ihre Hochzeit. Gelegenheitspoesie ist das, und da eine Frau für weibliche Gelegenheiten dichtet, ist der Umkreis sehr eng. Es ist schon eine Ausnahme, wenn solche Gelegenheitsdichtung zu ewiger Bedeutung durch die Form geadelt wird. Hier tritt etwas Höheres hinzu: Sapphos Seele weht durch diese Verse. Zwischen Mann und Weib kennt jene Zeit nur fleischliche Liebe; auf diesem Grunde mag in der Ehe ein herzliches Vertrauensverhältnis oft genug erblühen, das die

Griechen dann Freundschaft nennen. Dagegen der Zug von Seele zu Seele findet sich nur in dem Verkehre zwischen den Angehörigen desselben Geschlechtes; oft genug ist er tief und echt auch bei den Männern, obwohl da der allgemeinen Sitte gemäß die fleischliche Sinnlichkeit nirgend ganz fehlen kann. Hier, wo die „reine Frau mit dem milden Lächeln", wie Alkaios sie nennt, die selbstbewußte Dienerin der Göttin, die Lehrerin und Meisterin zu ihren Schülerinnen redet, deren Seelen sie selbst erst zum geistigen Leben erweckt hat, wo also jeder unlautere Gedanke nicht nur eine Blasphemie, sondern eine Dummheit ist, wirkt die Sprache des heißen Liebesgefühles freilich wie ein Klang aus einer anderen Welt, aber aus keiner irdischen. Ein Mann darf gar nicht wagen, das ganz verstehen zu wollen; er verstummt und horcht in Andacht der Offenbarung einer Weiblichkeit, die darum göttlich ist, weil sie ganz Natur ist. Es ist noch keine zweite Sappho gekommen, und wenn sie sich emanzipieren, wird es höchstens eine Sappho der Komödie oder eine Grillparzersche werden, deren es so schon genug gibt.

Alkaios und Sappho haben für die Griechen selbst allein die äolische Literatur repräsentiert, die mit ihnen erlischt. Die Sprache lebt noch eine Weile als abwelkender Dialekt; die zu allen Zeiten zahlreichen literarischen Talente der asiatischen Äolis bedienen sich der ionischen, dann der attischen Literatursprache; man mokierte sich nur über den Akzent, den selbst Theophrast, ein engerer Landsmann Sapphos, zeitlebens nicht los ward. Und doch hat die gesamte festländische Lyrik nie verleugnen können, daß sie ebenso eine äolische Vorstufe gehabt hat, wie wir das dem Homer ansehen. Hier führt eine verläßliche Tradition auf Lesbos, und ein wenig kann man von dem historischen Zusammenhange erschließen.

Während die Ionier den Hexameter und damit das rezitative Epos aus dem alten äolischen Liedmaße schufen, hat in Lesbos die Musik die Herrschaft behalten und demgemäß sich weit vervollkommnet. Ioniens Rhapsodie erhielt die äolische Schwester, die Kitharodie. Da blieb der Sänger, der sich selbst begleitete, und natürlich sank mit der Macht der Melodie die Bedeutung des Textes. Lesbische Kitharoden zogen hinüber neben den ionischen Rhapsoden und unvergessen ist geblieben, daß Terpandros von Antissa etwa zur Zeit des Archilochos in Sparta auftrat und mit seinen Weisen, strenggeschlossenen mehrteiligen Musikstücken, die damals und noch lange musikalisch feinfühligsten Ohren entzückte. Er galt als Begründer der klassischen hellenischen Saitenmusik, und diese Kunst der Kitharodie blieb durch die ganze attische Zeit die vornehmste Gattung des Einzelgesanges. Terpandros hatte als Unterlage homerische, also allgemein bekannte Texte gewählt, die natürlich für diesen Zweck zurechtgeschnitten und erweitert wurden; auch dabei blieb es zunächst. Wir kennen Namen seiner Weisen, wir kennen Musikernamen genug, sowohl von Lesbiern, die immer wieder zuzogen, wie von Peloponnesiern. Wir begreifen, daß die Flötenmusik nicht zurückstehen wollte, also auch Kitharodie.

wirklich kunstmäßiger Einzelgesang zur Flöte aufkam, den namentlich Argos, die Rivalin Spartas, aber auch Delphi pflegte: die musikalische Wiedergabe der heiligsten Geschichte Delphis, wie der Gott durch die Überwindung des Drachens die heilige Stätte in Besitz nahm, war eine Aulodie. Im Leben eines Volkes hat ja die Musik niemals eine so große Rolle gespielt wie bei den Hellenen dieser Zeit. Aber wir hören die Weisen nicht mehr, und es ist eitel Spiel, über sie etwas wissen oder gar urteilen zu wollen. Ganz und gar unklar ist es, wie das Zusammenwirken von Saiten- und Blasinstrumenten aufgekommen ist und beschaffen war, das wir doch bei Pindar antreffen; kenntlich ist nur, daß die Führung dann bei der Flöte ist. Wir wissen, daß die Musik, wo sie Herrin war, die Poesie zur Magd machte; es wird also umgekehrt wohl nicht anders gewesen sein. Die Lesbier brachten natürlich, wenn sie ihre Weisen allerorten lehrten, auch Texte mit, und an denen müssen sich die Dichter gebildet haben, die nun im Mutterlande aufkamen, denn ihre Gedichte zeigen in vielem äolische Versformen, und die Rede ist in gewissen Stücken äolisch abgetönt, während andererseits die homerische Sprache Wörter und ganze Phrasen lieferte und für den poetischen Ausdruck überhaupt maßgebend blieb. Die Unterlage aber ward die von den ganz lokalen Besonderheiten befreite Sprache, die nun das Mutterland außer Athen und Euboia beherrschte, die dorische, wie man sie nannte. Was die Dorer von eigener Poesie und Metrik besessen hatten, war darin aufgegangen; wir erkennen nur unsichere Spuren. So bildete sich allmählich neben der epischen eine lyrische Gemeinsprache, die wieder nirgend gesprochen ward, nur eine literarische Existenz führte, aber allgemein verstanden ward. Dies Ziel war am Ende des 6. Jahrhunderts erreicht. Von den Zwischenstufen ist nur eine ein wenig kenntlich.

Alkman (vor 600?). Die alexandrinische Philologie besaß Gedichte eines spartanischen Lyrikers, Alkman, den sie noch in das 7. Jahrhundert rückte. Man hatte seine Lieder auch in Athen gesungen, und dem verdankten sie ihre Erhaltung. Aus den Gedichten selbst entnahm man einiges über seine Person und die Zwecke seiner Dichtung. Er war von lydischer Herkunft, aber ganz hellenisiert, offenbar als Erwachsener in die Sklaverei geraten, aus der ihn seine Kunst befreite. Es gab neben ihm in Sparta auch lydische Flötenspieler, die, wie meistens, geringer Achtung genossen. Er spielte die Laute, sang auch wohl dazu (wir haben ein solches Stück in Hexametern) und verfaßte vornehmlich Lieder für weibliche Chöre. Denn es gab in Sparta weibliche Genossenschaften, die bestimmte Kulte besorgten, aber auch sonst mit Gesang und Tanz auftraten. Diese Institution muß man auch an anderen Orten voraussetzen (nur an keinen ionischen, also auch nicht in Athen), und wir kennen denn auch in Argos, Tanagra, Sikyon Dichterinnen, und auch Alkman erwähnt sie aus Sparta; alle haben nur lokale Bedeutung besessen. Daß wir wenigstens eine Probe von Alkmans Mädchenliedern haben, danken wir dem ersten wichtigen Papyrusfund, der

schon vor 50 Jahren gemacht ist. Die Poesie ist ganz und gar Gelegenheitsdichtung, daher voll persönlicher Anspielungen, die Sprache schwierig, da sie dialektisch ist und nicht rein, sondern aus den oben angegebenen Ingredienzien gemischt. So merkwürdig es ist, so anmutig durch die frische Lebenswahrheit, fehlt doch vor allem die Einheitlichkeit und die Originalität des Stiles zu sehr, als daß von wirklichem Kunstwert gesprochen werden dürfte. Der sehr beträchtliche historische Wert liegt vor allem in der Form. Wir sehen zum erstenmal eine große metrische Komposition, gebaut mit Stollen und Abgesang, wie es die kleineren, aber ganz gelungenen Gebilde der Lesbier (z. B. die sogenannte sapphische und alkaische Strophe) auch sind. Hier sind die Teile viel umfangreicher: wir sind bereits auf dem halben Wege zu den zwei Strophen und der Epode, die wir bei Pindar antreffen. Die einzelnen Glieder der Strophe sind noch viel einfacher, aber die Mischung von Daktylen und Trochäen zeigt sich doch bereits, die eben wieder für Pindar charakteristisch wird. Da die Lakedaimonier zwar zu singen und zu hören, aber nicht zu dichten verstanden, hat keiner der Ausländer bei ihnen einen Nachwuchs erzeugt. Damit ist ihre eigene Kultur gerichtet.

Chorische Lyrik. Man mag sich hiernach wohl ein Bild machen, wie sich die chorische Lyrik entwickelt hat: es ist und bleibt schemenhaft und hypothetisch. Dagegen was sie um 500 war, läßt sich einigermaßen vorstellen. Es ist Sitte, zu den Götterfesten, ordentlichen und außerordentlichen, zu den Feierlichkeiten, die das Leben in jede vornehme Familie bringt, namentlich Siegesfesten aller Art, aber auch so oft sich sonst eine Gelegenheit bietet, Chöre zu stellen, die Reigen schreiten und dazu Lieder singen, im Kulte wohl oft ältere, aber am liebsten neue, sonst für die Gelegenheit verfaßte. Von Sängern und Tänzern gab es mancherorten, z. B. in Athen, Gilden. In diese Kategorie gehören auch die Jungfrauenchöre, deren eben Erwähnung geschah; sie waren für viele Kulte obligatorisch, traten aber auch sonst auf. Daneben war die musische Bildung der Jugend vielerorten stark genug, um die Aufgaben der Tänzer und Sänger zu erfüllen: so tat es z. B. der junge Adel Aiginas. Die Dichter und Komponisten dagegen sind Männer, die das Handwerk, das sehr hoch im Werte steht, gelernt haben und gegen Bezahlung, Ehrensold, Geschenke, wie man es nennen will, auszuüben pflegen. Neben den berühmten Namen hat es natürlich Lokaldichter ziemlich allerorten gegeben, deren Ruhm nicht über die Nachbarschaft reichte, deren Werke nicht über den Tag lebten, wie es heute mit den Polterabendgedichten geht. Die Ausbildung des Chores leitete der Dichter, wenn er zugegen war. Aber es kam nicht selten vor, daß er das Lied aus der Ferne schickte, also ein anderer Chormeister eintreten mußte. Dann lag also eine Niederschrift des Textes und der Noten vor; die Notenschrift war bereits aus der Buchstabenschrift abgeleitet; sie bezeichnet die Tonhöhe sehr genau; die Dauer zu bezeichnen war nicht nötig, so lange die quantitierende Poesie auch die

Musik beherrschte. Die Gedichte waren alle Gelegenheitsgedichte; im Kulte wiederholte sich indessen oft die Gelegenheit zu ihrer Aufführung, und das Publikum war interessiert genug an der Dichtung und der Musik, die Lieder durch die Wiederholung zu erhalten und zu verbreiten, wenn sie gefallen hatten. Offenbar konnte die musikalische Komposition ohne weiteres auch von einem einzelnen Sänger vorgetragen werden, und der große Apparat der Begleitung war nicht unbedingt nötig. Die metrische Form ist eine Fortentwickelung dessen, was bei Alkman und den Lesbiern einerseits, den Ioniern andererseits vorlag, höchst kunstvoll, bis zur Unübersichtlichkeit: die Tragödie erreicht eben dadurch Höheres, daß sie vereinfacht. Das Konventionelle der Sprache geht sehr weit; wenn schon der Epiker einen reichen Apparat klangvoller Beiwörter, Umschreibungen, Übergangsformen zur Verfügung hat, so ist der Lyriker noch viel besser gestellt; er hat mit seiner Technik gelernt, den Ausdruck für die sehr häufig wiederkehrenden Gedanken und Begriffe zu variieren und zu schmücken. Das klingt nicht nur voll, sondern neu, während es doch nur die Übung des Handwerks ist, das nun einmal bei den Hellenen vorzüglich geübt zu werden pflegt. Es ist des Individuellen in der Sprache vermutlich noch viel weniger, als es uns bei unserem geringen Material erscheinen muß. Kaum anders steht es mit dem Inhalte. Die Anlässe der Gedichte mußten einen Kreis von Gedanken und Stimmungen immer wieder hervorrufen, die dann der Dichter nur sinnreich und klangvoll variierte. Aber es geht weiter. Wenn die Anschauung des Standes, dem diese Poesie angehörte, die des Adels war, der damals in Hellas dominierte, so lag darin, daß die Taten der Vorfahren des einzelnen oder der Stadt und Landschaft, für die das Gedicht bestimmt war, oder die Legenden des Heiligtums, in dem es gesungen werden sollte, Erwähnung heischten. Man war eben gewohnt, die Gegenwart in die heroische Vergangenheit zu projizieren. Damit kam ein Stück Erzählung in die Tanzlyrik, wenn auch die Geschichten bekannt waren, also Andeutungen genügten. Erzählung war aber auch das Epos, das den Grund aller poetischen Darstellung bildete. So tritt in diese Dichtung das erzählende Element als etwas kaum Entbehrliches, und das Publikum freut sich an ihm, ohne viel zu fragen, wie notwendig für diese Gelegenheit die Erzählung ist; noch viel weniger begehrt es (wie die Ionier) neuen Erzählungsstoff. Daraus ergibt sich als ein wichtiges Ingrediens die durch den Vortrag beim Reigen modifizierte epische Erzählung; daß Homer die Grundlage des Stiles ist, zeigt sich namentlich in der Bewahrung der direkt eingeführten Reden. Unvermeidlich bildeten sich dann bestimmte Formeln der Übergänge von der konkreten Veranlassung des Gedichtes zu der Erzählung und umgekehrt, oft mit einem allgemeinen Satze, und auch da ward die Variation das Hauptstück der Kunst; der Gedanke ist selbst bei Pindar nicht selten ganz flach. Oft genügt bei den bekannten Stoffen eine Anspielung mit Hervorhebung einzelner Züge, ein Einzelbild statt der Er-

zählung. Es ist zuweilen, als stünde diese Lyrik zur Heldensage wie die Epik zur Natur: die Herakles und Achilleus sind hier, was die Löwen und Stürme bei Homer sind. Das schöne Naturbild ist dagegen fast ganz verschwunden; wie denn alles den Stempel einer engen ständischen Kultur trägt. Die höfische Kunst des Mittelalters vergleicht man nicht ohne Grund; die hesiodische Katalogpoesie gehört ganz dazu, stammt ja auch aus derselben Gesellschaft und in der Masse auch derselben Zeit. Von Bakchylides besitzen wir auch schon Gedichte, die ohne jede Andeutung einer bestimmten Gelegenheit nichts als erzählen, im Anschluß an zum Teil noch nachweisbare epische Vorlagen, also erzählende Gedichte, vorgetragen von einem tanzenden Chore, nur hierdurch lyrisch, da man sonst nach unserer Terminologie episch sagen müßte, so daß der Name Balladen passend ist, passender als der antike, Dithyramben, der aus viel späterer Sitte stammt. Es scheint, daß diese Gattung in Westhellas aufgekommen ist. Dorthin war nämlich das Epos überhaupt nicht gedrungen, wohl aber sang man im 5. Jahrhundert in Athen erzählende umfangreiche Gedichte, nannte ihren Verfasser Stesichoros und hielt ihn für einen großen Dichter. Stesichoros (um 560?). Die Person lag ganz im Nebel der Sage; bald machte man ihn zu einem Sohne des Hesiodos, rückte ihn also in unbestimmte Vorzeit, bald betrachtete man ihn als einen Bürger von Himera, einer ionischen Stadt, und versetzte ihn in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts, was die Gelehrten akzeptiert haben; bald meinte man, er wäre ein italischer Lokrer gewesen, aus der Zeit der Perserkriege; damals hat Lokri wirklich eine berufene Musikerschule gehabt. Ein Urteil über die Poesie, die eben des persönlichen Elementes entbehrte, haben wir nach keiner Richtung.

Ein Teil dieser Gedichte ging auch auf den Namen des Ibykos von Rhegion, auch einer ionischen Stadt, der dadurch historisch festgelegt ist, Ibykos (um 520). daß er mit Anakreon am Hofe derselben Tyrannen auftrat und auch Knabenlieder verfaßte. Auch er und seine Poesie liegen ganz im Nebel. Gerade weil so unendlich viel von der griechischen Lyrik geredet worden ist, muß scharf betont werden, wie wenig wir haben und wissen.

Die Dichter, deren Werke wir lesen, sind die spätesten, tätig, als diese chorische Lyrik, der einzige vollkommene Ausdruck des hellenischen Rittertums, vor der Sonne der athenischen demokratischen Poesie bereits verblich. Sie gehören zeitlich erst in die folgende Periode und dürfen aus ihr nicht herausgerissen werden, aber nur als Personen. Die Gattung, die mit ihnen zugleich ihren Gipfel und ihr Ende erreicht, ist ein Erzeugnis früherer Zeit, ein höchst eigentümliches Gebilde der Poesie, das so wenig erneuert werden konnte wie die Gesellschaft, deren Ausdruck es war. Horaz hat sich auch dadurch als der treffsichere Kunstrichter erwiesen, daß er das Pindarisieren mit Ernst und Spott abgelehnt hat. Die es in modernen Zeiten probiert haben, sind denn auch kläglich gescheitert. Ronsard hatte wenigstens den Pindar gelesen; Klopstocks Griechisch und das ziemlich aller Deutschen seiner Zeit langte höchstens dazu, mühselig

an der Hand der lateinischen Übersetzung ein Gedicht zu buchstabieren. Als Goethe den Versuch machte, sich durch eigene Nachdichtung diesen fremdartigen Stil klar zu machen, geriet er mit sicherem Instinkte auf das einzige Gedicht der Sammlung, das nicht von Pindar ist, mit leichter fließenden Versen und ohne individuelle Gedanken. Dann hat er mit Recht liegen lassen, was er nicht verstand. Die meisten taten so als fänden sie, was Horaz in Pindar gefunden hatte, erklärten das ihnen Unverständliche für die Entzückungen einer wolkenstürmenden Begeisterung, verkannten also ganz den konventionellen, verstandesmäßig geübten Stil, und so ist die moderne „Ode" von allen Wechselbälgen des Klassizismus das Ungriechischste.

V. Ionische Prosa. Ionien ist an dieser ganzen Poesie unbeteiligt; es fehlt ihm der Adel und sein Sport und seine disziplinierten Männer- und Jungfrauenchöre; es fehlt aber auch die ganze Sinnesart. Ionien ist über diese Phase der Entwickelung längst hinaus: seine Ritterzeit lag vor Homer. Gerade als sie ihre Freiheit an Lyder und Perser eingebüßt haben, ist der Einfluß der Ionier auf die Asiaten am stärksten: Dareios hat einen griechischen Leibarzt, und die Bauten von Persepolis und Susa zeigen, daß die Kunst bereits ostwärts flutet. Aber auch Ionien erfuhr Befruchtung durch die ältere Kultur, und jetzt noch wertvollere, als sie etwa die Malerei und andere Dekoration zeigt. Und wieder, wie einst, da Kadmos von Milet die phönikischen Zeichen zu der vollkommensten Buchstabenschrift ausgestaltete, bewährt sich die Überlegenheit des ionischen Geistes. Milet lernte von der Astronomie der Babylonier, wohl auch von der Rechenkunst derselben und der der Ägypter, und mit Thales erfolgte die entscheidende Wendung des Hellenentums zur Wissenschaft. Für sie genügte die Ausdrucksfähigkeit der poetischen Form nicht. Zwar hat man versucht, wie weit man mit dem Epos käme, und namentlich die Himmelsbeschreibung und die praktische Astronomie, für Schiffahrt und Landbau, hat zu mehreren Gedichten geführt, die sich zum Teil in Mythologie verliefen, immer noch anmutige und geschichtlich wirksame: daß der Himmel in seinen Bildern griechisch geblieben ist, stammt am Ende daher, daß diese Ionier ihn eingeteilt haben. Auch das philosophische Epos Westgriechenlands stammt von hier, da der Kolophonier Xenophanes es dorthin bringt; er flieht wie Anakreon vor den Persern, aber seine Wirksamkeit reicht in die nächste Periode. Die wahrhaft entscheidenden Männer erkannten, daß dieser Weg falsch war. Wissenschaft braucht die „kahle" Rede, die uns nicht „auf den Flügeln des Gesanges" erhebt, sondern „zu Fuße geht", wie die Griechen es ausdrücken. So schuf Ionien die Prosa.

Anaximandros (um 550). Anaximandros konstruiert ein Modell des Universums, was man später eine „Sphaera" nannte, als die Kugelgestalt des Himmels und der Erde anerkannt war, und schreibt dazu den λόγος, den Sinn erklärend. Hekataios von Milet zeigt die Lage der Länder, Meere und Flüsse, indem er sie auf

eine Metallscheibe einzeichnet, und schreibt dazu den λόγος, seine Geographie. Wir können die ungeheure Leistung des ersten selbst nach der Seite des Gedankens nur unvollkommen schätzen. Bei Hekataios sehen wir noch die unermeßliche Fülle von Einzelbeobachtungen, die sich auch auf der fremden Völker Sitten und der fernen Länder Erzeugnisse erstrecken. Aber literarisch haben wir von diesen Büchern keine Vorstellung.

Herakleitos (um 500).

Ionische Inschriften zeigen uns Prosasätze, wo das Mutterland Verse macht; da begreifen wir, daß Herakleitos von Ephesos seine Weisheit (γνώμη, wie man damals sagt) in prosaischen Sprüchen niederlegt; zwei Menschenalter vorher hatte Phokylides von Milet noch Verse gewählt. Nicht nur weil der Denker noch nicht gelenkig genug ist, um eine Schlußreihe vorzuführen, wählt er diese Form, die wir gnomisch nennen, geschweige daß er beim Aphorismus bliebe, weil er nur Späne zu liefern imstande wäre, nicht aus ganzem Holze zu schnitzen: es ist durchaus künstlerisches Wollen dabei, überraschend viel sogar; er weiß nichts von Rhetorik und Figuren, und er wirkt mit beidem. Die Sprache und der Klang gewinnen sogar Gewalt über ihn, so daß sie den Sprung der Gedanken dirigieren. Subjektiv und individuell, ganz wie bei Archilochos, erzeugt er sich einen Stil sofort in unübertrefflicher Vollkommenheit: aber diese Prosa ist nicht wie der Iambus befähigt, eine Gattung zu werden. Nur die Keime zu den Hauptmitteln der griechischen Kunstprosa sind schon hier vorhanden: es ist noch ein wichtiger Schritt bis zu Gorgias, aber nur ein Schritt.

Hekataios (um 500).

Hekataios hat auch ein Buch geschrieben, das Erzählung gab, aber der Vater der Geschichte ist er damit noch nicht geworden. Nichts führt darauf, daß der milesische Staatsmann die Ereignisse seiner Zeit oder die Chronik seiner Stadt geschrieben hätte, wie immer wieder behauptet wird. Die Chroniken der ionischen und äolischen Städte, die allerdings auf alten Aufzeichnungen beruhen, sind erst viel später literarisch geworden, die Milets noch unter dem mythischen Namen Kadmos. Was Hekataios schrieb, war die Geschichte der Heroenzeit, mag er auch seinen eigenen Stammbaum mitgeteilt haben, also die Genealogieen der alten Geschlechter weit herab verfolgt, und er schrieb mit der ausgesprochenen Tendenz, die poetische Geschichte räsonnabel zu machen, den Sauerteig der Wunder auszufegen und nur zu geben, was passiert sein konnte. Dabei verzichtete er durchaus nicht auf die Ausdrucksformen des Epos, direkte Rede eingeschlossen. Nur die Tendenz ist an diesem Genealogieenbuche etwas Besonderes; sonst hat es viele seinesgleichen gegeben, und es lehrt, daß wir die Umsetzung der Epen in erzählende Prosa bis in das 6. Jahrhundert hinauf datieren müssen. Das war etwas für die Zukunft ungemein Wichtiges, so natürlich der Prozeß auch erscheinen mag. Diese Umsetzung hat sich auf Homer und Hesiod im weitesten Sinne erstreckt, und wo das stoffliche Interesse überwog, die Verse bald verdrängt.

Pherekydes. Sehr viele solcher Bücher sind später auf den Namen Pherekydes gegangen, und man hat schon im Altertum versucht, gleichnamige Verfasser zu unterscheiden. Da sollte das allerälteste Buch eine Göttergeschichte sein, die in eben dem Sinne kosmogonische Spekulation enthielt wie die hesiodische Theogonie, aber eben darum nicht mehr als diese in die Geschichte der Philosophie gehört. Seit sich ein Fetzen des Buches gefunden hat (die Archaisten der Kaiserzeit hatten es vorgeholt), liegt auf der Hand, daß es Mythologie im antiken Sinne ist, Märchenerzählung, und sich qualitativ von den vielen ionischen Erzählungen der Heldensage gar nicht unterscheidet, die wir bei den Grammatikern lesen, meist bis auf das Gerippe epitomiert, aber zuweilen auch mit den naiven Reizen ionischen Plauderns. Jene Kosmogonie sollte ein Syrier Pherekydes verfaßt haben, die vielen Bücher Heldensage ein Athener Pherekydes, ein Buch über die armselige Insel Leros ein Lerier Pherekydes: damit dürfte die Person und der Name auf den Wert des Homer und Hippokrates reduziert sein. An den Verfassern solcher Bücher liegt selbst dann nichts, wenn sie gesichert und datiert sind (wie wir einen Milesier Anaximenes noch aus dem Ende des 5. Jahrhunderts kennen), geschweige, wenn ein so berühmter Name wie Simonides vorgeschoben wird, aus dem man wieder einen obskuren Namensvetter des Keers macht. Aber diese Literatur, die nicht auf der Höhe steht, aber um so mehr in die Breite geht, ist ungemein bedeutsam. Es liegt an der Überlieferung und der griechischen Betrachtungsweise, daß die Literaturgeschichte des Altertums auf derartiges zu wenig Rücksicht nimmt. Und doch kann man füglich nicht bezweifeln, daß in solchen unscheinbaren Büchern z. B. die Tragiker ihre Stoffe zu suchen nicht verschmäht haben.

Novelle. In dieselbe Klasse gehört die Tierfabel, an der sich schon damals die Schulkinder ergötzten (geknüpft an den Namen Aisopos, der so viel und so wenig Realität hat wie Homer und Pherekydes), gehören die Novellen vom Leben des Homer und vom Tode des Hesiod, gehört stofflich sehr viel von dem, was wir bei Herodot oder in den Politien des Aristoteles lesen. Das Epos war das Gefäß für den gesamten Unterhaltungsstoff der früheren Jahrhunderte gewesen; es gab noch keine andere Gestaltung der Tradition: jetzt war Ionien, aber eben nur Ionien, so weit, in Prosa erzählen zu können: so wird der alte Stoff in der neuen Form erzählt, durch die ausgebreitete Weltkenntnis und den Austausch mit fremden Völkern ungemein bereichert. Wir nennen das nicht mehr Sage, gar Heldensage, sondern Geschichte, Novelle, Roman, Legende, was beliebt. Der Name sei gleichgültig, wenn man nur begriffen hat, daß jede Zeit einen solchen Schatz besitzt, von dem sie verliert, den sie vermehrt. Lebt er auch mündlich, gelangt er auch nur hie und da einmal zu künstlerischer Festigung, so liefert er doch das Kurant der Bildung, das von Hand zu Hand geht. Wir haben keine Vorstellung von den Erzählern, die man voraussetzen muß, da die Menschen doch nicht lasen; sie schließen aber Bücher keineswegs aus, im Gegen-

teil, ohne die würden sie so wenig bestehen, wie in der sophistischen Zeit in Athen die mündlichen Vorträge ohne die Literatur bestanden haben. Der Übergang vom Epos zur Historie und zum Romane, der erste Schritt auf dem Wege, der von Homer zu Diktys, zu Pseudo-Kallisthenes, zu Syntipas führt, ist von den Ioniern des 6. Jahrhunderts bereits getan. Für die Weltliteratur ist das wichtiger als alle neun oder zehn Lyriker.

B. Attische Periode (480—320).

Die Weltmonarchie der Perser hatte Ionien, den Hellespont, die Inseln bereits in Besitz; es schien nur eine Frage kurzer Zeit, daß ihr Hellas erläge. Aber beim ersten Zusammenstoße blieb die Demokratie Athens, die sich wider die Mißgunst der Nachbarn eben konsolidiert hatte, siegreich, und als das Hellenenland unter Spartas Führung die Invasion des Xerxes zurückgeschlagen hatte, war es Athen, das die Befreiung Ioniens durchführte und bald zu der Gründung einer Herrschaft über das Ägäische Meer fortschritt. Das gesteigerte hellenische Nationalgefühl führte zu scharfem Gegensatze gegen das Ausland, das sich nun auch entschieden abschloß; die siegreiche athenische Demokratie, die ihrer inneren Freiheit die Abwehr der äußeren Knechtschaft dankte, hielt sich für unüberwindlich und begann zunächst Hellas unter ihrer Herrschaft einen zu wollen. Das endete mit dem Sturze Athens; aber in demselben Momente, wo die Hellenen Asiens den Persern wieder ausgeliefert wurden und Sparta über Athen triumphierte, war die geistige Einigung Griechenlands eine vollendete Tatsache: attische Sprache und Literatur war zugleich panhellenisch. Das 4. Jahrhundert, politisch nur eine Zeit der Zersetzung, diente dazu, die außerattischen, etwa noch überlebenden Kulturkräfte zu resorbieren und der attischen Kultur ihre lokale und politische Farbe zu nehmen, so daß Alexander dieser neuen panhellenischen Kultur die Welt erobern konnte. In dieser Periode sterben also alle außerattischen Gattungen der Literatur völlig ab; Athen erzeugt die neuen und vollkommensten Formen der Poesie und erzeugt die Formen der Kunstprosa, die hinfort für die absolut vollkommenen gelten. Ioniens ältere und reichere Kultur allein geht nicht ganz in sie auf, sondern tritt nur eine Weile zurück, zumal da Asien im 4. Jahrhundert wieder persisch ist; nach Alexander wird sie von neuem die Führung übernehmen, aber freilich in der attischen Literatursprache.

I. Die Literatur außerhalb Athens. Betrachten wir zuerst, was außerhalb Athens noch lebt. Da ist das Vornehmste die chorische Lyrik. **Simonides (556—468).** Aus dem 6. Jahrhundert bis über die Perserkriege reicht die Tätigkeit des Simonides von Keos (556—468, die Jahre sind ausnahmsweise sicher), neben dem sein Neffe Bakchylides steht (tätig etwa von 490—450), also Ionier aus dem euböischen Kulturkreise, der ganz zu den Tendenzen des festländischen Adels steht, darum auch zuerst von Athens Demokratie

unterworfen wird. Simonides ist als Person wohl zu fassen; der fahrende Dichter, der kaum anders zu den Königen, Tyrannen, Junkern und Demokratieen steht als später die Sophisten, als Stimmführer der öffentlichen Meinung von allen umworben und seiner journalistischen Macht sich voll bewußt, ein klangvolles Echo fremder Ansprüche und Stimmungen, durch seine persönliche Kunst dennoch der Würde nicht entbehrend, sehr weltläufig, witzig, des eigenen Vorteils niemals vergessend. Wie seine eigene Häßlichkeit in Kontrast zu der wohlgepflegten Schönheit der Junker steht, die er besingt, bleibt der Ionier unter den Dorern ein Fremder; im stillen wird er sich als etwas Besseres vorgekommen sein. Aber seine Dichterkunst können wir nicht mehr schätzen. Daß man ein Gedicht liest, in dem mit spitzer Dialektik ein moralischer Satz hin und her gewandt wird, an den ein Protagoras ansetzen kann, daneben ein Bruchstück, in dem mit höchst künstlichen Versen ein ganz unvergleichliches Stimmungsbild der Danae im Kasten entworfen wird, so zart und weiblich, so weich und ionisch, wie es selbst einem Athener kaum gelungen ist, reicht wohl dazu, den poetischen Gegensatz zu Pindar ebensogroß zu empfinden, wie er in den Persönlichkeiten ist, aber wie dürfte man das eine oder das andere generalisieren. Nur so viel zeigt sich: in Simonides ist uns ein wirklicher Dichter verloren. Die Epigramme auf die Persersiege, die seinen Namen bei den Modernen tragen, gehen ihn gar nichts an; gerade ihre Schlichtheit kontrastiert mit allem, was authentisch von ihm ist. Das 6. Jahrhundert, in dem er seinen Stil gebildet hat, freut sich an buntem Schmucke; das 5. sucht in seinem Kraftgefühle schlichte Männlichkeit. Die Mode, wie man sich kleidet und Haar und Bart trägt, ist dafür äußerst bezeichnend.

Bakchylides († nach 450). Der Neffe, den uns ein freundliches Geschick vor wenig Jahren zurückgegeben hat, ist keine Persönlichkeit; es hält auch schwer, in seiner Technik zu erfassen, was ihm eigentümlich ist. Das Dichten wird ihm leicht, eine rasche Improvisation ergibt anmutige Verse und Gedanken; aber sie tragen nichts von jenem Stempel, der dem Momentanen die Ewigkeit verleiht. Und in den Künsten seiner Erzählung und Stilisierung merkt man oft die Manier, das Malen mit fertigen Farben, wo denn die leere „Schönheit“ nicht fehlt. Der Versuch, tief zu werden, mißlingt regelmäßig. Aber die Nacherzählung epischer Geschichten verleugnet den Ionier nicht; das geht nicht nur flott und mit geschickter Einführung direkter Reden, sondern es ergeben sich bunte, bewegte Bilder. Wenn gute Verse und hübsche Gedichte einen Dichter machten, so stünde Bakchylides groß da: so fällt der Schatten des Pindaros und Aischylos auf ihn, die seine Zeitgenossen waren. Solche Talente genügen ihrer Zeit, aber den Besten ihrer Zeit tun sie nicht genug. An Bakchylides ist das Wertvollste, daß er uns zeigt, was Pindar konnte und nicht konnte.

Pindaros († nach 446). Pindaros von Theben, geboren, als Athen noch weit unter seiner Heimat rangierte, Sohn eines altadligen Hauses, also durch die Geburt

bestimmt, Turnsiege zu erringen, nicht zu besingen, ward gleichwohl nach Athen geschickt, die Musik zu lernen, muß also wohl durch besondere Begabung diesen auffallenden Schritt erzwungen haben. In den Kreisen seiner Standesgenossen tritt er schon ganz früh auf, begründet aber auch schon früh sein besonderes Verhältnis zu dem delphischen Apollon. Gottesdienstliche Lieder haben die Masse seines Nachlasses gebildet. Die Zeit der Krisis, da seine Stadt auf seiten der Perser ficht und fast der Vernichtung anheimfällt, was er aus der Ferne mit ansieht, macht ihn zum Manne. Es gelingt ihm, sich der Hellenensiege zu freuen, ohne der Heimat die Treue zu brechen. Er sieht dann auch den Westen, kehrt heim und lebt noch 30 Jahre als eine Macht des Geistes, ein Stern von eigenem Lichte. Er darf persönlich zu Tyrannen und Demokratieen Stellung nehmen; er sendet seine Lieder nach Akragas und Rhodos, Makedonien und Kyrene. Er verachtet die gewerbsmäßige Lyrik des Simonides und führt aus Eigenem einen Chor auf, die schrecklichen Vorzeichen einer Sonnenfinsternis zu bannen. Hätte ihm ein Ionier gesagt, das ginge ganz natürlich zu und die Sonne wäre ein Ball von geschmolzenem Metall, so würde er das für töricht und gottlos gehalten haben. Als er stirbt, ist seine Kunst tot. Nachfolger findet er nicht, aber ein Klassiker der Nation war er längst und ist er geblieben, obwohl seine ganze Sinnesart der hellenistischen Zeit kaum weniger fremdartig sein mußte als uns. Pindar war ein Böoter; der Ausdruck in der konventionellen Sprache ward ihm schwer; die Rede zu gliedern, die Gedankenverbindungen durch die reichen Partikeln der griechischen Sprache klar zu machen, gelang ihm nicht. Die konventionellen Umschreibungen hängen oft ziemlich schlotterig. Auch seine Verse erreichen kaum je den schmeichelnden Wohlklang des Bakchylides; für manche sonst allgemein anerkannte Wohllautsregeln scheint er gar kein Ohr gehabt zu haben. Das Erzählen ist seine starke Seite nicht; die direkten Reden charakteristisch abzutönen, hat er wohl gar nicht angestrebt. Seine Rede ist fast immer feierlich und fremdartig, was nicht verhindert, daß sich stockprosaische Aufzählungen bei ihm finden und arge Trivialitäten. Und doch ist er einer der wahrhaft Großen, wenn anders eine große Seele und das höchste Streben auch eines Dichters Größe bedingt: Dichter war er, weil er nur so zu seinem Volke und zu der Menschheit reden konnte. Er hat immer etwas zu sagen, mehr als er sagt, und jedes Ereignis sieht er von der Warte des apollinischen Propheten: jeder Glückwunsch wird ihm zu dem delphischen Gruße „Mensch, erkenne, was du bist“; jeder Erfolg schließt die Mahnung an die Ritterpflichten in sich; er erzählt keine Geschichte, sie diene denn dazu, des Himmels Macht und Gnade zu offenbaren. Auch seine weltlichen Lieder sind die eines geistlichen Dichters. Und er hat keine Furcht gekannt vor irgend etwas, was irdisch ist; darum konnte er Gott fürchten. Es ist eine arge Verkennung, wenn man an die adlige Gesinnung der Turner oder Tyrannen glaubt, weil er sie besingt: aber sein Glaube adelt noch heute

die mit Recht versinkende Welt, in der er ein Ideal von Religion und Politik, Herrenpflicht und Dichterpflicht aufrechthalten wollte, das deshalb nicht niedrig ist, weil wir es nicht teilen und in Aischylos und seinem Athen etwas Höheres kennen. Für uns ist Dantes politisches und religiöses Ideal auch etwas Fremdes, Überwundenes, und nur durch die Kraft historischer Phantasie vermögen wir in seiner Welt zu atmen. Gewiß ist der Thebaner als dichterische Potenz nicht wert, dem Florentiner die Schuhriemen zu lösen: aber ist es nicht schon ein Großes, daß man immer wieder an Dante denkt, wenn man Pindar charakterisieren will?

Westhellas.

Neben und nach Pindar stellen Nordgriechenland und der Peloponnes keinen Mann mehr, der für das geistige Leben des Volkes von Belang wird, es wären denn einzelne, die ganz in die athenische Kultur aufgingen. Die Feinde Athens, Sparta und Korinth, scheiden ebenso aus, wie das demokratische Argos, und wenn Epaminondas auf zwanzig Jahre Theben zu politischer Macht bringen kann: geistiges Leben hat auch er nicht erwecken können. Wohl aber hat es ein Sonderleben in Westhellas gegeben, das erst von den Römern zertreten ist; das ist viel bedeutender gewesen, als seine Dokumente ahnen lassen. Hätten wir das Zivilgesetzbuch des Charondas von Katana, das auch im Osten weithin rezipiert ward, so würden wir über die Grundlage sowohl des hellenistischen wie des römischen Rechtes vermutlich recht anders urteilen. Die ionischen Kolonieen waren die eigentlich produktiven, und wenn die achäischen mittun, so sind sie gerade nachweislich von Asien beeinflußt.

Xenophanes († nach 480).

Der flüchtige Xenophanes von Kolophon war Rhapsode geworden (S. 34); im Westen, wo diese Kunst neu war, hat er sich mit ihr sein Brot verdient. Wie in diesem merkwürdigen Kopfe als strenger Rationalismus der einzige wirkliche Monotheismus erwachsen ist, der je auf Erden existiert hat, wie die moralischen Bedenken den Rezitator Homers zu dem heftigsten Gegner der homerischen Mythologie werden ließen, danach fragen wir hier nicht. Beidem lieh er Ausdruck in den Formen des Epos, das er vortrug, und hat so seine eigene Propaganda gemacht. Seine Sillen, Spottgedichte in der Form des Margites, sein Lehrgedicht, seine Elegieen sind frisch und leicht verständlich in den alten Formen gehalten; aber nur die Gedanken haben unverwüstlich weitergewirkt, die Gedichte selbst drangen nicht in weite Kreise.

Parmenides († nach 460).

Parmenides von Velia, der ihm auf der Bahn des Lehrgedichtes wie in der Philosophie folgt, vermag dagegen nicht mehr für seine tiefen Gedanken in der Poesie adäquaten Ausdruck zu finden: seine Verse werden so hart und hölzern, wie es wenige auf Griechisch gibt; der Versuch, die strengen Fäden der begrifflichen Spekulation mit poetischem Schmucke zusammenzuwirken, ist mißlungen. Der Erhabenheit des Denkers, der Probleme stellt, an deren Lösung die Menschheit verzweifeln muß, hat die Ehrfurcht der Größesten gehuldigt: das Gedicht ist außer Fachkreisen nie gelesen.

Sein Schüler Zenon geht folgerichtig zur ganz scharf dialektischen Prosa über, die in den geringen Resten attisch ist, also modernisiert: den Stil beurteilt man am besten nach der platonischen Nachbildung im Parmenides: es ist gar kein Stil mehr, sondern dem mathematischen Beweise möglichst angeähnelt. Formeln würden ihm noch lieber gewesen sein als Wörter. Daran sieht man, daß diese Schriftstellerei nicht von künstlerischen Rücksichten erzeugt ist, sondern von der Wissenschaft, und nicht im Leben, sondern in der Schule. Zenon (schreibt vor 460).

Im Anschlusse an Parmenides ist um 450 Empedokles von Akragas dazu gelangt, ein philosophisches Lehrgedicht zu schreiben. Er war politisch tätig gewesen und wandte doch nicht die künstlerische Prosa an; er war Arzt und schrieb nicht die wissenschaftliche: immer noch erschien die epische Form zur Wirkung in die Weite am geeignetsten. Und die formale Kunst hat auch erreicht, daß seine Philosophie, obwohl sie wenig original und tief war, zu einer dauernden Macht gelangte und das Gedicht selbst bis in späte Zeit Leser fand. Darunter war Lucretius, der außer dem eigenen Talente und (was sein Bestes ist) der eigenen Glaubenswärme seine Wirkung wesentlich der Nachahmung des Empedokles dankt. In diesem ist so viel bewußte Kunst im Versbau, in Redefiguren und Klangwirkungen, daß die feine Kritik des Aristoteles von Rhetorik redet. Homer wird nicht abgeschrieben, aber wohl gibt er z. B. das Recht, durch Verswiederholungen teils eindringlicher, teils bequemer zu reden. Die Personifikation gestattet der Naturphilosophie ein buntes mythologisches Kleid umzulegen. Im ganzen kommt doch kein einheitlicher Eindruck heraus; die persönliche Anrede (von Hesiod und der Elegie übernommen) belebt wenig; man merkt zu oft die raffinierte Tätigkeit des Aufputzens höchst prosaischer Gedanken. Poetisch von ungleich höherer Vollendung und von jener schwülen Schwärmerei, die den Verstand durch Gefühlsdämpfe narkotisiert, ist das andere Epos des Empedokles „von der Sühnung", besser sollte man sagen „von der Erlösung", das er selbst in dem Ornate eines Sühnepriesters als Prophet und Seelenarzt im Peloponnes rhapsodiert hat, die Schicksale der Seele offenbarend, die zur Buße der Sünden aus ihrer himmlischen Heimat verstoßen durch die Strudel der Leiblichkeit gejagt wird, bis sie sich durch Askese gereinigt hat; die Vegetarier sollten es zu ihrer Bibel machen. Der Hauptrumpf ist, daß der Redende selbst entsühnt und so des künftigen Einganges in die Vollendung gewiß ist: er ist Gott geworden. Hier bietet sich uns eine allerdings imponierende Probe der sonst fast ganz verschollenen Prophetenpoesie, die man nicht nach ihren spätesten und ausgeartetsten Produkten beurteilen darf. Die jüdischen und christlichen Sibyllen sind in Form und Inhalt ebenso absurd wie langweilig, aber gerade die wirkungsvollen Züge in ihnen stammen aus älterer Sibyllenpoesie, und auch die ägyptische Zauberliteratur bietet Stücke, die der alten Weise folgen. Die Sibylle führt den Namen einer Seherin aus dem asiatischen Erythrai, die ohne Empedokles (um 450). Orakelpoesie.

Zweifel eine geschichtliche Person der homerischen Zeit ist, aber verschollen; Spruchsammlungen wie die ihre hat es unter anderen Namen zahlreich gegeben. Dazu gehören auch die Orakel der Götter, vor allem die delphischen, deren wir echte nicht wenig seit dem 6. Jahrhundert besitzen. Diese Poesie, deren Grundlage homerisch ist und bleibt, aber in centomäßige Imitation erst in der Kaiserzeit versinkt, ist zum Teil von hoher Vortrefflichkeit, und die Umschreibungen und typischen Wendungen oder Gleichnisse (wie die Einführung von Tieren, Wolf, Stier, Drache) haben die erhabene Rede noch in Lyrik und Tragödie stark beeinflußt. Auch auf diesem Gebiete haben die Griechen von Homer ausgehend einen festen Stil erzeugt und ein Jahrtausend festgehalten. In den eschatologischen Konzeptionen und Kompositionen der Christenheit wirkt dieser Stoff und Stil nach, ganz wie die grundverwandte religiöse Phantastik der orphischen Kosmogonieen, sogar auch im Okzident, durch das Mittelalter hindurch und besonders stark in der Renaissance. Wie merkwürdig ist es, daß derselbe Empedokles die vier Elemente aufbringt und so die vier Säfte der sogenannten hippokratisch-galenischen Humoralpathologie erzeugt, die bis tief in das 19. Jahrhundert herrscht, und daß wir bei Dante und Giordano Bruno und Angelus Silesius Fäden aufzeigen können, die auf ihn und die Eleaten zurückführen. Er teilt freilich das Schicksal mancher großer Anreger unter den Hellenen, daß sie vielleicht am stärksten wirkten, wo selbst ihr Name vergessen war.

Pythagoras († um 500). Empedokles der Dichter war literarisch durch Parmenides bestimmt; der Arzt und der Prophet erhielt die Anregung aus der Kultur Groß-Griechenlands, die an den Namen des Pythagoras von Samos geknüpft wird: auch hier wieder war es ein ionisches Samenkorn, das in den achäischen Pflanzstädten aufgegangen war. Deren müssen sehr viel mehr hinübergekommen sein. Namentlich die wissenschaftliche Medizin, die mit der Naturbeobachtung und Philosophie immer zusammengeht, kann ohne Verbindung mit Asien (Knidos, wie es scheint) gar nicht gedacht werden; sie hat eine italisch-sizilische Schule gebildet, die der ionischen mindestens ebenbürtig ist. Das älteste medizinische Buch, das sich überhaupt erhalten hatte (ionisiert, doch so, daß das ursprüngliche Dorisch durchschimmert), stammte von einem Achäer aus Kroton, Alkmaion, und ein Krotoniat war Leibarzt des Dareios. So war denn hier eine Schriftsprache entstanden, die in den achäischen Städten und in dem spartanischen Tarent, wie es scheint, gleichermaßen geschrieben ward. Das Ionische, das Pythagoras mitbrachte, hat sich nicht behauptet; das war für die Erhaltung dieser Schriftwerke verhängnisvoll. Denn daß die esoterische Schuldisziplin der pythagoreischen Bruderschaft die Publikation verboten hätte, könnte ja erst für die Zeit gelten, wo die politische Macht der Brüder zerstört war. Die mathematische, musikalische, medizinische Forschung ist nicht nur ununterbrochen getrieben, sondern auch verbreitet worden. Wo wirkliche Wissenschaft einmal erfaßt ist, die zur Fortarbeit ungezählter

Alkmaion (um 500).

Generationen bedarf, da hört die Geheimniskrämerei auf: man verbirgt nur, was das Licht nicht verträgt. Literarisch treten eigentlich nur zwei Personen hervor, Philolaos von Kroton, der um 400 die pythagoreische Physik und Metaphysik vorträgt, und Archytas, der jüngere Zeitgenosse Platons, der seine Heimat Tarent zum ersten und letzten Male auf eine politisch achtungswerte Höhe bringt, aber nicht nur nicht als politischer Schriftsteller wirkt, sondern in seinen wissenschaftlichen Werken seltsam unberührt von den Fortschritten der darstellenden Kunst geblieben ist. So büßen die „Italischen Musen“, wie Platon sie nennt, schwer, daß ihnen eigentlich nur Urania, die Muse des Parmenides, gnädig gewesen ist. Nur in der Welt der abstrakten Gedanken haben sie weitergewirkt; in der Schärfe der Formeln, wie sie das mathematische Lehrbuch des Eukleides zeigt, werden wir die Bedeutung des pythagoreischen wortlosen Denkens nicht verkennen. Philolaos († um 400) Archytas (um 360).

Aus der sophistischen Periode haben wir ein paar Stückchen dorischer philosophischer und rhetorischer Prosa, die inhaltlich ganz unselbständig sind, sprachlich so viel beweisen, daß der Sieg der attischen Schriftsprache starke dorische Ansätze zerstört hat. Die Schriftstellerei des Sokratikers Aristippos von Kyrene ist ganz problematisch; wohl möglich, daß jene Produkte zu der Masse gehören, die seinen Namen ohne Berechtigung trug. Seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. bedient sich die Fabrikation angeblich alter pythagoreischer Schriften der dorischen Mundart, aber künstlich und ungeschickt: doch hat die Wissenschaft dieses Gebiet noch viel zu wenig angebaut.

Neben der Philosophie hat das Westhellenische auf einem sehr verschiedenen Gebiete eine dauernde Wirkung ausgeübt, aber wieder ohne Werke von dauerndem Kunstwerte zu erzeugen, obwohl Epicharmos und Sophron selbst in den Bibliotheken der ägyptischen Landstädte der Kaiserzeit gestanden haben. Hier ist nun einmal die Wurzel rein dorisch. Die Spartaner haben sich daran ergötzt, daß sich Leute auskleideten und ihnen karikierte Typen des Lebens voragierten. Korinthische Gemälde zeigen uns ungeschlachte Rüpel; Wanst und Gesäß und natürlich der Phallus sind ins ungeheure entwickelt, sie hopsen und tanzen, einzeln finden sie sich in Situationen, die auf eine bestimmte Handlung deuten. Es sind offenbar keine Menschen, sondern irgendwelche Kobolde. Daß man in Megara Geschichten aufführte, Dramata, steht auch fest. Auch aus Theben hören wir von Improvisatoren, ἐθελονταί, und die böotischen Vasengemälde liefern höchst drastische Travestieen heroischer Geschichten. Aber daraus geworden ist erst etwas in den Pflanzstädten. Für Unteritalien zeugen wieder die Vasenbilder; da sehen wir eine Bühne mit ihren Akteurs schon Ende des 5. Jahrhunderts. Unzweifelhaft hat sich dieses niemals literarisch gewordene Spiel auf die empfänglichen Samniten und Campaner übertragen, und insofern ist die oskische und römische Atellane ein Nachkomme der megarischen Dramata; im 3. Jahrhundert trägt ein Phlyaken und Mimen.

Poet, den ein Forscher über die Volksdialekte anführt, den italischen Namen Blaesus und stammt aus Capri. In Tarent hören wir auch den alten Namen jener Kobolde, Phlyakes, der es ausspricht, daß sie Dämonen der strotzenden Naturkraft waren, phallische Wesen, die seit der Rezeption des Dionysos in dessen Gefolge geraten waren; doch hängt dieses Spiel keineswegs am Dionysosdienste, soviel wir wissen, überhaupt nicht am Gottesdienst. Daß wir von den Phlyaken etwas wissen, liegt daran, daß um 300 Rhinthon von Syrakus in Tarent das Spiel vornehm machte: die mythologische Travestie ist bei ihm zur literarischen geworden, und die Sprache wird bereits als Patois empfunden. Auf dem Grunde dieser Volks-

Epicharmos um 480

posse hat Epicharmos aus dem sizilischen Megara ein künstlerisch geformtes Spiel erbaut und ist der Archeget der Komödie geworden, wie Homer der der Tragödie: das ist das Urteil Platons. Ein paar der Spiele, die auf seinen Namen gingen, bezogen sich auf Ereignisse aus der Zeit Hierons; Megara war durch Gelon zerstört. So hat die antike Wissenschaft den Epicharm in diese Zeit gesetzt, obwohl Aristoteles ihn für viel älter gehalten hatte. Aber manches selbst von dem Teile seines Nachlasses, den die Philologie anerkannte, muß beträchtlich jünger sein, da es die platonische Philosophie berücksichtigt; die Sprüche, die auf seinen Namen gehen und ihn am meisten populär machen, sind vollends ganz unsicher. So hat auch hier ein berühmter Name eine ganze Gattung in Beschlag genommen. Wir haben eigentlich keine Vorstellung von diesem Drama. Es konnte eins ganz und gar getanzt werden, doch mit sehr simplen Rhythmen, ohne besondere Melodie. Meist war es nur Rezitation der archilochischen Masse, Trimeter und besonders Tetrameter; ihr Bau ist nicht fein; die Sprache einfach syrakusanisch, schlicht und gut, ohne besonderen Wortschmuck. Es fehlt nicht an Proben von lebhaftem Dialoge, aber Schilderung und Erzählung überwiegen. Und es gibt zu denken, daß einmal „Land und Meer" miteinander stritten, indem jedes aufzählte, was es dem Menschen an Genüssen für den Gaumen lieferte, eine andere Bearbeitung dieses selben Stoffes die Musen als Fischweiber bei der Hochzeit des Herakles einführte. Das Mythologische war also Nebensache. Aber ein Prototyp jener σύγκρισις oder conflictus erscheint, die sich in vielen Gestalten durch all die Jahrhunderte bis in die Renaissance ziehen. Der Typus des Betrunkenen, des Parasiten, des Bauern zeigt sich; daneben die populärsten Heroengestalten, Herakles und Odysseus travestiert. Aber die Neugier, so stark sie gereizt wird, läßt sich nicht befriedigen.

Sophron (um [illegible])

Noch bitterer ist es, daß wir von Sophron von Syrakus nur einen Schatten kennen. Vermutlich wäre nicht einmal sein Name aufbehalten geblieben, wenn nicht Platons Vorurteilslosigkeit das Buch von seiner sizilischen Reise mitgebracht hätte (wie das des Philolaos); die Pedanten haben ihn darum verketzert, denn prosaische Skizzen in dem unverfälschten bäuerischen Syrakusanisch paßten durchaus nicht in die Schulästhetik. Aber

wir dürfen dem Dichter der sokratischen Dialoge glauben, daß es Poesie war. Nun war das Buch einmal da und gehörte in der hellenistischen Zeit zur alten Literatur, so daß man es, wenn auch überwiegend aus literar- oder sprachgeschichtlichen Interessen, las. Für das Publikum mußte es erst umstilisiert werden, durch Theokrit und Herodas. Sophron der Mimologe ist einer aus der Schar der Lustigmacher gewesen, die im Westen zu Hause waren und von da in Scharen herüberkamen, Luftspringer, Possenreißer, Pantomimen (was wir so nennen) und dergleichen, Jongleurs im alten und neuen Sinne. Offenbar steckt bereits etwas Italisches in diesem Treiben; solche Banden hat Italien ja noch im 18. Jahrhundert über die Alpen geschickt. Dies einzige Mal sind solche Improvisationen aufgezeichnet worden, in denen ein geschickter Sprecher Szenen des Lebens in realistischer und chargierter Wiedergabe der Wirklichkeit vortrug. „Die Damen beim Frühstück", „die Greise", „die Zauberinnen", „Bauer und Fischer". Diese „Nachahmung", der Mimus, hat nie aufgehört, das niedere Volk zu belustigen; in beständigem Wechsel blieb sie immer dieselbe. Ohne Frage hat sie eine sehr bedeutende Rolle gespielt, aber immer unterhalb der eigentlichen Literatur und des Interesses der tonangebenden Gesellschaft.

II. Attische Poesie. Als der Knabe Pindaros nach Athen auf die Musikschule kam, war dort durch den Kunstsinn des Hipparchos musikalisches und literarisches Interesse geweckt; aber die fremden Dichter waren nach seiner Ermordung fortgezogen. Für die hellenische Literatur hatte Athen bisher noch weniger bedeutet als für die hellenische Geschichte; eine attische Literatur bestand vollends gar nicht. Denn Solon, als Gesetzgeber und Weiser eine Figur von anerkanntem Ruhme, war als Dichter doch nur einer von vielen, und bedient hatte er sich der ionischen Formen. Attisches Drama

Pindar hat an den Dionysosfesten Athens vermummte Chöre tanzen und singen sehen; das war wohl etwas ausgebildeter und reicher als an anderen Orten, aber qualitativ durchaus nichts Besonderes und wieder gar nichts Attisches. Am Kelterfeste im Januar kamen sie in allerhand phantastischer Auskleidung, namentlich in Tiermasken, als Pferde, Vögel, Wespen, Frösche; der Führer hielt eine Ansprache an das Volk, der Chor sang Ernstes und Lustiges; schließlich zogen sie unter Führung des Flötenspielers ab, in dem lustigen Zuge, den man Komos nannte und den die Zecher als Abschluß privater Gelage in vielen Nächten zum Unbehagen friedlicher Schläfer ausführten (Anakreon wird zu Hipparchos' Zeiten im Komos z. B. zum Hause des Harmodios gezogen sein); an dem Hauptfeste des Dionysos im Blumenmonat schloß ein solcher Zug das allgemeine Trinkfest ab. Die Gesänge zum Komos waren Komödien. An dem neuen Frühlingsfeste des Dionysos, das Peisistratos gestiftet hatte, ging es etwas vornehmer zu: da traten im Gottesdienste selbst Chöre von Böcken oder Satyrn, den Dienern des Gottes auf, auch sie sehr burlesk aufgeputzt, und

neben ihnen ein „Antworter“, ὑποκριτής, der ionische Iamben sprach. Diese Satyrchöre waren nichts Attisches, sondern der Lesbier Arion hatte in Korinth zur Zeit der dortigen Tyrannis das volkstümliche Kostüm für die Sänger der Dionysoslieder übernommen. Es ist unverkennbar, daß die Tiergestalten der Lenaeen im Grunde kein anderes Wesen haben als die Halbtiere der Dionysien; die Phlyaken oder Rüpel von Korinth und Tarent sind auch nichts anderes. Der Iambus war auch etwas Fremdes, nicht minder ionisch jetzt als zu Solons Zeit; daß der Sprecher aus einer fremden Person heraus redete, war nichts Neues: das gab es sogar schon bei Archilochos. Aber die Vereinigung der so disparaten Gattungen war der Einfall des Thespis aus dem attischen Bergdorfe Ikaria, das eigene Dionysien hatte und noch heute Dionyso heißt. Er war mit seinen Gefährten auf dem Wagen herumgefahren, wie es einst der Gott getan hatte, und sie hatten ihre Späße getrieben. Da der „Bocksgesang“, die Tragödie, Beifall fand, war er in der Festordnung der neuen Dionysien aufgenommen. 533 ist er dort zum ersten Male aufgeführt, ob von da ab regelmäßig, ahnen wir nicht; keinesfalls ward die Erfindung als etwas Epochemachendes angesehen.

Hundert Jahre später waren Tragödie und Komödie abgeschlossen. Es war entschieden, daß diese spezifisch attischen Gattungen die hellenische Poesie ebenso krönten wie das attische Reich den Höhepunkt der hellenischen Geschichte bildete, das zur selben Zeit starb wie die Tragödie mit Sophokles und Euripides; auch die Komödie hatte bereits ihre Blüte hinter sich. Aber in den attischen Dramen besaß die Nation eine poetische Literatur, die schon an Volumen alles Ältere übertraf, und mehr noch durch Lektüre als durch Wiederholung des Spieles auf anderen Bühnen beherrschte die Tragödie wirklich die ganze Nation. Auch das war ein ungeheurer Fortschritt. Die Sprache verleugnete zwar ihre Herkunft aus den zwei fremden Stilen keineswegs, aber die attischen Dichter hatten beide so abzutönen gewußt, daß das Ganze harmonisch und attisch war. Schon um 450 hatte der Chier Ion, nicht viel später der Arkader Aristarchos dies Attisch schreiben gelernt. Der Inhalt war derselbe wie in den panhellenischen Gattungen Epos und chorischer Lyrik, die Heldensage, freilich innerlich ganz neu gemacht; aber nur dadurch, daß die Kontinuität aufrechterhalten war, konnte die attische Tragödie ihre panhellenische Geltung erringen. Erhabene Stilisierung (σπουδαία) forderte der Hellene von seiner Poesie: das war das Vermächtnis Homers. Dieser Charakter ward in der Tragödie noch gesteigert; tragische Rede ist für Platon künstlich erhaben und stilisiert. Indem das alte burleske Spiel der Satyrn auf den homerischen Ton gestimmt ward und den homerischen Inhalt erhielt, ward die Tragödie in Wahrheit erst sie selbst. Das ist das Werk des Aischylos von Eleusis: dadurch ist er der andere Homer der griechischen Poesie geworden.

Aischylos († 456). Aischylos war Dichter, Schauspieler, Chormeister von Metier; in dem Stande ist er und seine Deszendenz geblieben. Aber die Demokratie ließ auch dem Chormeister die Ehre, für das Vaterland in Reih und Glied zu

fechten und auch die, den Ruhm ihrer Taten auf dem heimischen Tanzboden und vor dem Zwingherrn von Syrakus zu verkünden. Welch ein Vorzug vor Pindar und Bakchylides. Der attische Dichter ist kein Fahrender mehr, er hat Anteil an dem Ruhme, den er besingt. Als Aischylos bei Marathon seinen Bruder neben sich fallen sah, hatte er im Geiste die geniale Tat seines Lebens bereits vollbracht, das Bockspiel zur Tragödie umgeschaffen; aber noch hatte er das Publikum nicht gewonnen; erst sechs Jahre später hat er den Preis erhalten. Die innere Weihe zu dem, was ihn als religiösen Dichter neben und über Pindar stellt, empfing er auch erst durch die Kämpfe, in denen er wie sein Volk erfuhr, daß Gott bei den Mutigen und den Freien ist, die der Knechtschaft des Leibes entgehen, weil sie die Freiheit der Seele besitzen: des Leibes Leben mögen sie dann frohen Mutes in die Schanze schlagen. So erhob er sich zu einer höheren freieren Frömmigkeit als Pindar. Aber ein volles Kunstwerk hat er doch erst in dem letzten Jahrzehnt seiner Tätigkeit schaffen können. Wohl hatte er durch Heranziehung eines zweiten Sprechers den Dialog und damit das Drama erst geschaffen; aber der Dialog trat noch ganz zurück vor den Chorliedern und der epischen Erzählung, und diese beiden standen noch unvermittelt nebeneinander. Wohl war dadurch, daß drei (mit den Satyrn vier) Chöre hintereinander auftraten, die Dramatisierung einer Geschichte erleichtert; aber das erzielte nicht die Einheit der Handlung, sondern wirkte ihrer straffen Führung auf ein Ziel entgegen. Der Schauplatz war nur unvollkommen in den Bereich der Illusion gezogen. Die Zeit hatte überhaupt noch gar keine auch nur relative Realität. Da macht das Auftreten des jungen Sophokles Epoche, der gleich im ersten Gange den alten Meister überwindet (468). Er fügt den dritten Schauspieler hinzu; der Schauplatz wird durch die Errichtung einer festen Hinterwand fixiert; die Geschichte wird wirklich in Handlung vorgeführt; die Chorlieder grenzen Akte ab, und die Dehnbarkeit der Zeit wird auf diese Zwischenakte beschränkt. Von all dem weiß Aischylos selbst noch vollen Nutzen zu ziehen. Jetzt erst dramatisiert er die Ilias und schöpft die echte Tragik des homerischen Achilleus aus. Jetzt erst schafft er die Orestie, die ihn uns allein als einen Dramatiker zeigt, der keinen über sich anerkennt. Nun ist jedes einzelne Drama wirklich eine abgeschlossene Einheit, und die trilogische Vereinigung steigert wohl die Wirkung eines jeden, aber sie bedingt sie nicht, es ist vielmehr der Kontrast der Stilisierung, den wir bewundern, bewußte Kunst. Hier sind die Charaktere nicht mehr typisch, sondern individuell, ja das Höchste, was das Drama allein geben kann und nur so selten gibt, ist erreicht: wir sehen die innere Entwickelung, die Peripetie und die Katastrophe sich in den Seelen der Menschen vollziehen. Daß es dem Rationalistenauge unbemerkt bleibt, ist nur in der Ordnung: das sieht ja nicht in die Seele.

Sophokles hat bald eine Anzahl Konkurrenten erhalten; als Aischylos abtrat, den Euripides, und fast 50 Jahre sind die so sehr verschiedenen **Sophokles** († 406).

Dichter nebeneinander tätig gewesen, bis dann der neunzigjährige Sophokles noch um Euripides die Trauertracht anlegte. Wir hören nichts von persönlicher Berührung, sie konnten sich auch schwerlich lieben; aber Euripides hat namentlich zuletzt auf Sophokles stark gewirkt. Das Umgekehrte können wir nicht nachweisen, aber es hat ohne Zweifel in ihrer Jugend stattgehabt. Insofern hat es eine Berechtigung, daß man gemeiniglich so tut, als bestünde ein zeitlicher Abstand zwischen ihnen. Während Euripides nur Dichter ist, aber mit ungestillter Begier alle Anregungen aufsucht, die das regsamste Jahrhundert bieten konnte, man möchte fast sagen als Gelehrter, ist Sophokles dem politischen Leben zugewandt. Die ästhetisierende Betrachtung, die ihn vor 100 Jahren zur Inkarnation des damals geträumten Hellenentums machte, legte dem keinen Wert bei, daß er die höchsten Verwaltungsstellen, und zwar in kritischen Zeiten, eingenommen hat. Die Antigone ist mit der frischen Lebenserfahrung eines Staatssekretärs des Reichsschatzamtes geschrieben. Mag er auch nach dem Urteil eines Zeitgenossen nur so viel politische Fähigkeit besessen haben wie ein ordentlicher Durchschnittsathener: seine beiden dionysischen Genossen haben auch so viel nicht besessen. Ein anderes haben wir jüngst gelernt: er hat einen neuen Gott in Athen eingeführt, den Asklepios, ohne Zweifel weil er ihn glaubte; er hat Träume gehabt und danach gehandelt, er ist zum Heros nach seinem Tode erhoben worden: auch dies hätten die beiden anderen nicht gekonnt. Vom ersten bis zum letzten Tage ist ihm die Gunst seines Publikums getreu geblieben, um die Euripides fast immer vergebens gerungen hat, geflissentlicher als es bei Sophokles kenntlich ist. Nach ihrem Tode hat sich das freilich umgekehrt; Sophokles rangiert mit Aischylos unter den Klassikern: Euripides ist zu allen Zeiten eine lebendige Macht, „der Tragiker“, der mit Homer wetteifern kann; kein dritter tritt je hinzu. Von ihm haben wir Bände und Blätter der Gesamtausgabe seiner Werke, von den beiden anderen nur eine karge Schulauswahl. Von Aischylos zu Euripides geht eine gerade Linie der Entwickelung, freilich erst von dem Aischylos der letzten Zeit. Sophokles steht beiden ferner, wie er denn schon seine Dialogverse nach einem ganz anderen Prinzip baut. Weil er seines Tages am meisten im Sinne des Publikums schuf, ist er für uns weitaus der schwerste. Wir haben ein Selbstzeugnis, er hätte erst die Nachahmung des Aischylos, dann das Verkünstelte in seiner eigenen Begabung überwinden müssen, bis er die rechte Haltung des Stiles traf. Das Künsteln an der Sprache, nicht ohne Gewaltsamkeit und Übertreibung ist er in Wahrheit nie los geworden; von der Rhetorik, die bei Euripides in gutem und bösem zu wirken beginnt, hat er nichts, aber an die Wagnisse des hellenistischen gelehrten Stiles erinnert vieles. Wir haben das treffende Kunsturteil, daß er wie Pindar neben den hinreißenden ganz matte Partien hätte. Bei seiner ungemeinen Fruchtbarkeit ist es begreiflich, daß er häufig nur das Epos in die neue Form umsetzte (wie Shakespeare die Biographieen Plutarchs), und

Neuerungen der Handlung hat er überhaupt gar nicht gesucht, wenn er auch natürlich nicht vor ihnen zurückschreckt; der Philoktet ist ein Beispiel, aber in ihm ist auch der Einfluß des Euripides sehr fühlbar. Die Tatsachen nahm er hin, wie er ja ein gläubiger Bekenner der herrschenden Religion war; was er wollte, war, ihnen die innere Wahrheit und Glaublichkeit zu verleihen: er schuf aus seiner Menschenkenntnis die Elektra, die zum Muttermorde kommen konnte, den die Götter guthießen, und dementsprechend eine Mutter, die diesen Tod verdiente. Er schuf den Aias, der den Verlust der Ehre nicht verwindet, obwohl er sich keines Verstoßes gegen sie bewußt ist, und neben ihm verschieden nuanciert die Charaktere der politischen Welt, in die ein solcher Aias nicht paßt; aber zu dieser Umgebung gehört auch eine Athena, die den Aias in Ehrlosigkeit und Tod treiben darf. Auch Antigone, die für das ewige Recht gegen die Polizeivorschriften der Willkür eintritt, ist doch die wilde Tochter aus wildem Stamme: sie würde sonst den Heroinenmut nicht haben, den kein Athenermädchen besaß. Für Sophokles war es eine erhebende Offenbarung der göttlichen Allmacht, wenn der unschuldige Ödipus dem entsetzlichsten Lose anheimfiel und dann wieder als verbitterter Bettler im Tode erhöht ward. So bietet diese Bühne das Bild des Menschenlebens in hundert Lagen, an Hunderten von Personen, ganz wie es sich dem Betrachter Sophokles darbot. Das wollte, das konnte er seinem Volke geben. Über diesen Menschen aber stand nicht strafend und lohnend ein Richter der sittlichen Verantwortung, sondern eine Welt von übermächtigen Gewalten, deren Haß und Liebe niemandem Rechenschaft schuldete, am wenigsten den Menschen. Menschenwille und Menschenfreiheit fand ihr Ziel an dem unbegreiflichen Belieben der Gottheit, in das der Fromme sich ergibt, was er auch leide. Dabei drängt Sophokles seinen Glauben nicht im entferntesten auf; er wirkt durch die Geschichten, wie er sie darstellt; aber der Dramatiker, der uns das, was er geschehen läßt, glaublich machen muß, wird mehr als ein anderer Dichter durch das bestimmt, was er glaubt.

Euripides ist in erster Linie schaffender Dramatiker. Er macht sich die Stoffe viel mehr als er sie übernimmt; darin reicht ihm selbst Shakespeare nicht das Wasser. Denn die Heldensage, wie er sie findet, genügt ihm nie: immer dichtet er nicht nur die Charaktere, sondern auch die Handlung um. Und er geht weiter: er greift neue Stoffe auf (wir wissen es von einem Dorfmärchen) und überträgt sie nur auf die bekannten Namen. Und er sucht sich in der alten Fabel Probleme, an die diese nicht von ferne gedacht hat. Bei Homer hat der König der Winde sechs Söhne und sechs Töchter: die müssen einander freien, ebenso notwendig wie daß Kain und Abel ihre Schwestern nehmen. Es ist eine Nebensache, für die ein Vers genügt. Aus dem macht Euripides eine Tragödie, die das Problem der Geschwisterliebe behandelt. Das „drame à thèse“ ist überhaupt seine Erfindung. Denn was ihn interessiert, ist wohl auch der merkwürdige Fall, daß sich aus ganz bestimmten Voraussetzungen und bei durchaus

Euripides († 406)

rationellem Verlaufe ein Resultat ergibt, das aller gemeinen Wahrscheinlichkeit zuwiderläuft; aber noch viel mehr liegt ihm am Herzen, was solche Konflikte und solche Resultate hervorruft. Das ist ihm die Leidenschaft, die erst im Menschen alle widerstrebenden Mächte überwinden muß, und wenn sie Kopf und Herz unterjocht hat, den Kampf mit allen Hindernissen aufnimmt, die die Gesellschaft errichtet hat, um den Eigenwillen des einzelnen zu bändigen. Diese Konflikte des einzelnen mit den Verhältnissen (πράγματα) sind nicht etwa tragisch im Sinne Schillers: die Demokratie der Sophistenzeit hat nichts gemein mit einem Freiheitsbegriff, der unter dem Absolutismus gewachsen ist. Der Tyrann der euripideischen Menschen ist noch viel weniger das Fatum der Braut von Messina (man kennzeichnet das Ungriechische dieses Popanzes am besten durch das lateinische Wort): das ist vielmehr der Nomos in allen Nuancen des Begriffes, die er durch die Sophisten erhält: zum Nomos gehören der Staat und der Götterglaube und die Sätze der anerkannten Moral ebenfalls. So wird jeder reale Kampf wider einen Nomos zu dem dialektischen um seine Berechtigung. Daß der einzelne unterliege, ist keineswegs notwendig, und überhaupt in dem Untergange des Helden das Charakteristische eines „Trauerspieles“ zu sehen, mußte den Athenern ganz fern liegen: was geht sie diese alberne Übersetzung von Tragödie an? Daß der Dichter mit seiner Ansicht über den absoluten oder relativen Wert eines Nomos hervorträte, ist ebensowenig notwendig: er gibt das Bild der Welt, und deren Lauf zeugt immer zugleich für und wider die Theodicee. Wenn Aristoteles dem Euripides neben dem berechtigten Tadel, daß er es mit der Ökonomie seiner Dramen oft gar läßlich nehme, das Lob zollt, der am meisten tragische Dichter zu sein, so denkt er an die pathologische Wirkung auf die Zuschauer, die er allerdings geflissentlicher als Sophokles erschüttern und rühren will. Aber das sind gerade Partieen, die uns minder sympathisch sind, und in denen seine höchste Kunst, individuelle Menschen zu bilden, stark zurücktritt. Wie seine Menschen, ist er selbst am größten, wenn er nicht dem Nomos folgt, sondern in Konflikt mit ihm gerät.

Während wir von Sophokles keine Ahnung haben, wie er vier Dramen für eine Vorstellung verband, kaum eine Ahnung, wie anmutig er zu scherzen wußte, und auf Grund von nur sieben Stücken mit Widerstreben allgemeine Urteile wagen, übersehen wir die Entwickelung des Euripides leidlich, staunend über den Unermüdlichen, Unbefriedigten, der noch in seinem letzten Jahre die Bakchen ganz aischyleisch stilisiert und als Kontrast die aulische Iphigeneia bis dicht an das bürgerliche Drama herabstimmt. Wir besitzen ein Satyrspiel, wenig geeignet, von der Gattung eine Vorstellung zu geben, da Euripides nicht viel Humor und gar keine naive Lustigkeit besitzt (bezeichnenderweise ist die Figur am gelungensten, in der er das konventionelle Heroentum der Tragödie parodiert), aber es gibt zu seiner Charakteristik ein wichtiges Komplement. Wir sehen, daß er in den Stücken, die er für den dritten Platz berechnete, auf starke Einzel-

effekte aus ist, auch sinnlich szenische, dagegen komplizierte Verwickelungen dem ermüdeten Verstande seiner Zuschauer nicht mehr zumutet. In allem offenbart sich, daß Euripides vor allen Dingen Dramatiker ist. Die Bühnenwirkung hat er immer im Auge, und die verfehlt er auch nie; man muß nur seinen Intentionen folgen und muß natürlich seine Bühne und sein Publikum voraussetzen. Diesem Effekte hat er freilich manches geopfert, das uns Lesern höher steht; daher der Widerwille unserer Romantiker, die das Publikum verachten, und ihre Potenz in der Erzeugung kielkröpfiger Lesedramen erschöpfen. Aber Goethe diktierte noch am 22. November 1831 in sein Tagebuch: „Ich las hernach den Ion (dessen Schlegelsche Verballhornung er einst patronisiert hatte) des Euripides abermals zu neuer Erbauung und Belehrung. Mich wundert's denn doch, daß die Aristokratie der Philologen seine Vorzüge nicht begreift, indem sie ihn in herkömmlicher Vornehmigkeit seinen Vorgängern subordiniert, berechtigt durch den Hanswurst Aristophanes. Hat doch Euripides zu seiner Zeit ungeheure Wirkungen getan, woraus hervorgeht, daß er ein eminenter Zeitgenosse war, worauf doch alles ankommt. Und haben denn alle Nationen seit ihm einen Dramatiker hervorgebracht, der nur wert wäre, ihm die Pantoffeln zu reichen?" Das war sein letztes Wort über das Drama überhaupt.

Spätere Tragödie.

Die Tragödie, wie sie Sophokles und Euripides hinterlassen, hat weiter keine Entwickelung mehr. Ihre Mitstrebenden, unter denen es gewiß an eigenartigen Talenten nicht gefehlt hat, haben sie vollkommen in den Schatten gerückt; bei ihrem Tode ist nach allgemeinem Urteil die tragische Bühne verödet. Wohl werden noch jahrhundertelang eine Unzahl neuer Stücke geschrieben und aufgeführt, aber alle halten sich in Stoff und Form wesentlich an die nun festgestellte Gattung. Nichts entsteht daher, was mehr als ephemeren Erfolg hätte, und was ein wenig von dem Typus abzuweichen wagt, hat nicht einmal den. Die Führung ist durchaus bei der Schauspielkunst; die Regisseure verfassen gelegentlich auch selbst neue Stücke, die kaum je literarisch werden. Die Rhetorik, erst die des Gorgias, dann die des Isokrates, bemächtigt sich eine Weile des tragischen Stiles; zum Glück entscheidet sich dem gegenüber der Geschmack des Publikums für die alte Poesie, und die Festordnungen müssen für diese Raum schaffen. Vermutlich haben einzelne Alexandriner ganz artig gespielt (bei ihnen ist wenigstens die Tendenz kenntlich, aus Romantik zu der alten Tragödie und zum Satyrspiel zurückzukehren); aber das kam kaum über den Salon hinaus. Die Stücke, die von den Römern im 2. Jahrhundert aus dem Repertoir der damaligen Schauspielerbanden übersetzt sind (Eintagsfliegen, um die das literarische Publikum der Griechen sich nicht kümmerte), zeigen nichts als Übertreibungen alter Motive, wie Iliona, Chryses, Dulorestes. Und doch mußte eigentlich das euripideische Drama die Fesseln des tragischen Nomos sprengen. Seine Menschen waren innerlich keineswegs mehr Heroen, und die Verwickelungen der Leidenschaften, die

er zeigte, waren noch viel weniger heroisch. Wozu noch diese Masken? Die Götter waren ihm zuletzt vorwiegend nur Maschinen, gut dazu, die Geschichte, die er frei erfand, gewaltsam in das alte Gleis zurückzuleiten. Der Chor war ihm oft unbequem: so schöne Lieder er ihm auch gab, diese Lyrik kam dort kaum zur rechten Geltung, und für seine Handlung war ein stummer Akteinschnitt sehr viel passender, wie diesen denn bald die Komödie einführte. Die Arien, die er aus dem neuen Dithyrambus hereinnahm, waren sehr wirksam, aber sie denaturierten das Dramatische. Dagegen war die Beschränkung in der Zahl der Schauspieler ein Hemmnis, das gar keine Berechtigung mehr hatte; wir sehen ganz zuletzt Sophokles sogar einen vierten zuziehen; auch aus dem 4. Jahrhundert liegt ein Beispiel der Art vor. Aber die Ästhetik dekretiert noch bei Horaz die heilige Drei, und Seneca hat sich daran gehalten. Die epische Erzählung, wie Euripides sie allerdings virtuos in den Botenreden kultivierte, konnte sich auch nur durch die Macht der Konvention halten. Moderne Schauspielkunst, die das Epische verkennt und auch nicht episch zu sprechen versteht, agiert sie pathetisch und verdirbt dadurch ganz ihre Wirkung. Es ist ja deutlich, worauf alles hinzielt: auf ein ernstes Schauspiel, für das weder Tragödie noch Komödie der rechte Name ist, auf eine Wiedergabe der schweren inneren und äußeren Probleme des Lebens, in dem der Dramatiker und sein Publikum selber stehn, man könnte sagen auf Ibsen; aber den Vers und die Stilisierung, die der Vers mit sich bringt, würde ein Grieche nie aufgegeben haben, und nur durch diesen wird dem Versinken in die stillose Pöbelhaftigkeit vorgebeugt, die jetzt wahr zu sein vermeint, wenn sie gemein ist, die Prosa gar zur Dialektimitation degradiert und in unartikulierten Lauten den Ausdruck der Gefühle sucht. „Verstohlen borgt er aus der Umgangssprache“, so lobt Aristoteles die euripideische Diktion: so geht ein Dichter vor, der die Muse achtet, die nicht in der Gosse, sondern im Himmel zu Hause ist. Die rechten Erben der vollendeten Tragödie waren einerseits der Dialog Platons, anderseits das Lustspiel Menanders. Um so gewaltiger und dauernder war der Einfluß der klassischen Tragödien. Der Wahn, die Schaubühne zu einer moralischen Anstalt machen zu wollen, wird immer wieder durch diese Werke und ihre Wirkung hervorgerufen, obwohl diese zu ihrer Zeit in unwiederbringlichen Bedingungen beruhte, dem noch nicht lesenden Publikum, der räumlichen Enge der Kultur, der nationalen Heldensage. Die spätere Wirkung auf die antike Welt aber hat die Unfruchtbarkeit und den Autoritätsglauben vieler Generationen zur Voraussetzung, die sich von den Klassikern beherrschen lassen. Da teilt sich die Tragödie mit Homer in die Herrschaft über den Jugendunterricht; die euripideischen Sentenzen ersetzen die alte Elegie; die zahlreichen Aufführungen in den Theatern, deren bald jede Kleinstadt eins haben will, erschüttern die Herzen des ganzen Volkes und erfüllen die Phantasie mit grandiosen Bildern einer immer mehr über das Menschliche gesteigerten Idealwelt. So geht es bis in die frühere Kaiserzeit,

und als später die Tragödie in der Schule und auf der Bühne zurücktritt, was dem Homer zu statten kommt, fällt es bezeichnenderweise mit der Verrohung der Sitte und des Geschmackes zusammen. Aber immer noch schöpft die Literatur aus dem unergründlichen Borne sowohl Motive wie Charaktere. Noch die Byzantiner nennen den Roman ein Dramatikon und das Volkslied, wohl zuerst das erzählende, ein Tragudion.

Komische Chöre sind schon 487, als Themistokles am Ruder war, eingeführt worden; aber das Spiel blieb zuerst so wenig literarisch wie vorher, als es von Dilettanten veranstaltet wurde; es kam hinzu, daß sich eine Komödie der alten Art nicht wohl ohne starke Umarbeitung wiederholen ließ. So haben die antiken Philologen, die schon früh der Komödie besondere Sorgfalt angedeihen ließen, nur wenige Stücke gehabt, die über den Anfang des Peloponnesischen Krieges hinaufreichten. Damals war unter dem Einflusse der längst gefestigten Tragödie die sehr seltsame Kunstform erreicht, die wir in den wenig jüngeren ersten Stücken des Aristophanes finden. Da stammt aus der Tragödie (die auch für die Sprache immer den Hintergrund abgibt, von dem sich das Komische bewußt, oft parodisch abheben will) gleich die Regel, daß dem Auftreten des Chores ein Akt in reinem Dialogmaße vorausgehen muß, der im wesentlichen der Exposition dient. Am Ende findet sich noch der Komoszug, aber er beginnt umgestaltet zu werden; doch bleibt es dabei, daß das Abtreten der Schauspieler und des Chores ausdrücklich angegeben wird, was die Tragödie schon überwunden hatte. Das alte Hauptstück, die Anrede des Volkes und das Festlied, erscheint nun als eine besondere Wendung des Chores an das Volk, Parabase; ihr Platz zu machen, muß die Bühne sonst leer gemacht werden, und dadurch scheidet sich das Stück in zwei Hälften mit sehr verschiedenem Tone. Zwar kommt fast regelmäßig noch eine zweite Parabase, wenn auch verkümmert: offenbar hat man durch die Verdoppelung den Umfang der Stücke auf den der Tragödie bringen wollen. Aber vom ersten Auftreten des Chores bis zur ersten Parabase pflegt das meiste in Tanzrhythmen gehalten zu sein, mit lebhaftester Aktion sei es des Chores gegen eine Person (was das Ursprüngliche sein wird), sei es zweier Personen, deren eine der Chor unterstützt. In dieser Partie ist die Maske des Chores das eigentlich Treibende: mit ihr zusammen konzipierte der Dichter seine Fabel. In dem Aufbau ist noch kenntlich, daß er die Gliederung der Parabase mehrfach wiederholt, Lied und Rezitation zur Flöte, für die nur hier die Responsion aufgegeben ist. Hinter der Parabase überwiegt das Dialogmetrum; der Chor oder wenigstens seine Maske tritt zurück; es reihen sich zwanglos und ohne viel Motivierung lustige Szenen aneinander, hervorgerufen durch das Zutreten einer neuen Person: die Szenen heißen danach Epeisodien und machen die Komposition wirklich episodisch. Man ahnt, daß einst zu dem Tanze und Gesange des phantastischen Chores die Improvisationen einzelner Phlyaken traten: diese, nicht etwa die tragischen Antworter

Alte Komödie.

sind die Ahnherren der komischen Schauspieler. Das zeigt das verwandte Kostüm, insbesondere der riesige Phallus, der zu unerschöpflichen Späßen, in Situationen und Worten, Anlaß gibt. Denn der Ton ist durchgehends das vollkommene Gegenteil der tragischen Wohlanständigkeit; es regiert eine kräftige gesunde Zote, an der Götter und Menschen ihre Freude haben müssen, sie seien denn Mucker oder Beghinen, denn es reagiert nicht der Barbar gegen die aufgedrungene Zivilisation, wie im Grobianismus, noch die Lüsternheit, die Schwester der Galanterie: die Lysistrata greift ein Motiv auf, das sich trotz aller Heuchelei eines verlogenen Anstandes immer wieder hervorwagt, weil es tief in der Natur der Geschlechter wurzelt; aber so natürlich wie von Aristophanes wird es nie wieder behandelt werden. Und geadelt wird alles durch die unübertrefflichen Verse, die immer frische und in ihrer Ungezwungenheit wahrhaft klassische Sprache, durch die klangvollen Lieder, die (wo nicht tragische Parodie vorliegt) jene einfachen ionischen Maße haben, die unserem Ohre so viel wohllautender sind als die der chorischen Lyrik. Aristophanes gibt in ihnen Stimmungsbilder der elementaren Natur, die an Zartheit der Empfindung und Schmelz des Ausdruckes im Altertum unerreicht sind. Schließlich ist die Hauptsache jene Anmut, deren Lieblingssitz nach Platon die Seele des Aristophanes war. Es versteht sich ganz von selbst, daß Illusion der Wirklichkeit und Probabilität der Handlung schlechthin hier nichts zu suchen haben. Dasselbe Haus des Hintergrundes kann ohne weiteres das verschiedenste bedeuten: wäre es nicht beschämend, so müßte es wie eine aristophanische Posse wirken, wenn die pedantischen Erklärer ihre Logik und Konsequenz dem Aristophanes oktroyieren. Sie haben es auch fertig gebracht, in der politisch moralischen Tendenz oder auch der literarischen Kritik das Wesentliche zu sehen, die allerdings den Reiz mancher Dramen erhöhen, aber von mehr als einem Dichter gar nicht angestrebt worden sind. Sie haben in den Hanswurstiaden tiefe Sozialpädagogik gesucht und die Dichter beurteilt, als wären sie Aischylos und Pindar oder wollten es sein. Sie haben entdeckt, daß es im Wesen der Komödie gelegen hätte, politisch konservativ zu sein. So schwer ist es, Poesie als das zu nehmen, als was sie sich gibt, Possen also als Possen. Wer den Phallus, das Symbol des Dionysos, nicht ehrt, ist die Komödie nicht wert. Als die Dezenz nicht mehr duldete, daß man ihn zur Schau trug, verloren die Possen ihre gesunde Harmlosigkeit, und als das Kraftgefühl der großen Zeit dem Elend gewichen war, und selbst um die Lippen der praxitelischen Götter ein Zug der leisen Wehmut sich legte, da waren der gaukelnden Phantasie die Flügel geknickt. Die Welt konnte nur einmal die schönen Jugendträume und mit ihnen die schrankenlose Ungebundenheit des demokratischen Athens ertragen; eine solche Jugend kommt nicht wieder. Darum hat es nur einmal die aristophanische Komödie gegeben; von ihren klassizistischen Imitationen alter und neuer Zeit braucht man nicht zu reden.

Aristophanes (tätig 427—388).

Wir lesen und bewundern nur noch Aristophanes, also erntet er den Ruhm, der der Gattung zukommt, mit; wenigstens für uns ist sein individueller Stil so wenig kenntlich, daß niemand selbst einer Versreihe anmerken kann, ob er sie verfaßt hat oder einer seiner Genossen. Die Komödie ist ohne Frage erst auf die Höhe gekommen, als die beiden blutjungen Leute Eupolis und Aristophanes kurz nach Perikles' Tode auftraten; der Olympier hatte diese Preßfreiheit mit Recht bedenklich gefunden und vergeblich zu zügeln versucht. Eupolis, der dem Aristophanes mindestens ebenbürtig war (politisch durchaus nicht in dem Sinne konservativ wie dieser), hat ihm bald das Feld geräumt, da er in einer Seeschlacht fiel. Kratinos, den die beiden als Herrscher der komischen Bühne vorfanden, starb noch früher. Er darf nicht der Aischylos der Komödie heißen: das verbietet Epicharm, dessen Einwirkung auf Athen sicher ist; wohl aber hat er von Archilochos (den er auch zum Helden einer Komödie machte) die persönlich-aggressive Polemik übernommen, auch das Einsetzen seiner Person. In dem letzten Stücke, das ihm kurz vor dem Tode noch einmal den Sieg über die anmaßliche Jugend gab, spielte er sich selbst, verklagt von seiner Ehefrau Komödie, die er vor der Dame Bouteille (Πυτίνη, das ist in Athen Fremdwort) gröblich vernachlässigte. Neben diesen beiden hatte Aristophanes nur Rivalen, die sich mit ihren Aspirationen in tieferen Sphären hielten, während er allerdings zu der Tagespolitik fast alljährlich Stellung nahm und sein persönlicher Angriff, selbst wenn das Stück nicht gefiel, recht gefährlich ward, wie das Sokrates erfahren hat. Er ist denn auch am Ende seines Lebens von seinen Gemeindegenossen für den Rat präsentiert worden; hoffentlich hat er nicht selbst auf praktisch-politische Einsicht Anspruch erhoben. Für seinen Dichterruhm wäre es vielleicht vorteilhafter gewesen, wenn er nicht bis ziemlich zum Antialkidasfrieden tätig geblieben wäre, also unter Umständen weiter dichtete, die für seine wahre Muse weder innerlich noch äußerlich mehr Raum ließen. Seine Grazie hat ihn freilich nicht verlassen, aber die beiden letzten Stücke beweisen doch, daß die Komödie wie die Tragödie den Fall des attischen Reiches nicht überleben konnte.

Dithyrambus.

In der Schätzung der Mitlebenden standen gleichberechtigt mit den tragischen (d. i. Satyr-) und den komischen Chören (d. h. die im Festzug gehen), die kyklischen, d. h. die im Kreise tanzen. Das war die alte chorische Lyrik, für die noch mehr Kulte außer dem des Dionysos offizielle Gelegenheit boten; die Tänzer und Sänger sind aber zu Anfang und vielleicht sehr lange Dilettanten geblieben. Die Flötenbläser, auf die so viel ankam, daß die „Chorpfeifer“ (χοραῦλαι) in den Siegerinschriften immer mit genannt werden, waren niemals, die Dichter selten Athener. Dagegen haben Simonides und Bakchylides, einmal auch Pindar (was ihm überschwengliche Ehren eintrug) für diese Chöre gedichtet. Nur das dionysische Lied, das ursprünglich in der Ekstase durch den Gott gesungen werden sollte, also die Bindung durch die wiederkehrende Melodie, die Strophik,

nicht kannte, führte zunächst den Namen Dithyrambos. Aber als die Entfaltung der Musik dazu fortschritt, alle Lieder durchzukomponieren, übertrug sich dieser Name auf die Gattung; so redet Aristoteles. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts schreitet man dazu fort, neben die Chorlieder Soli einzulegen, und das Spiel erhält dann etwas Opernhaftes. Die mythische Erzählung hatte immer wesentlich den Inhalt gebildet; das eine Gedicht, das wir besitzen, die Io des Bakchylides, gibt nichts als sie; es ist allerdings besonders armselig. Jetzt ward das belebt. Philoxenos von Kythera fand z. B. am Hofe des Dionysios I. das glückliche Motiv des verliebten Kyklopen, das dann von seinen Kollegen variiert ward, ganz wie die Medea des Euripides. Es beweist, daß auch eine scherzende Behandlung wie im Satyrspiel stattbaft war. Die Sprache war zunächst die der chorischen Lyrik, also im Grunde dorisch; die Dichter waren auch überwiegend dorischer Herkunft; aber sie wandelte sich in der Richtung auf die tragischen Chöre; man erwartete nur einen beträchtlich reicheren künstlicheren Aufputz. Gewiß dürfen wir den Spott der Komödie über ihre Auswüchse und die Feindseligkeit der pythagorisierenden Musiktheorie nicht zur Richtschnur nehmen. Was die Griechen vier Jahrhunderte lang entzückt hat, wird nichts Geringes gewesen sein; aber es fehlt uns, wenn wir ehrlich sind, jede Vorstellung von dem ausgebildeten Dithyrambus des 4. Jahrhunderts und erst recht von dem der hellenistischen Periode.

Philoxenos († 380).

Kitharodie.

Eine ähnliche Wandelung erfuhr die Kitharodie, immer noch die vornehmste Gattung des musikalischen Vortrages. Wenn die chorische Musik, in der die Flöte dominierte, den Dorern gehört, so bleibt hier die Führung den Asiaten. Den wichtigsten Fortschritt macht Phrynis, ein Landsmann des Terpandros, um die Zeit der Perserkriege: er geht vom heroischen Hexameter zu reicheren und freieren Rhythmen über, was die Ausdrucksfähigkeit ungemein steigern mußte, aber bedingte, daß er sich seine Libretti selbst anfertigte. Doch sind die Dichter unter den Kitharoden immer Ausnahmen, und auch für sie ist die ausübende Kunst das Wichtigste. Seit wir ein längeres Stück des Milesiers Timotheos besitzen, der eigentlich der einzige klassische Kitharode blieb (tätig schon so früh, daß Euripides seinen Einfluß erfuhr, und noch tief in das folgende Jahrhundert), können wir die Gattung erst schätzen. Es war eine musikalische Leistung, die allem modernen Virtuosentume überlegen ist. Der Solosänger, in diesem Falle zugleich der Dichter, begleitet sich selbst auf der Laute; er singt ein langes, durchkomponiertes Lied: insofern ist es Lyrik. Aber der Inhalt ist Erzählung; man hatte ja ehedem das Epos gesungen und behielt die Stoffe vielfach bei. Nur noch weit über Homer hinaus ist die Einführung der direkten Rede gesteigert: im Gesange mußte das ganz dramatisch werden. Dabei ist die Sprache keineswegs das billige Geklingel italienischer Libretti, sondern in der Wortfügung zwar platt, aber in der Wortwahl durch den Schmuck der Komposita, Metaphern und dergleichen über alles Maß verkünstelt; das Epos hat auch hier mehr beigesteuert als die

Timotheos († gegen 357).

Lyrik, doch wird unter der ausgleichenden Kraft des tragischen Liedes, und da z. B. Timotheos selbst auch Dithyramben verfaßte, der Unterschied allmählich so verwischt, daß wir außerstande sind, einem Bruchstücke anzusehen, aus welcher Gattung es stammt. In den Versmaßen überwiegen, wie in den Soli des Dramas, die ionischen Formen; doch wird auch hier Ausgleichung eingetreten sein. Timotheos ist mehr gelesen worden als die Dithyrambiker, und in den Theatern hat er sich wie sie die ganze hellenistische Zeit über gehalten: aber wir müssen zugestehen, daß er den Untergang verdiente, dem er verfiel, seit die Aufführungen in der Not der großen Revolution eingingen. Diese Poesie konnte es nicht vertragen, daß ihre Musik verklang; die des Pindar konnte es. Der Schluß auf den umgekehrten Wert der Kompositionen liegt nahe, aber es ist verwegen, ihn zu ziehen, und vor allem ist es gänzlich müßig.

Daß die gebildete Gesellschaft Athens, nicht bloß die Dichter, die alten Formen der gesprochenen Poesie anzuwenden verstand, aber auch die Dichter gelegentlich Elegieen und Iamben machten, versteht sich von selbst; ebenso ist es natürlich, daß die Aufschriften der Weihgeschenke und Grabsteine allmählich neben dem Bestreben, durch knappste Sachlichkeit einen monumentalen Charakter zu erzielen, auch latentes Gefühl erhalten und so stärker wirken als später, da sie es auch aussprechen. Dies alles gilt als Nebenwerk, obwohl wir gar manche Perle finden, wie uns die billigen Weih- und Grabreliefs oft mehr gelten als die aufdringliche Tempeldekoration. Überall aber wird der Stil der Gattung streng innegehalten; das scheint den Griechen selbstverständlich; am deutlichsten wird es, falls einmal derselbe Poet sich auf vielen Feldern versucht. Da ist ein Talent zweiten Ranges, Ion von Chios, als Mensch keine unbedeutende Erscheinung; er hat Perikles und Sophokles gut gekannt. Der dichtet Tragödien, Dithyramben, Elegieen, er schreibt Prosa, eine Geschichte seiner Heimat, deren Stil wir nicht kennen, einen philosophischen Traktat, der mit dem pythagorisierenden Inhalt die italische Dürre übernimmt, und er schreibt Memoiren in dem freiesten Plaudertone: erst hier ist er ganz Ionier, und kein Perikles oder Sophokles, kein Athener und kein Westhellene hätte ihm das nachmachen können, er antizipiert den Hellenismus um anderthalb Jahrhunderte, und da haben sie es kaum mit so anspruchsloser Grazie geleistet.

Epigramm

Ion von Chios († gegen 421).

III. Ionische Prosa. Überhaupt ist es die Prosa, in der Ionien sein Übergewicht wahrt, obwohl es sonst ganz in den Bannkreis Athens gerät, gerade auch in der Sprache, denn schon um 400 ist die äußere Sprachform der Urkunden fast ganz attisch. Ungehemmt geht die erzählende Prosa weiter, von der in der vorigen Periode die Rede war (S. 34), und nun wird auch manche Stadtgeschichte geschrieben. Auch Nichtionier wie der Chronist Antiochos von Syrakus bedienen sich dieser Literatursprache. Ein sehr fruchtbarer Schriftsteller ist der Lesbier Hellanikos,

Antiochos (um 420), Hellanikos (bis 400.

der die Bearbeitung auch peloponnesischer alter Chroniken ebenso liefert, wie in den Troika eine Geschichte von Ilion, die wirklich nur Roman heißen kann; aber über die Form können wir nirgend urteilen. Erhalten Herodotos († gegen 429). hat sich nur Herodotos, weil er in Athen und für Athen schrieb. Die große politische Stimmung des perikleischen Kreises hat ihm, der als Untertan der Perser den Orient bereist hatte, alle Punkte gewiesen, von denen aus sich die Schilderungen von fernen Ländern und ihre Geschichte mit der Erzählung der Perserkriege in eine Einheit rücken ließen. Athen hat auch sein Ionisch abgetönt; zuweilen und nicht zum Vorteil wirkt sogar die Rhetorik ein. Er selbst hat eigentlich weder politisches Verständnis noch historischen Sinn noch eine feste und reine Weltanschauung, pendelt vielmehr zwischen Rationalismus und Aberglauben, und die ionische Wissenschaft ist ihm vollends fremd geblieben: dafür war er der Rasse nach eher Dorer und Karer als Ionier. So ist er denn am liebenswürdigsten, wenn er erzählt, was er gesehen hat und den helläugigen Schilderungen fremder Kultur treue Berichte über fremde Traditionen und allerhand sehr menschliche Novellen beifügt. Seine ersten vier Bücher werden nie veralten, gesetzt auch, die Erschließung Asiens berichtigte alles einzelne, wie sie es in Ägypten getan hat, dessen Beschreibung übrigens durch einen vorlauten Rationalismus getrübt wird, der in Wahrheit von Hekataios stammt. Denn was Herodot die „Darlegung seiner Erkundung“ nennt, schließt die Erkundung aus Büchern keineswegs aus; er hat es aber vorgezogen, über diese Vorgänger einen Schleier zu werfen, wie er denn durchaus nicht ohne Berechnung zu reden und zu schweigen versteht. Über die alte griechische Geschichte gibt er nur unzusammenhängende Novellen (ganz wenig über Athen: wunderbar, wie wenig dem Perikles und Sophokles an ihrem Solon gelegen war; die Kroisosnovelle ist nicht athenisch), und im Grunde steht es kaum anders mit der Erzählung von den Perserkriegen, wo leider die Möglichkeit ausgeschlossen ist, ihn zu berichtigen. Vermutlich glauben wir ihm immer noch zu viel, und namentlich die scheinbar pragmatische Verknüpfung der einzelnen Geschichten hat kaum mehr Wert als in den Metamorphosen Ovids. So verdient Herodot persönlich wohl schwerlich den ganzen Ruhm seines Werkes, der vielmehr der Gattung zukommt. Aber der Ohrenschmaus, den diese ionische Mythologie gewährt (wie Platon sie nennen würde), ist doch ein unverlierbarer Gewinn, und die Welt wird seiner nicht satt werden, so wenig wie der Geschichten des Alten Testamentes.

Aber ein Höheres ist doch, so wenig Aufhebens davon gemacht zu werden pflegt, daß die ionische Sprache nun reif ist, Beobachtungen und Gedankenreihen schlicht und sachlich vorzutragen, ohne zu stammeln und ohne zu deklamieren. Die Lehre des Parmenides fand auch einen Melissos (um 440). samischen Vertreter, Melissos (der seine Heimat gegen Perikles, den Schüler des Anaxagoras, verteidigte); es hat ihm wohl noch Mühe ge-

macht, seine Prosa zu schreiben, und den Späteren mußte sie rauh klingen; aber sie ist doch knapp und klar, ohne zur Formel zu erstarren. Noch in höherem Grade gilt das von Anaxagoras, und bei ihm, der in Athen lebte, während die Tragödie den Gipfel erstieg und die Rhetorik sich ausbildete, kann die Schlichtheit nur gewollt sein. Aber den ganzen Reichtum dieser schriftstellerischen Fähigkeiten enthüllt uns erst die Schriftenmasse, die unter dem Namen des Hippokrates in die alexandrinische Bibliothek gekommen ist und uns zum besten Teile vorliegt. Sie muß uns die ganze wissenschaftliche Literatur der Ionier ersetzen. Der Name Hippokrates hat genau so viel zu bedeuten wie Homer und Pherekydes; ob von dem Koer Hippokrates, des Thessalos Sohn, den Platon bewunderte, auch nur ein ausgearbeitetes Werk darin ist, wird hoffentlich die Forschung ermitteln, die noch in den ersten Anfängen steht. Jener Hippokrates hat am Ende des 5. Jahrhunderts in Nordgriechenland praktiziert, zuletzt in Thessalien, wo er starb und sein Geschlecht die Kunst fortsetzte. Die dorische Insel Kos hat für seine Schriftstellerei so wenig zu bedeuten, wie der dortige Asklepioskult für seine Wissenschaft. Die erhaltenen Schriften stammen außer Bagatellen alle aus der Zeit 440 bis 340. Da sehen wir vor allem das wissenschaftliche Lehrbuch in unübertrefflicher Vollkommenheit, z. B. in dem chirurgischen Hauptwerke. Welche Arbeit des Denkens, welche sprachliche Schulung gehört dazu, die Knochenbrüche und Verrenkungen und dann die chirurgischen Operationen zu beschreiben wie dort, oder die einzelnen Krankheiten durch ihre charakteristischen Symptome unterscheiden und erkennen zu lehren, wie es in dem Werke über die Krankheiten geschieht. Noch ist es nicht geleistet, aber offenbar muß sich erkennen lassen, daß bereits eine ganz scharfe Terminologie ausgebildet ist. Das kann das Griechische (oder vielmehr Ionische) schon so früh, zweifellos für viele Teile der Naturwissenschaft. Das Latein hat es zu einer Terminologie überhaupt nur in der Jurisprudenz gebracht; die modernen Sprachen bringen es zu keiner, es sei denn, sie borgten bei diesen beiden: sie brauchen Kunstwörter, Surrogate, statt der lebendigen, unmittelbar bezeichnenden, die das griechische Formgefühl nicht erfindet, sondern findet. Dies sind Lehrbücher für Fachleute; es fehlt auch nicht an solchen, die sich an die Laien wenden, z. B. das umfängliche Werk über die Diät (die gesunde Lebensweise). Das Buch zum Lesen ist also da: Herodot hatte noch lediglich auf das Vorlesen gerechnet; aber das Lehrbuch des Anaxagoras war so begehrt, daß es für eine Drachme auf dem athenischen Markte zu kaufen war. Damit war eine Straffheit der Disposition und eine schriftstellerische Ökonomie gefordert, von der die Historiker noch keine Ahnung hatten. Zahlreich sind auch in der hippokratischen Sammlung die Vorträge vor einem Laienpublikum, um so vortrefflicher, je weniger sie von der Rhetorik infiziert sind. Auch die gnomische Stilisierung, z. B. nach Heraklit, ist keineswegs ein Vorzug. Die Aphorismen enthalten zwar goldene Sätze, die zum Teil noch heute fliegende Worte

Anaxagoras († nach 432).

Hippokrates († nach 400).

sind (wenn auch Bismarck an Hippokrates nicht gedacht hat, als er sein *quieta non movere* lateinisch zitierte); aber sie sind ein Florilegium, das zu den wirklichen Büchern steht wie unsere Theognissammlung zur alten Elegie. Reden wie die von der alten Medizin, der Methode (π. τέχνης), der heiligen Krankheit, sind in ihrer Schlichtheit so eindringlich und so anmutig, wie man sich nur die Wissenschaft popularisiert wünscht. Die mit Recht bewunderten Epidemien, unter denen sich das einzige sicher echt hippokratische befindet, sind Aufzeichnungen zum eigenen Gebrauche, Tagebuchnotizen, erheben also keinen literarischen Anspruch. In ihnen und noch mehr in dem seltsamen Büchlein über die „Ausstattung der Arztstube“ gibt es manchmal nicht einmal Sätze, sondern nur knappe Merkworte für den an ihrer Hand zu improvisierenden Vortrag. Auch dies hat der aristotelische Nachlaß mit dem hippokratischen gemein. Schon ein Blick in diese Sammlung genügt, das schädliche Vorurteil zu zerstören, das ein perverser Schulunterricht erzeugt, die „Alten“ hätten ohne Phrasen und Künsteleien gar nicht reden können.

Es ist ein Glücksfall, daß wir durch die Medizin so viele Zeugnisse für die ionische wissenschaftliche Prosa besitzen; wir danken es erst der Naivetät, die all dies auf den einen berühmten Namen schob, dann dem archaisierenden Autoritätsglauben, der borniert genug war, die ältesten Lehren der Medizin für kanonisch zu halten, weil die ältesten Werke der Poesie kanonisch waren. Eine ähnliche Verirrung des Urteils hat den Unglücksfall verschuldet, der uns um die Krone der ionischen Prosa gebracht hat. Weil dem Spiritualismus der letzten Periode des Altertums Demokrit als Materialist ein gefährlicher Ketzer war, ist er ganz verschollen oder höchstens als Etikett für Zauberbücher geblieben (die sympathetischen Kuren des modernen Aberglaubens hängen von diesem Demokrit ab). Die urteilsfähigsten Stilkritiker haben ihn dem Platon an die Seite gestellt, und so viel lassen die Bruchstücke erkennen, daß er die Sprache wirklich ebenso vollkommen beherrschte, und daß er auch die höchsten stilistischen Aspirationen hatte. Aber wer könnte Platons Kunst aus einzelnen Sätzchen ahnen? Demokrit ist noch viel vollkommener verloren als Archilochos; darüber dürfen etliche zierlich gerundete Gnomen (noch immer die altionische Kunstform) nicht täuschen. Von den Resultaten seiner Wissenschaft ist viel durch die peripatetische Schule gerettet, aber immer in die fremde attisch-sokratische Weise umgesetzt. Immerhin gelangt man einigermaßen dazu, den großen Forscher zu würdigen. Die Literaturgeschichte muß sich dagegen bescheiden, den Verlust des einzigen Künstlers zu konstatieren, der vielleicht neben Platon rangieren könnte. Es lag in der Entwickelung der Sprache, daß danach die ionische Prosa erlosch; Nachzügler wie der ausgezeichnete Schilderer Indiens Megasthenes und vollends die künstliche Imitation zählen nicht. Erst nach Platons Tode führt Aristoteles das rein wissenschaftliche Lehr- und Lesebuch in die attische Literatur hinüber, nicht ohne daß es im Wortschatze, der

Demokritos († 37?).

wissenschaftlichen Terminologie, der Fähigkeit, alles mit den bezeichnenden Wörtern (κύριαι λέξεις) zu sagen, die Herkunft aus Ionien bekundete. Die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles und die Pflanzengeschichte des Theophrast, die stilistisch wohl noch höher steht, werden von der antiken Stillehre gar nicht gerechnet. Daraus sollen wir abnehmen, daß diese Stillehre unzureichend ist. Die wissenschaftliche Prosa, die nichts sein will als der in Worten fixierte Gedanke, ist eine Kunstform, die freilich kein Rhetor lehrt und die sich durch Imitation nicht lernen läßt, aber darum nicht minder ein Höchstes der Redekunst: auch sie quillt unmittelbar aus der Seele wie das echte lyrische Gedicht. Auf diesen Gipfel erhebt sich das schriftstellerische Können eines Volkes am spätesten, denn es geht dem Volke wie dem einzelnen Menschen, dem (wie Platon sagt) als reifem Manne die Wissenschaft das wird, was dem Kinde das Märchen und dem Jüngling die hohe Poesie war. Daß man auf Griechisch jede Wissenschaft denken und aussprechen kann, immer mit gleicher Freiheit, als gehörte sie dieser Sprache an, bedeutet noch mehr, als all die unvergleichlichen Kunstformen der griechischen Poesie. Das Latein ist eine wissenschaftliche Sprache erst geworden, als es längst nur noch eine gelehrte Sprache war, und es erscheint formlos, sobald es nicht rhetorisch stilisiert ist. Bei uns redet Leibniz noch ganz ungefüge, wenn er sich des Deutschen bedient, Winckelmann und Lessing schreiben bewußt rhetorisch, bei Herder kommt es über Künsteln und Kunstlosigkeit zu gar keiner reinen Wirkung. Erst durch Goethes Farbenlehre erreicht das Deutsche diesen Gipfel: es wird eine Kultursprache erst, als die Wissenschaft deutsch denken kann. Daß diese Prosa dabei noch lange in ungeschlachter Formlosigkeit befangen blieb, zeigen uns die Klagen der Franzosen und Engländer über die Unverständlichkeit der wissenschaftlichen deutschen Bücher, deren Gedanken sie doch nicht mehr entbehren konnten. Daran mag man ermessen, daß es dieselben olympischen Musen waren, die einst dem ionischen Rhapsoden gelächelt hatten, und die jetzt dem ionischen Sophisten zur Seite standen.

Sophist, d. i. jetzt „Gelehrter“ viel eher als „Weiser“, nennen sich die zahllosen Leute, die ein Gewerbe daraus machen, herumzuziehen und in Vorträgen all das Viele und Verschiedene zu verbreiten, das die ionische Wissenschaft oder „Historie“ (ganz wörtlich gleich Wissenschaft) zusammengebracht hat. Diese Vorträge verdrängen die der wandernden Poeten aus dem Interesse der bildungsdurstigen Jugend. Sie sind immer noch auf momentane mündliche Wirkung berechnet; die Aufzeichnung ist etwas Akzessorisches. Die Sophisten stammen gar nicht alle aus Ionien, aber ionisch ist immer noch die Literatursprache, und nur allmählich, aber schon in der letzten Zeit des Perikles dringt die Mundart des herrschenden Stammes ein, obwohl die Athener in dieser Schar an Zahl und Bedeutung ganz zurücktreten. Die Literaturgeschichte muß von den großen Verdiensten schweigen, die sich diese Männer um die Verbreitung der Bildung er- Sophisten.

worben haben: ihr Werk ist es, wenn Alexander sagen kann, daß der Hellene unter den Barbaren wie ein Mensch unter Tieren erscheine. Und wenn sie überwiegend nur fremde Gedanken verbreiten und recht viel flaches und eitles Aufklärertum sich breit macht, so sind doch auch geistvolle Anreger unter ihnen, und selbst positive Leistungen fehlen nicht. Protagoras († um 415). Protagoras von Abdera hat in der Geschichte der Philosophie Anspruch auf einen Ehrenplatz: die Angriffe Platons leisten allein schon dafür Gewähr. Hippias (um 400). Und Hippias von Elis hat durch die Veröffentlichung der olympischen Siegerliste einen Sinn für geschichtliche Forschung bekundet, der von der platonischen Schule noch nicht gewürdigt ward. Aber literarische Werke, die sich neben der attischen Philosophie und Rhetorik des 4. Jahrhunderts hätten behaupten können, sind freilich von keinem einzigen hervorgebracht.

IV. Attische Prosa. Die Athener schlugen die Schlachten und regierten das Reich: bei ihnen mußte eine Prosarede aus dem politischen Leben der Demokratie hervorgehen, deren Grundfeste die Gesetze Solons waren. In den parlamentarischen Versammlungen ward Protokoll geführt; die Anträge waren schriftlich einzureichen; die Beamten berichteten von auswärts schriftlich an ihren Souverän, das Volk oder vielmehr seinen Ausschuß, den Rat. Das mußte eine Kanzlei- und Gesetzessprache ergeben, und wirlich ist die juristische und politische Terminologie der Griechen spezifisch attisch, und ein Gesetz oder ein Ratsprotokoll Athens ist als Schriftwerk nicht minder kunstvoll, präzis und klar als eine hippokratische Krankheitsgeschichte. Man vergleiche die Gesetze und Senatsbeschlüsse der römischen Republik, um das Vorurteil loszuwerden, daß Roms juristische Diktion eigenes Gewächs wäre: es gibt nirgend eine unbehilflichere Weitschweifigkeit. Ganz ebenso mußte die Debatte den Staatsmann zur Beredsamkeit erziehen; bezeichnenderweise ist Themistokles der erste, an dem sie hervorgehoben wird. Perikles († 429). Sie ist die Waffe des Perikles. Der Höhepunkt seines Lebens ist die Rede, die er im Auftrage des Rates zur Feier des Totenfestes nach der Niederwerfung des samischen Aufstandes gehalten hat. Indem zu einer solchen Feier nicht ein Chorgesang bei Sophokles bestellt und keine Musik, kein Tanz veranstaltet wird, sondern der beredteste Staatsmann auf einer Rednerbühne zum Volke sprechen soll, ist der freien Rede der Adelsbrief erteilt. Von nun ab sagt man auf attisch „Redner“, um den praktischen Staatsmann zu bezeichnen. Aber Perikles schrieb seine Reden noch nicht auf, und sein Können dankte er nicht dem Rhetor, dem Redelehrer, der den Namen des Redners erben sollte. Der einsame Denker Anaxagoras hatte seinem Geiste die Tiefe verliehen, und in seinen Metaphern und Gleichnissen, die im Gedächtnisse der Hörer hafteten, klang die hohe Poesie der Zeit nach. Literarisch ist die Staatsrede noch lange nicht geworden, und auch die politische Gelegenheitsschrift, die freilich mit Perikles' Tode auftritt, und deren selbst die spartanischen

Staatsmänner seit Lysandros nicht entraten mögen (natürlich durch fremde Literaten), erhebt stilistisch noch keine Ansprüche.

Gerichtsrede.

Literarisch ist die Gerichtsrede geworden, und es wäre gut, wenn die Philologen sich etwas mehr überlegten, wie seltsam es ist, daß ein so untergeordnetes Genre im Altertum überhaupt zur Literatur gerechnet werden konnte, freilich nur eine kurze Zeit. Hervorgerufen hat es natürlich das Bedürfnis. Die Untertanen Athens mußten dort ihre Sachen persönlich führen, die fremden Kaufleute ebenfalls; sie mußten sich also entweder selbst die Sprache und die Kenntnis des Rechtes aneignen oder die Rede eines Sachwalters auswendiglernen; auch von den Bürgern zogen viele diesen Weg vor. So kam es, daß sich eine Advokatur bildete, die sehr viel Geld brachte und bald das Sprungbrett in die Staatsverwaltung ward. Das erzeugte auch das schriftliche Plaidoyer, obwohl sonst das ganze Gerichtsverfahren in unbegreiflicher Weise ganz mündlich blieb, so daß nicht einmal das Urteil schriftlich ausgefertigt ward. Diese wirklich gehaltenen Reden zu verbreiten, lag häufig im Interesse der Parteien, nicht zum mindesten der Unterlegenen; sie ließen sie auch als Vorlagen in ähnlichen Fällen brauchen, und davon war nur ein Schritt zur Anfertigung von Musterreden; die Theorie mußte ja so wie so mit der Praxis mindestens Hand in Hand gehen. Der erste Advokat, der es zu gerechtem Ruhme brachte, den wir zum Glücke auch noch lesen, war Antiphon von Rhamnus, ein vornehmer Mann aus der konservativen Fronde, die nach dem Tode des Perikles gegen die radikale Regierung immer stärker hervortrat. Er hat denn auch einen Teil seiner Gerichtsreden in politischem Interesse veröffentlicht, zuletzt seine eigene von Thukydides bewunderte Verteidigungsrede, die leider ganz verloren ist. Aber Antiphon war auch Redelehrer und hat sowohl wirkliche wie fiktive Reden als Musterstücke veröffentlicht; wie es geht, ist dann viel Fremdes unter seinen Namen getreten. Das Echte allein ist wirklich bedeutend. Wohl ist die Sprache archaisch und borgt bei dem einzig vornehmen Attisch, das es gab, der Tragödie. Wohl merkt man, daß selbst dieser Techniker das Disponieren noch nicht gelernt hat; aber ein großes Talent, juristische Schärfe, dialektische Gewandtheit, starke verhaltene Leidenschaft sind unverkennbar, und der Hörer glaubt, daß das strenge moralische und religiöse Pathos echt sei. Die modischen Mätzchen der äußerlichen Stilmittel fehlen noch fast vollkommen; gerade darin liegt der Hauptvorzug. Mit Recht hat die antike Kritik in Antiphon das Muster des Thukydides gesehen.

Antiphon († 411).

Erst als das Reich zerstört ist und die Reaktion der Dreißig niedergeworfen, beginnt Lysias sein Advokatenhandwerk. Sehr ungern; er war der Sohn eines reichen Syrakusaners, der über Thurii nach Athen eingewandert war und in der ersten Gesellschaft Zutritt erhalten hatte. Lysias war demgemäß mit der besten sophistischen Bildung ausgestattet und hoffte durch die siegreiche Demokratie, der er sich angeschlossen hatte, in das Bürgerrecht und die Staatskarriere zu gelangen. Gegen die Oligarchen,

Lysias († um 380).

die ihm den Bruder getötet und sein Gut konfisziert hatten, erfüllte ihn ehrlicher Haß; er schrieb für die radikale Partei schon in der kritischen Übergangsperiode. Aber die besonnenen Männer der Versöhnung weigerten ihm das Bürgerrecht. So ward er Advokat, vornehmlich für die Radikalen; sein Gewissen gestattete ihm aber ebensogut, die diametral entgegengesetzten Tendenzen zu vertreten, wenn ein Angeklagter dieser Partei klug genug war, seine geschickte Feder zu gewinnen. Die alten Kunstrichter bewundern daher seine Ethopöie, denn es ist wahr, er weiß den Ton der gekränkten Unschuld, des harmlosen Biedermannes ebensogut zu treffen, wie den des Ehrabschneiders und des Wirtes einer eleganten Spielhölle. Nur wahres Ethos, wie Antiphon oder Demosthenes, hat ein Mensch von solcher Moral selbstverständlich nicht: wie würde er über die biederen Schulmeister lachen, die seine gepfefferten Reden als gesunde Knabenkost ins Harmlose umgedeutet haben. Und doch hatte Platon ihn als Vertreter der perversen Klügelei herausgegriffen und in dem Mangel an Disposition eine seiner Hauptschwächen getroffen. Lysias zieht, wo er pathetisch werden will (z. B. gerade in der Rede über den Tod seines Bruders), alle Register der Modekunst; aber das steht ihm nicht. In der schlichten, weder zerhackten noch eigentlich periodisierten Sprache leistet er sein Bestes und wirklich etwas Gutes. Man hat ihn als echtesten Attiker angesprochen, mit Unrecht: da ist syrakusisches Wesen, gerade in dem Gelungensten dem Sophron verwandt. In der kleinen Sammlung, die seinen Namen trägt, bergen sich noch mehrere gleichzeitige Redner verschiedener Art; von Andokides, in dem eine vornehme athenische Familie unrühmlich endete, haben wir drei geschichtlich sehr wertvolle Reden; es gibt auch noch einiges andere, so daß man von dem, was man konnte und versuchte, eine gute Vorstellung hat. Davon reicht freilich nichts an Lysias heran; aber auch er ist weder an sich noch durch seine Fortwirkung für die Literaturgeschichte wahrhaft bedeutend.

Andokides († nach 392).

Thukydides († nach 403).

Um die Wende des Jahrhunderts ist aus dem Nachlasse des Thukydides der Torso des einzigen Geschichtswerkes erschienen, das Athens große Zeit hervorgebracht hat, von ebenso singulärer Bedeutung wie die Geschichte, die es erzählt. Und doch war, wie man schon an Lysias sieht, die Form desselben eigentlich schon veraltet; denn Thukydides, der sich zum attischen Adel zählen durfte, hatte den Plan ein Menschenalter vorher gefaßt, als er noch darauf rechnete, an dem Entscheidungskampfe, der Hellas unter Athens Herrschaft bringen würde, selbsttätig mitzuwirken. Es war ganz anders gekommen; er hatte aus der Verbannung mit ansehen müssen, wie der Krieg sich bis ans Ende des dritten Jahrzehnts zog und mit der Zerstörung des Reiches, der Niederwerfung des verarmten und menschenleeren Athens schloß. Aber er war an seinem politischen Urteil nicht irre geworden und schrieb das Werk trotz allem in dem Sinne seiner Jugend. Das gibt ihm seine tragische Erhabenheit, der man sich gefangen geben soll, gesetzt auch, man wollte das politische Urteil verwerfen. Er hielt

aber auch den Stil und die Kunstmittel fest, die er vor seiner Verbannung gelernt hatte, und so schrieb er in Antiphons Art, die dem neuen Geschlechte archaisch klang, und verschmähte den gorgianischen Klingklang nicht, der nun schon außer Mode war. Und die Künste gelingen ihm nicht einmal, da seine tiefen Gedanken ihm schwer von der Zunge fließen und Flitterkram einem so ernsten Gesichte übel steht. Nicht der wird dem großen Schriftsteller gerecht, der sich die Bewunderung solcher Schwächen abringt, sondern der dem ernsten Denker, auch wo er stammelt, zu folgen sucht und die Verirrungen nicht verkennt, sondern entschuldigt, indem er sie geschichtlich begreift, gerade so, wie das Werk nicht vollkommen, sondern erbärmlich wäre, wenn es, wie seine unphilologischen Bewunderer versichern, von seinem Verfasser in der Gestalt zur Veröffentlichung bestimmt gewesen wäre, die es bei der Herausgabe erhalten hat. Thukydides war ganz und gar ein Kind der Sophistenzeit wie Herodot, dessen Werk ihm Vorbild war, auch wo er sich im Gegensatze zu ihm fühlte; aber er war ein athenischer Staatsmann. Sein Horizont reichte so weit, wie ein solcher die Welt übersehen mußte, nicht weiter. Da war der ionische Reisende stark im Vorteil. Von der Größe der Gegenwart sind beide gleichermaßen überzeugt, aber Thukydides zieht die Folgerung, daß alles Frühere nicht so gar wissenswert wäre, was mehr dem Staatsmanne als dem Historiker ansteht. Seine Einleitung ist großartig durch den Bruch mit der konventionellen Schätzung der Heroenzeit und auch der Perserkriege, aber es ist nichts verkehrter, als darin historische Wissenschaftlichkeit zu sehen. Er hat gar nicht geforscht, wie es denn in der Vergangenheit wirklich ausgesehen hätte, sondern er akzeptiert die rationalisierte Tradition und gibt nur eine Wertschätzung aus allgemeinen, allerdings sehr klugen Erwägungen. Erforscht hat er dagegen mit aller Energie und Wahrheitsliebe die Geschichte seiner Zeit, die er erzählt, und hier bewährt sich das politische Urteil, das mit den realen Kräften und den individuellen Personen operieren kann. So etwas hatte es noch nicht von ferne gegeben. Thukydides hat erreicht, daß Perikles in majestätischer Überlegenheit vor uns steht und der typische Demagoge Kleon als der Affe des Perikles. Auch ohne die latente Trauer, die in dem fühlenden Leser sich zu einer lauten steigert, würde die Erzählung von dem Untergange der athenischen Expedition vor Syrakus durch ihre Anschaulichkeit ein Stück Erzählung sein, das keine Vergleichung zu scheuen hätte. Nur die großen Reden retardieren die Erzählung und lassen das Gefühl erkalten. Seltsam, wie das altepische Vorbild den Herodotos und gar den Thukydides im Banne hielt. Damit war besiegelt, daß die antike Historiographie dies bedenkliche Schmuckmittel nicht mehr los werden konnte. Thukydides hat sich auf seine Reden besonders viel zugute getan; sie sind es, denen er den modischen Figurenschmuck anhängt. Selbstverständlich hat dann der sklavische Klassizismus in ihnen das Höchste gesehen, während die Techniker der Rede mit Fug und Recht

bedenklich waren. Gewiß bemüht sich Thukydides, indem er den Sprechern das in den Mund legt, „was für den Moment angemessen war", die leitenden Motive und Stimmungen zu Worte zu bringen, und er hat seine Leute gewiß oft etwas Tieferes sagen lassen, als sie selber imstande waren. Aber es bleibt doch Unnatur und Unwahrhaftigkeit; wir würden ihn selbst viel lieber hören als einen obskuren Demagogen oder einen namenlosen Gesandten. Hinzu kommt, daß er in der Ethopöie wirklich den Lysias nicht entfernt erreicht. Er bemüht sich kaum und nie gelingt es ihm, die Rede nach den Charakteren abzutönen; wirklich beredt wird nicht einmal sein Perikles. Thukydides war eben kein Redner, Gott sei Dank: so hat uns doch ein politischer Denker den Peloponnesischen Krieg erzählt. Gleich nach ihm bemächtigen sich die Schönredner der Historie und behaupten in der Folgezeit, da die Literaten den Ton angeben, das Feld. Seine wahrhaften Nachfolger sind die Staatsmänner, die nebenher die Geschichte ihrer Zeit schrieben, wie gleich Philistos, der bedeutende Minister des Dionysios I., von dem wir leider stofflich wenig besitzen, und nichts, nach dem wir seine Kunst schätzen könnten. Aber solche Männer pflegen die stilistische Künstelei zu verachten oder auch wohl wirklich geringe schriftstellerische Vorzüge zu besitzen. Daher eignen sich ihre Werke nicht zu Stilmustern, und eine Zeit, in der der Rhetor den Ton angab, ließ sie verkommen. Als Stilmuster ist auch Thukydides erhalten worden, sozusagen als Präraphaelit, weil der extreme Archaismus, dem Platon zu üppig war, sich an der eckigen Strenge seiner Reden delektierte. Seine stilistischen Nachahmer, Sallust, Cassius Dio, Prokop, haben seines Geistes keinen Hauch verspürt; die modernen Historiker, die ihn mit Ranke vergleichen, auch nicht. Comines, Macchiavelli, de Thou und dann die politischen Memoirenschreiber ließen sich am ehesten vergleichen; aber die Renaissance verdirbt durch das Vorbild der rhetorischen römischen Historie die eingeborene Kraft selbst eines Macchiavelli, der sonst viel Thukydideisches in der Seele hat. So wird dieser ebenso wie Herodotos ein Einzelstern der Geschichtsschreibung bleiben, dessen Licht nimmer verlischt.

Rhetorik. Die Theorie der Rede, die sehr bald den Anspruch erhob, die Meisterin aller literarischen Produktion und die Trägerin aller Bildung zu werden, und die in der Kaiserzeit wirklich diese Herrschaft erringt, soll zuerst in Syrakus ausgebildet sein, für die Gerichtsrede, in den Wirren der Demokratie, die auf den Sturz der Tyrannis des Hieron folgte. Das erste Lehrbuch, einem Korax oder Teisias zugeschrieben, blieb, wie das bei den Griechen so geht, die Grundlage, so viel sich auch ansetzte und umsetzte. So können wir getrost mit einem Lehrbuche der demosthenischen Zeit operieren, das ein Betrüger der hellenistischen Zeit dem Aristoteles zugeschrieben hat, die Modernen dem Anaximenes. Die Hauptteile einer Rede werden unterschieden; die Hauptgesichtspunkte aufgestellt, von denen man die Sache betrachten müßte, um die Argumente zu finden, die ver-

schiedene Haltung (σχῆμα) erörtert, die für dies und jenes angemessen wäre (τὸ πρέπον). Man bekommt von dem, was für die inventio geleistet ward, einen guten Begriff, wenn man Reden des Thukydides und Euripides schematisiert. Diese bestätigen, daß die Anordnung und Verknüpfung der einzelnen Gedanken noch ganz kunstlos blieb. Aus einer ganz anderen Gegend, vom Bosporos, also aus Reichsstädten, aber auch aus dorischem Gebiete, stammten Thrasymachos und Theodoros, die in Athen, also in attischer Mundart, zuerst mit großem Erfolge die Theorie ausbauten und lehrten. Thrasymachos muß hochbedeutend gewesen sein: das zeigt die Schärfe, mit der ihn Platon angreift; Theophrast, der berufenste Kritiker, bezeichnet ihn als das erste Muster des besten Stiles, der für den Peripatetiker der Mittelweg zwischen Lysias und Gorgias ist. Er hat das psychologische Moment, die Berechnung der Wirkung auf die Affekte der Hörer, stark betont; er hat die einzelnen Gedanken formal zu einer Einheit zusammenzuschließen gesucht, also die Periodenbildung angestrebt; sein ist die folgenschwere Anregung, mit der Poesie darin zu wetteifern, daß ihr Grundprinzip, die Quantität der Silben, auf die Prosa übernommen ward, jedoch streng im Gegensatze zur Poesie, so daß die Wiederkehr des festen Maßes und überhaupt die in der Poesie üblichen Quantitätskomplexe streng gemieden werden. Das ist der Prosarhythmus, in dessen Wesen es liegt, daß er verdorben wird, sobald man ihn irgendwie in ein festes Schema preßt (die Annahme einer Responsion macht ihn geradezu widersinnig), und der in der Tat ein künstlerischer Fortschritt über die ionische und alle archaische Rede ist. Den stärksten Anlauf nahm auch hier ein Ionier, Gorgias, aus dem sizilischen Leontinoi, der sich aber der attischen Mundart bediente, wenn auch, ähnlich wie in der Tragödie, einer ionisierenden. Er ging nicht auf die Gerichtsrede aus, sondern auf den Vortrag, wie ihn die ionischen Sophisten übten; aber er erstrebte geradezu die Konkurrenz mit der Poesie, von der er auch die „schönen Wörter“ und den Ersatz der schlecht und rechten Bezeichnung der Dinge namentlich durch die Metapher übernahm. Er zerlegte den Gedanken in antithetische Glieder, suchte diese so ziemlich gleichlang zu machen und womöglich durch die Assonanz oder den Reim zu verbinden. Wir dürfen solche Produkte wirklich kaum noch Prosa nennen. Diese Künste waren zuerst so mühsam und wirkten auf das Ohr so bezaubernd, daß der Inhalt zu kurz kam, aber zu kurz kommen durfte. Ein begabter Tragiker wie Agathon, ein Thukydides haben sich diesem Zauber nicht entzogen. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Reiz sehr rasch verflog, sobald sich herausstellte, daß alles, was nur Mache ist, sich sehr bald lernen läßt. Aber die Anregung blieb, und immer wieder hat das Stilprinzip, statt voller Periodisierung lauter kurzatmige Glieder zu bilden, seine Verehrer gefunden (wie eben heute wieder), und die Klangwirkung statt der Quantität, der Reim als Bindemittel, ist schließlich so ziemlich in aller modernen Poesie zur Herrschaft gelangt. Denn Thrasymachos, der Dorer,

Thrasymachos (tätig seit 430).

Gorgias (um 390).

und Gorgias, der Ionier, vereinigen sich, um die attische Kunstprosa zu gründen, die über alle Wechsel der Zeiten und Stile hin in ungebrochener Kontinuität herrschend geblieben ist, solange Griechisch kunstmäßig geschrieben ward, also zweitausend Jahre, die durch die lateinische Kunstprosa aber auch den Okzident reden und schreiben gelehrt hat. Frankreich hat den Primat in dieser schwersten Kunst des Prosaschreibens dadurch errungen, daß es diese Schule ganz durchgemacht hat, allerdings indem es dann die Fesseln der Imitation sprengte.

Isokrates (436—338). Der athenische Mann, der die formale Bildung des Verstandes durch die Redekunst mit vollem Bewußtsein als die einzig wahre Menschenerziehung gepredigt und geübt hat, der wirklich den Ruhm (oder vielmehr die Schuld) beanspruchen kann (und beanspruchte), der König der Rhetorik zu sein, den die allgemeine Bildung als ihren Ahnherrn verehren sollte, ist Isokrates. Ausgerüstet mit der Schulung, die das 5. Jahrhundert einem bemittelten Athener aus gutbürgerlicher Familie gewähren konnte, hat er zuerst auch die Advokatur versucht, aber bald gelassen, nicht weil er zum persönlichen Auftreten zu schüchtern war, wie er angibt, denn das hatte er nicht nötig; es fehlte ihm vielmehr die juristische Begabung ganz, die Ethopöie und der Humor des Lysias auch; er war auch zu redlich für dies Handwerk. Die erhaltenen Reden verleugnet er, aber sie tragen den Stempel seiner Mache und sind vortrefflich, nur nicht als Plaidoyers. Wohl nicht ohne bewußte Abrechnung mit der Sokratik, die er entstehen sah und von der er den klangvollen Namen Philosophie für seine Unterweisung borgte, trat er mit dem Anspruche der Sophisten auf, die Jugend allseitig tüchtig zu machen, und hat unter immer stärkerem Zulauf über fünfzig Jahre gelehrt, bis zur Schlacht von Chaironeia. Eine nicht gerade sehr große, aber doch ansehnliche Reihe von Musterreden hat er daneben ausgehen lassen, die wir alle besitzen, als Kunstwerke von der gleichen Vollendung wie die Dialoge Platons. Es ist ziemlich einerlei, welche Einkleidung sie zeigen, denn der Stil ist derselbe und aus allen Masken redet Isokrates, am besten natürlich, wenn er aus eigener Person spricht (nur nicht von der eigenen Person, sonst muß man sich vor der Stärke des Eigenlobes die Nase zuhalten). Mehr als einmal hat der Journalist höchst geschickt die Unterströmung der momentanen Politik so vor das Publikum gebracht, daß er es fortriß. Den Ruhm, dem zweiten Seebund Athens und der unitarischen Politik König Philipps den Weg bereitet zu haben, kann dem Isokrates niemand nehmen; daß er ein redlicher Patriot war, sollte man ihm auch zugestehen; rechts und links schreiben zu dürfen, hat er als Journalist als sein gutes Recht betrachtet. Er hat auch einem recht zweifelhaften Kleinkönig ein Manifest an seine Untertanen verfaßt und an ebendiesen einen Regentenspiegel gerichtet, der in verschiedenen Zeiten des Absolutismus immer wieder umgearbeitet worden ist: Gibbon hat gar einen seiner trivialen Moralsprüche gewagt mit dem Evangelium Jesu zusammenzustellen. Aber

Isokrates hat keinen Gedanken ausgesprochen (es sei denn über seine Kunst), der ihm eigen gewesen wäre, und am glücklichsten ist er, wenn er Gemeinplätze behandelt. Wer's mit Voltaire hält, muß allem, was er geschrieben hat, die Existenzberechtigung abstreiten, denn unstreitig gehört alles zum genre ennuyeux. Witz und Humor ist ihm ebenso wider die Natur wie der Ernst der Wissenschaft, und das Individuelle können ja die Hohenpriester der allgemeinen Bildung niemals vertragen. Aber einen Stil hat dieser Athener geschaffen, so vollkommen wie der dorische Tempel. Was die ältere Rhetorik lieferte, waren tastende Versuche, oder sie gingen nur das Ornamentale an. Isokrates, der Vollender der Periode, bedient sich aller dieser dekorativen alten Zierate, des Rhythmus und der Assonanz, der Antithese und der Symmetrie der Glieder, aber er baut einen jeden Satz zu einem in sich geschlossenen harmonischen Ganzen aus. Die antike Kritik hat eine solche Periode passend mit einem Gewölbe verglichen, dessen Steine durch ihre kunstreiche Fügung einander stützen und tragen. Aber auch die einzelnen Sätze, so umfänglich sie sind, vereinigen sich wieder zu einem größeren Gefüge, und indem eine Summe solcher Satz- und Gedankenkomplexe nicht ohne elegante Fugung und Ornamentierung aneinandergereiht werden, so daß die Ordnung dem Hörer zum Bewußtsein kommt, stellt sich auch die Rede als ein Ganzes dar. Es ließ sich das gar nicht machen, ohne daß die Gedanken bewußt gedreht und gewendet wurden, bis sie sich in eine solche Form fügten, wobei es ohne etliche hohle Füllstücke selten abging. Es mußten auch Schemata gefunden werden, die mindestens den Schein eines logischen Fortschrittes erweckten. Gewiß haben die Schüler Beträchtliches für ihre Fähigkeit zu denken gelernt, wenn sie anordnen mußten „Behauptung, Begründung, Ausführung der Begründung, Schluß", wobei die Ausführung z. B. auch in der Form eines Bildes oder einer Analogie sich geben ließ. Dann konnte etwa ein Einwurf folgen, wieder in solcher Vierteilung, und dann die Widerlegung des Einwurfes und so weiter. Man beginnt sich eben jetzt darüber klar zu werden, daß die Fähigkeit zu denken und sich auszudrücken größer war, als das Latein noch allgemeine Bildungssprache war und die Schüleraufsätze sich in solcher Chrienform bewegten. Der Ausdruck im einzelnen, Wortwahl und Wortfügung, Rhythmus und Klang, durfte es mit der gleichzeitigen Poesie ganz wohl aufnehmen, gerade weil er sich ängstlich davor hütete, in das Poetische zu verfallen. Isokrates ist aber auch ohne Frage der Ansicht gewesen, die in der Kaiserzeit herrschend ist, Poesie wäre nur eine untergeordnete Gattung der Beredsamkeit. Denn er hat mit den alten Dichtgattungen bewußt gewetteifert. Wenn er eine Lobrede auf Euagoras schreibt, so ist das ein Enkomion: die Prosagattung erbt den Namen aus der Lyrik, der doch ein Lied zum Festzug bedeutet. Auch die Gnome im Sinne des Moralspruches hat Isokrates gepflegt, mehr um mit Theognis und Solon zu rivalisieren, als mit Heraklit. Die Heldensage und Historie

hat er in seinen Festreden behandelt, nicht ohne an die Tragödie zu erinnern, ja er hat in seine letzte Rede eine Art Dialog eingelegt, es mit Platon aufzunehmen, wie denn seine Verteidigungsrede (die Antidosis) der Welt zeigen sollte, wie sehr er dem Sokrates überlegen wäre. Sie zeigt denn auch unfreiwillig die Hohlheit seines Wesens in mitleidloser Schärfe. Man darf wohl sagen, daß es eine entscheidende Probe auf das Verständnis griechischer Kunst ist, ob man für den Zauber der isokrateischen Rede empfänglich ist: denn die Stilisierung, das Technische, ist es, wodurch sie klassisch wird. Man muß dann aber ebenso sagen, daß es eine Probe für das Urteil über Kunst überhaupt ist, ob man dieser Kunst die Existenzberechtigung zuerkennt: denn diese Schönheit ist absolut leere Form, leer an Inhalt, leer an Seele. Wo wäre bei Isokrates ein sinnliches geschautes Bild, ein ursprüngliches Gefühl, ein Wort, das man nimmer vergäße? Wenn er geworden wäre, was er wollte, was er so ziemlich in der herrschenden Theorie und Praxis der Kaiserzeit geworden ist, der Lehrmeister hellenischer Bildung, so müßten wir die unsere sorglich vor diesem Kontagium bewahren. So aber, die Poesie und Wissenschaft der Hellenen vor Augen und im Herzen, mögen wir Modernen, zumal wir Deutschen, zur Formlosigkeit nur zu geneigt, recht Beherzigenswertes daraus entnehmen, daß die vollendete Herrschaft der Form es wagen darf, Poesie und Wissenschaft in die Schranken zu fordern.

Dieser rhetorische Stil, der für jede Aufgabe erhabener Art gleich angemessen schien, hat sofort die Herrschaft erlangt; die zahlreichen Konkurrenten des Isokrates sind schon bei seinen Lebzeiten ganz in den Schatten getreten. Wir haben nur von Alkidamas aus dem äolischen Elaia etwas, und das erhöht nur die Schätzung sowohl der Theorie wie der Praxis des Isokrates. Selbst Aristoteles sah sich veranlaßt, die rhetorische Ausbildung mit in den Unterrichtsplan seiner Schule aufzunehmen. Indem er sie auf die Basis der Logik stellte, deren Schöpfer er war, hat er sie zur Wissenschaftlichkeit erhoben; aber in der Praxis stand er stark unter dem Einflusse des Isokrates. Nicht nur, daß er eine Anzahl von dessen Reden offenbar als Musterstücke im Gedächtnisse seiner Schüler voraussetzt: er schreibt für das große Publikum sehr viel mehr isokrateisch als platonisch. Das hat der Athenerstaat gelehrt.

Historie zu schreiben hatte Isokrates weder versucht noch gelehrt; das Schema seiner Gedankenentwickelung paßt nicht für die Erzählung. Aber Ephoros und Theopompos verdanken es doch seiner stilistischen Schulung, daß sie für die nächsten Jahrhunderte vielen den Herodot und Thukydides ersetzt haben. Ihre Werke imponieren schon durch den Umfang: sie haben zuerst die Teilung in Bücher schon durch ihre Verfasser erfahren, für die Ökonomie der Schriftstellerei ein sehr wichtiger Fortschritt. Ephoros von Kyme wollte den Hellenen ihre ganze Geschichte erzählen, und einigermaßen ist er ihr Livius geworden; mit dem hat er überhaupt einige Verwandtschaft. Der Strich zwischen mythischer und historischer Zeit,

Ephoros († nach 330).

den er zog, der Standpunkt im Mutterlande, bis zu den Perserkriegen im Peloponnes, dann in Athen, ist bis auf die allerneueste Zeit herrschend geblieben. An Herodot und Thukydides können wir kontrollieren, wie Ephoros inhaltlich sich einem Gewährsmanne anschließt, obwohl er auch hier einzelnes nachträgt. Man darf nicht sagen, daß er das Geschäft der Stoffsammlung nachlässig besorgt hätte; er hat sogar eine Darstellung der Geographie gegeben (es ist eine schlimme Versäumnis, daß dies Buch noch nicht wieder hergestellt ist). Aber wenn man nicht den flachen Rationalismus dafür gelten läßt, besitzt er kaum ein Interesse an der Ermittelung der Wahrheit und keine Kritik. Er hat auch keine praktische politische Tendenz; nur fordert natürlich die Geschichte von Hellas panegyrischen Ton, und auch die Tatsachen muß man danach modeln: der Rhetor hat die Freiheit des Tragikers. Nichts deutet darauf, daß er den Versuch gemacht hätte, die Bilder einzelner Personen plastisch herauszuarbeiten. Es würde vermutlich eine ziemlich langweilige Lektüre sein; aber die Wort- und Satzfügung würde mindestens ein sehr überlegtes Wollen zeigen: Ephoros hat fein über den Rhythmus geschrieben.

Theopompos († nach 320).

Bei Theopompos von Chios sieht das anders aus. Er stand im politischen Leben, hatte die weite Welt gesehen, war journalistisch vielfach tätig und schrieb daher mit ausgesprochener Tendenz. Erst führte er die Erzählung des Thukydides bis zum Zusammenbruch der spartanischen Herrschaft in Asien (für das der Chier das gebührende Interesse hatte): darin lag ein berechtigtes Urteil und eine Kritik sowohl des Thukydides wie des Xenophon. Dann fand er den richtigen Standpunkt für die Zeitgeschichte, indem er sie die philippische nannte und seinen Helden gleich im Eingange einführte und charakterisierte. Kritik trieb er sogar geflissentlich in retrospektiven Exkursen, und das Bild manches Staatsmannes hat dauernd die Züge getragen, die er ihm gab. Und doch war auch er kein Historiker; seine Kritik war die eines Advokaten, und stilisiert hat er alles nach dem Belieben und mit dem Gewissen eines Rhetors. Dabei trug er mit grobem Pinsel auf, und wer nur die grellsten Töne anwendet, wird am ehesten monoton. Daß er mit dem kitzligen Schauder der moralischen Entrüstung besonders das Skandalöse pflegte, machte ihn doch nicht einmal amüsant, denn die rhetorische Mache verlangte nun einmal, sich in Allgemeinheiten zu bewegen. Das ist das isokrateische Erbe, das beiden gemeinsam ist. Endlose Schlachtgemälde hat Ephoros entworfen: sie sind alle ziemlich über eins, und historisch brauchbar sind sie alle nicht. Polybios ließ die Seeschlachten gelten, weil er von denen nichts verstand; sie sind in Wahrheit ganz desselben Kalibers. Endlose Charakteristiken von Menschen und Völkern hat Theopomp geliefert: man könnte sie dreist auf die Antithese gute und schlechte Menschen verteilen. Dieser wollte nun gar tief sein und den Platon übertreffen, da er die Sokratik zu hassen als Rhetor verpflichtet war, und sie bei Philippos anzuschwärzen persönliche Veranlassung hatte. Daher legte er mytho-

logische Dichtungen ein und versuchte sich an einer Utopia. Er wollte auch mit der ionischen Erdkunde wetteifern und flocht allerhand Naturwunder ein, wie er denn den Rationalismus des Ephoros nicht teilte. So hat er es in der Tat erreicht, die Leser zu fesseln, und sein Hauptwerk war zum größten Teile noch im 9. Jahrhundert vorhanden. Wir haben, abgesehen von dem unschätzbaren stofflichen Verluste, zwar schwerlich ein großes Kunstwerk verloren, aber nicht nur ein Werk, das jahrhundertelang dafür galt und als solches wirkte (hat doch Trogus seine Weltgeschichte nach ihm Philippicae historiae benannt), sondern auch das Werk eines geistreichen Menschen: die rhetorisierte ionische Historie.

Anaximenes (um 330). Über die eingelegten Reden dieser beiden Isokrateer haben wir kein Urteil; wohl aber ist dieser Tage bekannt geworden, wie es einer der minderwertigen Konkurrenten der isokrateischen Theorie und Historie damit gehalten hat. Der Brief des Philippos und die Gegenrede des Demosthenes stammen in Wahrheit aus dem Geschichtswerke des Anaximenes von Lampsakos. Jenen hatte er auf Grund der originalen Depesche der königlichen Kanzlei verfertigt, unter Beseitigung von Detail, das ihm unwesentlich schien, und mit Umsetzung in seinen Stil. Den großen Redner aber wollte er auch im Stile wiedergeben, schrieb also Stücke aus publizierten Reden zusammen und erreichte so allerdings den Klang; zur Sache sprach Demosthenes dann freilich eigentlich nicht, aber die Allgemeinheiten taten ihre Wirkung. Die Entdeckung wird für die Historiker und Redner noch mehr Früchte tragen: wie nahe sich beide im Stile stehen, liegt nun zutage. Anaximenes gehörte zu den Publizisten, die Alexander als sein literarisches Bureau nach Asien mitnahm; seine Taten zu beschreiben hatte er aber in erster Linie den Kallisthenes beauftragt, den Neffen des Aristoteles, der unter diesem archivalische Studien getrieben hatte, auch schon eine Zeitgeschichte verfaßt. Die Alexanders schrieb er im unerquicklichsten salbungsvollen Bulletinstile, bis er in eine Hofkabale verwickelt den Freisinnigen zu spielen versuchte und elend zugrunde ging. Sein Oheim hat von ihm gesagt, er wäre ein vorzüglicher Redner, es fehlte ihm nur der gesunde Menschenverstand. Es ist zu beherzigen, daß er ihn gleichwohl als Prinzenerzieher und Historiker empfohlen hat.

Kallisthenes († 327).

Gerichtsrede. Nicht aus der Schule des Isokrates hervorgegangen, aber ohne sie nicht denkbar ist die praktische Beredsamkeit Athens, deren Glanz den Zusammenbruch des athenischen Staates mit einer so leuchtenden Aureole umgeben hat, daß sich der Nachwelt das Verhältnis der Macht und des Rechtes zwischen Makedonien und Athen vollkommen verschoben hat. Neben den drei großen Rednern Aischines, Hypereides, Demosthenes besitzen wir noch eine ansehnliche Zahl von Werken benannter und unbenannter Redner der Zeit, so daß wir das Verdienst der einzelnen gegenüber dem der Gattung völlig abschätzen können. Es kostet einige Überwindung, die Miasmen dieser sittlichen Fäulnis einzuatmen (es sei

denn, man läse nur Worte), denn juristische und moralische Gerechtigkeit scheint nur als schöne Redensart zu existieren. Advokaten und Parteien sind einander wert, jeder darf jedem jede Gemeinheit zutrauen und ins Gesicht schleudern; mit den Herren Richtern macht man eine Ausnahme, aber das ist Redensart. Die Schamlosigkeit der Verleumdung, die Verpestung der Phantasie, die Grobheit der Lüge übersteigen fast das Maß des Vorstellbaren. Dieser Staat und diese Gesellschaft haben das Existenzrecht verwirkt, nicht weil die Menschen wirklich durchgehends so verworfen gewesen wären, aber wohl, weil sie diese Institution der Selbstentwürdigung duldeten oder vielmehr hochhielten. Aber auch in dem Sumpfe dieser Gesellschaft und dieser Beredsamkeit sind Blüten gewachsen, deren Duft und Farbe vergessen lassen, wo ihre Wurzel ist.

Aischines ist in der Verwaltung hochgekommen, von der er wirklich fachmännische Kenntnisse hat; publiziert hat er nur drei Reden in eigener Sache. Er hat mehr literarische Bildung als die beiden anderen, aber auch bei ihm geht sie nicht tief; daher prunkt er gern mit ihr. Ebenso geflissentlich trägt er die Moral der Väter, konservative Gesinnung und athenischen Patriotismus zur Schau. Er konnte das alles besitzen und dabei überzeugter Vertreter einer makedonerfreundlichen Politik sein. Verkauft hat er sich dem Philippos ebensoviel und sowenig wie Demosthenes dem Harpalos, obwohl sie beide fremdes Geld genommen haben: man soll sie beide an dem Maßstabe der Moral ihrer Zeit und ihres Standes messen. Aber vor den athenischen Geschworenen durfte Aischines seine politische Gesinnung nicht bekennen, er mußte heucheln, und so ist seine Stellung von vornherein schief. Auch wird der Appell an Freiheit und Vaterland immer mächtiger wirken als die Pose der Tugend und Besonnenheit. Geradezu anwidern müssen die hämischen und hinterhaltigen Angriffe, mit denen er Demosthenes wegen des Unheiles von Chaironeia zu stürzen trachtete, obwohl dieser schon jahrelang mit Erfolg und Selbstverleugnung daran arbeitete, den Schaden wett zu machen. Darüber vergessen wir, daß Aischines gegen Ktesiphon juristisch ganz im Rechte war, und gönnen ihm, daß er nach Rhodos entweichen und Redelehrer werden mußte. Aber in der Gesandtschaftsrede liegen die Sachen genau umgekehrt: und da ist es nicht die Kunst, sondern das echte Ethos der gekränkten Unschuld, das ihm die Überlegenheit sichert. Aber auch die Kunst ist geradezu vortrefflich: die Erzählung der Gesandtschaften nach Makedonien und in der Kranzrede etwa die von den delphischen Ereignissen haben in der griechischen Literatur nicht ihresgleichen. Die detaillierte und immer anschauliche Darlegung der Tatsachen suggeriert dem Hörer durch die sorgsam abgewogene Farbengebung unwillkürlich das Urteil: das versucht Demosthenes gar nicht, schon weil ihm die Ruhe fehlt. Und während dieser jeden Gegner, den er charakterisieren will, zu einem ganz unvorstellbaren Popanz macht, hat Aischines in der Gesandtschaftsrede von Demosthenes selbst bis in die kleinsten Züge ein

Aischines († nach 330).

Bild entworfen, das gewiß verzerrt ist, aber nicht nur ein mögliches Charakterbild, sondern ohne Frage ähnlich.

Hypereides (390—322). Hypereides und Demosthenes waren beide in der Advokatur hochgekommen, und der erstere ist eigentlich dabei geblieben, auch wenn er zuzeiten mit wenig Einsicht und Geschick an der Staatsleitung teilnahm; er wünschte das viele Geld, das er zu machen verstand, mit Behagen und ohne Skrupel zu genießen. Es bekam seiner Kunst ebenso schlecht wie seiner Person, als er den geistig überlegenen Parteigenossen in der harpalischen Sache vor Gericht zog, noch mehr, als er den Gefallenen des Lamischen Krieges eine hochtrabende Lobrede hielt. Dagegen das Plaidoyer hat er ganz auf die Höhe geführt, deren es fähig ist, gerade weil er sich von jedem Versuche fernhielt, es in die Region des Erhabenen zu führen, also nicht eine Prügelei als Haupt- und Staatsaktion behandelte, wie es Demosthenes in seiner Rede wider Konon tut. Hypereides ist wahrlich alles andere als ein Dilettant oder Improvisator; geht man ihm auf den Grund, so staunt man über die kunstvolle Anordnung und Verknüpfung der Gedanken: es ist sehr nützlich, Lysias zu vergleichen. Aber er gebärdet sich, als spräche er nur so von der Leber weg; alle äußerlichen Kunstmittel der Thrasymachos, Gorgias, Isokrates verschmäht er. Man sieht ihn vor sich, wie er mit eleganter Nonchalance den Philistern auf den Richterbänken imponiert, leise schmunzelnd, wenn es ihm gelingt, sie gründlich zu düpieren. Und wenn er eine Sache zu führen hat, die juristisch vollkommen hoffnungslos ist, wo sein Klient nur mit seiner kolossalen Dummheit auf das Mitgefühl der Herren Richter spekulieren kann, wie in der letztgefundenen Rede gegen Athenogenes, da ist er vollends in seinem Elemente. Etwas Humor muß man freilich selbst besitzen, um ihm nachzukommen. Es ist ganz in der Ordnung, daß die Schulrhetoren ihn beiseite warfen und die attizistischen Wortklauber daran Anstoß nahmen, daß er Vulgarismen aufnahm; wir kennen ihn daher nur aus antiken Büchern, die um so nachdrücklicher für seine dauernde Beliebtheit bei dem Lesepublikum zeugen, wohl auch bei den praktischen Advokaten. Für ein freieres Urteil wirkt gerade durch den Kontrast zu seinen Genossen der *spiritus Graiae tenuis Camenae* in ihm besonders wohltuend.

Demosthenes (384—322). Der Geist des Demosthenes ist ein ganz anderer. Kein Hellene hat diese Glut der Leidenschaft, die nur heißer brennt, weil sie durch die Strenge der äußeren Haltung, die anerzogene σωφροσύνη niedergehalten ist. Seine Rede ist eine sehr komplizierte Maschine, nur genaueste Kenntnis und gespannteste Aufmerksamkeit kann sie bedienen, aber die bewegende Kraft ist allein ein unbändiger Wille, und was in dem Hörer erzeugt werden soll, ist wieder Wille, Entschluß, Tat. Die Worte an sich können um der Form willen sehr oft wie Isokrates klingen, und doch ist innerhalb derselben Stilgattung kein größerer Gegensatz denkbar. Jenem dienen auch die Taten nur zu Worten, hier wird das

Wort selbst zur Tat. Für seine literarische Größe kommt nichts darauf an, daß er als Advokat von einer Partei zur anderen übersprang und daß er die Gepflogenheiten der Parlamentarier seiner Zeit übte, um zur Macht zu kommen. Auch die Berechtigung seiner Politik ist dafür unwesentlich. Aber daß er an die Größe Athens und der Demokratie glaubte und für sein Ideal lebte und starb, ist sehr wesentlich, denn es gibt seinen Reden den Stempel des echten Gefühles und läßt die nur zu häßlichen Menschlichkeiten vergessen. Was ihn zum Klassiker macht, sind nicht die Erzeugnisse seiner Advokatentätigkeit, so vorzügliche darunter sind, sondern ausschließlich seine Staatsreden. Es ist aber notwendig, daß man sich klar macht, was diese sind. Bisher hatten die Staatslenker Athens nur durch das Wort gewirkt; noch der vielbewunderte Kallistratos hatte nichts von seinen Reden veröffentlicht. Es gab auch neben Demosthenes einflußreiche und sehr beredte Staatsmänner, die an das Niederschreiben gar nicht dachten, wie Demades, den Theophrastos, der beide gehört hatte, über Demosthenes stellte. Eigentlich ist dieser auch der einzige geblieben, der solche Staatsreden publiziert hat; ein paar Nachzügler dienen höchstens als Folie. Vergleichen möchte man nur den Aristoteliker Demetrios von Phaleron, einen ausgezeichneten Staatsmann, den Cicero als Redner immer bewundert hat; aber er ist verschollen. Es ist also geradezu etwas Neues gewesen, als Demosthenes in den fünfziger Jahren Reden vor das Publikum brachte, die sich gaben, als hätte er sie vor dem Volke gesprochen. Gesprochen wird er wohl in dem Sinne haben, aber wirkliche Reden sind sie dennoch alle nicht. Auch im athenischen Parlamente gab es eine Tagesordnung, an die der Redner gebunden war, und auch dort mußte man seine Anträge formulieren. Die Debatte verlangt Beziehungen auf die Vorredner und Vorlagen. Wohlgerundete Perioden und die peinlichst temperierte Wortwahl sind nicht geeignet, eine tausendköpfige Menge zu bewegen. Aischines erzählt uns auch, daß Demosthenes vor dem Volke ganz anders sprach. So ist denn diese Rede in Wahrheit Pamphlet; die Engländer können das verstehen und benennen, weil sie ein wirklich parlamentarisches Leben haben. Diese Pamphlete stehen der Publizistik des peloponnesischen Krieges und den vorgeblichen Staatsreden des Isokrates viel näher als dem Plaidoyer. Wir haben uns zu denken, daß sie in den tausend Klubs, in den Hallen und Gymnasien Athens vorgelesen wurden, sobald sie erschienen, denn laut muß man sie auch heute lesen: den Vortrag hat Demosthenes selbst das Wichtigste an der Rede genannt. Seine Schriften entsprachen in Tendenz und Wirkung seinem lebendigen Worte: aber als Schriften waren sie neu stilisiert. Das brachte mit sich, daß er nicht zu dem souveränen Pöbel der Pnyx zu reden brauchte, sondern zu dem idealen Volke der Athener. In der Kranzrede (die man immer zu den Staatsreden gerechnet hat) führt er seine Sache gleichsam vor den großen Ahnen zugleich und vor der Nachwelt. So ist denn auch der Gegenstand, über den er spricht, niemals bloß ein kleiner

Punkt der Tagesordnung, und er braucht sich um keinen Präsidenten zu kümmern. Er spricht immer über die ganze politische Situation; gilt es einmal einer speziellen Frage, wie in dem üblen Handel des Diopeithes, so hängt die ganze Politik daran. Für uns hat das den Nachteil, daß wir nur äußerst schwer erfassen, wohin er mit den möglichst allgemein gehaltenen Wendungen im konkreten Falle zielt: aber es ist doch diese Stilisierung, durch die erreicht wird, daß es auch uns zumute wird, als hinge Freiheit und Vaterland daran, daß geschähe, was der Redner fordert. Dieser Stil ist ganz und gar Kunst; daher haben die Rhetoren es wirklich fertig gebracht, ihn nachzumachen; von Aristeides z. B. hat es Reiske gesagt, dem wir glauben dürfen. Thukydideische Gedankentiefe fehlt; ein Menschenkenner war er nicht, und voll von all den Vorurteilen, die einem attischen Advokaten anhaften mußten, der von Wissenschaft keine entfernte Ahnung je empfangen hatte. Und doch diese einzige Wirkung. Da hat das Beste gewiß der individuelle Mensch getan; aber ohne die bei der Studierlampe durchwachten Nächte hätte er nicht geschaffen, was auch nach Jahrtausenden noch packt. Die erlernte Kunst, Gedanken und Worte zu finden und zu stilisieren, hat auch das Ihre dazu getan. Aber von der formalen Seite aus kommt doch keiner zu seinem wirklichen Verständnis; Knabenkost ist er vollends nicht. Politische Bildung setzt der Politiker voraus; daher ist für uns Deutsche Bismarck zu lesen die beste Vorbereitung, der die Redner verachtete.

Rhetorik und allgemeine Bildung schienen der Herrschaft sicher zu sein. Sie würden sie nicht behauptet haben, denn die ionische Wissenschaft war noch nicht infiziert und die Individualität ward durch Alexander wieder frei. Aber das Entscheidende war doch, daß neben Isokrates der größte Athener, der größte Hellene, gestanden hatte, der größte als Denker und als Dichter. Platon hatte der Welt den wahren Weg der Menschenbildung gezeigt: die Erziehung zu einer freien Persönlichkeit durch die Wissenschaft, und er hatte Werke verfaßt, die rein als Kunststücke denen des Isokrates gleichwertig waren, an echtem Kunstwerte die vollkommenste Prosadichtung heute noch sind, also wohl bis zum jüngsten Tage bleiben werden. Ihr Stil war gewissermaßen gar kein Stil, denn er war immer wieder anders. Es ließ sich alles in ihm sagen, was ein Hirn denken und ein Herz fühlen kann, und es ließ sich in jeder Tonart sagen, tragisch und komisch, pathetisch und ironisch. Stil war es aber doch, bewußter Stil, keineswegs die Rede, die zu Fuß geht, wie sie die ionische und italische Wissenschaft anwandte, aber auch keine Rhetorik, sondern eben Poesie.

Platon (427—347).

Auf den Knaben Platon hat sein Oheim Kritias, der Tyrann, stark eingewirkt, der sich als erster Athener dilettierend in den verschiedensten Gattungen der Poesie und Prosa versucht hat. Er hat in den „Politieen“ viel mehr die verschiedenen Formen des sozialen als des politischen Lebens geschildert; er hat „Homilieen“, d. h. Unterhaltungen geschrieben,

ethischen Inhaltes; er hat eine tragische Tetralogie gedichtet, die unter die Werke des Euripides geraten konnte. Platons dramatische Begabung zog ihn ebendahin; daß er die poetischen Formen beherrschte, verstand sich in diesem Kreise von selbst. Im Epigramme hat er noch als Greis den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung gefunden. Daß er den Oheim sich so an dem Vaterlande vergreifen sah, daß ihm selbst jede politische Laufbahn verschlossen ward, aber der Widerwille gegen die Demokratie ebenso unauslöschlich sich einprägte wie der Abscheu gegen die Tyrannis, waren Eindrücke der Jugendzeit, deren Bedeutung man sehr hoch anschlagen muß; aber unmittelbar bestimmen sie seine Schriftstellerei nicht. Kritias verkehrte mit Sokrates wie mit den anderen Sophisten; so hörte Platon ihren Disputen zu und ergötzte sich daran, wie die attische Ironie den Dünkel der Ausländer auf den Sand setzte. Da sagte er dem Heroentume der Tragödie zugunsten der Gegenwart Valet, den Versen zugunsten der Prosa; es reizte ihn, diese Redeschlachten in poetischem Abbilde festzuhalten. Führerin mußte zunächst die Komödie sein, und wenn er sie später aus moralischem Rigorismus verdammen mußte: an ihrem Witze hat er zeitlebens so starkes Gefallen gefunden, daß er dem Aristophanes die Wolken vergeben hat. Von Nachahmung konnte keine Rede sein, wenn auch die Anregung (durch Eupolis) kenntlich ist. Als echter Poet verlegte er gleich in seinem ersten Hauptwerke die Szene zeitlich und örtlich außerhalb seiner persönlichen Erfahrung und gab dem Sokrates in Protagoras einen Gegner, der ihm selbst nur literarisch bekannt war. Nun kam ihm die Zeit der Erweckung. Er sah, wie die Welt den Gerechten von sich stößt, dieser aber trotz Unrecht und Tod Frieden und Heiterkeit der Seele bewahrt. Er lernte, daß der Zweifler, der sich zeitlebens vergebens bemüht hatte, die Tugenden begrifflich zu fassen, die Tugend als eine immanente Realität besaß. Daraus erwuchs ihm die Aufgabe, diesen Widerspruch und diese Lösung gleichermaßen zum Ausdrucke zu bringen, das labyrinthische Suchen der Dialektik, und daneben die Verkörperung der gesuchten sittlichen Vollkommenheit in der Person des Sokrates: der Tapfere war da, einerlei, ob die Tapferkeit noch zu suchen blieb. Das Unbegreifliche, hier war's getan. Dies potenzierte sich in dem Unrecht, das der Gerechte leiden mußte, zu dem Triumphe des Besiegten. Damit war ein Stoff gegeben, erhaben wie nur eine Tragödie. Zu deren Abschlusse bedurfte er schon aus künstlerischen Gründen einer Mythologie. Er fand sie in der orphischen Eschatologie, die er durch das Feuer seines eigenen reinen Glaubens läuterte. Damit hatte er in der Sokratik ein neues Evangelium verkündet; er hatte aber auch dem athenischen Staate, oder vielmehr dem ganzen Reiche dieser Welt abgesagt. Jahre des Wanderns folgten. Als er heimkehrte (387), war er voll von den Eindrücken, die er in den pythagoreischen Bruderschaften empfangen hatte. Sein Volk traf er in der tiefsten Erniedrigung, gerade nach dem Antialkidasfrieden. So bannte er seine Tätigkeit in den Winkel der Akademie

und beschied sich, wenn auch schweren Herzens, in dem freien Zusammenschlusse der Schulgenossen den Grundstein zu einem künftigen Reiche der Gerechtigkeit zu legen: den Grundstein zu dem Reiche der Wissenschaft hat er wirklich gelegt, und das überdauert alle irdischen Reiche. Auch das literarische Getriebe der Sophistik war ihm ganz widerwärtig geworden. Der mathematische Beweis, der mit seinen Formeln und Figuren gerade und sicher zur absoluten Wahrheit führt, ließ ihm das Scheinwesen der Rhetorik doppelt verwerflich erscheinen, deren Ansprüche er aufs höchste gestiegen fand. Alle Schriftstellerei, auch die eigene, erschien ihm nur noch als ein Spiel gegenüber dem reinen Denken und Untersuchen. Aber die Lust zu spielen war nur lebhafter geworden, das Können ausgereift; jeden Ton und Stil konnte er nun treffen, steigern, parodieren. Seinem Bedürfnis nach Anschaulichkeit genügte nicht einmal die dramatische Form, weil sie doch nur durch das Ohr wirkte: so führte er jetzt mehrfach einen Erzähler des Dialoges ein, der den Effekt der Worte ergänzend schildern konnte; aber der Vorteil ward durch zu viele leere „sagte er“ u. dgl. erkauft, so daß Platon den Versuch aufgab, zumal seine späteren Werke keine so lebhafte Aktion mehr enthielten. Am richtigsten wäre es gewesen, wenn er dann zur Lehrschrift übergegangen wäre. Denn im Laufe der Jahre seiner Schulleitung kam ihm doch der Drang, nicht bloß zu widerlegen und poetisch zu spielen, sondern die eigenen ernsten Gedanken zusammenhängend zu entwickeln. Aber er hatte die Form des Gespräches, der Untersuchung statt der Lehre, so entschieden als die einzig berechtigte bezeichnet, daß er nicht zurück konnte; er konnte auch von der Poesie nicht lassen. So versuchte er verschiedene Auswege. Einmal gab er den Dialog in Wahrheit auf und ersetzte ihn durch Einzelvortrag, den aber alle Mittel der künstlichen Stilisierung, namentlich in Wortwahl und Wortfügung, zur Poesie im Gegensatze der Rhetorik machen sollten; wenn er mit dieser z. B. die Vermeidung des Hiatus teilt, so stammt das eben in beiden aus der Poesie. Es war ein Versuch, der zwar von dem, was die griechische Sprache und die platonische Kunst vermag, den höchsten Begriff gibt; aber die Konstruktion des Weltalls und gar den Bau des menschlichen Körpers in lauter Bildern und Metaphern zu beschreiben, war doch ein Mißbrauch (Timaios). Eine mythologische Dichtung, der Kampf des Gottesreiches mit dem Reiche der materiellen Macht, ist diesem Stile angemessener (Kritias); aber sie ist liegen geblieben; schwerlich hätte Platon eine Geschichte erfinden können. Der andere Weg war, die Dialogform zu bewahren, aber den künstlerischen Schmuck im wesentlichen aufzugeben. Aber die Dürre der logischen Zergliederung (Sophistes, Politikos) oder gar die zenonische Formelsprache (Parmenides) oder auch die Nachbildung der Schuldisputation mit ihren endlosen Rekapitulationen (Philebos) sind künstlerisch unbefriedigend ausgefallen. Sein letztes Jahrzehnt hat Platon mit erlahmender Kraft und Lust an der stilistischen Gestaltung,

aber mit immer reicherer und milderer Lebensweisheit seine alte dialogische Weise als Einkleidung eigener Belehrung angewandt (Gesetze); immer noch schlägt, z. B. in der naiven Beschränktheit des Kreters, der alte Humor unterweilen durch, und die trübe Resignation, zu der ihn die Weltereignisse trieben, kann die helle Freude an dieser schönen Welt und die Liebe zu ihren unartigen und doch zum Guten geborenen Kindern niemals ganz verdüstern.

Große Stilisten, die ihr Handwerk gelernt haben und verstandesmäßig üben, verlernen die Weise, für die sie sich einmal entschieden haben, ihr Leben lang nicht. Isokrates und Demosthenes, Cicero und Seneca, Voltaire und Rousseau. Aber wem die Rede unmittelbar aus der Seele kommt, die Kunst Natur ist, der wird anders reden, wenn er anders geworden ist; sein Stil wird mit ihm altern, weil er mit ihm jung war. So ist es bei Goethe und bei Platon. Es geht nicht an, seinen Stil durch die Parallele mit einem einzigen Künstler zu charakterisieren, so fein H. Taine gesagt hat, er male correggiesk, oder wie er jüngst mit Praxiteles verglichen ist: das zieht allenfalls für Protagoras und Lysis, nimmermehr für Theaetet und Phaidros, die wieder untereinander schon ganz verschieden sind. Die bildende Kunst der Griechen geht wohl in keinem einzelnen über jene Vortrefflichkeit hinaus, in der Techne zugleich Kunst und Handwerk ist: eine Künstlerindividualität wie Michel Angelo oder Rembrandt haben die Griechen schwerlich besessen (es sei denn unter den Malern, die wir nicht kennen); sie waren ja auch von der modernen Schätzung oder Überschätzung der Künstler weit entfernt. Auch ihre Literatur dankt ihre Vortrefflichkeit nicht zum mindesten dieser Eigenschaft, die den Wert des Literaten herabdrückt. Aber in Platons Werken wenigstens haben wir ohne Frage eine jener absolut höchsten Leistungen, die ganz individuell sind. Für ihn war der Dialog das einfach Natürliche, wie es für seine ganz Gott und der Wissenschaft hingegebene Person (deren Zauber doch einen Aristoteles, einen Eudoxos, einen Herakleides ganz im Banne hielt, solange der Meister lebte) das Natürliche war, daß er sie ganz und gar zurücktreten ließ: welch ein Gegensatz zu Heraklit und Parmenides, Paulus und Augustin, Dante und Goethe. Für uns, die wir ihn gern ganz kennen, gern auch im Schlafrock und in der Hoftracht sehen möchten wie Goethe, ist das sehr bitter: aber er hat es so gewollt; er bietet uns ja sogar die Sonne seiner Wissenschaft nur im farbigen Abglanze des Dialoges. Glücklicherweise gibt er sich darin immer ganz wie er gerade ist. Aber eine solche individuelle Kunst nachzuahmen ist eigentlich ein Widersinn. Äußerlich kopieren kann man wohl eine ihrer Ausdrucksformen, weil sie so charakteristisch ist. Darum ist es recht, daß die mikroskopische Stilanalyse in den unechten Dialogen nichts Unplatonisches findet: der Geist kommt nicht unters Mikroskop; die Briefe freilich werden auch eine formale Prüfung nicht bestehen. Aber der Dialog nach Platon war eigentlich ein Unding, selbst bei ihm nur subjektiv

entschuldigt, sobald er nicht mehr sokratisch war. Und doch ist er für die antike Literatur eine Gattung geworden, die der Historie oder auch der Tragödie und Komödie ebenbürtig gehalten und geübt ward. Gewiß sind dadurch viele schöne und lesenswerte Werke entstanden, auch in der antikisierenden Imitation der Neuzeit, die freilich zumeist von Nachahmern, Cicero oder gar Lukian, mehr beeinflußt war. Es ist denn auch in der Ordnung, daß der Klassizismus Verfall darin sieht, wenn wir keine Dialoge mehr schreiben. Als ob wir noch welche hielten, als ob die Vermischung von Wissenschaft und Poesie noch irgendwelche Berechtigung hätte. Der wahre Nachfolger des Platon ward Aristoteles auch dadurch, daß er vom Dialoge zu der Lehrprosa Ioniens überging. Wohl hatte auch ihn zuerst das Vorbild seines Meisters verführt; er hatte auch den Dialog versucht, mit geringer poetischer Kraft und starken Konzessionen an die Rhetorik, wirksame Werke, aber doch nur Nachahmung: er konnte Besseres. Auch die eigene Schule Platons hat sich vom Dialoge abgewandt, schon Xenokrates, und die beiden bedeutendsten Erneuerer der Akademie, Arkesilaos und Karneades, haben damit Ernst gemacht, nur zu forschen und zu disputieren, ohne zu schreiben. Der Fortschritt der Philosophie hat sich nicht mehr in Werken dieser Form vollzogen, mag sich auch selbst Epikuros dem übermächtigen Vorbilde gebeugt und sogar ein Symposion verfaßt haben. Dafür hat der Dialog sein Gebiet weit über die Philosophie ausgedehnt, und dazu halfen ihm geringere Geister, die durch Platon angeregt sich neben ihm versuchten. Uns sind sie leider fast ganz unkenntlich, und wir müssen zufrieden sein, daß Xenophon, den wir allein besitzen, wenigstens im An- und Nachempfinden groß gewesen ist; er hat es auch an Platon geübt, aber Antisthenes und Aischines standen nicht gar so hoch über ihm.

Antisthenes (etwa 440—370). Aus Antisthenes einen Denker und Schriftsteller von eigener Bedeutung zu machen ist eins der luftigsten Wahngebilde, die sich die Philologie des letzten Jahrhunderts geschaffen hat, rein aus blauem Dunste, denn das Altertum weiß nicht das mindeste davon, und die einzige von ihm erhaltene Schrift, eine Deklamation, die freilich wenig taugt, mußte athetiert werden. Er war schon Sophist, als er sich mit Leidenschaft an Sokrates anschloß, und so erhielt das Moralische in der Schule, die er nach dessen Tode auftat, eine große Bedeutung; aber darauf hielt ja Isokrates prinzipiell auch, während Antisthenes auch Rhetorik lehrte und Homer erklärte (sein Schüler ist Zoilos, der durch eine zum Teil ganz witzige Homerkritik in Verruf gekommen ist). Zu seiner Schriftstellerei gehörte auch der sokratische Dialog in Konkurrenz zu Platon, aber keineswegs ausschließlich. Geschrieben hat er viel; gelesen ist er wenig. Der theoretische Kynismus eines Sophisten, der Honorar nimmt, kann für das praktische Leben keine Bedeutung haben. Die gewinnt er erst durch Diogenes, der als Hund auf die Gasse geht und die Leute anbellt; die Diogeneslegende stellt das Verhältnis der beiden ganz zutreffend dar.

Aischines von Sphettos, ein treuer Verehrer des Sokrates, der sich ziemlich kümmerlich als Advokat durchgeschlagen zu haben scheint, bis ihn Dionysios II. an seinen Hof berief, hat ganz ohne philosophische Aspirationen lediglich als anmutige Lebensbilder sokratische Dialoge geschrieben, mit der allerfreiesten novellistischen Erfindung: die Armut des gerechten Staatsmannes Aristeides und der ästhetische Salon der geistvollen Kurtisane Aspasia sind Erfindungen von ihm, die noch immer vielen so reizend sind, daß sie sie für Wahrheit halten. Sokratische Dialoge hat noch mancher geschrieben, wirkliche Schüler, wie jener liebliche Knabe Phaidon von Elis, den Platon unsterblich gemacht hat, und ein Heer von Nachahmern, die für die Nachfrage des Publikums zeugen. So figurieren die „Sokratischen Reden" (Dialog sagt er noch nicht) in der Poetik des Aristoteles neben den Mimen Sophrons als Poesie in prosaischer Form. Nicht ganz ohne seine Schuld vergessen die Modernen meistens, daß diese ganze Gattung in Wahrheit erst von Platon geschaffen ist. Aischines von Sphettos († nach 368).

Xenophon, heimatberechtigt in demselben Dorfe wie Isokrates und auch ziemlich gleich alt, hatte die letzten Jahre des Sokrates gar nicht in Athen gelebt, kannte also seine Verklärung im Tode nur vom Hörensagen. Zur Feder griff er erst nach 386, als er als abgelohnter Parteigänger Spartas auf einem geschenkten Landgute bei Olympia saß; auf vieles in ihm trifft die Charakterisierung als Major a. D. am schärfsten zu. Er hatte Veranlassung, seine eigene Vergangenheit vor dem Publikum in ein gutes Licht zu setzen und tat das in einem pseudonymen Berichte über den Zug der Zehntausend, der, soweit er schlicht erzählt, des gewollten Eindruckes nicht verfehlt; man darf aber den Zweck der Selbstapologie nicht außer acht lassen. Im Interesse Spartas ergänzte er den Torso des Thukydides bis zu dem Triumphe Spartas im Frieden des Antialkidas; die Nachahmung des großen Vorbildes ging weit über seine Kräfte, und als er später fortschrieb, gab er sie auf, geriet aber, da er durchaus nicht disponieren kann, in arge Unübersichtlichkeit. Er besitzt eine entschiedene politische Überzeugung und ein gutes militärisches, gar kein politisches Urteil. Aber selbst das Militärische muß sich sozusagen in der Sehweite des Beobachters halten, wenn er gut berichten soll. Allenfalls eine Feldschlacht, aber keinen Feldzug kann er anschaulich machen, schon weil ihm nie aufgegangen ist, daß man eine Zeichnung nach einem festen Maßstab durchführen muß: ihn bestimmt zufällige Kenntnis und persönliches Interesse. Er griff dann zu dem sokratischen Dialoge, vermutlich als letzter von denen, die Sokrates gekannt hatten. Es verdroß ihn nicht minder, den frommen Biedermann, als den sich der Eiron ihm gegeben hatte, als Gottesleugner verurteilt, wie als einen Kerl, der spekuliert, verherrlicht zu sehen. So schrieb er eine Verteidigung gegen die ganz sophistische Anklagerede, die ein Rhetor zweiten Ranges, Polykrates von Athen, eigentlich gegen den Gorgias des Platon gerichtet hatte; diesem gegenüber hat er ohne Zweifel Xenophon († nach 355).

sich bemüht, die reine Wahrheit zu sagen. Dann aber gab er das Idealbild des Sokrates; er fühlte sich dazu durch die Dialoge des Platon, Antisthenes, Aischines berechtigt; daß er in Abhängigkeit von ihnen geriet, lag in seiner Begabung. Dahei ist ihm ein durchaus anmutiges Buch gelungen, Sokrates beim Weine unter Personen (darunter sein Ankläger Lykon), die er auch gegen Angriffe, hier der Komödie, rehabilitieren wollte. Daß dieser xenophontische Sokrates kein anderes Moralisches zu gehen weiß, als was sich immer von selbst versteht, darf nicht hindern, das Menschliche anzuerkennen, das uns hier an Sokrates und noch mehr an seiner Umgehung anheimelt. Sein Sokrates muß auch üher allerhand praktische Dinge sich verbreiten, Landwirtschaft, sogar Kriegswissenschaft. Das ist alles ganz xenophontisch, klingt also noch besser, wenn die sokratische Maske weghleiht. So repräsentieren Bücher wie das üher Pferdezucht für das Attische einen literarischen Fortschritt; aber das konnten damals auch andere und werden es schlichter und darum besser gemacht hahen. Denn Xenophon hatte auch an der Rhetorik gekostet und gewöhnte sich einen gewollt naiven Stil an, der nicht selten ins Kindische fällt. Seine Ambition ging noch höher. Er probierte ein Enkomion auf seinen verehrten König Agesilaos, direkt nach Isokrates; er stellte zur Abwechslung statt Sokrates den Simonides in den Mittelpunkt eines Dialoges (wo denn klar wird, daß er nicht einmal versucht zu individualisieren). Endlich schrieb er, durch Ktesias angeregt, den historischen Bildungsroman von Kyros. Daß man das nicht für etwas Kühnes und Neues halte, sei daran erinnert, daß Herodoros von Herakleia in ähnlicher Tendenz eine Geschichte des Herakles geschrieben hatte. Das Buch ist sehr ermüdend; breite Strecken nimmt der sokratische Dialog mit geringer Abtönung ein; danehen Novelletten im Stile des Ktesias, an denen Wielands Empfindsamkeit sich erbaut hat, und geschichtliche Belehrung über Vergangenheit und Gegenwart Asiens, die oft seltsame Widersprüche hineinträgt. Daß so etwas geschrieben ward, und zwar für die breiten Leserschichten (denn die Stimmführer lehnten den ganzen Mann ab oder ignorierten ihn), ist uns vor allem wichtig, weil es für die Weite der Literatur zeugt, von der uns keine Spuren geblieben sind. Wir würden ganz andere Vertreter der Unterhaltungsliteratur ausgewählt hahen, aber dankbar müssen wir den Rhetoren der Kaiserzeit doch sein, die uns den gesamten Nachlaß des Xenophon als Muster der Naivetät gerettet hahen. Wählen würden wir in erster
Herakleides Linie den Herakleides aus Herakleia am Pontos, der, lange Jahre der
(† nach 330). vornehmste Genosse Platons, eine Weile sogar sein Vertreter, bald nach dessen Tode in die Heimat zurückkehrte, als er hei der Wahl zum Schulhaupte durchfiel. Die wissenschaftlichen Verdienste des Mannes gehen uns hier nichts an, so groß sie auch sind, sowohl in den Naturwissenschaften, Astronomie und Physiologie, als auf philologischem Gebiete, Geschichte der Musik und Literatur, sogar Etymologie. Aher die historischen Dialoge, in denen er bis auf Pythagoras zurückgriff und das Dramatische, die Zahl

der Unterredner und die Ausmalung des Hintergrundes und des zeitlichen Kolorits weit über Platon hinaus führte, haben nicht nur stofflich den nächsten Jahrhunderten ungemein viel geboten, sondern auch den Dialog als Prosadichtung gerade bei seinen bedeutendsten Vertretern, Cicero und Plutarch, wesentlich bestimmt.

Der Geltung des Herakleides ist besonders Aristoteles verderblich geworden; die beiden konnten sich nicht verstehen und offenbar nicht leiden. Daß Aristoteles nicht in der Schule Platons, aber wohl in Athen als selbständiges Schulhaupt seine letzten zwölf Jahre wirken konnte, daß er nicht nur durch wissenschaftliche und populäre Werke, sondern noch viel mehr durch die Lehre, die er selbst und nach seinen Lehrschriften die Schüler verbreiteten, das Gesamtgebiet der Wissenschaften und ihre Methode bestimmte, daß er auf platonischer Grundlage fortbauend die ewigen Formen auch in der Literatur aufsuchen lehrte und historisch verfolgte, wie und durch wen sie in die Aktualität eingeführt wären, daß er endlich die Rhetorik in den wissenschaftlichen Unterricht aufnahm, hat die ganze Zukunft bestimmt, weit über das Altertum hinaus. Auch die philologisch-historische Forschung muß sich freilich von Aristoteles emanzipieren, wie es einst die Naturwissenschaft getan hat: erst wenn sie sich ganz frei fühlt, kann sie seine Bedeutung wirklich würdigen. So groß er auch als Schriftsteller ist: geküßt hat ihn die Muse nicht, und die Neuplatoniker haben fein den Platon θεῖος genannt, den Aristoteles δαιμόνιος. Aristoteles (384—322).

C. Hellenistische Periode (320—30 v. Chr.).

I. Hellenismus. Alexandros der Makedone eroberte als Herzog der Hellenen den Orient und bestieg als König der Könige und Erbe der Weltherrschaft den Thron des Kyros oder auch des Ninos. Dadurch erhielt die hellenische Kultur eine unendliche Expansion. Es verschlug nichts, daß sich politisch das Weltreich nicht hielt, sondern in eine Anzahl Königreiche spaltete, denn die Weltkultur umspannte nicht nur diese, sondern reichte weit über ihre Grenzen. Auch Bithyner und Kappadokier, Karthager und Italiker hatten nur insoweit Kultur, als sie unter hellenischem Einflusse standen, und selbst die Partherfürsten, die erste und bedeutendste Macht, die von der nationalen Reaktion gegen das Hellenentum emporgetragen ward, mußten den Philhellenismus bekennen, sobald sie zur Macht gelangten. Mithradates Eupator, in seiner Physiognomie und seinem Wesen ein asiatischer Sultan, hat sich gar als Befreier der Hellenen geriert. Darin liegt, daß diese Kultur unabhängig ist von der politischen Herrschaft. Diese hatten ja auch nicht die Hellenen errungen, sondern die Makedonen; aber gerade sie waren selbst schon durch Philippos hellenisiert worden und sind ganz in dies Volkstum übergegangen. So wird es zunächst auch nicht als eine Gefahr für das Hellenentum empfunden, als Rom die Herrschaft über den Westen erringt

6*

und bald bestimmend in den Osten übergreift. Sollten die Latiner sich nicht ebenso hellenisieren? Sie ließen sich ja gern hellenische Ahnen geben und als Hellenen zu den isthmischen Spielen zulassen. Es kam anders. Rom nahm begierig die hellenische Kultur auf, aber es wahrte seine Sprache, machte sie in Italien zur herrschenden und die italische Nation zur Herrin auch der Orientalen. Bitter bekamen die Griechen es zu spüren, daß seit 190 ihre Königreiche nur noch von Roms Gnaden existierten, und wenn ein Land unter die Herrschaft des Senates geriet, so warf sich ein Schwarm von Blutsaugern darauf, die italischen Kaufleute und Kapitalisten; die verstanden ihr Geschäft, saigner à blanc. In der Not begrüßte man den Kappadokier Mithradates als Retter und beschleunigte damit den wirtschaftlichen Untergang; die römische Revolution vollendete ihn; den Orient überrannten die Parther. Die Zerstörung ist so furchtbar gewesen, daß der Untergang der letzten makedonischen Dynastie in Ägypten in voller Wahrheit für die ganze Kultur ein Ende bezeichnet. Das sieht nicht nur der Rückschauende, das war den Mitlebenden völlig bewußt.

Diese Periode ist der Hellenismus; den Namen hat ihr J. G. Droysen gegeben, der ihr Wesen und ihre Bedeutung zuerst und lange allein richtig erkannt hat. In Alexander krönt sich die hellenische Geschichte, das 3. Jahrhundert ist der Gipfel der hellenischen Kultur und damit der antiken Welt, die Zeit, die der modernen allein vergleichbar ist. Mögen die ewigen Gedanken früher gedacht, die ewigen Kunstwerke vorher geschaffen sein: durch die Ausgestaltung der Wissenschaft ebenso wie durch die Weltherrschaft gewinnen beide erst die Macht, auf die Ewigkeit hin zu dauern und zu wirken. Und in den vier Menschenaltern von Alexander bis Antiochos Megas, von Aristoteles bis Eratosthenes, bringt das griechische Volk eine so ungeheure Menge bedeutender Menschen hervor, daß der Abfall danach vielleicht eine physische Notwendigkeit war. Bis zur mithradatischen Zeit fehlt es dann immer noch auf einzelnen Gebieten nicht an bedeutenden Gestalten, obwohl kaum etwas entsteht, was zugleich neu und groß wäre, und die Poesie schon verrinselt. Die cäsarische Zeit kann auf keinem Gebiete mehr einen auch nur einigermaßen bedeutenden Griechen aufweisen. Der Strom, der mit Alexander die Welt überflutete, scheint versiegt: aber die Welt hat er befruchtet für alle Zeit.

Das wahrhaft Große des Hellenismus ist seine Wissenschaft; auf allen Gebieten, namentlich in den Naturwissenschaften, den theoretischen und den angewandten, lernen wir alle Tage mehr, daß die Kaiserzeit bereits Verfall ist. Daneben ist es die Ausbreitung der Gesittung, die Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus, die besonders wichtig ist. Uns gehen hier die Gedanken der Weisen, die Forschungen der Gelehrten, die Konstruktionen der Techniker, die Entdeckungen und Erfolge der Ärzte nichts an; wir können hier die Entfaltung des inneren geistigen Lebens nicht verfolgen; aber wo die Ausbreitung und auch die Breite der Literatur mit

das Wichtigste ist, kann nicht unbesprochen werden, was hierfür erst die Möglichkeit schafft.

Alexander verlegt den Schwerpunkt aus Europa nach Asien. Makedonien ist nie ein Kulturzentrum geworden; Athen blieb es durch die Philosophie, die an einem Hofe nicht gedeihen kann; aber die letzte Dichtgattung, die Athen erzeugte, fast noch zu Alexanders Lebzeiten, das Lustspiel, hat schon einen engen lokalen, man muß sagen epichorischen Charakter. Von den Königshöfen hat der von Babylon und Antiocheia durch die Hellenisierung der Semiten für die Zukunft ungemein wichtiges gewirkt; er gründet oder besiedelt in Mesopotamien, Syrien, Palästina die Städte, aus denen schon im 2. Jahrhundert eine Menge führender Männer hervorgehen; aber von seinem besonderen Wesen wissen wir so gut wie nichts, und keiner der Seleukiden bestimmt unmittelbar oder mittelbar auch nur einen Teil des geistigen Lebens der Nation, keine Fürstin gibt auch nur eine Mode an. Das geschieht in Alexandreia, und so pervers es ist, die Literatur oder die Kunst des Hellenismus alexandrinisch zu nennen, so kommt doch ungemein viel von dort, und es wird sich auch eine alexandrinische Sonderart erkennen lassen. Aber um die Mitte des 2. Jahrhunderts hat das durch die Schuld der Regenten und das Erstarken des Ägyptertums ein Ende. In Sizilien hält sich zuerst noch die Eigenart, da es niemals unter attische oder makedonische Herrschaft geraten ist; es produziert nur überhaupt wenig für die Gesamtkultur, und sobald die Römerherrschaft beginnt, geht es wie im griechischen Italien: das geistige Leben ist ab und tot. So bleibt als wahres Zentrum der Kultur die asiatische Küste, ihre alte Heimat. In ungebrochener Kontinuität, ungehemmt, aber auch nicht stark gefördert durch die Fürsten, auch nicht, als in Pergamon ein Thron steht, entwickelt sich das ionische Wesen weiter. So dürfen wir sagen, obwohl gerade das Lokalionische schwindet und Rhodos, der allerwichtigste Ort, sogar mit Absichtlichkeit an seinem Dorertum festhält. Denn es ist der Geist Ioniens, der sich ja auch den Äoler Homer und den Dorer Hippokrates gewonnen hatte. Aber gewahrt soll freilich der dorischen Insel der Ruhm bleiben, daß sie der hellenischen Wissenschaft eine Freistatt geboten hat, als die ägyptisierten Ptolemäer sie von sich stießen, daß Poseidonios aus dem syrischen Apameia und Hipparchos aus dem bithynischen Nikaia sich dorthin zogen, wo auch dem Römer die griechische Bildung sich auf dem Boden darstellte, der sie gezeugt hatte: dem Boden einer freien Bürgerstadt. Es hat eine tiefe Bedeutung, daß ein Rhodier, Panaitios, den neuen Herren der Welt den Kodex ihrer Pflichten geschrieben hat (übersetzt von Cicero *de officiis*).

Kulturzentren.

Trotzdem sich schon jetzt innerhalb des Hellenismus lokale Differenzen bemerken lassen und ohne Zweifel noch viel stärkere hervortreten werden, ist der Eindruck der Kultur sowohl in ihren äußeren Formen als in ihrem ganzen Geiste einheitlich, viel mehr als z. B. in der Kulturwelt der europäischen Barockzeit, selbst wenn man von England absieht; sie ist eben

Hellenistische Sprache.

wirklich eine Weltkultur. Dazu tut ziemlich das Wichtigste die Sprache, und auch sie zeigt in ihrer Entwickelung dieselbe Einheitlichkeit. Die vorige Periode hatte das Attische in der Literatur fast vollkommen zur Herrschaft gebracht, und diese Literatursprache, die sich von dem vulgären Dialekt der Athener bereits stark unterschied, ward schon durch Philippos die Sprache der königlichen Kanzleien und des internationalen Verkehrs. König Dareios und König Alexandros, beide nicht einmal Hellenen, haben attisch korrespondiert. Wohl haben die Städte und Bünde von Hellas im inneren Verkehre, zum Teil auch untereinander, ihre Volksdialekte geschrieben, von denen mancher erst jetzt zur schriftlichen Fixierung kam; wohl hat sich namentlich ein Dorisch gebildet, das trotz mancher Differenzen im einzelnen denselben Typus zeigt, und in Syrakus hat ein Archimedes selbst wissenschaftliche Gegenstände in ihm behandelt. Aber jetzt war das nur eine Marotte des großen Gelehrten. Alle diese patriotischen Velleitäten (für die wir aus grammatischem Interesse nicht dankbar genug sein können) sind für die Literatur ganz ohne Belang. Es ist überall nur die Farbe und der Besatz am Gewande der Sprache epichorisch, das ganze Gewebe und der Schnitt sind dieselben, hellenistischen. Dialektdichtung bedeutet schon um 300 dasselbe, was sie heute ist. Ionier verfallen nie und nirgend darauf, eine Urkunde oder einen Brief ionisch zu schreiben; sie, die wirklich eine Literatursprache besaßen, sind bereits vollkommen zum Attischen übergegangen; die Mundart Anakreons läßt sich nur noch in niederer Dialektdichtung anwenden, und das tun am ehesten Dorer wie Kallimachos und Herodas. Das Ionisch der Elegie ist jetzt die temperierte homerische Kunstsprache; man kann diese auch dorisch temperieren, wie es Theokrit von Syrakus und Kallimachos von Kyrene tun: rein syrakusanisch oder kyrenäisch könnten sie in ernsthafter Poesie nicht reden. Dieses Verhalten der Dialekte wäre unbegreiflich, wenn nicht die gebildete Rede eben Literatursprache wäre und zu dieser das Ionische ungemein viel beitrüge, so daß im wesentlichen nur gewisse Sprachformen, Aussprache und Schrift etlicher Vokale, und ganz wenige Flexionen attisch geworden waren; dagegen der Wortschatz und auch nicht weniges in der Aussprache und Flexion stammte eigentlich aus Ionien, war aber nun allgemein hellenisch. Es ist richtig, daß Aristoteles in seiner wissenschaftlichen Prosa dem Hellenismus schon nahe kommt, eben weil er da auf der ionischen Prosa baut. Man muß sich nur ja nicht etwa denken, die Griechen hätten schon feste Sprachregeln, eine Grammatik gehabt, als die Expansion ihrer Sprache überall Lehrer des Griechischen nötig machte. Man hatte die Grundlage einer vollkommenen reichen Literatursprache; das ionisch-attische Sprachgebiet durfte diese als die veredelte Sprache ihres Mundes betrachten, und so redete, lehrte, schrieb man diese. Dieses selbe Griechisch lernte der Makedone und Bithyner und Karer und Syrer und Ägypter und Italiker. Es hat sich denn auch während der ganzen hellenistischen

Periode ungezwungen weiter entwickelt, und daß es das allerorten im wesentlichen gleich tut, zeugt dafür, daß die ganze Welt ein Kulturgebiet war und der literarische Verkehr seine Fäden über die ganze Welt spann. Die ältere Schicht der griechischen Lehnworte des Lateinischen hat dorischen Klang: seit der Senat und die Feldherren griechisch schreiben müssen, bedienen sie sich nur der Literatursprache; gerade weil die Senatskanzlei so schlechtes Griechisch schreibt, liefert sie die wichtigsten Dokumente. Man kann die ganze Sprachentwickelung Entartung nennen, denn gewiß, in der raschlebenden Zeit geht der Prozeß rasch vonstatten, den wir nach allen Analogieen erwarten. Die Sprache schleift sich ab, der Formenreichtum schwindet, die Feinheiten im Gebrauche der Casus Tempora Modi werden nicht mehr empfunden, Umschreibungen verdrängen die kernige Einfachheit, man braucht immer mehr Worte und konventionelle Phrasen. Dafür ist die Ausdrucksfähigkeit unumschränkt; es ist nicht mehr mühsam, zu reden und zu schreiben: die gebildete Sprache besorgt das Schwerste auch für den Halbgebildeten. Zu den Klassikern, als die man die Schriftsteller des 4., keineswegs auch die des 5. Jahrhunderts ansieht, hat man dasselbe Verhältnis wie alle Kulturvölker heutzutage zu den ihren; man bildet sich an ihnen, weil sie gut geschrieben haben, aber man fühlt sich nicht an sie gebunden. Dies ist alles völlig gesund, und jenes Griechisch, in dem sich jeder Gedanke, auch ein neuer, den kein Grieche gedacht hat, jede Technik, jede Spekulation ohne weiteres aussprechen läßt, ist erst das Hellenistische. Es ist dem Französischen der Jahrhunderte 17 und 18 noch überlegen, neben dem doch das Latein der schweren Wissenschaft stand. Aber freilich, ein Mangel haftet ihm an, der die Wage wieder hoch emporschnellt. Die Poesie schreibt in keiner Gattung, die nicht epichorisch ist (wie selbst das Lustspiel Menanders), eine lebendige Sprache; jeder Dichter muß sich an die der Gattung halten, in der er dichtet, immer die einer ziemlich fernen Vergangenheit. Das hat nicht nur bewirkt, daß die Dichtung der Zeit, so viel Witz, Geist und Geschmack sie auch besaß, nie recht volkstümlich werden konnte und nach 200 in Künstelei oder öde Manier verfiel: hieran liegt es auch, daß das Hellenistische so stockprosaisch ist, so unanschaulich und zerfließend; denn nur die Dichtung, die immer frisch aus der Quelle der volkstümlichen Rede schöpft, führt der Sprache neues Blut zu; was statt dessen in der rhetorischen Retorte zusammengebraut wird, hat nur die Lebenskraft des Homunkulus. Es ist zwar gewiß, daß in der Tiefe auch eine volkstümliche Poesie bestanden hat; aber der Künstler ist ausgeblieben, der diesen Bestrebungen Zutritt in die von der Welt anerkannte Literatur erstritten hätte. Das ist verhängnisvoll geworden.

Zerstörung der Literatur

Der Bruch, den die Hellenen unter Augustus mit ihrer nächsten Vergangenheit vollziehen, führt dazu, daß sie ihre Sprache um ganze drei Jahrhunderte zurückschrauben und die gesamte hellenistische Prosa verleugnen. Die Poesie entgeht dem, nicht allein, aber doch vornehmlich,

weil sie die alten Formen nicht gesprengt hatte. Das hat zur Folge, daß die hellenistische Literatur mit geringen Ausnahmen verloren geht, und diese nicht um ihres Kunstwertes willen erhalten werden. Wir wissen jetzt, daß dies Geschick unverdient war; aber wir vermögen wohl die Gedanken der Philosophen zurückzugewinnen, inhaltlich auch manches andere; in den Spezialwissenschaften ist diese Aufgabe kaum angegriffen, aber in weiter Ausdehnung lösbar. Dagegen verlorene Kunstwerke der Rede lassen sich nicht herstellen. So ist der Literarhistoriker gezwungen, sich in Allgemeinheiten zu bewegen; er hat Hunderte von Schriftstellernamen, er weiß, daß ein großer Teil der späteren Literatur nicht nur inhaltlich von hellenistischen Büchern abhängt, mag er sie auch verleugnen, und doch kann er von den Werken, ja auch von den Stilen kein klares Bild gewinnen. Die Bruchstücke sind meist stilistisch entstellt, und auch die unversehrten helfen nicht viel: bei Alkaios oder Anakreon lehren schon ein paar Zeilen Wichtiges; für einen Phylarchos oder Eratosthenes würden selbst ein paar Seiten kaum etwas helfen. Und doch geht es unmöglich an, sich auf das Erhaltene zu beschränken. Dabei kommt solche Torheit heraus, wie, daß die Griechen nach Xenophon nur noch in Polybios einen bedeutenden Historiker haben sollen und dann gleich Livius aufmarschiert, der gar keiner gewesen ist. Die Tatsache muß klar werden, daß eine Kultur und Literatur, der Gegenwart vergleichbar, einmal bestanden hat, eine Welt umspannend, so daß ihr trotz der verschiedenen Sprache eigentlich die lateinische dieser Jahrhunderte ganz, die semitische mindestens zu einem guten Teile angehört. Die noch viel wichtigere Tatsache kann ohne tieferes Eingehen auf die Wissenschaften überhaupt nicht klar gemacht werden, daß der Hellenismus einen neuen Aggregatzustand der Menschheit repräsentiert, wie sich J. G. Droysen ausgedrückt hat. Dazu hat die Durchdringung der frischen hellenischen und der alten orientalischen Kulturen sehr viel getan, für beide Teile. Gerade wenn ein Volk zur nationalen Reaktion aufgestachelt wird, darf die Einwirkung dessen, gegen das es reagiert, nie gering geschätzt werden.

Alexandros (König 336—323). Beginnen wir damit, zu sehen, wie der König, der die Welt in neue Bahnen zwang, sich zu dem literarischen Wesen gestellt hat. Alexandros nahm ein ganzes literarisches Bureau mit. Da war nicht nur die Kanzlei, der die Ausfertigung der Staatsschriften zufiel, da waren nach griechischem Sprachgebrauche Historiker und Rhetoren, nach dem unseren Publizisten, deren gewandte Federn für die Bearbeitung der öffentlichen Meinung nötig waren. Da war aber auch ein Stab von Fachgelehrten und Technikern; denn der König wollte das Reich sofort wissenschaftlich erschließen, das er zu erobern auszog. Es fehlten auch Dichter nicht, die vielleicht die Taten des neuen Achilleus verherrlichen sollten (ein etwas veralteter Gedanke), aber auch praktische Aufgaben erhielten, denn die poetische Form war für vieles herkömmlich und wirksam. Ein gutes Epigramm hielt auf

dem Steine das Gedächtnis eines großen Augenblickes fest; auf dem Papiere flog es leicht von Hand zu Hand über die Erde. Über die Tagesereignisse wurde ein genaues Journal geführt, die Ephemeriden, im Hauptquartier und ebenso von den detachierten Generalen und Statthaltern, und von diesen kamen die Berichte regelmäßig an den König; auch die Gelehrten berichteten über die Ergebnisse ihrer Forschungen. Eine regelmäßige Korrespondenz unterhielt die Verbindung mit der Heimat. Der König selbst gab die wichtigsten Nachrichten der Welt in der Form von Privatbriefen kund, die er an seine Mutter nach Hause richtete. Das persönliche Regiment ward in der Form höflicher Briefe geübt, deren also täglich Dutzende oder Hunderte ausgingen. Überlegen wir einmal, was das alles für die Literatur bedeutet. Jene Journale und Berichte und Akten und Staatsschriften und Briefe sind noch nicht Literatur; aber sehr vieles davon ist nicht nur dazu bestimmt, verbreitet zu werden, sondern es ist von literarischem Werte, erstens, weil die Menschen nun alle zu schreiben gelernt haben, so daß oft selbst bewußte Kunst hinzutritt, zweitens, weil hochgebildete Menschen gerade in solchen kunstlosen Aufzeichnungen oft ihr Bestes liefern. Und die ganze Zeit hat Verständnis und Freude am Individuellen, sie sieht mit Wonne die gewaltigen Männer, und so kommt auch so etwas an die Öffentlichkeit. Es wird Literatur, und der griechische Formensinn macht sofort aus den Erzeugnissen des praktischen Bedürfnisses neue literarische Gattungen. Der Brief und das Hypomnema seien vorläufig als solche hingestellt. Im Grunde freilich ist alles dies nichts anderes als die freie ionische Prosa war, von der in der vorigen Periode geredet ist.

Aristoteles, der als Fürst des Wissens ebenbürtig neben dem Könige steht, zeigt in seiner Schriftstellerei das Gegenbild. Er hat Verse gemacht und Dialoge geschrieben; er fährt fort, für das Publikum in gewohnter Weise stilistisch gefeilte Bücher ausgehen zu lassen; aber seit er in der eigenen Schule doziert, tritt Neues dazu. Die Vorträge, die er sich ausarbeitet, genügen ihm als Unterlage der mündlichen Rede, die gewiß auch als Rede wirken will, aber doch um zu lehren, nicht zu überreden, appellierend auch wohl an das Herz, aber grundsätzlich an den Verstand. Das ergibt wieder eine formlose, ganz individuelle Niederschrift, ein Hypomnema. Und was die Schüler nachschreiben, ausarbeiten, anderen zum Lesen und Abschreiben geben, will dasselbe sein, wird doch etwas anderes, aber auch das ist Hypomnema. Mancher nimmt es nicht nur nach Hause, sondern hält später selbst auf Grund davon Vorträge, macht es zu seinem Eigentume und drückt ihm mehr oder weniger tief den Stempel des eigenen Geistes auf. Für viele Forschungen bedarf der Gelehrte Material; das sammelt sich in der Bibliothek der Schule an, Aufzeichnungen aller Art, Berichte, Kopien alter Urkunden; auch aus Asien von Alexanders Gelehrten kommt manches herüber. Dieser Besitz ist Schuleigentum, ihre Mitglieder benutzen ihn. Es kann eine ausgearbeitete Darstellung daraus werden, wie

Aristoteles (384—322).

Theophrasts Pflanzengeschichte; es können für bestimmte Fragen Exzerptenreihen zusammengestellt werden, die als solche publiziert und mit Interesse gelesen werden. Wir haben z. B. Exempel raffinierter Finanzoperationen, wissen von einem vielgelesenen Buche, Exempel von geschickt opportunistischer Politik. Naturwissenschaftliches und Literaturgeschichtliches der Art ist viel erschienen, ebenso Urkundenpublikationen. Es erwächst so eine ganze Literatur, die rein stoffliches Interesse bietet, ohne Hervortreten einer schriftstellerischen Person. Andrerseits kann ein Schriftsteller, dem es nur auf die Gedanken ankommt, ungemein viel produzieren, wenn die Anforderung an die stilistische Kunst herabgestimmt wird. Dabei mag sich der eine in professorenhafte Formlosigkeit verlieren, wie Chrysippos (und auch bei Aristoteles macht sich nicht selten ein zerfahrener Kathederstil unerfreulich bemerkbar); es kann sich auch für die Verehrer und Schüler das Individuelle eines geliebten Meisters ganz ungezwungen geben, wie bei Epikuros. Es sind geistig nicht unfruchtbare Zeiten, in denen die schönste Literatur die ist, die nicht zur schönen Literatur gehört. Was ist in Deutschland während der fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erschienen, das auch als Kunstwerk Bismarcks Frankfurter Berichte und Briefe überragte? H. Taine las Mommsens schmucklose Hermesaufsätze mit Bewunderung, während ihm Freytags Kunst gering erschien. Vermutlich würden wir auch die Briefe des Königs Antigonos Gonatas und die physikalischen Untersuchungen des Straton von Lampsakos über Timaios und Hekataios von Abdera stellen.

Verbreitung der Bildung.

Es war eben die Saat aufgegangen, die Sophisten und Philosophen ausgestreut hatten. Die Bildung, das weite geistige Interesse und die Aufnahmefähigkeit reichten so weit, wie Hellenen über die Erde verstreut waren. Auch von denen, die nicht Literaten von Profession waren, besaßen viele die Fähigkeit zu beobachten und zu denken und das Beobachtete und Gedachte auszusprechen. Es ist nur recht, daß die Fürsten zuviel zu tun haben, als daß sie selber schriftstellern. Als Ptolemaios Philopator und der letzte Attalide für Literatur und Wissenschaft dilettantisch tätig sind, besiegeln sie den Niedergang ihrer Häuser. Wenn Pyrrhos über Kriegswissenschaft schreibt, so ist er da Fachmann; er war nur Militär, zum Könige fehlte ihm das Beste, und gerade er kokettierte mit soldatischer Verachtung der Bildung. Ptolemaios I. hat zwar den Bericht über Alexanders Feldzüge unter seinem Namen ausgehen lassen, und sein ist gewiß die Wahrheitsliebe und die Initiative, das Archiv des makedonischen Generalstabs zu erschließen; er hat natürlich auch selbst so etwas erzählt wie „hier soll Ptolemaios dem Könige das Leben gerettet haben; er war aber gar nicht dabei"; aber das Ganze erhob keinen literarischen Anspruch, und auf die redigierende Feder kam bei einem solchen Werke das wenigste an. Von dem makedonischen Feudaladel konnte man literarische Bildung wirklich nicht erwarten. Es ist bezeichnend, daß

Privatbriefe nach Alexander nur von Antigonos Gonatas publiziert worden sind, der, in Athen erzogen, auch der einzige Fürst von ausgesprochenem philosophischen Bekenntnis ist. Aber Empfänglichkeit und oft auch Initiative haben Kunst und Wissenschaft bei den meisten Fürsten gefunden. Die Widmung wissenschaftlicher Werke ist in dieser Zeit noch keine leere Form, und das Buch über die Sandzahl, das Archimedes an den Kronprinzen von Syrakus richtet, würde heutzutage kaum ein Standesgenosse Gelons studieren. In dieser Weise greifen auch die Fürstinnen ein, die nach makedonischer Art politisch eine bedeutende Rolle spielen. Nicht nur Poeten huldigen der Arsinoe Philadelphos, auch der Physiker Straton durfte an sie schreiben. Doch fehlen weibliche Briefe ganz und gar. Epikur schreibt an seine Freundinnen in Lampsakos, Themista und Leontion, erzählt auch mit scherzhaftem Pathos, welchen Ausbruch der Begeisterung ein Brief dieser geistreichen Gattin des Metrodoros hervorgerufen hatte; aber diese Frauenbriefe scheinen nicht publiziert zu sein, vermutlich weil die Gemeinheit das Andenken Leontions schamlos beschmutzt hatte. Auch die alte dorisch-äolische Frauenpoesie hat nur noch am Anfange in Nossis, Anyte, Moiro Vertreterinnen an der Peripherie des Hellenentums und in dem zurückgebliebenen Arkadien. Vereinzelte dichtende oder gelehrte Frauen bereichern das Bild um keinen wichtigen Zug und sie scheinen nun emanzipiert. Das konnte kaum ausbleiben, da die weibliche Erziehung sowohl auf Rhetorik wie auf Philosophie gemeiniglich verzichtete. Das machte sich schon in der attischen Periode fühlbar und wird in dieser Zeit, die der Frau wenn nicht rechtlich, so doch faktisch unendlich viel mehr Freiheit brachte, sehr viel empfindlicher. Natürlich spielen sie in den ausübenden Künsten, Musik und Tanz aller Art, eine glänzende, aber ephemere Rolle, als Schauspielerinnen nur in untergeordneten Gattungen; das eigentliche Drama blieb ihnen verschlossen: mit den attischen Gattungen dauerte das attische Vorurteil.

Unter den Männern beteiligt sich jeder Stand. Schon die griechischen Marineoffiziere Alexanders unterscheiden sich darin von den makedonischen Marschällen. Der Bericht des Nearchos über Indien, der des Androsthenes über eine Erkundigungsfahrt im Persischen Meerbusen sind uns inhaltlich gut bekannt, und sie sollten darum nicht tiefer als Herodots Beschreibung von Skythien rangieren, daß in ihnen die Märchen fehlen, ihre Beobachtungen aber noch heute für die Botanik von praktischem Werte sind. Timosthenes, Admiral des zweiten Ptolemaios, hat ein großes Werk über Häfen ausgehen lassen, das auf lange hin den Schiffern denselben Dienst leistete, wie jetzt die englischen Seekarten; natürlich fußte es auf den alten ionischen Portulanen. Aber von solcher, praktischen Zwecken dienenden Literatur hier auch nur annähernd eine Vorstellung zu geben, ist schlechterdings unmöglich. Man sehe nur, wenn einmal ein späterer Gelehrter etwas Literatur zitiert, etwa Varro über die Landwirtschaft oder Vitruv über Architektur, welche Fülle sich da zeigt. Spezialitäten, wie

die rationelle Fütterung der Schafe, der Anbau der aus Medien importierten Luzerne, die neuen Geschützkonstruktionen, finden sofort in der Literatur Bearbeitung, ja ein alter Imker greift zur Feder, der jahrzehntelang auf einer der Inseln seine Bienen gezüchtet hatte. Kochbücher gibt es schon zu Platons Zeit, bezeichnenderweise aus Syrakus: auch das wächst sich zu einer Literatur aus, an der ebensowohl gebildete Ärzte, wie Gourmands und emporgekommene Sklaven teilnehmen: noch heute nennt der Grieche den Zwieback nach einem Barbaren Paxamos, der im 1. Jahrhundert ein sehr reiches Rezeptbuch verfaßt hat.

Buchwesen. Für das Hervortreten einer solchen Schriftstellerei ist Bedingung, daß außer einem aufnahmefähigen Publikum auch ein leistungsfähiges Buchwesen dasteht; für die Erhaltung der Literatur die Existenz von Bibliotheken. Beides hatte schon die Akademie Platons in ihren engen Kreisen angestrebt; sie vertrieb die Werke der Schule, und wir haben gesehen, daß Platon den Sophron und den Philolaos nach Athen brachte; auch die Gedichte des Antimachos hat er sammeln lassen. Dies Vorbild wirkte; zufällig hören wir von einer Bibliothek, die sein Hörer, der Tyrann Klearchos, in dem abgelegenen Herakleia anlegte: da sitzt denn auch dauernd ein besonderes geistiges Leben. Am wichtigsten ward dann Alexandreia; aber man stelle sich dessen Bibliothek nur ja nicht als die einzige vor: einzig ward nur der Großbetrieb der Wissenschaften in ihr, und daß sie für die Erhaltung der Literatur von unvergleichlicher Bedeutung ward, dankte sie dem Vorsprung, den der Buchhandel Alexandreias haben mußte, weil Ägypten allein das Papier erzeugte. So ist denn das dritte Jahrhundert epochemachend für das griechische Buch, das sich bis zum Ausgange des Altertums nicht wesentlich geändert hat. Das Handwerkliche daran vermag mit unserer Typographie sehr wohl zu rivalisieren. Illustrationen forderten nicht nur die mathematischen und technischen Bücher. Wir besitzen noch die Bilder chirurgischer Operationen in einem Hippokrateskommentare des 1. Jahrhunderts, und Krateuas, der Leibarzt des Mithradates, konnte einer Beschreibung der offizinellen Pflanzen sehr detaillierte Abbildungen beigeben, die wir ebenfalls besitzen, beides freilich in späten verdorbenen Umzeichnungen. Es steht außer Zweifel, daß schon im 3. Jahrhundert Geschichtsbücher, die dem breiten Publikum die Heldensage erzählten, illustriert wurden; ein obszönes Bilderbuch der Art, wie Aretino und Giulio Romano eines gemeinsam gemacht haben sollen, ging unter dem Namen einer Elephantis (vermutlich war das ältere Buch unter dem Namen Philainis gleicher Art), und das Gedichtbuch des Dioskorides hat mindestens zierlichen Vignettenschmuck getragen. So ging die Verbindung von Bildkunst und Dichtkunst, von der wir auch in dem Wandschmuck manche Spuren haben, in das Buch über. Ja, ein Dichter wie Theokrit verschmähte es nicht, die Inschrift, mit der er einst die Pfeifen einer Syrinx geschmückt hatte und die dementsprechend in der Zeilenlänge den Pfeifen entsprach, im Buche so nachbilden zu lassen, daß sie das Bild des Gegen-

standes durch die Schriftgrenzen lieferte: was denn sofort ein Nachahmer für die Form eines Altars aufgriff: diese Spielereien, die sogenannten Technopaegnien, entsprungen einem hellenistischen Scherze, haben dann in der Kaiserzeit die Würde einer Gattung erhalten, die auch in modernen Zeiten ihre Verehrer gefunden hat.

Literarischer Verkehr.

Nicht ganz auf gleicher Höhe stand der Buchhandel: die Reichspost des Königs Dareios hat keine Nachfolge gefunden. Und doch besteht ein commercium litterarum über die zivilisierte Welt; Archimedes trägt Sorge, daß seine Entdeckungen in Alexandreia bekannt werden, Apollonios von Perge schreibt in Alexandreia für die Kollegen in Pergamon. Die Kunsturteile flattern in zierlichen Epigrammen über die Welt, die Aussprüche der athenischen Weisen will man ebensogut allerorten erfahren, wie die Erfolge der Diplomatie oder der Waffen. Die bildungsdurstige Jugend reist auch weit über alle Lande, ebenso wie die Verwaltungsbeamten und die Berufsoffiziere und vollends die Scharen der fahrenden Leute, die jetzt zum Teil sehr respektabel sind, wohl gar, wie die Schauspieler, durch internationale Verträge geschützt. Freilich reisen nur Männer; vielleicht hat nichts das weibliche Geschlecht so sehr zurückgehalten, wie sein Haften an der heimischen Scholle. Man darf danach fragen, wie sich diese Welt ein Surrogat der Presse geschaffen hat.

Die offiziösen Federn fehlten nicht; außer den Kanzleibeamten hielt sich jeder Hof Literaten, und so sehen wir, daß z. B. nach dem riesigen Festzuge, mit dem Ptolemaios II. den Kultus seines Vaters inaugurierte, eine genaue Beschreibung erschien, die wir in einer Bearbeitung von Kallixeinos von Rhodos (60 Jahre später) zum Glück noch besitzen. Lynkeus von Samos, der Bruder des Duris, hat nicht nur selbst detaillierte Berichte über Galadiners ausgegeben, die eine Maitresse des Demetrios Poliorketes, Antigonos Gonatas als Kronprinz, und andere Notabilitäten gegeben hatten, sondern empfing auch von einem Korrespondenten aus Makedonien einen entsprechenden Bericht: selbst so etwas brachte es zu dauerndem literarischen Leben. Ebenso lesen wir die Beschreibung des Riesenschiffes, das Hieron von Syrakus erbauen ließ, von einem gewissen Moschion: sie soll der Welt den Eindruck einigermaßen übermitteln, den die Zuschauer empfangen hatten. Beigefügt ist das Epigramm eines Hofdichters über denselben Gegenstand: das zeigt die andere Art, mit der Stimmung gemacht ward. Verse verbreiten ebenso den Ruhm des neuen Leuchtturmes von Alexandreia, wie den eines neu erschienenen Werkes, z. B. des Sterngedichtes von Aratos, Verse machen Reklame für ein neu erfundenes Trinkgerät, das in der Weltstadt ausgeboten wird. Noch in den Krisen, die der Schlacht von Kynoskephalai (197) folgen, spielen die Epigramme eines peloponnesischen Dichters Alkaios eine Rolle, und die Historiker haben daher Veranlassung, solcher Verschen zu gedenken. Woraus wir übrigens auch abnehmen sollen, daß sie über Thukydides hinaus etwas zugelernt hatten: ein moderner Historiker könnte doch nicht

von Kleon handeln, ohne auf Aristophanes Rücksicht zu nehmen. Die Verbreitung durch den literarischen Vertrieb ist nicht die einzige. Die offiziellen Kriegsberichte wurden nicht sowohl literarisch als sozusagen auf dem Verwaltungswege weitergegeben; das hat ein so erhaltenes Stück aus dem Syrischen Kriege des Ptolemaios III. gelehrt. Ganz wesentlich ist zu rechnen mit der Steinpublikation an Orten lebhaften Verkehrs. Hannibals Rechenschaftsbericht bei der lakinischen Hera hatte damals nichts Befremdliches; Briefe von Fürsten an befreundete Städte, wie wir einen von Antigonos an die Skepsier besitzen, konnten gemeiniglich auf eine solche dauernde Publikation rechnen: aus solchen Aufzeichnungen bauen wir ja die Geschichte urkundlich wieder auf. Eben daß die Machthaber sich um die öffentliche Meinung bemühen, zeigt, daß sie eine Macht ist, ungebunden an die oft verschobenen Grenzen der Königreiche. Gar nicht selten tun die Könige an den allgemein besuchten Götterfesten ihren Willen kund, durch Anschlag oder durch Gesandte. Dieser persönliche Verkehr ist überhaupt von großer Bedeutung; schon die Sendboten, die z. B. zu den Soterien nach Delphi laden und durch alle Welt ziehen, sind Organe der Vermittelung, die Festdeputierten ebenfalls. So haben diese gottesdienstlichen Veranstaltungen, die religiös nichts als leere Formen sind, doch einen idealen Inhalt: das Gemeingefühl der Kultureinheit spricht sich in ihnen aus, jetzt viel mehr als an den Olympien der pindarischen Zeit. Und wenn man sieht, wie ein ziemlich geringer Ort, Magnesia am Maeander, gegen Ende des 3. Jahrhunderts zu einer neuen Stiftung die Könige und die Städte der ganzen Welt laden kann, von Susa bis Syrakus, wie die ganze Welt zum Aufbau des durch Erdbeben zerstörten Rhodos Beisteuern leistet, so muß man anerkennen, daß Könige und Städte die übergeordnete Einheit des Hellenentums anerkennen; Hellene ist ja auch im Rechte ein Begriff. Dies mußte nachdrücklich betont werden, denn in dem einheitlichen Kaiserreiche Roms ist davon keine Rede mehr. Da hilft in der Not nur der Kaiser, da erfährt nur der Senat von der Staatsverwaltung einiges, da existiert auch das commercium litterarum nicht einmal zwischen den Philosophen: Plutarch, Dion, Epiktet haben jeder ihren engen Kreis für sich. Erst die Christenheit schafft sich wieder einen Leib mit lebendigen Gliedern.

In dem geistigen Antlitze des Hellenismus sind zwei Hauptzüge, die miteinander unvereinbar scheinen. Das eine ist die Freude an der Repräsentation, dem Pomp und Schmuck, der erhabenen Pose: darin liegt das, was wir an ihm barock nennen dürfen. Daneben aber steht die intimste Freude an der weltverlorenen Stille, dem Frieden des engen natürlichen Kreises, am Feinen, Kleinen, Reinen. Die Marmorhallen des alexandrinischen Palastes, der Riesentempel von Didyma und der rhodische Koloß haben den Freundschaftsgarten des Epikuros, die koischen Landhäuser, in denen Theokrit verkehrt, die Studierzimmer, in denen Kalli-

machos dichtet und Archimedes forscht, neben sich. Dem entspricht im literarischen Leben der rauschende Stil, der am liebsten über die ganze Welt hintönen will, und die Schlichtheit, die von der Wahrheit, um die sie ringt, einem empfänglichen Freunde, man kann auch sagen dem unbekannten nacharbeitenden Kollegen, berichtet, und das Raffinement des ganz intimen Kunstwerkes. In Wahrheit wurzelt beides in der befreiten Individualität, die sich je nach den Lebenszielen sehr verschieden äußert. Eine solche Zeit wird weder einen Pindar noch einen Aristophanes hervorbringen, weder einen Platon noch einen Isokrates, aber in Überzahl Menschen, die wert sind, gekannt zu werden, weil sie sich auch in ihren Werken persönlich geben. Aber nur wenige von den Tausenden kennen wir, auch sie nur von fern: um so dringender ist die Pflicht der Gerechtigkeit, auf das verlorene reiche Leben hinzuweisen.

Lehrbuch.

Epikuros († 270).

Chrysippos († 204).

Diogenes von Babylon († nach 154).

Philodemos (um 50).

II. Prosa. Von den Gattungen der Prosaliteratur ist nun das wissenschaftliche Lehrbuch durchaus anerkannt, das sich nach der Disposition des Verfassers in viele Bände gliedern darf. Epikur kann sein Hauptwerk über die Natur endlos ausdehnen und daneben noch zahlreiche andere schreiben; die Stoa ist noch viel fruchtbarer. Die gelehrten Gepflogenheiten stellen sich ein, namentliche Zitate, Belegstellen, persönliche direkte Polemik, die sich bisher zu verbergen und Namennennung zu meiden pflegte. Bis zu welcher Formlosigkeit das getrieben werden konnte, zeigt das in einem Papyrus erhaltene Stück des Chrysippos über negative Aussagen: es bestätigt die alte Kritik, daß von manchen seiner Bücher kaum etwas übrigbliebe, wenn man die Zitate striche. Auch bei seinem Nachfolger Diogenes von Babylon wird eine Masse von Belegen, zum Teil höchst zweifelhafte, gehäuft, um einen sozusagen historischen Beweis zu liefern. Ganz toll wird es, wenn Philodemos von Gadara, dessen literarischen Nachlaß die herkulanische Villa erhalten hat, nun so gegen Diogenes schreibt, daß er z. B. im zweiten Buche seines Werkes über Musik die Meinungen des Diogenes reproduziert, um sie im vierten zu widerlegen. Auf diese Weise ließ sich die Kontroverse ins unendliche spinnen und die Bücher schwollen schneeballartig an. Dabei macht Philodem schriftstellerische Ansprüche, denn er vermeidet den Hiatus und verliert sich in riesige Perioden. Seine Polemik in ihrer Grobheit und Kleinmeisterei ist nicht nur unerfreulich, sondern auch geschmacklos; kaum traut man ihm seine zierlichen Epigramme zu. In den Philosophenschulen hat sich die Sprache in eine bestimmte Terminologie zwingen lassen, womit schon Aristoteles, nicht immer glücklich, den Anfang gemacht hat. Das geht dann in allen Schulen weiter, am ärgsten in der Stoa. Man braucht die Kunstworte nicht schön zu finden: wissenschaftlich liegt doch darin ein großer Fortschritt, und es ist wichtig, weil diese Termini zum Teil in die allgemeine Rede eingedrungen sind und der Attizismus sie nicht alle vertreiben konnte, aus der philosophischen Prosa nun schon gar nicht. Manches davon dauert in der

modernen Rede, ohne daß man daran denkt. Es ist ja die Terminologie, durch die unsere Wissenschaften noch heute von ihrer Herkunft Zeugnis ablegen müssen, leider oft, wie in der Grammatik, in perversen lateinischen Übersetzungen. Griechisch sind sie besonders in der Geometrie geblieben, die für alle Lateiner zu hoch war. Und da ist auch wenigstens ein Grund-

Eukleides (um 300). buch erhalten, die Elemente des Eukleides, und daneben noch manches andere (auch etwas Astronomisches von seinem älteren Zeitgenossen Autolykos). Gewiß dankt Eukleides nicht nur den Inhalt, sondern auch die unübertrefflich strenge Form der langen Praxis, die bis in die Schule des Pythagoras zurückweist; da die Schule Platons die nächste Etappe ist, darf man diese Ergänzung der Dialogpoesie nie außer acht lassen; die strenge mathematische Logik ward als täglich Brot gereicht: Philosophie war Geometrie. So gibt es denn nichts, was die griechische Sprache als die Muttersprache der Wissenschaft so deutlich zu erkennen gäbe, wie die Schlichtheit der mathematischen Bücher, die gewollt ist und in der Selbstbeschränkung die Meisterschaft zeigt. Höchst charakteristisch ist es, in den Büchern des Apollonios von Perge zu sehen, wie der Verfasser seine wissenschaftlichen Darlegungen in der mathematischen Schulsprache hält, in den Geleitbriefen, die als Vorreden dienen, dagegen die elegante Rede des damaligen Briefstiles ebenso sicher handhabt. Hier herrscht also wirkliches Stilgefühl, das Stoiker und Epikureer leider oft vermissen lassen. Eine gleiche Kürze, sichere Terminologie und bewußte Selbstbescheidung haben die Grammatiker besessen, wenn wir von einem so

Aristarchos (um 160). trefflichen Nachfolger wie Aristonikos auf Aristarch schließen dürfen. Nur die sie nicht zu lesen verstehen, verachten die alten Scholien, und wenn man sagt, die Anmerkung hätte der Antike gefehlt, so gilt das nur für ausgeführte Werke: was ist denn die Randnotiz anders? Die Ausgabe mit kritischem Apparat ist sicher, also wohl auch die Ausgabe mit Anmerkungen eine alexandrinische Erfindung.

Hypomnema. Eine solche Ausgabe nennt man Hypomnema, mit demselben Namen, der uns oben sowohl für die Akten der Archive wie für die Kollegienhefte der Professoren und Studenten begegnete. Er besagt eben an sich nichts weiter, als daß dies lediglich zur Hilfe des Gedächtnisses aufgezeichnet ist. Das ergibt also eine Literatur, die gar keine literarischen Ansprüche erhebt. Daß sie keine literarischen Vorzüge besäße, ist damit keineswegs gesagt, denn die gibt es auch ohne rhetorische Stilisierung. Hat doch Cäsar seine historischen Bücher eben Hypomnemata (*commentarii*, das ist ein gutes Übersetzerwort) genannt, und Cicero war Stilkenner genug, diese zwar nackt, wie er sagt, aber unübertrefflich zu finden. Die Ethik und Politik des Aristoteles wird doch mancher nicht geringer einschätzen, obwohl beide in einigermaßen chaotischem Zustande aus den Papieren des Verfassers ediert sind. Die Masse der hypomnematischen Literatur ist ganz unübersehbar gewesen. Namentlich in der Bibliothek von Alexandreia sind die Schätze der Vergangen-

heit nach den verschiedensten Gesichtspunkten ausgezogen worden; Kallimachos, der den Katalog zu machen hatte, hat das offenbar ganz planmäßig in die Wege geleitet, und neben seinen namhaften Schülern, Istros, Philostephanos, Hermippos, zahlreiche Handlanger beschäftigt. Das Lexikon, sowohl als Wörterbuch, auch für einzelne Schriftsteller oder Dialekte, wie als biographisches, geographisches, mythologisches Namenbuch, ist eine Erfindung dieser Zeit. Sammlungen von Sprichwörtern, Anekdoten, Naturmerkwürdigkeiten, Blumenlesen aus Dichtern und Prosaikern hat es zahllos gegeben. Diese anspruchslose Miszellanliteratur hat ganz besonders der allgemeinen Bildung ein reiches und bequemes Material zugeführt; man soll es nicht gänzlich verachten, so armselig es in dürren Namenskatalogen auftritt. Natürlich konnte es dann wieder stilistisch aufgeputzt werden; aber als literarische Form wird das Hypomnema eben durch seine Formlosigkeit charakterisiert.

Das Hypomnema umfaßt auch das, was wir Akten und Urkunden nennen und nicht in der Bibliothek, sondern im Archive aufbewahren. Diesen Teil der Literatur kennen wir dank den Steinen und Papyri besser als irgendeinen anderen. Man wird den Verordnungen der Ptolemäer und den Geschäftspapieren ihrer Beamten nicht absprechen können, daß sie in jeder Weise zweckentsprechend sind; Kanzlistenschnörkel stellen sich zwar allmählich ein, aber der Grieche und selbst der Ägypter, wenn er griechisch an seinen König schreibt, steht ihm immer menschlich frei gegenüber. Die devot ersterbende Kriecherei vor der allerhöchsten Person und den hohen Vorgesetzten ist erst ein Erzeugnis des späten, insbesondere des christlichen Kaisertums. Ebenso kann man nicht sagen, daß die Krankheit der Sprache wahrnehmbar wäre, die bei uns als Juristendeutsch unausrottbar ist. Wohl aber ist auch hier ein fester Stil; man möchte ihm eher etwas mehr terminologische Präzision wünschen. Was für die Öffentlichkeit geschrieben wird, strebt nach feierlicher Würde, wo denn freilich dem barocken Zeitgeschmacke Rechnung getragen wird. Das gilt namentlich von den Ehrenbeschlüssen auf Stein, deren wir zahllose besitzen, also von der offiziellen Sprache der Freistädte. Grundlegend ist die attische Kanzleisprache, die wir ja aus dem 4. Jahrhundert gut kennen, und die so präzis und klar ist wie die der ägyptischen Akten. Der auf Stein publizierte Beschluß ist in Athen immer ein Auszug aus den Protokollen von Rat und Volk, die Publikation also etwas Akzessorisches. Formal bleibt das so, allein der Konzipient rechnet nun immer mehr mit der Steinpublikation, die zur Regel geworden ist, und da dringt denn die barocke Breitspurigkeit ein. Gemeiniglich ist der ganze Ehrenbeschluß ein ungeheurer Satz, den nur versteht, wer die stereotype Struktur von vornherein übersieht. Aber es ist unverkennbar, daß dies nun schön sein will, und gibt man die Gattung und den Stil einmal zu, so muß man auch anerkennen, daß das Ziel erreicht wird. Gar nicht selten geben die Motive eine geschickte Erzählung, und gar sinnreich

Urkunden.

werden nicht nur in Athen, sondern auch an allen leidlich gebildeten Orten die Ehrungen und Lobsprüche nuanciert. Sollten die lateinischen Elogien, zu deren Herstellung die Académie des Inscriptions gestiftet ist, sollten auch die lateinischen Tabulae gratulatoriae, wie sie unsereiner in einem stilistisch streng normierten und darum immerhin der deutschen Formlosigkeit vorzuziehenden Latein gelegentlich verfassen muß, wirklich höher rangieren?

Briefe. Erfreulich kontrastiert mit diesem Bombast der Brief, und die Könige verkehren sowohl mit dem Auslande als auch mit ihren Untertanen nur in dieser Form, kurz, einfach, höflich, mit geschickter Schattierung. Der Chef ihrer Privatkanzlei mußte immer ein literarisch ganz versierter Mann sein. Isokrates ist zum Glück nicht damit durchgedrungen, selbst den einfachen Empfehlungsbrief schulmäßig zu periodisieren. Auch hier hat ihn Aristoteles korrigiert, dessen Schule das Wesen des Briefstils fein charakterisiert hat, und bezeichnenderweise sind Aristoteles selbst und sein Schüler Alexander die ersten Menschen, deren Korrespondenz (darunter auch Schreiben ihrer Adressaten und verwandte Anlagen) gesammelt und ediert worden ist. Zu ihnen trat dann Epikuros und sein Kreis. Es gab also auch in der griechischen Literatur etwas, das man mit Ciceros Briefen gern vergleichen möchte. In der Praxis des Lebens haben sich rasch feste Formeln gefunden, deren die Masse bedarf, auch wenn sie ganz Persönliches äußern will, und es ist ebenso belehrend wie genußreich, den Wandel des Stiles und die Gradunterschiede der Bildung an den unscheinbaren Dokumenten zu verfolgen, die uns der Zufall in Ägypten beschert. Bereits Epikuros hat sich des Briefes auch zur Darlegung seiner Lehre bedient, bald um eine wirklich gestellte Frage zu beantworten, bald als bequeme Einkleidung. Wie sollte auch nicht die direkte Ansprache, die nach der Elegie und dem Iambus auch in der Prosa bestand (manches in der hippokratischen Sammlung und die alte attische Schrift über die Verfassung hat diese Form), in den Brief umsetzen, seit der Schriftsteller für Leser schrieb? Das konnte geschehen, indem sich die Anrede eigentlich nur auf eine Einleitung oder auch nur eine Widmung erstreckte; die Schriften Ciceros illustrieren das, und selbst in dem strengsten Lehrbuche ist es dauernd beibehalten, noch im Almagest des Ptolemaios. Es konnte aber auch die Rücksicht auf den Adressaten die ganze Haltung bestimmen. Wenn Arkesilaos († 241). Arkesilaos, der Stifter der mittleren Akademie, prinzipiell nichts publizierte, aber an Eumenes von Pergamon schrieb, so hat er gewiß die Gattungsgrenzen streng innegehalten. In der wissenschaftlichen Literatur Polemon (um 180). sehen wir z. B. bei Polemon von Ilion, einem der ausgezeichnetsten Lokalforscher, daß er die persönliche Adresse sowohl nach der Seite der Widmung verwandte wie auch zu scharfer direkter Polemik gegen den längst verstorbenen Timaios, wo sie doch nur Einkleidung war. Das war der Brief auch schon in den oben erwähnten Dinerbriefen des Lynkeus. Sehr früh hat sich die Tagespolemik auch der unlauteren

Waffe des gefälschten Privatbriefes bedient; gerade weil allen Parteien auf die Autorisierung durch berühmte Personen so viel ankam, lag die Versuchung nahe genug, sich das benötigte Zeugnis selbst zu beschaffen oder auch eins, das einen unbequemen Gegner diskreditierte. Derartiges birgt sich unter dem Namen des Demosthenes, Isokrates, Platon, verfertigt aus sehr verschiedenem Sinne, aber fast alles noch in der Zeit, in der so etwas aktuell wirken konnte, weshalb es immer noch die Urteilslosen täuscht. Sehr viel harmloser war es, Größen der Vergangenheit Briefe unterzuschieben, und in den zwei Fällen, wo wir die vorliegenden Briefe mit Sicherheit in die hellenistische Zeit hinaufverfolgen können, sind es gar Barbaren, der Inder Kalanos und der Skythe Anacharsis. Da war also gar keine Mystifikation beabsichtigt. Aber es kann sehr wohl sein, daß diese literarische Form schon sehr viel weiter ausgebildet war und der Roman in Briefen oder das Charakterbild in Briefen keineswegs erst in der Kaiserzeit aufgekommen ist.

Von den großen Gattungen war den Philosophen der Dialog gegeben, (Dialog.) und die Autorität Platons hat auch zu allen Zeiten Nachfolge erzeugt, vorwiegend unter Philosophen und für philosophische Dinge; insbesondere über die Liebe schickte es sich, in der Form von Phaidros und Symposion zu handeln. Es bedienen sich der Dialogform aber auch andere Gelehrte, sogar Eratosthenes; auch ein namhafter Arzt, Herakleides von Tarent, (Herakleides von Tarent (um 120).) hat ein Symposion verfaßt. Merkwürdig und reizvoll wird vieles gewesen sein, aber daran ist kein Zweifel, daß erst Cicero Kunstwerke im Sinne des Platon und des Pontikers Herakleides hervorgebracht hat, und der erreichte es durch den Anschluß an diese Muster der klassischen Zeit.

Um so charakteristischer ist die ausgeartete Form des Dialoges, die (Diatribe.) auch im Namen sich als seine niedere Schwester kennzeichnet, die Diatribe. Sie ist mit dem identisch, was die Peripatetiker den kynischen Stil nennen. Diogenes von Sinope, der Gründer des Kynismus, hat die Umprägung der kursierenden Ansichten und Werturteile literarisch durch die Parodie betrieben, wie das nahe lag, und seinen Tragödien hat sein Schüler Krates von Theben, eine weit vornehmere Erscheinung, höchst witzige elegische und epische Parodieen nachgesandt. Diogenes gerierte sich im Leben als ein potenzierter Sokrates, und so lag es nahe, den platonischen Dialog ins Kynische umzusetzen. Das sehen wir noch in den zahllosen Apophthegmen und Geschichten von Diogenes, und wenn sich auch bestimmte größere Szenen erkennen lassen, Diogenes auf dem Sklavenmarkt, Diogenes in Olympia, Diogenes predigt über das Glück des Bettlers im Gegensatze zu dem des Großkönigs, Diogenes und Alexander, so gehört es sich nur, daß kein geschlossenes Kunstwerk herauskommt wie bei Platon, sondern eine allerdings überreiche Fülle witzigster Situationen und Sprüche. Es verschlägt wenig, daß wir das fast nur in der Vereinzelung oder in Reihen von Apophthegmen finden: eben diese Charakterisierung eines Menschen durch eine Sammlung seiner Witze ist die rechte kynische Parallele zu

Apophthegma. den Memorabilien Xenophons. Das Apophthegma wird aber überhaupt fast eine Redegattung, entsprechend der alten poetischen und prosaischen Gnome, oft auch ein Epigramm in unserem Sinne. Der Grieche bildet auch den Witz, das Bonmot, die *sententia* (nicht als Sentenz, sondern im Sinne des Rhetors Seneca) zur Kunstform aus, und die Philosophen sind darin Virtuosen. Anders aber wird das klingen, wenn die Jünger der Schule sich beim Nachtmahl um den Meister scharen, anders auf dem Markte, wo nur der Mutterwitz Kurs hat. Da ist der Kyniker in seinem Elemente, der von positiver Philosophie kaum etwas zu bieten hat, und vor dem die Schriftstellerei höchstens als Niederschlag der mündlichen Rede bestehen kann. Aber er ist nicht der einzige. Menedemos von Eretria (der nichts publizierte), Stilpon von Megara, Bion vom Borysthenes treiben es ähnlich und vertreten ganz andere Schulen oder stammen doch aus ihnen. Den Bion pflegt man jetzt nach Horaz als den Erfinder oder Vollender der Diatribe anzusehen, aber man sollte gerade hier keinen einzelnen nennen, und wenn, so haben die Kyniker den Vortritt. Was die Diatribe ist, ergibt sich ganz von selbst, wenn man sich solch einen Volksredner denkt. Er würde vielleicht ein wirkliches Gespräch führen, wenn die Leute, die er haranguiert, zu antworten wüßten. So redet er wohl direkt auf sie ein, aber die Antworten muß er sich selbst geben. Der Dialog ist nur noch rudimentär vorhanden, in Selbsteinwürfen und Selbstantworten; aber die Lebhaftigkeit ist nur gestiegen, weil die Höflichkeit verschwunden ist. So wird eine Art skurriler, zuweilen auch pathetischer Predigt daraus. Es ist immer ethische Ermahnung und ganz praktische Moral, immer auch eine Kritik der Gesellschaft und ihrer Vorurteile, Umwertung der geltenden Werte. Aber die Belustigung überwiegt leicht, schon durch die Übertreibung, und allerhand Nebenwerk belebt und überwuchert wohl auch die Deduktion. Da gibt es die Fabel, die Anekdote, den Sinnspruch, den man auch gern parodiert, das Gleichnis (von Ariston geradezu als eine Literaturgattung ausgebildet, die namentlich Plutarch veranschaulicht), da kondensiert sich die Kritik oder Belehrung gern in einem Paradoxon, da wird die volkstümliche Weise der durchgeführten Antithese, Mensch und Tier, König und Bettler, Protzendiner und Bettelsuppe, Armut und Reichtum, angeschlagen: die Allegorie ist auch beliebt, und so sehen wir mit Behagen eine Menge Motive und Formeln, die die vornehme Literatur gemeiniglich verschmäht. Im Originale lesen wir freilich wieder fast nichts; Teles von Megara, von dem wir wenigstens etwas haben, ist ein geringer Nachahmer. Indessen tritt hier die abhängige Literatur so stark ein, daß unsere Vorstellung klar genug ist. Horaz hat seine Satiren ja selbst Diatriben (übersetzt Sermonen) genannt, und die Moralisten der Kaiserzeit, Seneca, Plutarch, Dion, dann auch Lukian, hängen auch formell sehr stark von dieser Literatur ab. Mußten doch selbst die vornehmen Philosophieen um des Erfolges willen sich in das grellbunte und nicht sehr anständige Gewand der bionischen

Bion (um 280).

Teles (um 240).

Satire kleiden. Selbst bei dem einzigen aus der exklusiven alten Akademie, der in weiteren Kreisen Leser fand, bei Krantor, finden wir eine breit ausgesponnene Allegorie. Bei dem ernsten Stoiker Kleanthes begegnen uns Verschen, sehr gelungene zum Teil, in denen sich seine Lehre kondensiert, bald Parodie einer bekannten Tragikerstelle, bald die gemeine Form der komischen Sentenz, auch ein volkstümlicher Dialog zwischen Vernunft und Leidenschaft. Selbständige Stücke sind das nicht: sie werden erst verständlich, wenn er in dem Diatribenstil, der ja so viel von Parodie lebte, in den Vers übersprang. Auch bei Ariston, der mehr Kyniker als Stoiker war, ist ein solches Beispiel nachgewiesen. Da haben wir den Gipfel der gewollten Stilmischung. Weil Varro in den Satiren, die er menippeisch nannte, Verse und kynische Prosa mischt, weil es Seneca in der Apokolokynthosis und dann noch mancher Römer bis auf Boethius Consolatio ebenso hält, endlich weil rudimentär sich dasselbe bei Lukian findet, erschließen wir, daß Menippos von Gadara in seinen kynischen Satiren diese Weise ausgebildet hat, und manche skurrile Erfindung, wie die horazische Nekyia, dürfen wir durch solche Kombination auf ihn zurückführen. Aber direkt fehlt uns wieder alles: es fehlt uns die Anschauung einer interessanten Gattung, über die wir uns daher des Urteils enthalten müssen. Mischung von Prosa und Vers ist an sich nicht unerhört. Das alte Volksbuch vom Streite des Homer und Hesiod gibt prosaische Erzählung, aber die Helden reden in Versen: das tun sie, weil sie Dichter sind. Ähnliches gibt es mehr, aber es bleibt immer ein qualitativer Unterschied gegenüber dieser Vermischung; da wäre es vorschnell, sich auf noch fernere Analogieen zu verlassen. Ganz in metrischer Form, im Anschlusse an Xenophanes und die rhapsodische Parodie, hat Timon von Phleius, der übrigens auch einen Dialog und Elegieen verfaßt hat, in höchst ergötzlicher Weise ähnliche Szenen behandelt, wie wir sie dem Menippos zutrauen können, einen Fischfang, in dem die Fische Philosophen waren, eine Nekyia, die das platonische Vorbild nicht verleugnete. Man sieht, daß die römische Satire nicht nur den Inhalt in der hellenistischen Literatur vorfand. Wie würde Horaz gelacht haben, wenn man ihm mit dem Lobe des Quintilian gekommen wäre, *satira tota nostra est*. Römisch ist an ihr nur der Name, und den verschmähte er. Aber den Ruhm hat er wirklich verdient (er, nicht schon Lucilius), den fremden bunten Stoff mit echt künstlerischem Gefühle geformt zu haben, sehr viel hellenischer als seine hellenistischen Vorbilder. Und doch zeigt sich der Reichtum der griechischen Literatur auch darin, daß sie eine Zeit erlebt hat, der solche geistreiche Stillosigkeit ebenso entsprach, wie der früheren die klassische Formenstrenge.

Krantor († vor 270).

Kleanthes († 233).

Ariston von Chios (um 260).

Menippos (um 280).

Timon († um 225).

Die Beredsamkeit, die Herrin des 4. Jahrhunderts, tritt literarisch stark zurück, einmal, weil in einer Zeit der gewaltigen Taten der Wert des Wortes sinken muß, dann, weil das Lesebuch stark an Terrain gewann, vor allem, weil die Philosophie bis tief in das 2. Jahrhundert hinein

Beredsamkeit.

so hoch dastand, daß die alte Feindin ihren Anspruch auf die Jugendbildung nicht aufrechterhalten konnte; aufgegeben hat sie ihn nie. Die Staatsrede als Form der Publizistik gab es in den Königreichen nicht; auch die Reform in Sparta ist nicht durch Reden, sondern durch quasihistorische Abhandlungen über die alte Verfassung und Sammlungen von Exempeln alter Spartanertugend verteidigt worden. Die Städte und Staatenbünde von Hellas baben eine parlamentarische Beredsamkeit nicht mehr erzeugt (ein paar attische Nachzügler sind bedeutungslos). Prosaische Hymnen und Enkomien erscheinen freilich unter den Veranstaltungen der großen Feste; aber diese pompöse Behandlung konventioneller Stoffe hatte nicht höhere Bedeutung als die Dithyramben und Tragödien, die man daneben aufführte. Wir kennen im Auszuge eine Rede auf Herakles von Matris aus Theben; aber da ist gerade der äußere Schmuck weggefallen, der interessieren würde, weil der Verfasser zu den später besonders hart beurteilten Stilisten gehörte. Die Gerichtsrede konnte natürlich nirgend entbehrt werden, wo mündliches und öffentliches Verfahren galt; aber sie sank auf ihren gebührenden Rang. Bezeichnend ist, daß die eigentlich juristische Seite den Praktikern (Pragmatikern, wie man sagte) überlassen ward, der Redner also lediglich die zweckmäßige Ausgestaltung zu besorgen hatte als „Überredungskünstler“. Daß es zu keiner wirklichen Rechtswissenschaft kam, war damit besiegelt. Im 2. Jahrhundert erstarkt die Rhetorik wieder, was mit der Macht des demokratischen Rhodos zusammenhängt, dem zahlreiche Städte untertänig waren; die autonomen Gemeinden Asiens unter pergamenischer oder römischer Oberherrschaft beteiligen sich auch daran, und bald bewirbt sich die Rhetorik um die Bildung der römischen Herren. Schon Gaius Gracchus hat die allerbedenklichsten Künste der griechischen Afterkunst nicht verschmäht (er ließ sich von einer Flöte den Ton angeben, in dem er einsetzen wollte); seitdem ist die Ausbildung der römischen Jugend ein Gewerbe, das dem Rhetor Geld und Ehre bringt, und vor künftigen Staatsmännern läßt sich die Konkurrenz der Philosophie leichter aus dem Felde schlagen. Daher eine Erneuerung des Kampfes zwischen Isokrates und der Sokratik; die Philosophie kann sich nicht anders helfen, als indem sie die praktische Schulung des Redners auch übernimmt; aber der Sieg ist ihr nicht geblieben. Aus diesem Kampfe ist als die köstliche Frucht die Praxis und die Theorie Ciceros erwachsen; seine griechischen Lehrer weinten mit Recht um den Ruhm ihres Volkes, als sie den Lateiner hörten, der es unternehmen durfte, mit Platon und Demosthenes zu rivalisieren. Und doch weiß und beweist gerade er (wie übrigens alles, was wir von älterer römischer Beredsamkeit besitzen), daß die lateinische Kultur und Literatur ein Teil der hellenistischen ist. Nach ihm ist es hier wie dort um jene gegenseitige Durchdringung der rhetorischen und philosophischen Bildung geschehen: seine Größe steigt nur (wie die von Horaz und Vergil), wenn man sie in die griechische Entwickelung einordnet.

Matris (3. Jahrh.).

Cicero hat übrigens die Redner, bei denen er gelernt hatte, niemals preisgegeben, während er die Lehrbücher verachtet, seit er bei den Philosophen der Akademie Besseres gefunden hat. Sein Lehrer Molon muß auch eine interessante Person gewesen sein; er ist nicht nur in wichtigen politischen Verhandlungen aufgetreten, sondern war ein Rufer im Streite, einmal der Rhetoren gegen die Philosophen, dann als einer der ersten antijüdischen Schriftsteller. Damit erfahren wir, daß in Rhodos neben Panaitios und Hipparchos und ebenso neben Poseidonios, Dionysios Thrax und Timachidas, also neben Philosophie, Naturwissenschaft und Grammatik, auch in ihrer Art ebenbürtige Rhetoren und Journalisten gestanden haben. Was sie konnten, erfahren wir nicht. Molon (um 100).

Die Theorie der Reden, soweit sie mit der Logik zusammenhängt, hatte Aristoteles wissenschaftlich fundiert; die Stoiker bauten daran weiter, ohne doch für die Praxis Ersprießliches zu erreichen. Von beiden wollten die Rhetoren lernen, und namentlich als Chrysippos der Welt durch seinen Dogmatismus und seine scholastische Spitzfindigkeit imponierte, auch darin nicht zurückbleiben. Ihr Unterricht war wohl schon früher von der Praxis, die den nun veralteten sizilisch-attischen Handbüchern entsprach, zu derjenigen fortgeschritten, die dann bis weit über das Ende des Altertums in ungebrochener Kontinuität dauert. Die Schüler lernten das System und versuchten sich praktisch zuerst an dem Nacherzählen von Fabeln und Geschichten, dem Umsetzen von Gedichten in Prosa, dem Aufsatze über irgendein allgemeines Thema (z. B. ob man heiraten soll) oder einen Spruch, gingen dann zu einer Rede aus bestimmter Person und Situation fort (z. B. was konnte Zeus sagen, als er Phaethon auf dem Sonnenwagen sah), schließlich zur Behandlung eines fiktiven Rechtsfalles (wobei die betreffenden Gesetze im Thema angegeben wurden, so wahnschaffen wie der Rechtsfall selbst). Die Anmaßung ging also so weit, daß der Unterricht alle und jede Prosa umfassen sollte; der philosophische Traktat erschien als ein Anfängeraufsatz, und den Gipfel bildete die Gerichtsrede: schamloser kann nicht zugestanden werden, daß der Inhalt ganz und gar Nebensache ist, die formale Bildung aber zu allem befähigen soll. Schwerlich wird es zu hart sein, wenn man die ganze Arbeit als weggeworfen bezeichnet, die ununterbrochen bis ins 5. Jahrhundert n. Chr. auf den Um- und Ausbau dieser Theorie verwandt ist. Die Philologie freilich darf nicht ruhen, bis sie von den erhaltenen oder zunächst herstellbaren Systemen der Spätzeit (Minucian, Hermogenes, Alexander Numenius usw.) über Quintilian und die zuverlässigeren griechischen Reste zu der maßgebenden hellenistischen Theorie emporsteigt, die uns wieder direkt nur in lateinischer Bearbeitung vorliegt. Wir sind infolgedessen genötigt, den Rhetor, der gerade Autorität war, als Cicero lernte, so zu behandeln, als wäre er ein großer Gesetzgeber und gehörte ihm die radikale Umbildung der alten Techne; es kann aber sehr wohl sein, daß Hermagoras von Temnos (also so gut wie ein Pergamener) damit zu viel Rhetorik. Hermagoras (um 150).

Ehre erwiesen ist und, wie meistens, das 3. Jahrhundert bereits die wichtigsten Gedanken erzeugt hat: die Stasis, d. h. die Vorfrage, „worauf baut sich das Problem auf, das zu behandeln ist", ist sicher eine ältere Entdeckung, und sie ist auf die Gerichtsrede berechnet. Auch Timaios, Matris und Hegesias, die Stilmuster dieser „Modernen", gehören ins 3. Jahrhundert. So viel muß man diesem rhetorischen Unterrichte unbedingt zugestehen, daß er turmhoch über der pädagogischen Impotenz steht, die unseren Knaben durch den deutschen Aufsatz samt seinen Dispositionen die Fähigkeit zu denken und zu schreiben nur darum nicht verschneidet, weil er bisher noch nicht die zentrale Stelle in dem „nationalen" Unterrichte errungen hat.

Von unbestreitbar hohem und dauerndem Werte ist die andere Seite der rhetorischen Theorie und Praxis, die sich auf den Ausdruck erstreckt, die Stilistik. Scherer hat in seiner Poetik über die Form der Prosa nichts Besseres zu geben gewußt, als ein kümmerliches Exzerpt aus der Lehre dieser griechischen Rhetoren. Das Beste stammt natürlich auch hier von der Philosophie. Theophrast hat in seinem Buche über den sprachlichen Ausdruck auf dem Boden des wunderbar feinen aristotelischen Buches, das wir jetzt als drittes der Rhetorik lesen, ein festgefügtes System erbaut, namentlich durch die Anerkennung verschiedener Prosastile: damit war für Gorgias und Lysias, Platon und Thukydides nebeneinander Raum gewonnen. Dann hat die Grammatik sich von den Kunstmitteln der Poesie Rechenschaft gegeben, aber schon ganz früh z. B. auch den Demokritos berücksichtigt. Aber auch die Rhetoren haben in der Beobachtung der von ihnen so genannten Figuren des Gedankens und des Ausdruckes ungemein viel Feines gefunden, das auch für die Praxis von Wert war. Das gleiche gilt von der Wortwahl und Wortfügung. Das erste stellte den Schriftsteller vor die Frage, ob er schlicht oder geschmückt schreiben wollte, vulgär und neologisch oder nur mit anerkannten und edlen Wörtern. Dies bereitet den späteren Kampf zwischen attisch und hellenisch vor, ist aber mit nichten dasselbe, und namentlich sollen wir uns hüten, allein den „akademischen" Stil, der den Klassikern folgt, als berechtigt anzuerkennen. In der Wortfügung sind die Gegensätze ähnlich. Die periodisierte Rede ist dieser Zeit als die korrekte und klassische überliefert, und sie behauptet diesen Vorrang; die Kanzlei und der gebildete Brief, Polybios und Poseidonios wenden sie an. Aber es war doch nicht verwerflich, wenn nicht nur die Diatribe, sondern auch die Gerichtsrede daneben eine Komposition in lauter kurzen Sätzen, meist antithetischen, anwandte; wie sich denn schon bald nach 300 in Athen sogar ein Praktiker fand, Charisios, der sich auf Lysias zu berufen wagte. Auch in Asien haben es viele so gehalten; wie es scheint, auch der Prügelknabe der strengen Stilisten, Hegesias von Magnesia am Sipylos, der sich sogar an einem Geschichtswerke versuchte, nach den Proben allerdings ein unglaublich absurder Geselle; doch hat schon ein Schüler des Aristoteles, Klearchos, ein

so geziertes Griechisch geschrieben, daß man die Rhetoren nicht allein schelten darf. Auch dieser Gegensatz geht durch die ganze Folgezeit, und daß man nicht von asianischer Perversität rede: Verehrer dieses kommatischen Stiles sind Seneca und Tacitus; ein achtungswerter griechischer Vertreter ist leider wohl nicht aufzutreiben. Zu der Wortfügung gehört ferner die Vermeidung der Hiatus, die immer leichter ward, da die Sprache selbst unter dem Einflusse der Poesie und Kunstprosa der Hiatusscheu Rechnung trug. Dazu gehört endlich Rhythmus und Reim. Der Reim scheint sich nirgend über die Bedeutung eines gelegentlich anzubringenden Schmuckmittels erhoben zu haben; dagegen ist die Rhythmisierung des Satzschlusses so weit getrieben, daß man geradezu von gebundener Rede sprechen darf. Zwar haben sicb viele Schriftsteller dem nur so weit hingegeben, wie es schon früher galt, daß sie bestimmte, an die häufigsten Versschlüsse mahnende Quantitätskomplexe mieden und umfängliche und klangvolle Wörter ans Ende stellten; wer Demosthenes studiert hatte, erzielte auch durch Dissonanz besondere Effekte. Aber die Redner zumal sind dazu gekommen, nur noch ganz wenige und noch dazu verwandte Schlüsse gelten zu lassen. Wer sein Ohr dazu erzogen hat, die Quantität zu hören, wird sich dem geradezu melodischen Eindrucke nicht entziehen, und wer noch italienische feierliche Kanzelrede, etwa im Gesù, gehört hat, wird auch dem halb singenden Falle der Stimme am Satzende, der musikalischen Wirkung der Prosarede, die Existenzberechtigung nicht abstreiten. Die Proklamation des Königs Antiochos von Kommagene, die auf dem Nemrud Antiochos von Dagh an dem Grabheiligtume seines Geschlechtes steht, schelte man Kommagene († vor 31). bombastisch: im Stile und im Klange, in der Wortwahl und im Rhythmus steht sie mit den Skulpturen, dem Aufbau, der Tendenz und Gesinnung der ganzen Anlage in einer ebenso vollkommenen Harmonie, wie die Perioden Bossuets mit dem Schlosse und dem Parke von Versailles. Die attizistiscbe Reaktion hat auch diesen allerdings weder tiefen noch scbweren Künsten für die Griechen ein Ende gemacht. Dagegen sind Cicero und Seneca auf diesem Gebiete ganz einig: der kadenzierte Wortschluß ist der lateinischen Prosa eigentlich niemals wieder abbanden gekommen. So kann in einer sekundären Literatur klassisch werden, was in der originalen als Ausartung des Klassischen erscheint. Dieselbe Rhetorik, die der lateinischen Kunstprosa den Rhythmus übermachte, bat später den Reim kultiviert, der über die gesamte moderne Poesie die Herrscbaft erringen sollte, obwohl er uns in der griechischen Prosa überall unausstehlich klingt.

Die Geschichtschreibung war nach dem Verstummen der Staatsrede die Historie. vornehmste Gattung der Kunstprosa, und auch Aristoteles hatte sie in isokrateiscbem Stile behandelt. Den großartigsten Stoff bot die Gegenwart; das Interesse für die Vergangenheit ward von der romantischen Zeitstimmung belebt: so ist massenhaft Geschichte geschrieben worden, in sehr verschiedener

Form. Der eine Typus war der ionische, der sich in Asien gehalten hatte, weil dies persisch war, während in Athen die Rhetorik neue Bahnen wies. Ktesias schreibt um 390 Besonders die persische Geschichte des Ktesias von Knidos hat sich in der Gunst des Publikums so lange wie Theopompos gehalten. Er hatte als Leibarzt des Artaxerxes II. den Orient gut kennen gelernt und eröffnete den Griechen die Zauber- und Märchenwelt noch ganz anders als Herodot. Es war ihm freilich auch vorwiegend um Fabulieren und Überraschen zu tun. Die Parteinahme, entschieden gegen die nationalen Tendenzen des Herodotos, entsprach der Weltlage, in der er schrieb, und wenn sie den späteren Partieen seines Werkes auf die Dauer geschadet hat: von den Wundern von Babylon, von Semiramis, Sardanapal, Kyros haben sich die Griechen immer gern imponieren lassen. So haben denn auch andere Ionier die Geschichte des Perserreiches unter den Nachfolgern des Artaxerxes II. geschrieben. Alexanders Geschichte setzte das ganz natürlich fort, Kleitarchos (um 300). und Kleitarchos, der die meistgelesene Alexandergeschichte verfaßte (Cicero hat ihn noch gern gelesen), war der Sohn Dinons, eines jener Geschichtschreiber der Perserzeit. Er selbst wanderte nach Alexandreia aus; um so weniger interessierte ihn das eigentliche Hellas oder hemmten ihn die neuen ästhetischen Theorieen. Wie der große König Nachfolger der Achämeniden wird, sein persönliches Heroentum und dann die Wunder, die auf dem Zuge entdeckt werden, das wird mit grellen Farben gemalt, um zu imponieren und zu unterhalten. Weder historische Forschung noch ängstliche Wahrheitsliebe, noch pragmatische und psychologische Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit wird angestrebt, wohl aber Stoffreichtum, Abwechselung und überhaupt ionische Buntheit. Übertrieben wird im Guten und Bösen. Das Buch hat im breiten Publikum einen starken Erfolg gehabt, wie Ktesias auch, obwohl es höheren Anforderungen nach der künstlerischen Seite schwerlich besser genügte als nach der historischen. Es reizte aber zur Überbietung, und ein so dankbarer Stoff wird immer wieder im Geschmacke der Zeit behandelt. Es brauchte nur jemand sich eine Sorte psychologischer Entwickelung zurecht zu machen, etwa daß Alexander durch die Erfolge verdorben wäre, so ließ sich ohne weiteres eine neue Geschichte fabrizieren. So etwas nahm Curtius Rufus zur Unterlage seines Buches, das lediglich als Unterhaltungslektüre geschrieben ist. Inhaltlich gehört es ganz in die spätere hellenistische Zeit; formell eigentlich auch.

Sehr viel höher als der Typus, den Kleitarchos vertreten mag, steht die Geschichte, die nach aristotelischem Rezepte geschrieben wird, bestimmt mit der hohen Poesie, Epos und Drama (die für diese Theorie einander ganz nahe stehen), zu wetteifern. Vertreter Duris († nach 280). dieser „tragischen" Historie mag der Samier Duris sein, von dessen umfangreicher und einflußreicher Darstellung der Zeitgeschichte wir im Auszuge des Diodor wenigstens eine sehr packende Partie lesen, die afrikanische Expedition des Agathokles. Da ist unleugbar großes Talent

für dramatische Komposition; auch das Retardieren durch phantastische Schilderung (beim Zuge des Ophelas von Kyrene nach Karthago) kommt noch in dem Auszuge zur Geltung. Kleinmalerei der Umgebung, des Kostümes, der Stimmung hebt die Bilder der Hauptakteure hervor und liefert den Hintergrund der schaurigen Peripetie. Duris hat nicht nur bei den Tragikern, sondern auch bei den Regisseuren zu inszenieren und zu kostümieren gelernt. In der Zerstümmelung kann das kleinlich scheinen, aber wer im Plutarch den Sturz des Demetrios Poliorketes dem Duris nacherzählt liest, der muß zugestehen, daß diese Erzählerkunst der psychologischen Vertiefung nicht entbehrte. Gleichen Schlages ist der Athener Phylarchos gewesen, dem die beiden königlichen Revolutionäre Spartas es verdanken, daß man aus Plutarch ein sympathisches Bild von ihnen mitnimmt, das sein milder Pinsel nur etwas verwischt hat. Auch hier die Absicht, psychologische Wahrscheinlichkeit und stärkste Affekte zu erzielen, auch hier Freude an der Kleinmalerei, dabei eine ausgesprochene und rücksichtslose politische Tendenz. Dieser und dem Effekte wird freilich die Wahrheit skrupellos geopfert. Phylarchos hat auch einzelne kleine Geschichten erzählt, die er selbst „mythische", also Märchen nannte: historische Novellen neben dem historischen Romane.

Phylarchos († nach 220).

Der Wahrheit zu dienen ergriff auf Veranlassung des Königs Antigonos Gonatas ein ausgedienter General und Staatsmann die Feder, Hieronymos von Kardia, der in Asien und Europa in immer steigenden Stellungen die Diadochenzeit durchlebt hatte. Das makedonische Archiv hat ihm zur Verfügung gestanden, und diesen vorzüglichen Informationen entsprach sein Sinn für das authentische Detail. Ihm verdanken wir es, daß die nächsten zwanzig Jahre nach Alexanders Tod uns verhältnismäßig so gut bekannt sind; die zahlreichen inschriftlichen Funde haben den Eindruck der absoluten Glaubwürdigkeit bestätigt, den die Auszüge machen. Und es war eine Zeit, in der sich schwer zurechtzufinden ist, überreich an Aktionen und bedeutenden Personen. Wenn es die Aufgabe der Geschichtschreibung ist, zu sagen, wie es wirklich gewesen ist, so kann kein anderer neben Hieronymos um den ersten Platz konkurrieren. Daß er nicht so ohne Ethos erzählte, wie es bei Diodor scheint, zeigt der Eumenes Plutarchs; denn wenn auch die Kunst der isolierenden Behandlung ganz diesem gehören wird, so mußte ihm doch das glaubliche und anziehende Heldenbild gegeben sein; hier schrieb Hieronymos allerdings mit persönlicher Sympathie. Seine Zurücksetzung durch die Kunstrichter ist ein bedauerliches Zeichen dafür, daß die Griechen die reine historische Wahrhaftigkeit nicht zu schätzen verstanden und sich lieber amüsieren oder gruseln wollten.

Hieronymos († nach 270).

Der eigenen Meinung nach war Timaios von Tauromenion ein Forscher und ein Darsteller, wie es keinen anderen gab, und das muß man ihm lassen, Mühe hat er sich mit beidem genug gegeben. Er hat es auch erreicht, daß er noch vor Ephoros, dem er sich verwandt fühlte

Timaios († nach 264).

und verwandt war, in der Schätzung der nächsten zwei Jahrhunderte rangierte. Für die Römer zumal, Cato, Varro, Cicero ist er der Haupthistoriker gewesen. Dann brachte ihn sein allerdings unerfreulicher Stil um diese Geltung, aber stofflich hat er weiterhin noch sehr viel bedeutet. Sohn eines kleinen sizilischen Stadtherrn, den Agathokles vertrieb, hat er wenigstens vom Westen einiges selbst besucht, dann aber bald in Athen ganz still seiner Lebensaufgabe sich hingegeben, die Geschichte Siziliens von Anbeginn bis zur Gegenwart zu schreiben. Die höchst ausführliche Geographie des Westens, die er in seinen ersten Büchern gab, war eine breite und sehr wertvolle Grundlage. Ihm ist es zu danken, daß die Entdeckungen des Pytheas von Massalia allgemein bekannt wurden; er hat von der ganzen italischen Küste die für die Italiker selbst maßgebende Schilderung entworfen, nicht ohne eine Menge mythische Traditionen zu überliefern oder zusammenzuklittern. Die römische Äneassage, die landläufige Didosage gehören dazu. Er schrieb dies und dann die alte Geschichte Siziliens in großer Ausführlichkeit mit kritisch-polemischen Exkursen; die Größen der Literatur, Pythagoras und Empedokles spielten eine Hauptrolle. Kein Zweifel, daß er auch hier wichtiges Detail gerettet hat, und wie amüsante Nebendinge Platz fanden, zeigt z. B., daß der hübsche Schwank, den unser altes Gedicht, der Wiener Meerfahrt, behandelt, noch bei ihm zu lesen ist. Allmählich gab es mehr wirkliche Geschichte zu berichten, und die Akteurs wurden greifbarere Gestalten, Hieron, Gelon, dann die Dionyse. Leider waren sie Tyrannen, und Timaios zwar Tyrannensohn, aber in Athen zum Vertreter des gewöhnlichen demokratischen Kredo geworden. So baute er denn in lieblicher Gradation von dem guten Tyrannen Gelon über die bösen Dionyse sich den Weg zu dem Unmenschen Agathokles. Dazwischen standen die demokratischen Zeiten, auf die mit einiger Mühe Licht gesammelt ward, in der letzten aber bildete der ganz unvergleichliche Tugendspiegel Timoleon das lichte Gegenbild zu dem Teufel Agathokles. Den Timoleon können wir aus Plutarch wieder einigermaßen schätzen: auch dieser war einem solchen konstitutionellen Musterknaben sehr geneigt, aber diesmal hat sich keine glaubhafte oder auch nur interessante Figur daraus machen lassen. Offenbar lag die Begabung des Timaios nicht nach der Seite der Menschenkenntnis; seine mangelnde Lebenserfahrung ward in keiner Weise durch philosophische Vertiefung ersetzt. Er hat den ganzen Haß des Rhetors gegen die Philosophen, und hinzu kommt eine ganz kindische Frömmelei, falls er das wirklich ernst gemeint hat, was er in der Hinsicht schrieb, und jener philiströs-moralische Maßstab, der sich an den Leiden der Bösen und Gottlosen besonders delektiert; daß dann auch die Erzählung durch Wunderglauben getrübt ward, war unvermeidlich. Die Forschung des Timaios war höchst achtungswert; Polybios zeigt, wie wenig er von solchen Dingen versteht, wenn er sich über die archivalischen Studien lustig macht; die Philologen Alexandreias haben ganz anders

geurteilt und der timäischen Bevorzugung der Olympiadenrechnung erst zur Herrschaft verholfen. Aber mag er selbst den Aristoteles zuweilen treffend berichtigen: sicher ist man doch bei ihm nie; es hilft eben aller gute Wille nicht, wenn der Historiker mit der Philosophie, d. h. der wahren Wissenschaft die Fühlung verliert. Die Form war nach allen Regeln der Rhetorik ausgearbeitet; pikante Wendungen, die nur zu oft albern wurden, sollten den Brei würzen; große Reden waren eingelegt; was den Attizisten darin vulgär klang, wird oft durchaus moderne Eleganz gewesen sein. Aber das waren nur ornamentale Künste, die poetische Kondensierung und Steigerung der Erzählung und die Schöpfung wirklicher Charakterfiguren muß gefehlt haben.

Unter dem Einflusse des Timaios steht auch Polybios; seine erregte Polybios (198—117). Polemik beweist nur, daß er sich von gewissen Seiten energisch abgestoßen fühlte; gegen die machte er um so entschiedener Front, da die Geltung des maßgebendsten Historikers allgemein war. Den Pylarchos haßte er aus politischer Gegnerschaft; Thukydides war für diese Zeit archaisch; so sind ihm nur noch Ephoros und Theopompos Klassiker; Ephoros und Timaios, das harmonierte gut. Den Hieronymos nennt er gar nicht. Und doch hatte er mit diesem gemein, daß er auch kein Literat von Beruf, sondern für das militärisch-politische Leben erzogen und begabt war. Er würde freilich keine Weltgeschichte geschrieben haben, wenn er als Erbe seines Vaters die Politik von Megalopolis oder die des achäischen Bundes zu leiten bekommen hätte.

Ein brutaler Eingriff Roms riß ihn aus dieser Enge; aber die Verbindung mit dem Hause des edlen Siegers von Pydna führte ihn durch den langjährigen Aufenthalt in Rom und den Verkehr mit den leitenden Männern der Aufgabe zu, das Eintreten Roms unter die Großstaaten darzustellen. Das Endziel seiner Darstellung war zuerst die Unterwerfung Makedoniens gewesen; die Geschichte, die er erlebte, und an der er zuletzt wieder persönlich teilnehmen durfte, verschob es bis zu der Katastrophe seiner engeren Heimat. Das verbreitete Urteil ist, daß Polybios ein ausgezeichneter Historiker wäre, aber ein langweiliger Schriftsteller; viele sagen auch, ein kunstloser. Dies ist nun ganz verkehrt. Er hat mit der allerpeinlichsten Sorgfalt stilisiert, seine Scheu vor dem Hiat geht noch über Isokrates. Solche endlosen Perioden fließen nicht von selbst aus der Feder, und wenn uns die Geschwätzigkeit oft unerträglich dünkt, so kann doch nur ein mit Mühe durchgeführtes Stilprinzip diese gleichmäßige Fülle erzeugen. Wenn die Staatsschriften der Zeit, die wir auf den Steinen antreffen, ähnlichen Wortschatz und ähnliche Pleonasmen zeigen, so hat nicht Polybios Kanzleistil geschrieben, sondern die Kanzleien auch nach der modischen Eleganz gestrebt. Die Langeweile mindert sich auch, wenn man über die Weitschweifigkeit rasch hinliest; nicht einmal die eingelegten Reden sind alle leeres Stroh. Anderseits mindert sich die Wertschätzung des Gelehrten.

Polybios war durch seine Vorbildung und seine Stellung in der Welt ganz vorzüglich berufen, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, etwa vom zweiten Makedonischen Kriege an. Da verfügte er über die besten persönlichen Informationen und kannte die Schauplätze; er hat auch nicht nur in peloponnesischen, sondern auch im römischen und rhodischen Archive gearbeitet. Er brachte ein ausgereiftes und zutreffendes Urteil über die treibenden Kräfte und über die Ziele mit, denen die Geschichte durch das Schwergewicht der Dinge mit innerer Notwendigkeit zustrebte. Die Menschen seiner Zeit verstand er und seine Liebe galt den Besten. Freilich kam der Orient und auch Ägypten etwas zu kurz; daß er Weltgeschichte schrieb, war von vornherein ein Fehlgriff; aber was er gut erzählen konnte, war wirklich das Wichtigste und er hat den Erfolg verdient, daß ziemlich alles, was wir von dieser Zeit wissen, ihm verdankt wird. Er ist der Historiker der echten Römergröße, Livius der der gelogenen. Und so ist denn auch alles, was von seiner Geschichte des 2. Jahrhunderts übrig ist, voll von wahrem Leben. Auch daß er nach dem Vorbilde des Ephoros ein ganzes Buch der Geographie gewidmet und die Kenntnis des Westens aus Autopsie bereichert hat, ohne die Ökonomie der Erzählung zu zerstören, ist ein Vorzug; daß seine Bildung ihm nicht erlaubte, die mathematische Geographie eines Eratosthenes und die Entdeckungen des Pytheas zu begreifen, und er sich doch nicht dabei beschied, Tatsächliches zu geben, zeigt freilich schon den Mangel an wissenschaftlicher Durchbildung. Diese mußte sich überall fühlbar machen, wo der Historiker auf ältere Überlieferungen angewiesen war. Er ging aber an sein Werk, den Timaios vor Augen, den er als bekannt voraussetzen durfte (wie konnte er sonst den Pyrrhoskrieg beiseite lassen); an den mußte er irgendwie anknüpfen. Mit Recht sah er im hannibalischen Kriege die eigentliche Heroenzeit Roms; ihn mußte er seinen Landsleuten erzählen, die nur die Darstellung des Sosylos aus Hannibals Hauptquartier kannten, da wohl Karthago, aber noch nicht Rom mit dem griechischen Publikum gerechnet hatte. Das schob seinen Anfangstermin stark hinauf. Ephoros verführte ihn dazu, Weltgeschichte zu schreiben; von Timaios nahm er die Olympiadenrechnung, und so geriet er auf das unselige annalistische Zerreißen der Erzählung unter beständigem Wechsel des Schauplatzes. Den eigentlichen Anfang machte der hannibalische Krieg; aber bis zum Ende des Timaios blieb doch noch eine Lücke, die höchst unvollkommen mit einem unübersichtlichen Mittelding zwischen Erzählung und Übersicht verkleidet ist. In sehr timäischer Weise häufen sich auch weiterhin die Exkurse, Polemik, Kritik, militärisch-politisches Räsonnement, und in rechter Dilettantentonart verbreitet der Schriftsteller sich alle Augenblicke über das, was er tun will, warum er's tun will, und gar über seine pragmatische Methode. Urteilslose Leute reden ihm denn auch nach, daß er eine besondere besessen hätte, und fabeln von einem Fortschritte der Geschichtswissenschaft. Ganz im Gegenteil; Geschichts-

forscher ist er nur weniger gewesen als selbst Timaios. Er hat für die Zeit, die vor seiner Erinnerung lag (die für peloponnesische Dinge durch mündliche Tradition und Urkunden bis dahin reichte, wo Arats Selbstbiographie aufhörte), mit publiziertem und geformtem Materiale gearbeitet und nur in der Auswahl und Gestaltung sein Urteil bewiesen. Wo er etwas so Ausgezeichnetes hatte, wie für die ägyptischen Dinge unter Philopator (ein deutliches Zeichen, wie Kostbares für uns spurlos verschollen ist, denn wir wissen nichts über die Herkunft), da ist auch bei ihm alles lebendig: den hannibalischen Krieg so zu erzählen, daß das Genie des Karthagers und seine Tragik, die Unüberwindlichkeit der latinischen Eidgenossenschaft und ihres Bürgerheeres episch oder dramatisch wirkte, dazu hat sein Talent nicht entfernt gereicht. Im wahren Sinne ist er so wenig Künstler gewesen als Forscher. Bescheiden ist nur der Platz, der ihm eigentlich in der griechischen Literaturgeschichte zukommt. Aber er schrieb von Rom: der große Gegenstand hat sein Werk allein von allen dieser Periode erhalten. Und wie groß ist das Glück, daß ein redlicher Mann die Fähigkeit und die Gelegenheit zugleich besaß, das Gedächtnis der Scipionenzeit zu erhalten.

Dem Fortsetzer des Polybios ist es nicht so gut geworden; die römische Revolutionszeit erweckte bei den Griechen nicht mehr dasselbe Interesse, und die Römer schrieben nun schon ihre Geschichte selbst. Poseidonios, der aus seiner Heimat, dem syrischen Apameia, das Verständnis des Orients mitbrachte, auch wohl die Neigung für die Stoa Zenons und für religiöse Mystik und Wunderglauben, fühlte sich doch ganz als Hellene: die letzte wirkliche Freistadt Rhodos war die Heimat seiner Wahl, und an Platon bildete er sich zu dem philosophischen Schriftsteller, dessen machtvolle, wenn auch barocke Kunst in mannigfachen Brechungen auf uns wirkt, am stärksten durch Cicero. Bewundern muß man seine Tätigkeit auf ziemlich allen Gebieten des Wissens, wenn sich auch die Mängel des Enzyklopädikers fühlbar machen. Auch als Historiker rangiert Poseidonios hoch über Polybios, an den er nur äußerlich ansetzte. Die paar Seiten, die den athenischen Tyrannen, den er Athenion nennt, und die Verkommenheit der damaligen Kekropiden geißeln, haben an Schärfe und Humor bei jenem nichts Vergleichbares. Die wirklichen Ursachen der sizilischen Sklavenkriege zu verstehen, mußte man die Gesellschaft mit philosophischem Auge betrachten können, und der Forscher aus Apameia, der nach Polybios den Westen bereiste, verstand Naturwissenschaft genug, um den Ozean und seine Gezeiten zu beobachten, und lieferte von den Kelten eine Schilderung, die mit hippokratischer Diagnostik ihre Eigenart herausfand; ihm gelang die Unterscheidung der Germanen, deren taciteische Schilderung auf dem Boden dieser poseidonischen erwachsen ist, wie er denn auch dem Eroberer Galliens nicht nur für sein Buch die Grundlage gegeben hat, sondern jeden Dienst geleistet, den der Mann der Tat von einem gelehrten Werke erwarten kann. Ob freilich der Philosoph die

Poseidonios († vor 46)

diplomatischen Verhandlungen und die militärischen Ereignisse so gut verstanden hat, wie der achäische Staatsmann, das muß dahinstehen; politisch unterwarf er sein Urteil (nur nicht das moralische) dem der Heimat seiner Wahl: trotz allem stand er wie Rhodos treu zu der Oligarchie. Auch an dieser Einseitigkeit liegt es, daß er nicht in dem Sinne der Historiker seiner Zeit ward wie Polybios; aber der Verlust, den wir in seinem Geschichtswerk erlitten haben, ist ohne Zweifel gleich groß nach der künstlerischen wie nach der stofflichen Seite.

Lokalgeschichten. Neben dieser Reihe von Werken universaler Richtung und zahlreichen geringeren Darstellungen der Zeitgeschichte (wie denn die Feldherren Roms auch darin es den hellenistischen Königen gleich tun, daß sie sich Hofhistoriographen halten, noch Pompeius und Antonius; Cäsar hatte es nicht nötig) hat eine schier unübersehbare Menge von Spezial- und Lokalgeschichten gestanden, sehr verschieden je nach der Bedeutung ihrer Orte und auch ihrer Verfasser, eine unerschöpfliche Fundgrube für Wissen jeder Art, und lange nicht alle ohne künstlerische Aspirationen. Eine Geschichte von Rhodos führte von selbst in die große Politik; mit einer solchen setzt sich Polybios auseinander. Nymphis um 250. Nymphis von Herakleia am Pontos, der in der Diadochenzeit eine Weile die Geschicke seiner Heimat leitete, mußte in ihrer Geschichte auch recht viel von den großen Mächten berichten. Zufällig besitzen wir einen Auszug aus einer späteren Bearbeitung der herakleotischen Chronik von einem gewissen Memnon und staunen über den Reichtum und die Reinheit dieser Quelle. In Argos führte die älteste Geschichte unmittelbar in das Epos zurück; eine prosaische Nacherzählung der oben berührten Art, noch unter demselben Verfassernamen wie das Epos (Hagias), war das erste; aber die Fortsetzung mußte zum mindesten die peloponnesische Geschichte umfassen. Wir wissen von mehreren Bearbeitungen; es ist sogar einmal von einem gewissen Deinias der Versuch gemacht, den Lokaldialekt für diesen Stoff anzuwenden, ein interessantes und nicht unberechtigtes Experiment.

Die attische Chronik wurzelte in Aufzeichnungen, die durch sakrale Rücksichten hervorgerufen waren, und hatte daher in vielem einen seltsamen Charakter, mehr antiquarisch als historisch. Doch war, seit sie im 4. Jahrhundert zu literarischer Bearbeitung kam, auch ein Bestandteil novellistischer Tradition darin. Für die Gegenwart pflegte man sich auf knappe urkundliche Notizen im peinlichsten Chronikenstile zu beschränken. Philochoros † 261. Noch der letzte und namhafteste Bearbeiter, der Seher Philochoros, hat es bis an seine Lebenszeit heran so gehalten: diese muß, nach dem Umfang des Gesamtwerkes zu schließen, anders behandelt gewesen sein, doch spielte sein Beruf stark hinein, und schon das gab dem Ganzen jene Färbung, die auch uns mehr Chronik als Geschichte ist. Dagegen was wir von den ionischen Stadtgeschichten wissen, ist ganz und gar novellistisch und nimmt sich in schlichter und selbst in gezierter Prosa besser aus, als in der elegischen Form, die ihm die gelehrten Dichter gaben.

Den Umfang dieser lokalen historischen Produktion kann man sich gar nicht groß genug vorstellen, und gewiß ist es nicht nur für unsere geschichtliche Kenntnis bedauerlich, daß all dem nur eine ephemere Existenz beschieden war.

Formell kaum, inhaltlich vom höchsten Werte waren die Geschichtsbücher, in denen Barbaren ihre Traditionen weltbekannt machten, sei es, daß sie bisher noch gar keine Literatur gehabt hatten, wie die kleinasiatischen Völker (aber auch von den Hellenen z. B. Kreter und Ätoler), sei es, daß sie eine um Jahrtausende ältere Literatur in die Weltsprache umsetzten. Ganz neu war dieser Prozeß nicht; der Lyder Xanthos hatte schon zu Herodots Zeiten über Lydien geschrieben; aber es bleibt doch einer der größten Erfolge der Alexanderzeit, daß der babylonische Priester Berossos, der ägyptische Manethos und der karische Apollonios den Griechen den Ausblick in fremde Kultur und in eine zeitliche Ferne eröffneten, von der sie keine Ahnung gehabt hatten. Auf die Griechen war das berechnet; den Königen widmeten die Priester ihre Werke. Übersetzungen, wie sie die Juden von ihren heiligen Büchern und dann auch von erbaulicher Unterhaltungsliteratur und sogar von geistlichen Liedern verfertigen, sind nur von dem Bedürfnisse der Volksgenossen diktiert, die bereits lieber Griechisch lasen. Wohl aber haben auch Juden solche Bücher wie Manethos verfaßt, und sie müssen uns als Beispiel für alle anderen solchen Lokalgeschichten dienen. Ein Gelehrter der cäsarischen Zeit, Alexandros Polyhistor, hat die vorhandene historische Spezialliteratur über viele Barbarenvölker exzerpiert, und das Interesse der Christen hat die Exzerpte über die Juden gerettet. Wir sehen da den einen treuer, den anderen leichtherziger die biblische Geschichte umsetzen; der Glaube, uralte göttlich wahre Tradition zu besitzen, steigert das Selbstgefühl und verhindert nicht, die Geschichten je nach Bedarf und Neigung aufzuputzen; das Bestreben, hellenischen Ruhm zu annektieren, Musaios etwa mit Moses gleichzusetzen, Abraham die Astrologie erfinden zu lassen und dergleichen, wechselt mit der geflissentlichen Hervorkehrung des Gegensatzes und dem üblichen monotheistischen Hochmut. Obgleich von den nationalen Aspirationen der Hasmonäerzeit hier nichts zu finden ist, begreift man eher die antijüdische Bewegung, die gegen 100 v. Chr. vorhanden ist, als den ungemeinen Erfolg der jüdischen Propaganda. Jene nationale Bewegung hat die beiden Geschichtswerke erzeugt, die als die Makkabäerbücher in der christlichen Bibel stehen. Es weht in beiden derselbe Geist im Guten und Bösen, wissentliche und unwissentliche Unwahrheit und Fälschung, erschwindelte Zahlen, anschauliche Schilderung und glühender Patriotismus. Das erste Makkabäerbuch ist zwar aus dem Aramäischen übersetzt, aber das eben ist das Wesentliche, daß die Sprache so wenig ausmacht: jüdisch ist auch das zweite; aber diese Kultur ist ganz offenbar zweisprachig gewesen, wie denn auch die Erzählung eine sehr viel stärkere Durchdringung der Nationen

Alexandros Polyhistor (um 30).

Jüdische Historie.

zeigt, als den späteren Juden und den meisten Theologen genehm ist. Und mindestens die Sünden dieser Geschichtschreibung, gerade die Greuelszenen im zweiten Makkabäerbuche, die am stärksten gewirkt haben, könnten in jeder schlechten hellenistischen Geschichte ebenso stehen. Die Einfügung gefälschter Aktenstücke ist zwar den Juden ganz besonders geläufig, aber die Griechen verstanden das auch. Es versteht sich von selbst, daß die nationale literarische Tradition von den Paralipomena (der von Luther so genannten Chronik) her auch wirksam ist: gerade die Mischung der Nationen ist ja das Wichtige für diese tieferen Schichten des Hellenismus.

Römische Historie

Alexandros Polyhistor hat auch ein Buch über Rom geschrieben, dessen Gelehrsamkeit wahrscheinlich der Äneis zustatten gekommen ist. Er muß auch die Fabius Pictor und Genossen ausgezogen haben, und diese kann man wirklich nur in eine Reihe mit den übrigen Barbaren stellen, die ihre Heimat der zivilisierten Welt bekannt machen wollen. Nur standen sie viel ungünstiger, da Rom nur eine ganz kümmerliche Überlieferung besaß; um so stärker drang die griechische Fabel ein. Das ward nur ärger, als man Lateinisch zu schreiben anfing und selbst der Griechenfresser Cato nach dem Muster der κτίσεις *Origines* schrieb. Das Übertragen von griechischen Sagen (Rhea Silvia ist ja die sophokleische Tyro) und Herodotnovellen, das Schwelgen in Blut und Notzucht, die tugendhaften Freiheitshelden und die frevelhaften Junker, Tullia, Lucretia, Verginia, Tarpeia, das ganze falsche Pathos, an dem sich die Menschen von der Renaissance bis zur Revolution erbaut haben, stammt ja in Wahrheit aus den schwindelhaften Historien der hellenistischen Zeit. Den Schwindel muß man brandmarken; aber was so stark gewirkt hat, muß doch eine Potenz gewesen sein. Und wenn wir jetzt nicht mehr Livius statt Polybios sagen, so sollen wir den namenlosen Romanschreibern auch ihr Recht lassen, die den Römern ihre alte Geschichte verfertigt haben.

Die Kompilationen des Alexandros Polyhistor gaben die Summe der geschichtlichen Tradition für viele unhellenische Völker, aber in dicken Spezialwerken, viel zu gelehrt für das große Publikum. Das Bedürfnis, sich über die Weltgeschichte zu unterrichten, hatte schon früher bequemere Lesebücher hervorgerufen. Zuerst hatte die Wissenschaft das unentbehrliche Gerüst einer Chronologie von mehr als epichorischer Geltung geschaffen. Timaios war darin bahnbrechend gewesen; in strengster

Eratosthenes († um 195).

Wissenschaftlichkeit hatte Eratosthenes, auch mit Heranziehung des babylonischen Materiales, das übrigens gar nicht hoch hinaufreichte, natürlich auch des ägyptischen, die Chronologie begründet, die seitdem im wesentlichen gilt, und auch die unvermeidliche Gewalttat gewagt, solche Punkte wie den Fall von Ilios zu fixieren und die alten Königs- und Beamtenlisten auszugleichen: er nahm an, daß die Gelehrten sich über den Grad der tatsächlichen Wahrheit nicht täuschen würden. Der Wert seiner Zahlen pflegt jetzt für die alte Zeit zu hoch, für die spätere (seit etwa

600) zu gering veranschlagt zu werden. Als im Jahre 144 der bedeutendste Grammatiker der Zeit, Apollodoros von Athen, einen Abriß einer Welt- chronik (freilich nur einer hellenischen) in iambischen komischen Trimetern herausgab, glaubte er gewiß nicht, etwas Wissenschaftliches zu leisten, obwohl er keineswegs unselbständig war wie Arat oder Nikandros. Für den Verfasser der gelehrtesten stoischen Götterlehre und eines historischen Kommentars zum homerischen Schiffskatalog (ein Thema, das dringend nach Neubearbeitung verlangt) war dies eine Kleinigkeit. Er berechnete es auf die gebildeten Landsleute, denn er zählte nur nach attischen Archonten und berücksichtigte die Literatur unverhältnismäßig. Aber erreicht hat er, daß wir durch seine Vermittelung besonders Zuverlässiges über die Resultate der solidesten Grammatik erfahren. Denn die metrische Form, von ihm gewählt, weil der Vers die Zahlen und Namen sicherte, hat so sehr gefallen, daß sein Werk gern gelesen ward (für die Römer zu Ciceros Zeit als Autorität), freilich bald in Prosa umgesetzt, weil die Archontenliste außer Gebrauch gekommen war. Wichtiger noch war, daß jetzt das iambische Lehrgedicht neben das hexametrische trat, namentlich für geographische Stoffe, wo es auch viele Namen zu sichern galt. Wieder einmal erfindet ein glücklicher Wurf den Griechen (hier auch den Römern) eine Gattung, die bis ans letzte Ende des Altertums gepflegt ward; die einzelnen Erzeugnisse dürfen hier unbesprochen bleiben.

Apollodor († nach 110).

Etwa zu derselben Zeit schrieb in Alexandreia ein Knidier Agatharchides eine Weltgeschichte in zwei Abteilungen, Asien (mit Afrika) und Europa, von der wir kaum mehr als die wichtige Tatsache ihrer Existenz kennen. Wohl aber haben wir beträchtliche Reste einer Spezialschrift von ihm über das Rote Meer, unschätzbar nicht nur durch die reiche geographische und ethnographische Belehrung (das erwartet man so wie so bei einem Griechen), sondern auch durch die gelehrte Formlosigkeit, mit der sich eine Vorrede über ganz disparate Dinge, namentlich stilistische Polemik gegen Hegesias, verbreitet, übrigens gescheit und amüsant. Inwieweit Agatharchides Rom berücksichtigt hat, sehen wir leider gar nicht; bei Apollodor haben wir solche Spuren erst in einem vierten Buche, in dem er später die Zeitgeschichte nachtrug, was aber mindestens einige Berücksichtigung auch für das Hauptwerk beweist. Aber damit die römische Geschichte synchronistisch neben die griechische träte, mußte doch erst der Osten annektiert sein. Diodoros aus dem sizilischen Agyrion ist nicht der einzige gewesen, aber der erfolgreichste. Die „historische Bibliothek“, die er zusammenstellte und bis zu Cäsars britannischem Zuge herabführte, war ein Buch, jeder eigenen Wissenschaft entbehrend, reine Kompilation, flüchtig und urteilslos, aber ungemein praktisch und nützlich. Ganz mit Recht nahm die griechische Gelehrsamkeit keine Notiz von ihm, aber Leser hat es doch immer gefunden: wie würden wir es sonst haben. Wir sollen den Versuch aufgeben, bei dem Verfasser philosophische Überzeugung zu suchen; höchst zu-

Agatharchides (um 120).

Diodor († nach 27).

treffend hat man sein Buch vielmehr mit Webers Weltgeschichte verglichen, die auch die Spuren der Verfertigung mit Kleistertopf und Schere nicht verleugnet und doch für die Verbreitung geschichtlicher Kenntnis segensreich gewirkt hat. Diodor hat übrigens keineswegs in dem Sinne abgeschrieben wie Weber oder sein Zeitgenosse, der Polyhistor, sondern stilistisch dem Ganzen eine einigermaßen gleiche Färbung gegeben, wenn auch zum Glück die Vorlagen auch formell unter dem dünnen Firnis seiner farblosen Rede durchscheinen. Sehr viel höher steht der Hofgelehrte und peripatetische Hofphilosoph des Königs Herodes, Nikolaos von Damaskos, der noch in diese Periode gerechnet werden muß. Von seiner vielbändigen Weltgeschichte haben wir noch beträchtliche Reste aus den ersten Büchern, die besten Belege dafür, wie die ältesten Geschichten Asiens und Griechenlands ganz zum modernen Romane wurden; schade, daß die Christen und Juden von seiner palästinischen Archäologie nichts erhalten haben; man kann sich denken, weshalb. Derselbe Mann liegt für die Geschichte seines Herrn der Darstellung des Josephus zugrunde, und wir dürfen nach Maßgabe der im Original erhaltenen Stücke die Farblosigkeit der Darstellung dem Bearbeiter zuschreiben: die Erzählung in ihrer Psychologie und in ihrem Aufbau liefert immer noch mehr als bloß eine Fülle von Tatsachen: wer Calderon den Stoff Herodes und Mariamne geliefert hat, der ist auch als Historiker kein unwürdiger Nachfahr der Peripatetiker.

Nikolaos († um Christi Geb.).

Biographie.

Bis zu dem Gründer der Schule, ja über ihn hinaus bis auf Platon müssen wir zurückgreifen, um die Genesis einer der merkwürdigsten Literaturgattungen zu erfassen, die der Hellenismus mit Vorliebe kultiviert, die Biographie. Sie ist nicht vom Individuum ausgegangen, der Beschreibung des Lebens, das ein bestimmter realer Mensch gelebt hat, sondern von dem Bios, der Art zu leben; der einzelne war dafür nur ein Exempel. Platon hatte in den Gesetzen die Stufenleiter der menschlichen Lebensformen bis zu der städtisch-staatlichen Siedelung verfolgt, wie auch wir wohl von Hirtenleben, Jägerleben usw. als Kulturperioden reden, und im Staate die Psyche des typischen Menschen in den verschiedenen Gesellschaftsformen geschildert. Platon hatte aber auch in seinem Kritias den Versuch begonnen, in einer Dichtung den Kampf zweier Völker darzustellen, die zwei entgegengesetzte Bioi repräsentierten. Aristoteles hatte im Anschluß an die alten ionischen „Barbarensitten“ und dergleichen empirisches Material in Menge gesammelt; er beobachtete ja auch den Bios der Tiere. Damit war das Problem der Kulturbeschreibung und Kulturgeschichte gestellt. Nach der empirischen Seite haben die Historiker dafür in ungebrochener Kontinuität gesammelt; es sei an den Bios der Kelten durch Poseidonios erinnert (S. 111): das ist die vollkommene Erfassung einer Volksindividualität. Allgemeine Kulturgeschichte hat die Spekulation der Philosophen oft und sehr geistreich gezeichnet (man liest das wohl am liebsten in der epikureischen Beleuchtung bei Lucrez), und

schon ein unmittelbarer, allerdings besonders selbständiger Schüler des Aristoteles, Dikaiarchos von Messene (Verfasser auch von besonders geschätzten Dialogen), hat den Bios, die Kulturgeschichte, von Hellas, zum Gegenstande eines Werkes gemacht. Es ist bitter, daß man von einem solchen Buche kaum mehr sagen kann als, es war einmal, und sehr ungerecht, daß wir von einem Zeitgenossen Dikaiarchs, dem Kyprier Klearchos, sehr viel mehr aus einem Werke über Bioi besitzen, gewiß interessante Beobachtungen und Tatsachen, aber der Mann ist in Wahrheit weder Historiker noch Philosoph, und dazu ein unerträglicher Stilist. Natürlich hat die Betriebsamkeit der folgenden Jahrhunderte die Kenntnis der alten Kultur stark vermehrt; aber sie haben es wohl unter Kategorieen, Luxus der alten Zeit, Einfachheit, Tracht, Trinksitte und dergleichen geordnet, zu einer Zusammenfassung ist es dagegen nicht gekommen, und geschichtliches Urteil fehlt ganz. Auch der Idealbilder eines Bios auf anderen als den hellenischen Grundlagen sind noch viele gezeichnet, rein als Dichtung schon von Theopomp (S. 71), dann im Anschluß an die indische oder ägyptische oder skythische faktische oder hypothetische Welt; auch dies wesentlich nur in der Zeit der Diadochen. Ägypter und Hyperboreer hat Hekataios von Abdera bearbeitet, die Ägypter mit achtungswerter Lokalforschung. Längst, schon in der Sophistenzeit, hatte man nach moralischen Gesichtspunkten die Lebensziele unterschieden und danach den Bios der Genußsucht, der Habsucht, des Ehrgeizes aufgestellt, denen die Philosophie als ein neues höheres Ideal gegenübertrat; aber auch dies Ziel des tugendhaften Lebens konnte in der Vita activa und contemplativa gipfeln, Begriffen, die aus der peripatetischen Schule stammen. Dikaiarchos wich eben darin von seinem Lehrer ab, daß er dem tätigen Leben den Vorzug gab. Da lag es nahe, daß man diese Lebensarten in typischen Vertretern darstellte. Rein als Allegorie lesen wir das bei Dion von Prusa, der älterer kynischer Weise folgt. In gewissem Sinne waren Sokrates und Diogenes Typen des wahren Weisen. Es mag wohl sein, daß der Kyniker Onesikritos, im Leben Kapitän in Alexanders Flotte, seinen König als das Ideal des ehrgeizigen oder des tätigen Lebens gefaßt hat (keineswegs um ihn zu erniedrigen); jedenfalls stellte er ihm in den indischen Weisen die Bedürfnislosigkeit gegenüber. Derartiges wird in sehr vielen Stilen versucht sein, je nachdem historische oder fiktive Träger gewählt wurden und je nach der verschiedenen Wertschätzung. Es gibt ein paar sehr langweilige und daher sehr wenig gelesene umfängliche Bücher, die in größter Ausführlichkeit diesen Stoff behandeln. Der Jude Philon, der nach seiner ganzen Art noch für diese Periode verwendbar ist, hat die Erzväter als Träger von Bioi verschiedener Weisheit gefaßt, das Leben Josephs als das des vollendeten Politikers, das des Moses als des Ausbundes aller Tugenden, König, Gesetzgeber, Priester, Prophet. In unseren Augen sind das historische Tendenzromane, denn obwohl die biblische Tradition dem Philon Offenbarung ist und seine Allegorie ihm

Dikaiarchos (um 300).

Klearchos (um 300).

Hekataios (um 290).

Onesikritos (um 320).

Philon († nach 41 n. Chr.).

erlaubt, jede gewünschte Ausdeutung in diese hineinzulegen, scheut er sich doch keineswegs vor zweckdienlicher Umformung und Ergänzung der Geschichten. Seine Gestaltungskraft ist nur ganz gering, und die Heiligkeit der Tradition hemmt ihn auf Schritt und Tritt, so daß die Lektüre eine starke Überwindung kostet. Daß er auf den Gedanken gar nicht kommt, so nahe es bei Joseph lag, eine Entwickelung seines Helden zu schildern, darf man ihm nicht verübeln: daran pflegt die antike Biographie fast nie auch nur zu denken.

Gleichzeitig mit dieser im Grunde philosophischen Biographie, die wir nur zu wenig kennen, entstand die Darstellung davon, wie ein bestimmter berühmter Mann, ein Lebenskünstler, die Aufgabe des Lebens gelöst habe. Wieder ist ein Aristoteliker der Pfadfinder, Aristoxenos von Tarent, den man sehr mit Unrecht meist nur als Musiktheoretiker rechnet. Er hatte die Verbindung mit der pythagoreischen Schule nie gelöst; eines seiner Werke über diese war das Leben des Stifters, während ein anderes den pythagoreischen Bios nicht ohne reiches geschichtliches Material schilderte (Damon und Phintias stammen daraus). Pythagoras war der Weise, der Wundertäter, der Erlöser der Menschheit. Ungemein wirksam ist dieses Bild geworden; es wird uns noch später begegnen. Es muß wirklich ein sehr reizvolles Buch gewesen sein; aber unentwirrbar liegen für uns Dichtung und Wahrheit durcheinander. Wenn nur nicht Aristoxenos zu Ehren seines Ideales mit hämischer Bosheit ein Zerrbild des Sokrates danebengestellt hätte, wieder in der Form eines Bios. Damit war die Gattung gegeben. Zahlreiche Schriftsteller, meist Peripatetiker, suchen nun die verblaßten Bilder der alten Dichter und Weisen, auch wohl der Tyrannen, aufzufrischen; das Volksbuch vom Leben Homers konnte ihnen den Weg weisen. Es ist ebenso verkehrt, Bücher, wie sie Chamaileon von Herakleia (vermutlich von seinem Landsmanne Herakleides angeregt) z. B. über Simonides geschrieben hat, als lügenhaften Schwindel zu brandmarken, wie alles für bare Münze zu nehmen. Den wahren Simonides wird er uns freilich nur insofern zeichnen, als die Tradition einzelne Züge gerettet hatte, die wir versuchen mögen, besser zusammenzuordnen; gelingt es, so danken wir es doch seinen Bemühungen. In gleicher Art, aber mit ungleich reicherem Materiale ist solche Sammelarbeit dann in Alexandreia getrieben worden, namentlich von Hermippos, dem Schüler des Kallimachos, und wenn wir uns über Bosheit und Klatsch und Fabel oft ärgern, die er uns berichtet, sollen wir nicht vergessen, daß es für die Wahrheit vermutlich ersprießlicher war, er gab alles Erreichbare, als wenn er versucht hätte, Kritik zu üben und z. B. über Hermias von Atarneus nur eine Partei hätte zu Worte kommen lassen. Der neue Kommentar des Didymos, der dies Exzerpt erhält, hat durchaus bestätigt, daß er nur biographischen Rohstoff, aber ungemein wichtigen zusammentrug.

Aristoxenos (um 330).

Chamaileon (um 280).

Hermippos (um 200).

Wie den Apophthegmen der alten Berühmtheiten die der Gegenwart entsprechen, so sind wenigstens in den Philosophenkreisen auch die Bioi

der lebenden Meister von pietätvoller Hand beobachtet und aufgezeichnet worden, leider nur vereinzelt, denn was Antigonos von Karystos, selbst gar kein hervorragender Mann, anspruchslos und treu von den athenischen Philosophen des 3. Jahrhunderts erzählt, hat so intimen Reiz wie weniges sonst. Wenn Polybios schon, ehe er nach Rom ging, ein umfängliches Buch über Philopoimen geschrieben hat, so darf man diese Erscheinung wohl verallgemeinern. Vermutlich auch nur für unsere Kenntnis sind Selbstbiographieen und Memoiren spärlich. Die des Pyrrhos darf man nur als die Edition der königlichen Hypomnemata, also als Akten, betrachten; die des Ptolemaios Euergetes II. wagt man nicht zu definieren. Aratos von Sikyon hat als Selbstbiographie die Geschichte seiner politischen Tätigkeit geschrieben, zur Rechtfertigung, die er sehr nötig hatte. Ähnliche Tendenz hat eine Anzahl Römer der Revolutionszeit im Alter zum Schreiben gebracht, Scaurus und Sulla; der Freund des Poseidonios, Rutilius, schrieb seine Memoiren sogar griechisch: das war also eine anerkannte Gattung. Auch Literaten werden sie öfter gepflegt haben, wenn es Nikolaos von Damaskos tat. So wird es an interessantem Materiale für den Historiker nicht gefehlt haben; nur denke man nie und nirgend an Bekenntnisse; wie der hellenistische Mensch in solchen Dingen empfand, kann man an Cicero lernen, der doch auch an Redlichkeit die meisten übertrifft. Wirklich vertraute Korrespondenzen, wie er sie mit Atticus führte, sind damals von Griechen schwerlich geführt, sicherlich nicht veröffentlicht.

Antigonos von Karystos († nach 225).

Aratos (271—213).

Es konnte nicht ausbleiben, daß so kostbarer Stoff von geschickten Literaten zusammengearbeitet und geformt ward. So hat noch im 3. Jahrhundert Satyros von Alexandreia Biographieen von Staatsmännern (z. B. Philippos II., Alkibiades), Dichtern und Philosophen verfaßt. Wie das dann durch viele Hände geht, kennen wir namentlich aus der Philosophenbiographie. In arger Entstellung und Verdrehung lesen wir es bei Cornelius Nepos, der doch, wo er aus eigener Anschauung schrieb, den Atticus hübsch zu porträtieren wußte. Gewiß war das Material bereitet, waren auch die Typen aufgestellt; Biographieen wie die Suetons waren geschrieben, so daß er sich nur an die Vorbilder zu halten brauchte, die er in der Vorrede namhaft machte: aber Plutarche vor Plutarch wird es kaum gegeben haben.

Satyros (um 220).

Hier muß nun schließlich noch eine Frage behandelt werden, die durch falsche Formulierung zu vielen schiefen Urteilen Anlaß gibt: wie es mit dem griechischen Roman steht. Die modernen Bezeichnungen Roman und Novelle (die in den modernen Literaturen selbst verschiedene Geltung haben) sind hier mehrfach gebraucht, um dem Leser kurz anzudeuten, wie er sich etwa das betreffende Schriftwerk zu denken hätte. Aber wenn wir auch viele griechische Bücher mit einem solchen Prädikate belegen: was diese nach der Absicht ihrer Verfasser und Leser sein wollten und sollten, wird damit in keinem Falle gesagt. Wenn man bei einem fremden Volke nach einer Literaturgattung sucht, die es begrifflich

Roman.

nicht gekannt hat, so darf das nichts anderes sein, als daß man sich danach umsieht, durch welche anderen Gattungen die entsprechenden literarischen Bedürfnisse befriedigt worden sind. Die homerischen Rhapsoden leisteten ihrer illiteraten Zeit vollkommen auch das, was heute die Beilage der Zeitung und die Leihbibliothek dem Publikum leistet, das weiter kaum etwas liest. Die Menschen verlangen von der Literatur, daß sie ihren Stoffhunger stille, ihren Wunsch, sich aufzuregen und amüsieren zu lassen, erfülle: es drängt sie nach der κάθαρσις τῶν τοιούτων παθημάτων. Darum wird ihnen Menschenschicksal erzählt, das die Naiven als real nehmen, die anderen als möglich, oder auch als die Wirklichkeit ihrer Träume und Wünsche. In diesem Sinne kann man also sagen, daß der griechische Roman mit Homer anfängt. Aber so meint man's mit der Frage nicht. Die meisten gehen ganz naiv so vor: unsere Unterhaltungsliteratur besteht vorwiegend aus erfundenen Geschichten, die das Leben schildern, innerhalb dessen wir stehen, oder doch einen Ausschnitt daraus, und ganz besonders Liebesgeschichten; hatten das die Griechen auch? Oder aber man fragt nach der Herkunft der „Liebesgeschichte" (wie sie die Griechen einfach nennen), die in der Kaiserzeit als Gattung besteht und auf den modernen Liebesroman bestimmend gewirkt hat. Das zweite ist eine philologische Spezialfrage untergeordneter Bedeutung; der ersten antwortet man am besten, indem man die Griechen die Gegenfrage erheben läßt, „wir lesen die Dialoge des Herakleides und Menippos, die Komödien Menanders, die Mimiamben des Herodas, die Elegieen des Kallimachos, die Alexandergeschichte des Kleitarchos und Onesikritos, wo habt ihr so etwas?" Es gilt also in Wahrheit diesen Unterschied klarzustellen. Da ist die Hauptsache, daß bei den Griechen, selbst in dieser ihrer wissenschaftlichsten Zeit, der Gegensatz zwischen wahr und erfunden lange nicht so stark war, wie ihn selbst das Volk jetzt dunkel empfindet. Wir verlangen von der Geschichte Urkundlichkeit, Wahrheit. Selbst der historische Roman stellt zwar frei erfundene Ereignisse und Personen in den Mittelpunkt, aber die überlieferten Figuren, die er einführt, und die ganze Umgebung und den Hintergrund seiner Fabeln sucht er mit ernster Arbeit möglichst streng historisch zu gestalten, es sei denn, die Zeit wäre so fern und fremd, daß er die wissenschaftliche Wahrheitskritik bei dem Leser nicht zu fürchten braucht. Dies galt bei den Griechen allgemein, weil eine kontrollierende Kenntnis nicht verbreitet war. Nichts hinderte, Alexander mit einer Amazonenkönigin in Verbindung zu bringen, einen Gott oder einen Säufer in ihm zu zeigen, die Hochzeit mit Rhoxane, die in Wahrheit im wilden Afghanistan stattfand, mit allem Pomp auszustatten, wie er etwa für die der Berenike paßte. Die Historie der hellenistischen Zeit ist die Tochter der ionischen und diese die Tochter des Epos. Die Geschichte, die wir so nennen, unterlag ganz folgerichtig derselben freien Umdichtung, wie die mythische, die für das Volk auch Geschichte war. Es ist eine ganz notwendige Konsequenz, daß die neuen Motive und

Stimmungen sich weiter in diesen Rahmen der Historie fügten. Sie hatte längst nicht nur die Geschichten der vornehmen Personen novellistisch ausgestaltet: die Beispiele in der Solon-Novelle, überliefert oder erfunden, sind paradigmatische Dichtung, Atys und Adrestos auch, und die sind frei erfunden. Selbst Xenophon kann Araspes und Panthea einführen, eine sentimentale Liebesgeschichte. Das ist die milesische von Antheus und der Frau des Phobios auch, und es ist nur Zufall, daß wir sie jetzt in einer Elegie des Ätolers Alexandros lesen, denn der entnahm sie irgendeiner milesischen Chronik. Was Wunder, wenn die Römer der sullanischen Zeit als schlüpfrigen Roman „Milesische Geschichte" eines gewissen Aristeides lasen und übersetzten, so daß wir dann diesen Titel für solche Literatur verallgemeinert antreffen. Die Milesierinnen hatten das Renommee einer bestimmten perversen Erotik schon im 5. Jahrhundert; die Lesbierinnen das einer anderen; Sybaritische Geschichten erzählte man sich nach der Zerstörung der Stadt als Exempel von sinnlosem Luxus; Abdera erhielt das Renommee, das jetzt an seinem Namen hängt, ebenfalls nach seinem Verfalle in der hellenistischen Zeit. Wer kann noch fragen, wo die Matrone von Ephesos herstammt? Der Orient hatte schon dem Herodot den Schatz des Rhampsinit beigesteuert, der sogar schon viel früher in ein homerisches Epos eingedrungen war. Und welchen Schatz alter Geschichten, den griechischen ganz analog, besaßen nicht Semiten und Ägypter, Phryger und Lyder? Wenn die zeitliche Priorität entschiede, hätten sie den Griechen den Roman übermittelt; Platon schiebt ja Ägypter vor, um von seiner Atlantis zu erzählen. Und wenn ein Verständiger auch für selbstverständlich hält, daß die Menschen sich das Erzählen so wenig von einem fremden Volke beibringen lassen wie das Sprechen, so fliegt doch der Erzählungsstoff in unbegreiflicher Weise über alle Lande wie der Unkrautsamen. Der Streit, ob die Novellistik der späteren Inder, Perser, Türken und dann der Okzidentalen dieser oder jener Nation eigentümlich sei, ist im Grunde gegenstandslos. Die sie überliefern, haben Anspruch auf die Geschichte, denn sie haben sie sich zu eigen gemacht, aber übernommen haben sie sie alle: ihre Heimat ist der hellenisierte Orient. Griechisch sind sie in dem Sinne, wie die Kultur den Namen verdient, in der die Griechen herrschen und der Welt das Gefäß liefern, in dem sich alle Traditionen sammeln. Jenseits des Hellenismus stammt gewiß sehr viel aus der älteren, namentlich semitischen Welt; aber auch ganz und gar historische Personen der alten Griechenzeit haben sich fast bis zur Unkenntlichkeit umkostümiert. In den sieben weisen Meistern stecken schließlich die sieben Weisen, deren Versammlung am Hofe des Kroisos sogar schon vor Alexander in einem Buche fixiert war. Für den Orient ist ja vor allen Dingen Alexander selbst das Zentrum eines Sagenkreises geworden, und er ist auch über den Orient zu den Okzidentalen gelangt. Es wäre eine Torheit, die Tierfabel oder besser den Apolog für „Erfindung" von Hesiod oder Äsop zu erklären: es gibt keinen schöneren

als den über Abimelech (Richter 9); die Ägypter hatten die Fabel schon längst vor Abimelech: und doch ist die spätere, die moderne Fabel äsopisch. Die „vergleichende Literaturgeschichte" muß lernen mit dem Hellenismus zu rechnen, der auf eine Weile den Gegensatz zwischen Orient und Okzident aufhebt, ein See, der die Ströme der Sonderkulturen in sich aufnimmt: als die Gewässer sich wieder teilen, rückläufig in die alten nationalen Betten, können sie sich doch nicht in die alten Bestandteile sondern: für sie ist der hellenistische See die Quelle geworden.

Dies gilt von dem Stoffe; von der Form nur insofern, als es einzelne Erzählungen sind, die verschieden gestaltet werden können; die spezifische Bezeichnung Novellen kommt ihnen nur dann zu, wenn sie schlichte Prosaerzählung bleiben, und dann erscheinen sie immer frischgeformt. Aber in der Vereinzelung haben sie keine Konsistenz; daher treten sie gern gruppenweise in einen Rahmen, ein benannter Erzähler oder auch mehrere gegeneinander werden eingeführt; für manches, namentlich die Aufreihung von Abenteuern, eignet sich die Icherzählung. Dadurch tritt also eine Stilisierung hinzu, die sich vererben kann. Da ist es bedeutsam, daß alle diese Formen schon das Epos kennt; in den Kyprien tröstete Nestor den Menelaos, dem Helena entführt war, mit anderen Weibergeschichten; diese Form der Anreihung zur Parallele liebt auch die Lyrik; die Weisen bei Kroisos wurden schon genannt; außer den Apologen des Odysseus gab sich die Beschreibung der Wunder des Nordens als Selbsterzählung des Aristeas von Prokonnesos. Das setzte sich ohne weiteres in Prosa um. Noch im 4. Jahrhundert hat Antiphanes von Berge

Reiseroman. einen Reisebericht gegeben, über den Leute wie Polybios unmöglich als Lügenwerk schelten könnten, wenn ihn nicht viele ernst genommen hätten; er erzählte ähnlich dem Freiherrn von Münchhausen von einem so kalten Lande, daß die im Winter gesprochenen Worte erst im Sommer klängen, wenn die ausgestoßene und sofort gefrorene Luft auftaute. Später hat ein gewisser Iambulos, also ein Semit, einen Ichroman, Abenteuer auf dem Indischen Ozean und seinen Inseln, verfaßt, von dem wir zufällig hören, weil der Bericht, der auch wirklich tatsächliche Kenntnisse verwertet, als ernsthafte Geo- und Ethnographie von Diodor ausgezogen ist. Dem steht es parallel, daß die Novellen am liebsten sich an die Historie angliedern und in ihrem Rahmen hie und da erscheinen, also auch besonders gern historischen Trägern angeheftet werden. Ganz entsprechend steht es mit den umfänglichen Erzählungen, denen man dann den Namen Roman zu geben pflegt (ob das berechtigt ist, sei hier nicht gefragt). Da hat um 250 ein Rhetor Myron von Priene die Geschichte des ersten

Historischer Roman. Messenischen Krieges erzählt, die dann in die Geschichtsbücher eindrang, wo sie noch heute zu stehen pflegt. Es war alles so gut wie ganz freie Dichtung, viel mehr noch als Ivanhoe, ganz ohne Freytagsche Archäologie und Tendenz; die Moderhetorik durfte sich frei gehen lassen. Ohne Frage

hatte Rhianos trotz seinen feinen Versen viel besser den echten Ton getroffen. Das erotische Element finden wir bei Myron nur in einer hochpathetischen Szene, die ohne Zweifel mit sagenhaften Motiven wirtschaftet; da aber die Liebesnovellen so zahlreich waren und die ionischen Geschichten nicht minder füllten wie das Drama und das Epos, wie hätten sie nicht auch in solchen Büchern Platz finden sollen, die uns beliebt Romane zu nennen. Wirklich hat sich ein Papyrusblatt aus einer hellenistischen Geschichte gefunden, die Ninos und Semiramis ganz als sentimentale Liebesleute einführte. Umarbeitungen der Heldensage mußten fortwährend mit erotischen Motiven wuchern: Achilleus und Polyxene als Brautpaar, Troilos und Briseis als Liebespaar sollten das hinreichend illustrieren. Die Geschichte der „Braut von Korinth" spielt ursprünglich in frühhellenistischer Zeit und ist keinesfalls erst in römischer ersonnen. Die Geschichte, die wir „vom kranken Königssohn" nennen, ist ganz früh gar in die hellenistische Geschichte eingedrungen und hat Antiochos I. zum Helden erhalten. Der Liebesroman ist nicht erst dadurch entstanden daß jemand darauf verfiel, die Abenteuer statt an der Entführung Medeas oder der Heimfahrt des Odysseus an dem Faden aufzureihen, daß ein Brautpaar getrennt wird, bis sie sich am Ende kriegen. Ganz so gebaut war der bändereiche Roman noch nicht, den ein gewisser Antonius Diogenes verfaßt und „Wunder jenseits Thule" benannt hat (wir besitzen nur einen knappen Auszug); aber unter den Schicksalen der Helden und Heldinnen nahm doch die Liebe einen sehr breiten Raum ein, daneben fabelhafte Geographie und wundersame authentische Kunde über Pythagoras und andere Weise der Vorzeit, auch eine Höllenfahrt. Die Einkleidung war auch ein viel gebrauchter Kniff, angebliche Entdeckung eines alten Manuskriptes in dem Grabe der Helden. Da der Verfasser das Bürgerrecht von einem Antonier erhalten hat und spätestens unter den Flaviern als historische Quelle benutzt wird, gehört er ziemlich sicher noch in die allererste Kaiserzeit und muß durchaus zur hellenistischen Literatur gerechnet werden; daß er durch die Zusammenklitterung von Stoffen sehr verschiedener, aber nirgend unbekannter Herkunft eine neue Gattung geschaffen hätte, ist gar nicht zu glauben; in der Vorrede verwies er selbst auf Antiphanes. Hundert Jahre früher bearbeitete ein gewisser Dionysios, Lederarm zubenannt, Partieen der Götter- und Heldensagen, z. B. eine angebliche libysche Mythologie, aber auch die Argofahrt; in der Diadochenzeit schrieb Euhemeros von Messene seine „heilige Geschichte", die rationalistische (die Griechen sagen pragmatische, mit demselben Worte, das Polybios anwendet) Umsetzung der Göttersage in Menschengeschichte; auch in diesen beiden Fällen ist das ernst genommen worden, und man redet noch heute von Euhemerismus, obwohl der Mann gar keine neue Methode erfand. Euhemeros wird allerdings tendenziös aufklärerisch geschrieben haben; Dionysios, der Grammatiker war, wohl nur zur Unterhaltung; aber Diodor hat auch ihn gläubig exzerpiert. Roman

Liebesroman.

müssen wir alles dieses nennen, oder wie sonst, wenn wir mit der modernen Gattung operieren wollen.

Jüdische Erzählungen. Wie nennen wir endlich die Erzählungen der jüdischen Unterhaltungsliteratur hellenistischer Zeit? Steht der Ahasver des Buches Esther oder der Nabuchodonosor des Buches Daniel anders zu der Historie als die orientalischen Könige in den griechischen Erzählungen? Und Judith mit ihrer blutigen Selbsthingabe könnte doch wohl ohne weiteres in einer Novellensammlung wie der des Parthenios Platz finden. Und wenn die Einführung eines göttlichen Reisebegleiters auch zu stark für ein „polytheistisches" Publikum gewesen sein dürfte und das erbauliche Element hier einen sehr starken Sondergeschmack hat: die ganze Fabel des Buches Tobit könnte bei Antonius Diogenes stehen. Damit sollen diese Bücher gewiß nicht ihrem Volke entrissen oder auf hellenistische Anregung geschoben werden: sie gehören nur zur hellenistischen Literatur, und da wäre es seltsam, nur den Beisassen der Alexandriner erfundene Geschichten, Romane zuzutrauen. Es kommt hinzu, daß ein jüdischer Tendenzroman gleich in griechischer Sprache verfaßt ist, der Brief des Aristeas; auf der einfältigen Erfindung dieses Juden beruht am letzten Ende der Glaube an die Inspiration der griechischen Bibel und ihrer Übersetzungen. Literarisch ist das recht ungebildete Buch ganz und gar ein Roman, nur daß die Liebe keine Rolle spielen kann. Die Briefform ergibt Erzählung in erster Person. Die Beschreibung Jerusalems und seiner Herrlichkeit ist ganz phantastisch, als gälte es einem Zauberland; Indien oder Äthiopien mit weisen Priestern und fremdartigem Kultus könnte es ebensogut sein. Der König, der die Weisen über alles mögliche befragt und triviale Moral zu hören bekommt, könnte Kroisos vor den sieben Weisen oder Alexander vor den Indern ebensogut sein; wie denn blasse Moral hellenischen Ursprungs in Ägypten auf den Namen Amenophis übertragen vorkommt, und eines der ältesten römischen Bücher, angeblich von Appius Claudius, sie auch wiedergab, so daß die Weisheit des jüdischen Salomo wohl nicht ohne Grund so farblos hellenistisch klingt. Der Aristeasbrief stammt aus dem Anfang des 1. Jahrhunderts, sprachlich wegen der hohen stilistischen Aspirationen, die ein Plebejer macht, in hohem Grade belehrend.

Aristeasbrief (Anfang des 1. Jahrh.).

All diese Geschichten konnten in gewollter Schlichtheit (wie es von Diogenes heißt) oder bombastisch (wie offenbar Myron) oder pretiös (wie der Ninosroman) erzählt sein: immer gehörten sie zu der ernsthaft gehaltenen Prosa, ihre Absicht war zu imponieren oder zu rühren; die Nachahmung ging, mit den Griechen zu reden, nach der verschönernden Seite. Gab es auch einen *roman comique?* Ein direktes Zeugnis für diese Periode ist wohl nicht vorhanden, und davon ist wahrlich keine Rede, daß Gargantua oder Don Quichote oder Tristram Shandy hellenische Ahnen hätten. Aber Äsop kann doch den Anspruch erheben, dem Pfaffen Amis und Till Eulenspiegel manche ihrer Streiche vorgemacht zu haben;

Satirischer Roman.

einzelne Liebesschwänke unserer Gesamtabenteuer reichen so weit zurück, und das Motiv des *diable boiteux*, die geheime nächtliche Visitation der Menschen in ihren Kammern, stammt aus der menippischen Satire. Das macht stutzig; und wer in Rechnung ziehen kann, in wie engen Grenzen sich das hält, was wir aus der hellenistischen Zeit kennen, wird auf diesem Gebiete nicht leicht in den Erzeugnissen der frühen Römerzeit Neubildungen anerkennen. Auf ein anderes Problem führen die Satiren des Petron. Dem Dichter soll wahrlich seine Originalität nicht verkleinert werden; sein Buch wird so hoch über allen griechischen Vorlagen gestanden haben wie Ciceros Dialog vom Redner über den rhodischen Rhetoren und Vergil über Nikander. Es wird dadurch geadelt, daß der Römer auf die griechische Bohème, der homo urbanus auf die Talmibildung der Augustalen, der Weltmann auf Rhetoren und Poeten herabsieht. Aber daß das picarische Element des Romanes ebenso griechisch ist wie der Zorn des Priapos, die Matrone von Ephesos und der Schiffbruch, lehrt der Augenschein und bestätigt die Analyse. Mit vollem Rechte hat man auch in einem bemalten Friese der *casa Farnesina* die Illustration eines ähnlichen Schelmenromanes gefunden, der dadurch mindestens an den Ausgang des 1. Jahrhunderts v. Chr. gerückt wird. Aber man fragt vergeblich, wie ein solcher komischer Roman ausgesehen hat, und wo er herstammt. Die Historie versagt dafür; die kynische Manier hat gewiß viel Verwandtes, und Petron hat die Mischung von Vers und Prosa als menippische Satire empfunden. Aber das reicht nicht entfernt hin, zumal die moralische Tendenz gänzlich fehlt. Man verlangt nach etwas Gemeinsamem, einer übergeordneten Gattung, auf die sowohl die kynischen wie die einfach komischen Lebensschilderungen zurückgingen. Das weist uns von einem Unbekannten zu einem anderen, mißlich genug; aber wir dürfen den Abweg in das Hypothetische nicht scheuen, wo die Bedeutung der Sache im umgekehrten Verhältnisse zu unserer Überlieferung steht.

Volkstümliche Erzähler und Sänger.

Es handelt sich hier um jene Poesie (die ja nicht durchaus an metrische Form gebunden ist) unterhalb des Niveaus der gebildeten literarischen Gesellschaft, an deren Existenz oben erinnert ward (S. 87). Die feinen Dichter verschmähen es durchaus nicht alle, für sie tätig zu sein, wenn sie auch lieber das Niedere so in ihre Weise transponieren, wie Theokrit die Volkslieder der Hirten und die Mimen Sophrons. Die Gesellschaft hat auch mehr Gefallen an der derben Kost, als sie immer zugibt. Die offiziellen Programme der Musikfeste bei den Tempeln geben diesen Spielen kaum Zulassung (wenn auch z. B. in Delos sogar Taschenspieler und Marionetten vorgesehen sind), aber sie geben doch der ganzen fahrenden Gesellschaft vortreffliche Gelegenheit, sich vorzustellen, und für manches wird sich auch Theater und Odeum geöffnet haben. Da sind die oben erwähnten Lustigmacher aus dem Westen (S. 45), die, wenn sie reden, so etwas wie sophronische Mimen vorgetragen haben

müssen, aber auch Clowns, Bauchredner und dergleichen stellen. Da sind die Sänger und Sängerinnen, die nach verschollenen Dichtern Lysioden, Simoden oder ähnlich heißen, die Rezitatoren von Sotadeen und Iamben, die Mimologen, Ethologen, Biologen, Kinaeden (die singen) und Kinaedologen (die sprechen; die Wortbildung macht den Unterschied der Vortragsart überall deutlich), also Rezitatoren von Poesie und Prosa. Neben diesen sehr weltlichen Gesellen erhebt sich der Aretaloge, der die Wunder seines Gottes anpreist; freilich wird er sofort zum Kinaedologen, wenn dieser Gott die große Mutter ist, wenigstens in den Augen der Ungläubigen. Es haben auch wirklich dramatische Possen nicht gefehlt, gespielte Mimen, deren genauen Namen ein Vorsichtiger nicht wird bestimmen wollen. Ein Kyprier Sopatros hat sie in Alexandreia Phlyaken genannt; aber er dichtete auch in feinen Trimetern, noch feiner als Rhinthon (oben S. 44), war also ebensowenig Volksdichter. Vorstellbar ist uns das alles im einzelnen nicht; noch viel weniger gelingt es, alle Namen mit besonderem Inhalte zu füllen. Nur wenn einmal ein Dichter als Person sich heraushebt, lichtet sich das Dunkel etwas. So hat Sotades von Maroneia unter Ptolemaios II. das nach ihm benannte Versmaß aus den Liedern, die es in mannigfachen Verbindungen enthielten (namentlich bei Sappho), genommen und stichisch und rezitativ gemacht, ganz in derselben Weise wie Phalaikos den Hendekasyllabus, Kallimachos den Galliambus schufen. Seine Gedichte, sehr derb und nicht selten parodisch, können im Grunde nicht anderer Art gewesen sein als die Iamben und namentlich Hinkiamben, die nur von vornehmeren Dichtern gepflegt wurden. Die Sotadeen wurden zu einer Gattung, an der die Unanständigkeit haftete; der Vers, in der Tat sehr bildsam, bürgerte sich namentlich in Ägypten ein und ward für allerhand verwendet, auch ganz Ernsthaftes; noch der Bischof Areios hat ihn für geistliche Lieder gebraucht. Herodas (über dessen Heimat und Person sich nur sagen läßt, daß der Name Ionien ausschließt, die Gedichte genau in dieselben Gegenden wie die Theokrits gehören) hat unter Ptolemaios III. den Hinkiambus für Bilder aus dem niederen Leben verwandt, die er demnach Mimiamben nannte. Das war eine Umsetzung in der Weise Theokrits, der ihm auch vorlag; der Dorer hatte sich mühselig das verschollene Ionisch des Hipponax angelernt und würde sehr verstimmt werden, wenn er erführe, daß man ihn für einen Naturalisten hielte. Aber wenn er die Monologe oder Dialoge rezitierte (ihn gespielt zu denken hat Sinn, wenn Theokrits Adoniazusen auch gespielt sind), mußte es freilich mit greller Komik geschehen, denn ihm fehlt die veredelnde Kunst ebenso wie der echte Realismus. Den Stoff, aus dem Leben der Milesierinnen, von Kos und Rhodos, muß ihm ein wirklicher ionischer Mimus geliefert haben. In den Liedern der Lysioden usw. lebt das „ionische Lied“ fort, das schon Aristophanes als lasziv verschreit und nachahmt. Wir haben eine unschätzbare Probe in dem sogenannten Grenfellschen

Sopatros (um 280). Sotades († vor 270). Herodas (um 240). Ionische Lieder.

Liede; ein verlassenes Mädchen zieht nachts vor des Geliebten Tür und sucht ihn zu beschwören. Töne echten Gefühles fehlen nicht; damit konnte eine Chansonettensängerin schon Furore machen. Ionismen zeugen für die Herkunft. Das Versmaß schlägt die Brücke von den tragischen Arien zu den plautinischen Cantica, und diese allein würden die Existenz von gespielten Possen beweisen, auch wenn nicht die Analyse von Stücken wie Casina und Stichus dazukäme. Also Plautus hat so etwas nicht nur gespielt gesehen, sondern Libretti gelesen. Auch den dramatischen Mimus (Mimus.) der Kaiserzeit, der nun wirklich diesen Namen führt, darf man nicht erst damals in feste Form gebracht glauben; woher wäre der lateinische denn gekommen, der in ciceronischer Zeit beginnt? Mit Philistion, der aus Asien unter Augustus den griechischen Mimus in Rom importierte und jahrhundertelang ein bekannter Name für die Gattung blieb, wie Sotades für die Kinädologie, so daß auf ihn wie auf diesen auch moralische Sentenzen gestellt werden, können wir nichts anfangen, da wir in Wahrheit gar nichts von ihm haben: das aber liegt auf der Hand, daß er ein Vollender, kein Erfinder war. Dieser Mimus aber war aus Prosa und Poesie gemischt: das zeigen die zwei Stücke der Antoninenzeit, die uns Oxyrynchos geschenkt hat, das eine die Rede eines Mimologen, als Monolog einer eifersüchtigen Frau stilisiert, das andere ein Spiel vieler Personen, sogar mit einer Art Chor; wie die zerstörten Verse zeigen, ist der Text verwildert, also viel älter, die Sprache läßt den Barbaren barbarisch reden (man merkt, wo Plautus sein Karthagisch hernahm), im übrigen ist sie für ihre Zeit gar nicht ungebildet, nichts von Patois. Ob Petron die Nachahmung der Vulgärsprache selbst erfunden hat, muß also noch offen bleiben. Seine Mischung von Vers und Prosa hat hier aber eine noch bessere Analogie gefunden als in der kynischen Weise. Endlich muß man die karikierten oder auch nur typisch stilisierten Figürchen hinzunehmen, die uns in Stein, Bronze, Ton erhalten sind, die alten Vetteln und hübschen Mädelchen, die Dickwänste und ausgemergelten Dünnbeine, die plumpen und die verschmitzten Sklaven, die Nubier, Lustknaben, Pädagogen, Redner, Schauspieler. Das ist die Gesellschaft Petrons. Das Mosaik des Dioskorides, dessen Zugehörigkeit zu den Tonfiguren erwiesen ist, stellt geradezu eine solche Musikbande dar. So erkennen wir wohl, wenn auch nebelhaft, eine Sphäre, aus der mit dem komischen Romane viel anderes hervorgehen konnte, ein Element, das der Grieche ethologisch, biologisch nannte, dessen Wesen wir ahnen, das uns stark reizen muß, schon als Gegengewicht gegen die repräsentative Maske, die der Hellenismus anzunehmen liebt; aber wir können alles nur ahnen, kaum im Nebel sehen.

III. Poesie. Von diesem Grenzgebiete zwischen poetischer und prosaischer, mündlicher und schriftlich fixierter Dichtung steigen wir endlich empor zu den anerkannten Gattungen der Poesie; aber über die Tragödie (Lyrik und Tragödie.)

und die gesamte musikaliscbe Lyrik (von der uns Steine und Papyri geschichtlich höchst interessante Reste beschert baben) dürfen wir hinweggeben; weder in dem Fortfahren in den alten Geleisen, nocb in arcbaistischen Versuchen (die namentlich auch dem Satyrspiele galten) ist etwas Dauerndes erzielt worden. Die Plejade um Ronsard hat zwar ihren Namen von einer Siebenzahl hellenistischer Tragiker, aber es charakterisiert nur die Gräkomanie der französischen Renaissance, daß sie diesen Namen in einem obskuren Winkel auftrieb, und wir wissen von den ihrerzeit vielbewunderten Dicbtern um Sositheos und Philiskos wenig mehr als Ronsard. Sie waren vielleicht sehr geistreich, aber sie waren Epigonen: daß die hellenistische Dichtung überbaupt epigonenhaft wäre, wird zwar oft gesagt, kann aber nur behaupten, wer sie weder historisch noch poetisch zu begreifen versteht. So viel wenigstens hofft diese Darstellung zu erreichen, daß die konventionellen Vorstellungen von dem Wesen des „alexandrinischen Zeitalters“ in ihrer vollkommenen Nichtigkeit erkannt werden.

Lustspiel. Athen hat noch eine Gattung der Poesie gescbaffen, die letzte, aber in ihrer Wirkung der Tragödie fast ebenbürtig, das bürgerliche Lustspiel, wie wir die menandrische Komödie nennen wollen, da in ihr vom Komos gar nichts mehr ist; die Lustigkeit gehört freilich auch nicht unbedingt dazu. Die Welt befliß sich der äußeren Wohlanständigkeit immer mehr, und die freie Fröhlichkeit ging in der gedrückten Zeitstimmung des 4. Jahrbunderts verloren. Dabei ging die Produktion neuer Komödien immer fort, und sie haben sich auch als Bücher lange gehalten, während die gleichzeitige Tragödie rasch verkam. Vielleicht war sehr viel Reizvolles darunter (namentlich die Reste des Antipbanes verraten ebenso viel Witz wie Grazie), aber wir haben doch von der Komödie zwischen Aristophanes und Menander keine klare Vorstellung, und es geht nicht an, die Travestie der mythiscben Stoffe und die Parodie des erhabenen, namentlich des dithyrambischen Stiles, die in den Bruchstücken häufig ist, als spezifisches Kennzeicben anzusehen, da solche Stücke auch im 5. Jahrhundert zahlreich gewesen sind und das einzige in Übersetzung erhaltene (der köstliche Amphitryon) aus der menandrischen stammt. Einen ganz anderen Typus zeigt der plautinische „Perser“, dessen Original älter als Alexander war, eine derbe Bedientenposse; sie leitet gut von der späteren aristophanischen Weise etwa zu Diphilos hinüber. So haben denn auch die Grammatiker diese Komödie der Zwischenzeit die mittlere genannt, ein Name, der weder zeitlich noch begrifflich gefaßt mehr als einen relativen Inhalt hat. Es hat eben die Grammatik diese vielen Hunderte von Dramen höchstens für sprachliche oder antiquarische Zwecke exzerpiert; erst Menander war wieder ein Klassiker der Schule. Daß die Byzantiner ihn (im 7. Jahrbundert frühestens) verloren haben, gleichzeitig mit Sappho und Alkaios, ist fast unbegreiflich; das baben vielleicht minder die Pfaffen verscbuldet als die Schulmeister, denen er zu leicht schien; Lykophron war für sie ergiebiger. Den Gegensatz zu Aristophanes

macht gleich das Kostüm, das nun im wesentlichen dem des Lebens entspricht; nur die Chargenrollen tragen karikierte Masken. Ob der Phallus eines Tages durch die Festordnung verboten ward, ob er allmählich auf immer weniger Personen beschränkt ward (die Bewohner des Hades in den Fröschen haben ihn schwerlich getragen), mag zweifelhaft sein. Die Dichter werden auch immer noch sehr Verschiedenes und sehr verschieden gedichtet haben, fehlte doch selbst nach dem Untergang der athenischen Freiheit das Politische nicht durchaus; aber geschichtlich bedeutend ist nur das bürgerliche Lustspiel, und in ihm ragt Menander so stark über alle Konkurrenten und Nachahmer empor, daß er in demselben Sinne wie Aristophanes mit der Gattung identifiziert werden darf. Wir besitzen immer noch allein die lateinischen Bearbeitungen, aber seit den letzten Jahren wenigstens einige Blätter der Originale, so daß wir nun den Stil kennen, in den wir Plautus und Terenz zu retrovertieren haben. Terenz übersetzt mit geflissentlicher Treue, aber das Urteil Cäsars bleibt bestehen, daß er nur ein halbierter Menander wäre, weil ihm die *vis comica* fehlte. Plautus ist ein Stern von eigenem Lichte; er hat den Menander in das Aristophanische, besser das Epicharmische umgesetzt, freilich für ein ungebildetes Publikum, aber ein italisches, und das italische Wesen hatte den Griechen Epicharm und Sophron nicht das Schlechteste geliefert. Der breite Strom seiner Rede, die Formenfülle seiner Verse, sein faschingmäßiges lautes Lachen und Hopsen würde vermutlich den vielen auch heute besser gefallen als die vornehme Eleganz der Originale. Aber Horaz würde über die vielen den Kopf schütteln, und Cäsar sagte nicht *iacta est alea*, sondern zitierte den originalen Vers Menanders, und Molière ward erst zu dem größten Komiker, den die Welt besitzt, als er die Verskomödie über die Römer und Italiener hinaus auf den Ton der verlorenen Originale stimmte.

Menandros (342—291).

Das Lustspiel ist die Tochter der euripideischen Tragödie, nicht als Parodie, wie die Thesmophoriazusen von euripideischen Motiven leben, sondern weil es den notwendigen Schritt tut und die Menschen der Gegenwart ohne mythische Vermummung einführt. Das griechische Drama hat im Wechsel der Generationen den Weg zurückgelegt, der den großen Dramatiker unserer Tage von der nordischen Heerfahrt zu Nora und Gabriel Borkmann geführt hat. Damit ist, wie Platon forderte, die begrifflich nichtige Spaltung in Tragödie und Komödie beseitigt; von der Absurdität, zwischen beiden ein „Drama" zu stellen, ganz zu schweigen. Komisch, zum Lachen reizend, braucht dann freilich die Komödie nicht mehr zu sein. Das menandrische Original der Cistellaria ist es auch nicht mehr gewesen als der Misanthrope. Die Captivi, deren Original nachmenandrisch war, wirken geradezu durch pathetische Motive; der Knecht opfert sich aus Edelmut für den Herrn, der Vater schlägt ahnungslos den Sohn in Ketten. Menander zeigt die unverbesserliche Menschentorheit nicht in der Verzerrung des Hohlspiegels, die durch die

Übertreibung versöhnt, auch nicht mit der Moral predigenden Rhetorik der Satire, sondern mit dem resignierten Lächeln des überlegenen Humors. Das ist freilich seine Eigenart, und man soll es bei Diphilos und Philemon nicht suchen. Denn er war gesättigt von der Bildung seiner Zeit; sein Auge sah mit jener theophrastischen Schärfe, die das Charakteristische der Spezies an dem Menschen so sicher herausfand wie an der Pflanze. Seine geflissentliche Verfolgung des Aberglaubens (da ist er von Tendenz nicht frei) verrät, daß er sein Jahr mit Epikuros zusammen abgedient hat. Wenn nur das Leben, dessen getreues Spiegelbild er liefert, nicht so eng und kleinbürgerlich gewesen wäre, die Menschen so ganz ohne Ideale, einzig auf gemeinen Genuß in der Jugend, auf gemeinen Gewinn im Alter bedacht. Es ist wahr, auch die Welt, die Augier, Dumas, Sardou zeigen, ist nur ein enger Ausschnitt; auch hier fällt es schwer, die Personen der einzelnen Dramen auseinander zu halten, und ihr geistiger und sittlicher Horizont ist nicht weiter oder reiner als in dem Athen Menanders. Aber diese Komödien sind nicht auf die Ewigkeit berechnet, sondern jede Gegenwart soll sich selbst den Spiegel vorhalten. Daß die späteren Griechen das trotz Menander nicht getan haben, sondern das attische Philistertum ihnen ebenso notwendig zur Komödie zu gehören schien wie das Heroentum zur Tragödie, darin offenbart sich die schlimmste Beschränkung ihrer Begabung. Um so höher steigt das Verdienst des „Erfinders" der Gattung. Das sind freilich im Grunde Sophokles und Euripides. Denn der dramatische Bau ist eben der der späten Tragödie. Schon die Exposition wird ganz in ihrer Weise gegeben; gerade die unkünstlerische Manier, daß gleich eine Person das Notwendige dem Publikum erzählt, kehrt oft wieder, und es geht so weit, daß sich der Träger dieser Erzählung als ein besonderer Herr Prologus von den Personen des Dramas absondert. So geht es dann weiter in dem Redekampfe, dem Monologe, dem a parte Reden, der Einführung neuer Personen bis zu dem oft überhasteten und erzwungenen Schlusse. Geblieben ist auch die Freude an der Sentenz, nicht nur dem einzelnen allgemeinen Spruche, sondern der moralisierenden Abschweifung. Das hat den Griechen ganz besonders gefallen; die Römer wußten nichts Rechtes damit anzufangen (Plautus hat so etwas nicht selten zu unausstehlichen Cantica gedehnt); den Modernsten erscheint es ganz undramatisch. Gewiß, in das naturalistische Prosadrama gehört die Sentenz nicht: aber ist nicht unser Gedächtnis voll von den Sprüchen unserer Klassiker? Es muß nur die Weisheit sein, die von der goldenen Wolke erhabene Sprüche tönen läßt. Man kann nicht leugnen, daß die griechische Manier selbst bei Euripides und Menander zuweilen auch der Plattheit das Wort gegeben hat. Ob in den Zwischenakten Tanz und Musik eintrat, ist ungewiß und ohne Bedeutung. Das Drama selbst rechnete, von Einlagen abgesehen, die wir ebensogut zulassen, nur mit der Rezitation, und die Versmaße sind auf die des späten euripideischen Dialoges beschränkt. In der Sprache hingegen ist das Lustspiel völlig original, oder, wenn man

will, es hat die Bahnen des Aristophanes nicht verlassen. Diese ganz unvergleichliche Kunst, die in der Übersetzung verloren geht, auch nur zu empfinden, erfordert eine Vertrautheit mit der Sprache und dem Stile, die sich nicht viele aneignen: man sieht's an dem Ergänzen der zerrissenen Papyri. Es scheint ganz einfach die Rede des Lebens, jedes einzelne könnte so in Prosa gesprochen werden: aber den Naturalismus bändigt nicht sowohl der Vers, der sich scheinbar ganz von selbst einstellt, als das Kondensieren, die Sicherheit, die nie mehr als das Notwendige sagt (was zuzeiten ja recht viel sein darf): es ist eben darum alles natürlich, weil es nicht naturalistisch ist. Wie die Nuancierung der Personen darum so fein sein muß, weil der Typen so wenige sind, so erfordert die Rede die sorgfältigste Schattierung, da sie fast immer in derselben Fläche liegt. Die zweite Szene des Georgos, die erregten Rufe des Polemon in der Perikeiromene haben doch erst ans Licht gebracht, was all die eleganten Sentenzen nicht zeigen konnten, daß Menander ein Stilkünstler war, der mit Archilochos und Platon rangiert. Daß Rom in der Zeit des Polybios so etwas nicht einmal anstreben konnte, ist nur natürlich; aber diese stilistische Vollkommenheit, die durch Kunst die lautere Natur erreicht, besaß selbst das Französisch der Zeit Ludwigs XIV. noch nicht.

Das heroische Epos war beim Anfange der attischen Periode in Wahr- Epos.
heit tot gewesen; die Nachzügler beweisen es am besten. Es versuchten sich mehrere an Theseiden und Herakleen, denen Aristoteles den Mangel
an Einheit vorwirft. Einige Beachtung hat nur Panyassis gefunden, ein Panyassis
älterer Verwandter Herodots, und der war mindestens ein halber Karer (um 450).
und behandelte mit Vorliebe Sagen seiner hellenisierten Landsleute.
Choirilos von Samos versuchte es mit dem Stoffe der Perserkriege, der Choirilos
modernen Geschichte statt der heroischen, aber auch sein Erfolg war nicht (um 400).
von Dauer. Am meisten gefiel die Parodie des Epos, die gegen Ende Parodie.
des 5. Jahrhunderts sogar unter die offiziellen Festspiele aufgenommen ward. Man belustigte sich an der Übertragung des feierlich epischen Stiles auf möglichst disparate Gegenstände, und ein athenisches Symposion des ausgehenden 4. Jahrhunderts, nicht ohne persönliche Spitzen (von Matron aus dem lakonischen Pitana), ist auch amüsant, wenigstens im Verhältnis zu einem ähnlichen Machwerk im dithyrambischen Stile, das auf den Namen des Philoxenos gestellt ist. Aus diesen parodischen Agonen stammt am
letzten Ende der Froschmäusekrieg, der die Ehre gehabt hat, Homer Batrachomyo-
zugeschrieben zu werden, was für ein relativ hohes Alter zeugt; ein machie
anderer Autorname, Pigres, beruht auf falscher Kombination. Das Gedicht hat an sich sehr geringen Wert, ist auch im Altertum kaum beachtet worden; die Grammatiker haben nicht einmal einen festen Text gemacht, so daß die beispiellose Verwilderung ein besonderes philologisches Interesse erweckt. Aber seit dem 10. Jahrhundert ist es in Aufnahme gekommen, da das Mittelalter die Tierfabel so überaus liebte; das hielt auch

noch in der Renaissance an, und so hat dieser Homer eine Weile stärker gewirkt als die Ilias.

Auch das Lehrgedicht findet keine Pflege mehr, außer in einer Weise, die zwar durchaus nicht parodisch gemeint ist, aber doch für unser Gefühl leicht so scheint. Archestratos von Gela teilte in demosthenischer Zeit zwei Freunden die Ergebnisse seiner gastronomischen Studien mit, die sich so ziemlich über die ganze Welt erstreckten. Dem Sikelioten mißfiel es, daß man bei den athenischen Symposien das Essen als Nebensache behandelte. Er liebte ein Diner im engsten Kreise und dazu lauter perfekte Delikatessen; wo es das feinste Mehl gab, hatte er ebensogut erforscht wie die Heimat der zahllosen Seefische, die damals am meisten geschätzt wurden, und welches Stück von jedem das beste war. Das trägt er in epischer Form, aber in unverkünsteltem Plaudertone vor, so daß die sparsam aufgesetzten homerischen Lichter guten Effekt machen. Er hat durchschlagenden Erfolg gehabt; noch nach hundert Jahren war sein Gedicht (dem er natürlich keinen Titel gegeben hatte) zum Entsetzen der Moralisten in aller Händen, und Ennius mußte es übersetzen, damit der Geschmack der römischen Offiziere nicht zu sehr hinter dem ihrer griechischen Kameraden zurückstünde.

Archestratos (um 330).

Wenn man überhaupt das Epos ernsthaft erneuen wollte, so blieb für die griechische Anschauung, der nun einmal mit der Gattung auch Vers und Sprache gegeben war, kein anderer Weg, als die ausgeleierte Manier zu verlassen und durch bewußte Kunst dem echten Homer nahe zu kommen. Darin liegt, daß diese Nachahmung den Homer als Hintergrund ebenso voraussetzt wie die Parodie; der Dichter aber wird mit Notwendigkeit Sprachkenner und bald Sprachforscher. Diesen Weg hat Antimachos (um 400 und weiter tätig) von Kolophon beschritten, und wie er aus einem Hauptsitze der homerischen Poesie stammte, war er kühn genug, mit einer Thebais geradezu die Konkurrenz mit einem Epos Homers aufzunehmen. Über das Ergebnis haben wir kein eigenes Urteil; vermutlich war es wenig erfreulich; aber die Bahn war eröffnet, und daher interessierte sich Platon für diese Ansätze zu einem neuen Stile.

Antimachos (400 und später).

Mit der Erneuerung des Epos geht die von Iambus und Elegie Hand in Hand, da beide ja zu derselben Gattung gehören. Die Elegie war formell nicht minder verwahrlost als das Epos, wie z. B. die Reste des Sophisten Euenos von Paros zeigen. Auch hier setzte Antimachos ein; der Stoff war wieder Heldensage, wenn er auch dichtete, um sich über den Tod seiner Geliebten Lyde zu trösten, was die für die Elegie erforderte subjektive Färbung gab. Ohne Zweifel hat es in Ionien während des 4. Jahrhunderts nicht wenige Dichter dieser Art gegeben; aber auch die Namen, die wir erfahren, sind uns kaum mehr als Namen. Das gilt von Erinna, die schon in frühestem Alter als Jungfrau starb, und deren episches Gedicht, die Spindel, bewundert wegen seiner eleganten Form, uns gar nicht vorstellbar ist. Sie stammte von der kleinen Insel Telos, unweit

Euenos (um 400).

Erinna (um 350).

Rhodos (die Gedichte für das kostbare Grabmal ihrer Gespielin Baukis,
die wir von ihr haben, sind dorisch), und die südlichen dorischen Städte,
ganz in die ionische Kultur aufgenommen, spielen seitdem eine große
Rolle. Aus Rhodos stammte Simias, ziemlich als letzter Lyriker für Simias
den Kultus tätig, der sich rühmen kann, den Buchtitel „Vermischte Ge- (um 300).
dichte" erfunden zu haben (das hieß hier elegische, epische, lyrische);
aus Kos Philitas, dessen an seine Gattin Bittis gerichtete Elegieen in der Philitas
augusteischen Zeit geschätzt waren. Uns sind diese ganz dunkel, wichtig (um 300).
aber, daß bei Simias und ihm das philologische Interesse schon neben
dem literarischen steht: beide sammeln Glossen, d. h. verschollene Wörter,
vielfach, aber nicht ausschließlich für die Erklärung der alten Dichter.
In der nächsten Generation ist Zenodotos von Ephesos, der große Text-
kritiker, nur noch nebenher Dichter. Hoffentlich taugten diese Elegieen
mehr als die Leontion des Hermesianax von Kolophon, aus der wir Hermesianax
zufällig ein längeres Stück besitzen. Da birgt sich nichtiger, mit schein- (um 290).
barer Gelehrsamkeit spielender Inhalt in unharmonischer Form, und nur
die philologische Hilflosigkeit kann es entschuldigen, daß die Gräkomanie
der Schlegel sich für so etwas begeisterte. Wie ein neuer Fund bestätigt,
sind auch die zahlreichen Gedichte des Euphorion von demselben Schlage Euphorion
gewesen, deren historische Bedeutung nicht gering ist, da sie zu der (276 bis nach 223).
Ausbildung der gelehrten römischen Elegie stark mitgeholfen haben und
bei Nonnos und seiner Schule mehr aus ihnen stammen wird, als wir
nachweisen können. Euphorion soll am Ende seines Lebens in Antiocheia
tätig gewesen sein, würde uns also vermutlich über dies Zentrum der
syrischen Kultur etwas verraten können, von der wir so schmerzlich
wenig wissen. Seine Heimat war Chalkis, und an einen Landsmann hat
er sich nachweislich sehr stark angelehnt, jenen Lykophron, dessen Lykophron
Alexandra gemeiniglich nur gescholten wird, dafür aber in den Poetiken (300 und später).
eine besondere Gattung repräsentiert, das Monodrama. Die Sache be-
kommt ein anderes Gesicht, wenn man sich die Mühe nimmt, das Gedicht
zu lesen, keine kleine Mühe, dankt es doch seine Erhaltung eben seiner
Unverständlichkeit. Weil man so viel rare Vokabeln lernen muß und
eine reiche Übersicht der troischen Sagen erhält, ist es in der Kaiserzeit
zum Schulunterricht herangezogen worden, freilich nicht als Drama oder
Monodrama, das ist nur Erfindung des nichtsnutzigsten Byzantiners.
Lykophron war freilich Tragiker, und natürlich spürt man das in dem
iambischen Gedichte, aber zu einem Drama wird es nicht dadurch, daß
es die Rede eines Boten wiedergibt: es ist ein Iambus, wie die Rede des
Zimmermannes Charon bei Archilochos. Daher treffen wir in der Sprache
Ionismen und Vulgarismen; doch drücken ihm weder diese noch die
tragischen Reminiszenzen den Stempel auf. Das tut der feierlich dunkle
Orakelton, auf den der Dichter alles gestimmt hat. Was ihn reizt, ist
das Verhüllen des Gedankens durch alle Sinnesfiguren, die es gibt, der
Stil des Griphos, für den wir kein Wort haben; denn es handelt sich

nicht um ein Rätsel, sondern die einfachen Begriffe und Gedanken sind nur unter künstlicher Hülle verborgen. Es ist im Grunde nichts anderes als die ins Ungeheure gesteigerte Metapher, und Ansätze liefern Epos, Drama, gorgianische Rhetorik; die späte Lyrik mehr als Ansätze. Mit dem *stile colto*, dem *style précieux*, dem Euphuismus mag man es parallelisieren: es ist die barocke Übertreibung des hohen klassischen Stiles. So unausstehlich die Monotonie wird: wer sich überhaupt darauf einläßt, wird bald ihre narkotisierende Wirkung spüren; es ist doch Stil darin. Dabei ist das, was Lykophron sagen wollte, einfach und groß: „der weltgeschichtliche Hader zwischen Asien und Europa ist durch Alexander versöhnt." Es ist der Friedensgedanke des Weltreiches, dem er noch Ausdruck gibt, als die Realisierung schon unmöglich geworden ist. Schade, daß eine ganz überzeugende Deutung seines letzten Rätsels noch nicht gefunden ist, denn da muß eine besondere Pointe stecken. Daß die Römer als Herren Italiens und zugleich als Nachkommen der Troer auftreten, dankt Lykophron dem Timaios; das Interesse dieser Partie (die von allen mißverstanden werden mußte, die nicht das ganze Gedicht lasen, seinen Lesern keine Schwierigkeit bereitet) ist also nur akzessorisch, als ältestes und reichstes Exzerpt eines wichtigen verlorenen Buches.

Ein anderes Gedicht, das man jetzt nur aus geschichtlichem Interesse lesen kann, und das seine ganze Bedeutung, auch die geschichtliche, allein der poetischen Form dankt, ist das des Aratos. Gleich beim Erscheinen hat es durchschlagenden Erfolg gehabt und bald zahllose Nachahmer gefunden, darunter keinen geringeren als Eratosthenes, so daß man eine besondere Muse für die astronomische Dichtung erfand; von drei lateinischen Übersetzungen haben wir Reste; was das okzidentalische Mittelalter vom gestirnten Himmel gewußt hat, dankt es mittelbar oder unmittelbar dem Arat, und selbst der Orient hat von dem vornehmsten hellenistischen Astronomen, Hipparchos, nur ein Jugendwerk erhalten, weil es den Arat erklärte. Und doch hat Stimmungswert fast nur die Vorrede, in der der fromme Dichter sich zu dem Glauben an einen allweisen, gütigen Weltschöpfer und Weltregenten bekennt, aus stoischem Sinne, wie der König, der ihm den Auftrag gab, den Himmel zu beschreiben, und im Anschlusse an Kleanthes, der als junger Genosse des stoischen Kreises das Tischgebet, den Hymnus an Zeus, verfaßt hat, den wir besitzen und Arat nachahmt: in Form und Inhalt gleich erhaben, ein viel zu wenig gewürdigtes Kleinod wahrhaft religiöser Dichtung. Das übrige ist bei Arat nichts als epische Paraphrase eines streng wissenschaftlichen Buches von Eudoxos, dem Freunde Platons, und einer theophrastischen Abhandlung. Der Dichter verfügt über keine eigenen astronomischen Kenntnisse, geschweige Beobachtungen. Alles macht also der Stil, und dieser ist ganz entfernt von lykophronischen Griphen, im Gegenteil, sein Reiz liegt darin, daß alles edel und episch, aber schlicht und geradezu

Aratos (um 276).

ausgesprochen wird. Ganz sparsam kommt ein wenig homerischer oder besser hesiodischer Schmuck, Fabeln und Bilder; Glossen sind fast ganz vermieden. Wir können ja fragen, was soll das, denn wir haben und lesen keine solchen Gedichte. Der Erfolg gibt die Antwort. Arat hat zahllose Menschen wirklich belehrt, seine Darstellung hat ihnen den Stoff mundgerecht gemacht. Er ist der Nachfolger der Sterngedichte des 6. Jahrhunderts: auch bei ihm ist der epische Stil die allgemein verständliche Ausdrucksform. Seine Absicht ist, wichtiges Wissen seinem Volke mitzuteilen, und die Absicht hat er erreicht. Auf dem Gegensatze von Prosa und Poesie soll man eben wie auf allen Abstraktionen nicht reiten, wenn man die konkreten geschichtlichen Erscheinungen begreifen will. Eine ähnliche Erscheinung, die Verschronik des Apollodoros, ist uns oben (S. 115) begegnet. Wie Kallimachos dem Arat sofort gehuldigt hat, so werden wir ihn zwar meinethalben keinen Dichter nennen, aber doch einen Künstler und den Vertreter einer ganz gesunden, volkstümlichen Kunst. Wenn aber ein ähnliches Ziel in der Weise angestrebt wird, daß die Ausdrucksform nicht nur unerquicklich für uns (viel mehr noch als Lykophron), sondern unverständlich für das griechische Volk, also nur mit neuer Erklärung genießbar ist, so hört Lob, ja so hört Entschuldigung auf. Das gilt von der Dichterei des Nikandros von Kolophon. Wir haben von ihm Nikandros (um 150). zwei Gedichte über Mittel gegen Vergiftung verschiedener Art, mühselig zu lesen, leidliche, aber charakterlose Verse, dunkele, nicht einmal mehr korrekte Sprache; der Inhalt ist nichts als Paraphrase eines sehr achtungswerten Spezialforschers über Gifte, des Apollodoros. Und wenn das Gedicht verständlich wäre, der Inhalt ginge doch nur den medizinischen Spezialisten an, und der Dichter selber verstand nichts von dem, was er in Verse brachte. Nikander hat auch in demselben unerträglichen Stile über den Landbau geschrieben. Vergil aber, der ihn benutzt hat, war (ganz abgesehen von seinen eigenen poetischen Vorzügen) geschmackvoll genug, statt des nikandrischen den aratischen Stil zu wählen. Von einem mythologischen Epos Nikanders, das dem Ovid für die Metamorphosen stofflich recht viel geliefert hat, können wir formell nichts wissen: kein Zweifel, daß auch hier das Verdienst der reizvollen Erzählung allein dem Römer gehört, der an den guten hellenistischen Vorbildern des 3. Jahrhunderts gebildet war. Nikander zeigt uns gerade, wie sehr auch die Dichtung des 2. Jahrhunderts schon heruntergekommen war; die Künstelei mag sich in Kolophon freilich in dauernder Tradition erhalten haben. Übrigens scheint Nikander einen älteren Namensvetter zu haben, der im ätolischen Delphi tätig gewesen ist; die Sache ist noch unerledigt.

Von dem heroischen Epos, das die Zeitgeschichte oder die Archäologie einer einzelnen Stadt oder Landschaft behandelte, hat es immer ephemere Erscheinungen genug gegeben; Alexander nahm selber Dichter seiner künftigen Taten mit. Wir lesen auf den Steinen, wie Dichter in eine Stadt kommen und dafür Ehren und Lohn einheimsen, daß sie deren

alte Sagen und alten Ruhm verherrlicht haben. Die Kunstrichter in Alexandreia schätzen das wenig, aber gerade daher nimmt es zu, als sie nicht mehr den Ton angeben. Die römische Literaturgeschichte muß sich damit abfinden, daß die Annalen des Ennius ebenso wie seine anderen Poeme von der griechischen Literatur abhängen und keineswegs von Homer, wenn er auch auf dessen Seele Anspruch erhob, weil er Hexameter machte. Genau ebenso dichteten ein gewisser Demosthenes aus Bithynien und ein gewisser Theodotos aus Sichem die Archäologie ihrer Heimatsorte, und wenn Manius Glabrio sich für den Preis seiner Heldentaten den Ennius hielt, so hatte Antiochos Megas zu dem entsprechenden Zwecke einen Simonides. Lediglich darin, daß er lateinisch schrieb, liegt das nationale Verdienst des Ennius: die römische Urgeschichte ist nicht in höherem Grade national als die von Bithynien und Samarien. Aus dieser Menge der historisierenden Epiker muß nur einer genannt werden, der Kreter Rhianos (der Name stammt von den vorgriechischen Kretern), der sich bemüht hat, einer ganzen Anzahl bisher von der Poesie stiefmütterlich behandelter (weil unzivilisierter) Volksstämme in Hellas eine heroische Geschichte zu schaffen, in jener Opposition gegen die großen Monarchieen, die politisch in den ätolischen, achäischen, kretischen Bünden sich ausspricht. Eines dieser Gedichte, die Messeniaka, hat sich lange erhalten und scheint auch wirklich amüsant gewesen zu sein. Es erzählte die heroisierten Taten eines Räuberhauptmannes, des Aristomenes, der um 500 auf seiner Feste Hira den Spartanern lange widerstanden hat. Es ist wichtig, daß wir hier den Roman in Versen neben dem Roman in Prosa anerkennen können und müssen. Das Gedicht würde uns vermutlich sehr viel anziehender sein, als das einzige ganz homerisch gehaltene Epos, das Erfolg gehabt hat, dafür aber auch einen ganz überwältigenden: so viel vermochte immer noch der populäre Stoff. Apollonios von Rhodos ist für die Argonautensage wirklich der nachgeborene Homer geworden; es schadete ihm wohl persönlich, daß die alexandrinische Kritik seinen Versuch ablehnte; er mußte aus seiner Heimat Ägypten nach Rhodos übersiedeln, aber er erlebte noch, daß das Publikum ihm den Sieg zusprach und Gelehrte sich um seine Erklärung bemühten. Dann ist das Gedicht immer gelesen worden, mehrfach in das Lateinische übersetzt, und hat auf Vergil stark gewirkt. Die Vergleichung mit Vergil zeigt am besten, was an ihm ist, denn ihr Verhältnis zu Homer, inhaltlich und formell, ist im Grunde dasselbe. Sie fällt ganz zu Vergils Gunsten aus; aber das verwerfende Urteil des Kallimachos würde auch die Äneis treffen, und prinzipiell hat er auch der gegenüber recht. Was dem Apollonios vor allem fehlt, ist die poetische Potenz: er gehört zu denen, die meinen, die Musen müßten kommen, wenn man sich nur mühte, sie zu rufen. Für seine Handlung können wir uns gar nicht interessieren, für seine Menschen kaum, und so oft man ihn durchliest, es bleibt kein Vers, kein eigentümlicher Ausdruck im Gedächtnis, und tut es

Rhianos (um 230).

Apollonios (260 u. später).

ein Gleichnis (die er geflissentlich ausputzt), so geschieht es mehr, weil es gesucht, als weil es gefunden ist. In dem Stoffe, den er übernimmt, sind ja reizvolle Geschichten: darum hat ihm eben Theokrit zu Gemüte geführt, man solle diese einzeln ausarbeiten, statt ein langes Gedicht ohne Einheit, mit einer schleppenden Exposition und ohne Schluß zu machen. Die ganze Verkehrtheit dieser zwitterhaften Poesie kann man daraus abnehmen, daß in seiner Fabeldichtung die Donau ruhig mit einem Arme in das Adriatische Meer geleitet wird, aber daneben die erste Hindeutung auf den Rhein und den Bodensee vorkommt, weil er auch die modernste Geographie benutzt hat. Der philologischen Arbeit, die auf die Homerimitation verwandt ist, und der historischen Gelehrsamkeit werden auch seine Gegner Achtung gezollt haben, denn das trieben sie auch in ihren Versen; aber das ist es gerade, was uns auch an ihnen kalt läßt.

Das große Epos hat Kallimachos vor allem mit dem großen Buche gemeint, wenn er dies ein großes Übel nannte. Er hat im Gegensatze dazu die Parole ausgegeben, die dann durch das ganze Altertum klingt (wenn auch oft angefochten), „klein aber fein". Was er abwies, war sowohl der verkünstelte Stil des Antimachos, wie der zerflossene der Homeriden. Und wenn Homer selbst als unantastbare Größe bestehen blieb, so ward der Nachahmung um so entschiedener der Krieg erklärt. Für Griechen war das eine gewaltige Kühnheit, und doch ist in den eigenen Versen des Dichters von Homerimitation genug zu finden. Denn die ionischen Gattungen, Epos, Elegie, Iambus, blieben ja bestehen: nur der Geist der Behandlung wollte bewußt ein anderer sein. Kallimachos war Sprachforscher, Gelehrter, er holte verschollene Wörter aus allen Ecken der hellenischen Volkssprache und aus der alten Poesie. Der geborene Dorer aus Kyrene, dem das Ionische angelernte Literatursprache war, und der unterweilen auch Äolisches versuchte, warf dem Epos nicht nur mit feiner Berechnung der Klangwirkung hie und da ein mundartliches Gewand über: er sucht den Anklang an homerische Wendungen, an bestimmte homerische Stellen, um damit Stimmung zu erwecken, meist zum Kontraste. Der Gegensatz von Romantisch zu Klassisch sagt viel; aber man muß mindestens auch die Gelehrsamkeit zur Romantik rechnen, und dann bleibt immer noch, daß Kallimachos und seine Geistesverwandten keineswegs aus der trivialen Gegenwart in mondumglänzte Zaubernacht und ein frommes Mittelalter zurückstreben, sondern sich modern fühlen, auf der Höhe einer großen Gegenwart mit Königsschlössern und Großstadtlärm, pompöser Repräsentation und allen raffinierten Genüssen. Eidyllia.

Die moderne klassizistische Philologie wußte lange mit diesen Produkten nichts Rechtes anzufangen, und da der Sinn fehlte, stellten sich die Kunstworte ein, Epyllien, Idyllien, oder man kam auch mit dem klassischen Kanon, und wenn ein Hymnus nicht homerisch klang, wohl gar in Distichen war, so bekam er eine schlechte Note. Was sind aber auch diese Gedichte, für die mit den alten Namen so wenig gesagt ist wie mit

neuen? Eidos oder Idyll, d. i. kleines Eidos, „Gattung für sich“, ist schließlich der beste, weil er nur sagt, man solle keinen suchen: wirklich passend ist nur der Spezialtitel, wie ihn die Tragödie aufgebracht hat. Man weiß sofort, was die Gedichte sind, sobald man fragt, wie wurden sie vorgetragen. Es ist alles Rezitation. Man muß sich den Dichter vor dem Publikum stehend und sprechend denken; er könnte auch vorlesen. Das Publikum kann eine große Festversammlung sein; wir wissen von solchen Vorträgen aus den Inschriften. Da wird z. B. der Gott des Festes seine Verherrlichung finden, der auch der regierende oder verstorbene König sein kann. Aber wenn er will, kann der Dichter auch an Werkeltagen seine Kunst exhibieren, „aufzeigen“, wie die Griechen sagen, ganz wie es die wandernden Sophisten taten. Und er kann es in dem kleinen Kreise der Genossen, in der Philosophengilde Athens, der philologischen Alexandreias, im Salon einer Dame der Welt oder Halbwelt tun. Solche Vorträge werden am liebsten kurz sein; dadurch heben sie sich von den rhapsodischen des Epos ab, aber natürlich ist das nur relativ, und in dem Wesen von Gedichten, deren jedes eine Gattung für sich ist, liegt es, daß ihnen auch keine Länge vorgeschrieben ist. Ob vollends der Dichter später einmal eine Anzahl in einem Buche zusammenfassen wird, das ist zunächst Nebensache; aber im Grunde ist doch der moderne Zustand erreicht, die Lesepoesie.

Theokritos (tätig 280—260).

Aus einer ganz unübersehbaren Fülle besitzen wir nur sechs Hymnen des Kallimachos und die Sammlung der sogenannten Bukoliker, die eine Anzahl geringerer Nachahmer mit Theokrit vereinigt, bis an den Anfang des 1. Jahrhunderts herab. Theokrit aus Syrakus hat ein lebhaftes Heimatsgefühl und verleugnet seine Rasse nicht, aber angesiedelt war er, nachdem er Alexandreia in den Jahren 274—70 besucht hatte, in Kos, das zu dessen Dependenz gehörte, natürlich nicht, ohne mit Asien und Rhodos Verkehr zu pflegen. Versuche, äolische Lieder zu dichten, vermutlich im Anschluß an Asklepiades, hat er zum Glück aufgegeben und seine ästhetische Überzeugung wohl nicht ohne Einfluß des Kallimachos gewonnen. Oft tragen seine Gedichte persönliche Adressen wie die Elegie, und in seinem schönsten Gedichte gibt er ein verklärtes Abbild der koischen engen Kreise, in denen er sich wohl fühlte. Weltruhm strebte er nicht an und hat er erst gefunden, als Vergil ihn nachahmte, aber nicht überwand, wie den Nikander und Apollonios. Und dann hat gerade dieser Weltruhm die Züge des Theokrit völlig verzerrt. Ihm ist's nicht eingefallen, die Bukolik, die Schäferpoesie, die idyllische Dichtung in die Welt zu setzen. Mit dem Roman des Longus hat er so wenig gemein, wie mit dem Pastor fido oder Gesner oder A. Chénier. Seine Hirten haben, selbst wenn sie Maske sind, einen höchst natürlichen Bocksgeruch. Er malt wahrlich eher wie Teniers als wie Watteau. Wenn er eine Gattung durchaus erfunden haben soll, so müßte es die sein, die Kallimachos auch kultiviert, die Umsetzung der verschiedensten althellenischen lyrischen Gattungen in die

episch-rezitative Art. Wer festhält, daß Theokrit auch in den Mimen Epiker ist, wie das die antike Stillehre tut, der hat den Schlüssel zu seinem Verständnis. Er greift nach einer pindarischen Erzählung vom kleinen Herakles, er nimmt den verliebten Kyklopen des Philoxenos auf, um einem Jugendgenossen die allzuernsthafte Verliebtheit zu vertreiben, er erzählt von Helenes Hochzeit, um die Hymenäen der Sappho und die Jungfrauenlieder des Alkman neu erklingen zu lassen. Man kann an Uhlands Erneuerung der provenzalischen und deutschen Lieder denken. So griff der Syrakusaner auch zu den Mimen seines Landsmannes Sophron. Die mußten sich stark umfrisieren, um dieser feinen Gesellschaft zu genügen; ganz selten nur blieb es bei der Zeichnung des Lebens; die Zauberinnen erhalten sentimentale Liebesklage zum Komplement; der Jüngling, den verschmähte Liebschaft in den Kriegsdienst treibt, muß dem Kriegsherrn von Kos huldigen; wir hören nicht nur die Bürgerfrauen plaudern, sondern auch das modische Lied, das die Königin zum Adonisfeste vortragen läßt. Der volkstümliche Wettgesang der Hirten und das schwermütige Volkslied vom Tode des reinen Daphnis (einer Figur wie Hippolytos) bringt auch in diese Mimen die Lyrik. Schließlich treibt er diese Vermischung so weit, daß er selbst als Ziegenhirt auftritt und seine Genossen in ähnlicher Maske. Aber wie dies Gedicht nur den Rahmen für zwei Gesänge etwas voller als gewöhnlich ausgestaltet, so schafft die Maskerade nicht eine neue Gattung. Für ihn selbst ist das „Lied der Kuhhirten“ eben der Kuhreigen, eine Melodie, der man verschiedene Texte unterlegen kann, und die er wie viele andere Lieder episch nachbildet. Weil diese Nachbildung besonders gefiel, ließ sich theokritisch dichten mit bukolisch dichten umschreiben; aber Hirtengedichte und Idyllen in modernem Sinne sind die Gedichte seiner Nachfolger auch längst nicht alle, und die besten am wenigsten. Für Vergil und durch ihn für die Nachwelt hat der Grammatiker Artemidor, indem er um 70 v. Chr. die Sammlung „bukolischer Musen“ veranstaltet hat, eine Gattung erfunden: für die Griechen überhaupt nicht. Theokrit hat auch für Götterfeste Epen verfaßt, ein schulmäßig rhetorisches für die Ptolemäen; er hat im Gegensatz zu Apollonios einzelne Szenen der Argonautensage ausgeführt. Die Kunst ist überall die gleiche, auch wo sie naiv scheint, ganz bewußt, wesentlich Gestaltung alter Motive, darin unserer Romantik nahe kommend, zumal durch die Anlehnung an das Volkslied; aber alles, was er nimmt, rückt er in seine Sphäre, die Welt, in der er zu Hause ist, nicht archaisierend, sondern modernisierend; dabei muß der Hirtensklave empor-, der Heros herabgerückt werden. Zu Hause aber ist er in der kleinbürgerlichen Welt der Griechenstädte, die unter dem Schutze des Königtumes ihre Weingärten bauen, ihre Gymnastik treiben, ins Theater gehen Musik zu hören, und einen Fonds alter geistiger Kultur besitzen, so daß sie mit der klassischen auch die moderne Poesie würdigen, zu der die Anregung freilich von außen kommen muß, wie ihre Geschicke überhaupt in den

Zentren des großen Lebens bestimmt werden. Theokrit konnte in der Tat nicht verstanden werden, ehe nicht die Lokalforschung uns das Bild seiner Umgebung wieder geschenkt hatte.

Kallimachos (tätig 280 bis nach 245).

Kallimachos saß im Zentrum; seine Sphäre ist die Großstadt, der Hof, die Akademie der Wissenschaften, die Bibliothek. Da gibt es nur künstliche Parks, Dünen statt der Berge, Wasserleitungen statt der Quellen; die Götter der Hellenen sind da so fremd wie die hellenischen Menschen; die Vergangenheit der eigenen Nation redet zu ihm nur aus den Büchern, und Hellas kennt er von einer Studienreise wie Goethe Italien. Seine Heimat Kyrene war selbst afrikanisch-exotisch: sie prädestinierte ihn zum Dichter Alexandreias. Mit bitteren Entbehrungen hat er sich emporgearbeitet; die Gelehrsamkeit nährte ihn. Er katalogisierte die Bibliothek mit aristotelisch-enzyklopädischem Interesse, aber rein rezeptiv, soweit er nicht für seine Poesie etwas verwandte, und da ward ihm die Gelehrsamkeit oft genug schädlich. Er hätte einen Lykophron übertrumpfen können (hat sich auch einmal mit so etwas versucht), aber die platonisch-aristotelische Kunstlehre hatte sein Urteil gereift: so ward er der große Dichter seiner großen Zeit. Wir können seine Lieder, Iamben, Elegieen eigentlich nicht schätzen: da er die Lyde des Antimachos scharf tadelte, muß er es anders als dieser gemacht haben, aber inhaltlich erzählte auch er alte Geschichten, wenn auch nicht bloß heroische, und die verschollenen Wörter ärgern uns ebenso wie die entlegenen Mythen. Von dem Epos Hekale wissen wir genug, um die stark „idyllische“ Haltung und daneben die kühnste Phantastik zu erkennen; agierten doch zum Teil Vögel. Die Ironisierung der alten Sagen, mehr noch im Stile Voltaires als Ariosts, ist überhaupt seine Force. Wenn er in solcher Stimmung vor den gelehrten Kollegen demonstriert, wo Zeus in Wahrheit geboren ist, so sind nur diejenigen die Pedanten, die den Schalk nicht merken: sollte er etwa Gottvater als Baby an den Zitzen einer kretischen Geiß ernsthaft nehmen? Natürlich wird er vor dem großen Publikum die Epiphanie seines heimischen Gottes ganz mit der pompösen Feierlichkeit wiedergeben, die seine Zeit für solche Feste verlangt. Wie er es dabei erreicht, in seiner Rezitation die ganze Zeremonie vorzuführen, darunter den Gesang eines Knabenchores, wie er die Stimmung einer Gemeinde trifft, die, von Fasten und Wachen ermüdet, auf der Straße einer Prozession entgegensieht und sich derweil erbauliche und grauliche Geschichten erzählt (die er durch realistische Ausmalung wieder ironisiert), dieses Rivalisieren der erzählenden Poesie mit einer dramatisch fortschreitenden Handlung erzielt Effekte, die dann die antike Poesie oft und gern nachahmt, nie erreicht; in anderen Sprachen gibt es kaum etwas Vergleichbares. Gewiß ist das eine sehr raffinierte Kunst, verständlich nur aus ihrer Umgebung und im Zusammenhang zugleich und Gegensatze mit der älteren klassischen Poesie. Kaviar für das Volk ist es; wer keinen Gaumen dafür hat, mag sich an die Klassiker halten; aber was ihm nicht schmeckt, soll

er nicht ungenießbar schelten: der Dichter hat es ja nicht für ihn zubereitet.

Und doch, auch bei Kallimachos kommt das Allerbeste erst in der unscheinbarsten Dichtung heraus, im Epigramm. Er ist nicht der Erfinder, auch nicht der Vollender dieser Gattung, aber ihr vollkommenster Meister. In diesen Gedichtchen, die nur ausnahmsweise mehr als sechs Zeilen haben, beschwert ihn die Gelehrsamkeit nicht, hemmt ihn keine Konvention, er darf vollkommen modern, darf ganz er selber sein. So ist denn dies der rechte Ort, von der Gattung zu handeln, die wir allein durch alle Jahrhunderte verfolgen können, zumal unser an sich schon reicher Bestand alljährlich durch die Inschriften vermehrt wird. Die Anthologie, die uns handschriftlich überliefert ist, stammt in ihrem Hauptstück aus dem 10. Jahrhundert und enthält noch Zeitgenössisches: die Tradition ist in 1500 Jahren nie abgerissen. Epigramm ist Aufschrift; in sehr großer Ausdehnung ist es das immer geblieben, als Weih- und namentlich als Grabepigramm; auch Kallimachos hat viel für den praktischen Zweck gedichtet, und das bleibt so durch alle Jahrhunderte. Das Christentum hat im Orient allerdings die private Grabschrift bald zurückgedrängt, aber Weihepigramme an Kirchen, Klöstern, Brücken und Schlössern gibt es z. B. in Syrien noch zahlreich, bis die Araber kommen. Wir haben gesehen, daß der Vers zuerst nur darum gewählt ward, weil er die einzige Ausdrucksform war, die Stil hatte, und erst allmählich mit Redeschmuck verziert ward, noch später das latente Gefühl aussprach, zum Ethos das Pathos fügen lernte. Es gab sich dann ganz natürlich, daß man nicht bloß auf einen Grabstein oder unter ein Weihgeschenk die Veranlassung schrieb, sondern auf einen Todesfall oder einen Sieg ein Gedicht machte, aber in jener monumentalen Form, die immer noch die Länge und den Stil bedingte. Wir haben bei Theognis die Spruchdichtung kennen gelernt, die kleinen Elegieen, die der Zecher zur Flöte rezitierte oder improvisierte, und die alles enthalten konnten, was Situation und Stimmung eingab oder ertrug. Auch diese Sitte blieb; mehrere Epigramme des Kallimachos geben sich als vorgetragen im Zecherkreise, und das braucht nicht Fiktion zu sein. Aber auch das entwickelt sich weiter; der Dichter kann in dieser Form auf alles und jedes sein Gedichtchen machen, zumal seit er ein schreibender Dichter ist, der gelesen werden will. So wird das Epigramm geradezu das, was die moderne Theorie (deren Verkehrtheit uns hier nicht zu kümmern braucht) das lyrische Gedicht nennt. Es gestaltet sich dem Dichter ein inneres oder äußeres Erlebnis zum Gedichte, der Eindruck, den eine Gegend auf ihn macht, ein schwüler Mittag, eine Sturmnacht, aber auch ein Menschenschicksal, ein Buch und vor allem jede Regung seines Herzens; hier kann sich Galanterie und Bosheit gleichermaßen äußern, hier erst gibt es eigentlich die ganz individuelle Liebespoesie. Die monumentale Inschrift, die für die Ewigkeit gesetzt ist, und das Impromptu eines flüchtigen Momentes haben sich in derselben

Epigramm.

Form zusammengefunden: was da herauskam, mußte wohl für alles genügen.

Vielleicht bietet die japanische Poesie die vollkommenste Analogie, die sich jahrhundertelang in Gedichtchen von fünf kurzen Zeilen bewegt haben soll. Wir mögen am ehesten das Sonett vergleichen, wie es in der italienischen Literatur seit Petrarcas Tagen bis auf die Gegenwart angewandt wird; auch die Sonette der Parnassiens würde der Grieche ohne weiteres als Epigramme begrüßen und bewundern, wenn auch nicht als Epigramme des besten Stiles, der den künstlichen Wortschmuck verschmäht. Die Sonette Shakespeares würde er schwerlich bewundern, aber Epigramme wären sie ihm auch; sind doch zwei davon Übersetzungen eines ganz unbedeutenden griechischen Stückes der Anthologie. Im ganzen ist doch das Sonett immer noch zu künstlich, zu kompliziert, aus der Lyrik abgeleitet und für Aufschrift und Inschrift zu lang. Michel Angelo hätte sich in dem schlichten Epigramm vollkommener aussprechen können. Bewundernswert ist auch hier die Kongenialität Goethes. Erst tändelt er in bloßer Nachahmung, ob er gleich manche seiner ersten Epigramme auf Stein schreibt. Seine Elegieen bleiben auch zuerst bei der römischen Form. Aber Euphrosyne und Alexis sind wert, der hellenistischen künstlichen Elegie oder Epik (was ja dasselbe ist) verglichen zu werden: das sind Eidyllia. Und sein venetianisches Epigrammenbuch kann uns am ehesten den Reichtum eines hellenistischen solchen Buches veranschaulichen. Dabei hat er die Vorbilder kaum von fern gekannt. Wie anders Lessing, der an die Herausgabe der Anthologie dachte, aber in Theorie und Praxis bei dem martialischen Genre stehen geblieben ist. Gewiß, es liegt auch eine Beschränktheit darin, daß sich die Griechen jahrhundertelang eigentlich auf diese eine knappe Form beschränken, ihnen also das Lied fehlt. Aber ist das Lied zum Lesen denn nicht erst recht eine unnatürliche konventionelle Form? Paßt das Versmaß von „Über allen Wipfeln“ für die Inschrift an der Wand? Jene Beschränkung ist doch die der Meisterschaft. Man verzeiht es den Römern gern, wenn ihre Versuche, solche Epigramme nachzubilden, lange gänzlich mißlingen; man bewundert Catull, der sich über die Härte seiner Disticha nicht getäuscht haben kann und daher ein Maß aussucht, das zwar Phalaikos durch Normalisierung eines alten lyrischen Verses zu einem epigrammatischen umgeformt hatte (auch Theokrit hat es einmal angewandt), das aber der feine Instinkt der Griechen als ungeeignet für diese Form ablehnte. Dem Catullus wird der Hendekasyllabus ein ganz willig gehorchendes Instrument; er setzt nicht eine Kunstübung und Bildung von Jahrhunderten, eine von tausend Konventionen und Rücksichten gebundene Gesellschaft voraus wie die hellenistische und die moderne: daher sind seine Gedichtchen ungleich verständlicher als die griechischen Epigramme. Dann kommt die Liebesdichtung der Properz und Ovid. Was ist sie? Die meisten versichern, Nachbildung der elegischen Liebesgedichte der Alexandriner. Und wo

sind die? Man muß sie sich erfinden, weil man die Vorbilder übersieht, die man besitzt. Diese ganze Elegie ist erwachsen aus dem Epigramm, dessen Kürze unnachahmlich war, zumal als die Rhetorik eindrang, und die auch unwesentlich schien, da ja ihre beiden Bedingungen, die Aufschrift und der Trinkspruch, nicht mehr galten. Zumal wenn man sich ein Buch Epigramme vorstellen kann, wis es die Samier und die Alexandriner boten, wird die Nachahmung z. B. im ersten Buche des Properz unmittelbar einleuchten. Bewundere denn jene Verbreiterungen, wer mag. Wer von Kallimachos kommt, wird leicht den Geschmack an dem gewässerten Weine verlieren; und oft ist er statt des Wassers mit übelen Würzen versetzt.

Die elegische Form, in der allbekannten epischen Sprache wurzelnd, im Epigramme von alters her dem allgemein literarischen und selbst dem epichorischen Dialekte zugänglich, war dem Griechen so leicht, daß hier wenigstens die Volkstümlichkeit dauernd erhalten blieb; forderte doch das Bedürfnis Epigramme auf jedem Dorfkirchhofe. Natürlich bewegt sich diese Massenproduktion in der Nachahmung der Muster, aber die Dichter von Profession werden doch durch die Arbeit für den praktischen Gebrauch immer wieder zur Natur und Einfachheit zurückgeführt, und die Verbindung der poetischen Aufschrift mit dem künstlerischen Schmucke des Grabes wird auch auf den Stil des Gedichtes von Einfluß. Nicht das Buch, sondern das Steinmonument hat dazu geführt, auf demselben Grabe mehrere Gedichte anzubringen, in dekorativem Parallelismus oder um eine Fläche zu füllen: das ist schon bei Erinna nachweisbar; wir besitzen aber auch solche Monumente. Damit war die Handhabe zum Variieren desselben Motives gegeben, das später eine so weite Ausdehnung erhielt. In der ersten hellenistischen Zeit, der höchsten Blütezeit der Kunst, hat dieses dekorative Moment auch auf die Wahl der Versmaße eingewirkt; die sogenannten Technopägnien sind so entstanden (S. 92). Damals griffen die Dichter (namentlich Theokrit) überhaupt noch zu allen rezitativen Maßen; aber bald hat das elegische Distichon die Alleinherrschaft erhalten (daher ist Elegeion zu *elogium*, als Grab- und Ehreninschrift, dann zu *éloge* geworden; das Lob ist auch im Wesen römischer Zusatz). Diese Beschränkung kann man allerdings nur als Symptom des Verfalles betrachten, und im Distichon selbst konnte die Vollkommenheit, die Kallimachos erreicht hatte, wohl bewahrt, nicht übertroffen werden. Wem einmal klar geworden ist, wie das griechische gute Distichon die Wörter und Satzglieder in den beiden Versen verteilt, dem klingen alle Nachbildungen roh oder geziert und das vielbelobte Distichon Ovids wie ein unausstehlich monotones Geklapper. Dem Schlegelschen Musterverse, der von dem aufsteigenden und niedersinkenden Strahle eines Springbrunnens redet (sehr fein für Ovid und Schiller), würde er gern eine Charakteristik des wahren Distichons entgegensetzen, das seine logischen Einschnitte nicht an den metrischen Ruhepunkten haben mag: aber das ginge nur auf Griechisch.

Jener Fortschritt, daß das Epigramm der Ausdruck eines momentanen Gefühles ward, trat ein, sobald der Mensch Fähigkeit und Neigung besaß sich frei zu äußern. Das ist nicht erst in dieser Periode der Fall. Platon namentlich hat manchmal ein Gefühl und ein Urteil rasch in einen läßlichen und daher reizvollen Vers gekleidet, und die Pietät seiner Jünger bewahrte mit flüchtigen Tändeleien auch so Rührendes wie die Klage um Dion, und so Feines wie die Charakteristik Sapphos und des Aristophanes. Die Philosophieprofessoren überschätzen den Kollegen Platon, wenn sie ihm solche Allotria nicht zutrauen, weil sie selbst über so etwas erhaben sind. Aber solche Improvisationen machen nicht Epoche. Das tat das Gedichtbuch des Asklepiades von Samos. Die Insel muß bald nach ihrer Befreiung von Athen (321) eine Zeit der üppigen sinnlich und geistig angeregten Blüte erlebt haben, wie es scheint unter der Leitung des Duris; die Parallele zu dem Hofe des Polykrates drängt sich auf. Über eine Anzahl von Dichtern und Dichterinnen (Hetären) ragt Asklepiades hervor als der Anakreon des Epigrammes. Er klagt zwar über Weltschmerz, trotz seinen 21 Jahren, aber er ironisiert sich selbst und bleibt frisch und elastisch; Wein und Mädchen füllen seine formvollendeten und ungezwungenen Verse; aber auch literarische Urteile gibt er ab, wie er denn dem asklepiadeischen Verse den Namen nur geben konnte, wenn er die lesbischen Lieder in diesem Maße nachahmte; dagegen kann man von keinem seiner Epigramme sagen, daß es auf einem Steine gestanden haben müßte. So war die Bahn frei: die Studentenlyrik in der epigrammatischen Form tritt neben die gelahrten Wälzer der ernsten Professoren. Da ist ein gewisser Poseidippos, Nachahmer des Asklepiades, der in Athen Stoiker werden soll, aber bald dem Flausch des Kleanthes Valet sagt, sich mit Rosen kränzt und aus dem kleinen Athen über Kypros und Syrien nach Alexandreia zieht. Eben in den Jahren, wo auch Theokrit dort war, hat er sein Buch herausgegeben — dann verschwindet er für uns, sei es, daß er verkam, sei's, daß er ins Philistertum übertrat. Auf ihn hat Kallimachos noch nicht gewirkt, der dann mit der Weise des Asklepiades die alte Tradition der Aufschrift und die Kunsturteile Platons vereinigt. Theokrit macht vorwiegend wirkliche Aufschriften, höchst eigentümlich und schön, und so gibt es der Talente viele das ganze 3. Jahrhundert lang (besonders zierlich Dioskorides, dessen Büchlein um der Illustrationen willen oben (S. 92) zu erwähnen war), und schwillt auch der Umfang des Epigrammes allmählich an, dringt dementsprechend reicherer Schmuck ein: die Leichtigkeit und Verständlichkeit und die Verbannung alles Füllsels hält sich in dieser Schule, wenn man von Schule reden darf. Sie herrscht in Ägypten und Asien.

Asklepiades (um 290).

Poseidippos (dichtet 280 bis 270).

Leonidas (tätig seit 295).

Eine ganz andere Weise kam von Westen: Leonidas von Tarent, der für Pyrrhos auch in Dodona dichtete, ist ihr Haupt. Er steht zu Kallimachos etwa wie Euphorion. Wortgepränge, Neubildungen, Gelehrsamkeit, die bis an den Griphos streift, wird gesucht; dafür sind Weih- und

Grabepigramm zumeist nur Fiktion; das echte Impromptu ist fast verschwunden. Man hat den Eindruck, als würde bereits dem Epigrammatiker ein Thema gestellt, wie es später üblich war. Obwohl die gesunde Kritik nicht ausblieb und auf den Steinen zumal diese Künstelei sehr selten ist, hat die Weise des Leonidas doch stark auf die Epigrammatik Syriens und Phönikiens eingewirkt, die uns für das Ende des 2. und das 1. Jahrhundert Die phönikische Schule (130—60) am besten bekannt ist; da sie nach Rhodos und Umgegend übergreift und von da später nach Rom, darf sie als die führende Poesie der Zeit gelten. Antipatros von Sidon und die beiden Gadarener Meleagros (der auch kynische Satiren wie Menippos schrieb) und Philodem (der Epikureer, dessen Philosophika wir nicht loben konnten, S. 95) sind die Hauptvertreter. Sie verfassen auch Aufschriften für die Steine (Proben sind erhalten) und umfassen alle Gattungen; aber die Einfachheit ist verloren, und die immer gleiche metrische Vortrefflichkeit kann die Manieriertheit der Sprache nicht verhüllen. Im Grunde haben sie eben nichts Rechtes mehr zu sagen, und wenn der Liebesfrühling wie der der Natur immer neue Lieder fordert, das Grab, das die Liebe birgt, auch, so sollten doch die Töne, in denen sich die ewigen Gefühle äußern, neu sein, und vor allem, sie sollten nach dem Herzen klingen: das ist nur noch ganz vereinzelt der Fall. Denselben Eindruck macht alles, was wir sonst von der Poesie aus den Zeiten des Polybios, Poseidonios, Cicero besitzen: so tief wie der Archias, den Cicero verteidigt hat, steht übrigens kaum ein anderer. Es ist der raffinierten, sinnlichen Kunst gewiß manches Prachtstück gelungen, wie der Adonis des Bion von Smyrna; epische Erzählung, den Balladen unserer schwäbischen Bion (um 100). Dichter mehr als ebenbürtig, wie das Gedicht von Herakles bei Augeias, das die Modernen für verstümmelt halten, weil sie einem Griechen nicht gestatten, sprungweise zu erzählen. Der Isishymnus von Andros (aus der Isishymnus (vor 64). Zeit Sullas etwa) ist unschätzbar in seiner aufdringlichen Pracht, durch die der Eindruck der erhabenen Offenbarung einer Allgöttin erzielt werden soll. Ein laszives Gedichtchen des Philodem durfte immer noch den catullischen Kreis entzücken. Aber im ganzen drückt auf allem die Inhaltlosigkeit der Imitation; die Bukoliker zeigen das erschreckend deutlich. Auch unter den Hofdichtern des Augustus und der anderen Großen seiner Zeit (und der Epigrammatiker gehört zu einem vornehmen Hofhalt wie der philosophische *directeur de la conscience*) ist kein wirkliches Talent; bei den meisten, auch dem weitaus geschicktesten Krinagoras von Mytilene Krinagoras (tätig 45—2 n. Chr.) geht sogar die Kunst des Versbaues stark bergab, die dann auf immer verloren ist. Der Dichterkreis, der in den lateinischen Priapea zu uns spricht, besitzt sehr viel mehr frische Grazie, obgleich er zum Teil übersetzt. Und so denn überhaupt. Diese Griechen, Philodem an der Spitze, und dann Parthenios von Nikaia, der, soviel wir sehen, dem Stile des Parthenios (um 50 v. Chr.) Euphorion folgt, haben nur noch die Mission, der werdenden römischen großen Poesie Handlangerdienste zu leisten. Diese aber schwingt sich mit frischer Kraft über das Hellenistische zum Klassischen. Das ist ihr unsterb-

hoher Ruhm; aber es sollte sich von selbst verstehen, daß die Nachwirkung der unmittelbaren Lehrer nicht fehlen kann. Bei Vergil und Tibull (der doch mit Absicht und Erfolg der althellenischen Elegie zustrebt) gibt das jeder zu: die Aufgabe, bei Horaz die epigrammatischen Motive zu verfolgen, ist noch nicht gelöst. Dazu muß freilich die hellenistische Poesie erst selbst verstanden werden, womit es leider noch gute Wege hat.

D. Römische Periode (30 v. Chr. bis 300 n. Chr.).

I. Klassizistische Reaktion. Mit dem Untergange des Hellenismus ändert sich die Grundlage unserer Literaturkenntnis, muß sich also auch die Behandlung ändern. Während der radikale Umschlag des Geschmackes die Prosa der letzten drei Jahrhunderte vor Christus so gut wie ganz und auch die meiste Poesie dem Untergange geweiht hat, ist aus den folgenden dreien an griechischen Büchern lediglich dem Volumen nach mindestens doppelt so viel erhalten als an lateinischen von Plautus bis Lactantius. Schwerlich wird ein bedeutender Schriftsteller dieser Periode ganz verloren sein, wenn auch zurzeit die Rekonstruktion von vielen kaum begonnen hat. Auch in die tieferen Schichten des literarischen Lebens gestattet die christliche Literatur, nicht allein, aber vorwiegend, einen Einblick, deren in jeder Hinsicht verwerfliche Absonderung mindestens im Prinzip aufgegeben sein dürfte. Übrigens hat die sonst für die literarische Schätzung fast ganz unfruchtbare Behandlung durch die Theologen (die Philologen verschmähten aus klassizistischem Dünkel das „biblische Griechisch") doch einen großen Vorteil: sie scheidet die Sprachen nicht, weil eben das Christentum „katholisch", universell gewesen ist wie das Weltreich. In der Tat ist dessen Kultur einheitlich; nicht nur die griechischen und lateinischen, sondern mindestens auch die syrischen Bücher gehören eigentlich alle zusammen, und wohl noch manches andere. Die griechische Literatur ist keineswegs die der griechischen Untertanen Roms, auch nicht die der Osthälfte des Reiches, deren Geschäftssprache griechisch ist, sondern die weitaus größere Hälfte der Literatur des doppelsprachigen Weltreiches, und in ihr hat die Hauptstadt gerade während der ersten Zeit einen so dominierenden Einfluß, wie ihn niemals eine der hellenistischen Städte gehabt hatte. Auch der Wille oder Geschmack der Kaiser hat sehr viel stärker eingewirkt als irgendein griechischer König. So kann die Darstellung hier im Gegensatze zu der vorigen Periode im wesentlichen die zeitliche Abfolge einhalten. Nur eine zusammenfassende Betrachtung muß doch vorausgehen, eben die der radikalen Umkehr in Sprache und Stil.

Attizismus. Selbstverständlich hatte man nie aufgehört, die attischen Prosaiker zu studieren, weil sie vortrefflich und insofern vorbildlich waren. Aber an Reproduktion, an Nachahmung hatte niemand gedacht. Wir finden das auf dem Gebiete der Skulptur schon im 2. Jahrhundert v. Chr. in den

sogenannten neuattischen Reliefs; das entspricht aber dem attischen Stile, den Tragödie und Komödie immer verlangten: das hellenistische Athen, soweit nicht Fremde dort philosophieren, zehrt bereits allein vom alten Erbe; es spielt dafür auch in der Weltentwickelung keine Rolle. In der Poesie waren freilich die alten Gattungen und Formen, auch die sprachlichen, kanonisiert; nur der Geist war ein moderner. Die Grammatiker mochten ähnlich auch über den alten und den neuen Stil in der Prosa urteilen; aber das waren Werturteile, wie sie der Franzose oder der Deutsche von Geschmack heute ebenso aussprechen kann. Der Klassizismus, den wir in der ciceronischen Zeit sein Haupt erheben sehen, mit seiner fanatischen Feindschaft gegen alles, was wir spezifisch hellenistisch nennen, ja gegen alles, was nicht ganz streng und einfach scheint, so daß selbst Platon befehdet wird, ist etwas ganz anderes. Er kommt aus dem Gefühle heraus, daß der Hellenismus abgewirtschaftet hat, die Klassiker aber nicht, vielmehr ihre ewige Bedeutung gerade jetzt bewähren. Rom, das nun seine eigene Rede und Dichtung zu klassischer Höhe führt, mußte diesem Gefühl erst zum lebhaften Ausdrucke, mußte dann der Tendenz, zurück zu den alten Mustern, zum Siege verhelfen. Man kann die Bedeutung dieses geschichtlich vollkommen begreiflichen, von den besten Leuten bewirkten und doch geradezu verhängnisvollen Bruches mit der Geschichte nicht hoch genug schätzen. Jeder Fortschritt, jede Entwickelung ist damit prinzipiell negiert. Das gilt für alle Gebiete, politisch, historisch, ästhetisch. Daher widerstrebt es dem modernen Wesen, das mit jenen Begriffen vielleicht übertriebenen Kultus treibt, von Grund aus; innere wahre Sympathie kann hinfort nur erwecken, was im Widerspruch zu dem herrschenden Kredo der „Welt“ emporwächst, denn nur dieses ist gewachsen: die ganze griechische Literatur ist hinfort etwas Gemachtes.

Das gilt vor allem von der Sprache. Indem sie mit Gewalt attisch gemacht wird, ist ihr jede Verjüngung durch die lebendige Volkssprache versagt: dafür kann sie allerdings in der gelehrten und gelernten Form unbegrenzt dauern; sie tut es ja noch heute. Natürlich konnte sich die Umkehr nicht mit einem Schlage vollziehen; es waren etliche Generationen nötig, bis die Schulen der ganzen Welt das korrekte Attisch lehrten; aber die Abkehr von der hellenistischen Manier geht überraschend schnell, und wenn der Mechaniker Heron (durchaus ein Banause, dessen Bestes von seinen hellenistischen Vorlagen stammt) unter Claudius noch ganz vulgär schreiben kann, so würde das unter Traian schon unmöglich sein. Wer sich deutlich machen will, wie gewaltig der Abstand der Stile ist, der lese einmal nebeneinander die Sammlung Liebesnovellen, die Parthenios für Cornelius Gallus, also etwa um 40 v. Chr. verfaßt hat, allerdings in sehr pretiös hellenistischer Prosa, die absichtlich das Rhetorische meidet (wer hypomnematische Formlosigkeit in ihr findet, kennt die hellenistische Manier wenig), und die erschreckend inhaltsleere, aber ganz sorgsam stili-

Attizistische Sprache.

Heron (um 45 n. Chr.).

sierte Schrift über die Pflichten des Feldherrn, die ein gewisser Onesandros um 50 n. Chr. an den Konsular M. Vinicius gerichtet hat, attisch periodisiert (an Xenophon kein Gedanke), hiatuslos, ohne Kadenzen. Erreicht ist die Rückwälzung der Sprache durch die angestrengte Arbeit der Grammatik, die nun einen gelehrt sprachlichen Unterricht mit Lehrbüchern und Lexiken nicht ohne zusammenhängende Forschung erteilen mußte und immer schwerere Arbeit bekam, je mehr die zurückgestoßene Vulgärsprache nun verwilderte. Das Grundbuch aller Grammatik, das um 100 v. Chr. Dionysios Thrax in Rhodos verfaßt hatte, diente noch durchaus der Vorbereitung für die Lektüre der alten Schriftsteller: jetzt hieß es die Menschen ebenso altertümlich reden und schreiben lehren, ihnen den Dual beibringen, Flexionen, die Aristarch bereits im Homer als merkwürdig bezeichnet hatte, den Optativ, der schon im 2. Jahrhundert n. Chr. aus der Volkssprache verschwunden ist: mit all dem werfen die Literaten je länger desto lieber um sich. Schon unter Augustus schreibt Tryphon ein Onomastikon, also ein Verzeichnis der guten Wörter; er schreibt auch über Syntax. Gute Wörter sind damals noch Wörter, die überhaupt aus der klassischen Zeit belegt sind; dafür gab es schon ältere Sammlungen, z. B. von Aristophanes von Byzanz, die aber zur Entscheidung von Echtheitsfragen angelegt waren. Seit Hadrian steigert sich der Klassizismus zum Archaismus; die alte Komödie muß jetzt besonders herhalten. Die Parodieen des damaligen Fanatismus übertreffen kaum die Wirklichkeit: der Attizist des Athenäus, der beim Diner einen Leckerbissen vorübergehen läßt, wenn er nicht den echt attischen Namen samt einem lexikalischen Belege erfährt, ist ganz glaublich. Man muß bei Phrynichos lesen, wie diesem Gecken Menander ein zweifelhaftes Griechisch schreibt, daneben auch welche Barbarismen er deu Größen des Tages aufmutzen kann. Die Forderung ist stärker, als wenn man den Italienern heute zumutete, kein Wort zu brauchen, das nicht vor dem Sturze der Republik Florenz belegt wäre. Es geht dann noch weiter: die Sucht nach dem Alten verführt dazu, das Poetische, weil es alt ist, in die neue Prosa aufzunehmen, erst aus den attischen Dichtern (die Tragödie beuteten gewisse Leute schon im 2. Jahrhundert aus), dann gar aus den alten Lyrikern. Allerdings geht neben dieser Richtung, für die Philostrats Gemälde und Himerios, der Lehrer Julians, genannt seien, eine streng attische, die von den besten Stilisten, Aristeides, Lukian, ganz besonders noch im 4. Jahrhundert von Libanios und seiner Schule, mit Erfolg vertreten wird. Und natürlich protestieren immer maßvollere Leute gegen die Übertreibungen: aber gerade sie, Plutarch z. B. und Galen, sind doch von dem Hellenistischen viel entfernter als der Klassizist Dionysios von Halikarnaß, weil dieser noch in ihm erzogen war. So viel hat die Schule ausgemacht. An den volkstümlichen Schriften ist Ähnliches zu bemerken: man vergleiche etwa die Martyrien der Christen von Lyon und des Polykarp mit Paulus und dem Wirbericht der Apostelgeschichte. Freier steht nur die wissenschaftliche Sprache, die von alter Terminologie durchsetzt

ist. Im 3. Jahrhundert, als die Zersetzung der gesprochenen Rede des Volkes schon sehr weit geht, bahnt sich dann die ganz und gar konventionelle Gemeinsprache an, die seitdem bei den meisten Griechen (wenn sie nicht etwas ganz Rhetorisches schreiben) herrscht, aber doch keineswegs mehr rein attisch ist. Man gewinnt durch die Praxis wohl ein Gefühl für die sprachlichen Unterschiede, aber wissenschaftlich erfaßt ist diese ganze Entwickelung noch längst nicht. Kein Wunder: vor 30 Jahren konnten die angesehensten Sprachkenner einem farblosen späten Machwerk wie der apollodorischen Bibliothek nicht einmal ansehen, daß das nicht hellenistisch wäre. Jetzt schwanken sie in der Ansetzung von Schriften der Kaiserzeit um Jahrhunderte, was hoffentlich der nächsten Generation ebenso unbegreiflich sein wird wie uns die Blindheit unserer Vorgänger.

Attizistischer Stil.

Dies die Wortwahl; sie ging wesentlich den Grammatiker an; die Wortfügung, der Stil ist das Reich des Rhetors, und der war und blieb der führende Mann. Der Betrieb des Unterrichtes ändert sich nicht wesentlich (vgl. S. 101); auch die Lehre von der Erfindung und Disposition bleibt im Grunde dieselbe; der Versuch, ein ganz starres, angeblich klassisches Schema der Gerichtsrede aufzuzwingen, mißlingt; das versuchte bezeichnenderweise in Rom der Lehrer des Augustus, Apollodoros von Pergamon. Es handelt sich also wesentlich um den Ausdruck, und da ja Nachahmung der Alten die Parole ist, kämpft man nach Überwindung des Hellenistischen (in Rom sagte man als Gegensatz zu attisch eine Weile asianisch) um die Auswahl unter den Klassikern: die Anweisung zur Imitation ist zugleich die zur Lektüre.

So entstehen die kritisch-ästhetischen Schriften über einzelne Klassiker und die zusammenfassenden Übersichten der für die allgemeine und spezielle Bildung des klassizistischen Rhetors notwendigen oder empfehlenswerten Lektüre. Die Modernen haben diese Rhetorenlehre, die ihnen namentlich in der gefälligen Bearbeitung Quintilians entgegentrat, nur zu lange als maßgebende Grundlage der griechischen Literaturgeschichte behandelt, und noch immer werden die epigrammatisch zugespitzten Kunsturteile weitergegeben, die bei jenen Rhetoren und auch heute nur zu oft nicht nur eigenes Urteil, sondern auch eigene Kenntnis ersetzen. Ein Glück, daß über die Dichter zumal die Grammatiker und schon vor diesen die erste Generation der Peripatetiker die Losungsworte ausgegeben hatten. Ein größeres Glück, daß die peripatetische Lehre, namentlich des Theophrast, die auch die hellenistischen Rhetoren nicht vergessen hatten, nun erst recht zur Geltung kam: sie erkannte mehrere Stilgattungen an und schlug wenigstens jenen engen Attizismus nieder, den Cicero für das Latein durch die Lehre und noch erfolgreicher durch die Tat überwunden hatte. Die attischen Redner wurden erst jetzt als solche musterhaft (selbst ein Andokides und Isaios); das Interesse des Schulredners und seiner fingierten Gerichtsreden fixierte die Zehnzahl, in der diejenigen vereinigt wurden, von denen es Gerichtsreden gab, so daß die für die Stilgeschichte Wich-

Stilkritische Werke.

tigsten, Thrasymachos und Gorgias (freilich auch keine Athener) draußen blieben. An den Rednern mußten nun die Rhetoren beweisen, ob sie mehr verstünden als Worte zu machen: die Kritik der chaotisch vorliegenden Schriftenmasse und die historische Forschung über die Personen und ihren Nachlaß war zumeist noch zu leisten. Sie haben nach der literargeschichtlichen Seite gar nichts getan; ob sie etwas geben und was, hängt ganz von der alexandrinischen Arbeit der kallimacheischen Schule ab. In den Fragen der Echtheit kommen sie über subjektives Meinen nicht hinaus, und wenn sie etwas Richtiges finden, danken sie das lediglich dem allerdings hochentwickelten Stilgefühl. Die gleichzeitige Grammatik verstand es freilich auch nicht besser, wie Didymos zeigt. Damit ist über Dionysios von Halikarnaß abgeurteilt, der uns allein die Theorieen des römischen Klassizismus der augusteischen Zeit vorträgt. Es ist ein hohes Lob, daß er im Grunde dieselbe stilistische Überzeugung vertritt wie Cicero, und wir sind ihm für die Erhaltung von ungemein viel Wichtigem zu Dank verpflichtet; seine Schriften über die attischen Redner und über die Wortfügung sind auch eine nicht nur belehrende, sondern gefällige Lektüre. Aber das Beste in allem gehört nicht ihm; einem Thukydides und Platon steht er, selbst wenn man die beschränkt stilistische Betrachtungsweise zugibt, trotz allem Dünkel geradezu hilflos gegenüber, und mit dem Versuche, nach dem neuen klassizistischen Rezepte Geschichte zu schreiben (das Rezept war im Grunde das alte der isokrateischen Schule), hat er nur das unausstehlichste Geschichtsbuch zustande gebracht, das in griechischer Sprache existiert; wie denn überhaupt die Versuche dieser Kritiker, etwas Eigenes zu produzieren, völlig gescheitert sind. Selbst als Lehrer und Deklamatoren bekamen sie nicht die Führung. Leider bleibt uns der Mann nur ein Name, der die Schulpraxis des Hellenismus mit dem neuen Stile versöhnt zu haben scheint, Theodoros aus Gadara, der in Rhodos lehrte, also an dem einzigen Orte, der noch als Zentrum dieser Bildung in Betracht kam, und der Rom gegenüber die Tradition erhalten konnte. Ein Schüler von ihm hat das schönste stilkritische Buch der Griechen verfaßt, die Schrift über das Erhabene (das Pathetische trifft besser zu), die, aus Verlegenheit auf die Namen des Dionysios oder des Longinus getauft, unter dem letzteren berühmt geworden ist. Sie wendet sich gegen den Sikelioten Cäcilius, einen offenbar höchst energischen, kenntnisreichen und betriebsamen Rhetor, der aber ein allzu fanatischer Attiker war, so daß seine Bücher verloren sind. Die Gegenschrift hat ihren Stoff zum überwiegenden Teile von ihm übernommen, aber sie führt von sich aus ins Feld, was man bei einem Griechen so selten findet, das Gefühl für das Ursprüngliche, Unbewußte, das Naturgroße: das hat der Mann bei keinem Rhetor gelernt; philosophische Bildung ist unverkennbar. Er hat denn auch das bittere Gefühl, in einer verkümmerten epigonenhaften Welt zu leben: der Weltfrieden des Kaiserreiches ist für diese freie Griechen-

Dionysios von Halikarnaß (tätig 30—8 v. Chr.).

Theodoros von Gadara (unter Augustus).

Die Schrift vom Erhabenen (um 40 n. Chr.).

seele nur der eines Käfigs, wie für die seines jüdischen Zeitgenossen Paulus.

Aus dem Ende des 2. Jahrhunderts, also als das Hochgefühl der klassizistischen Restauration dicht vor dem Zusammenbruche am lautesten ist, stammt das höchst lesenswerte Buch des Hermogenes von Tarsos über die „Ideen“, wie er (nach Isokrates, beileibe nicht nach Platon) die Formen oder Gattungen des Ausdruckes benennt (das Buch von der Methode der besten Form, die er δεινότης nennt, gehört auch dazu). Dies System muß einmal sorgfältig erläutert werden, denn nicht ohne Grund haben spätere Philosophen danach Rhetorik lehren mögen; es wird auch den besten Schlüssel abgeben, um dahinter zu kommen, welche Wirkung die Stilkünstler mit den oder jenen Ausdrucksformen bezweckten, und zugleich, was sie bei ihnen empfanden, wenn sie sie bei den Klassikern zu bemerken glaubten. Die Charakteristik der wichtigsten Prosaiker folgt ja auch hier, und zwar vorwiegend aus selbständiger, allerdings ganz ungeschichtlicher Auffassung. Hermogenes (den Philostrat mit unglaubhafter Bosheit behandelt) ist im Urteil kein bloßer Nachbeter, so sehr ihn das Prinzip der Nachahmung beherrscht, aber gerade darum nicht ganz leicht zu verstehen. Auch aus dem praktischen Schulbetriebe sind wenigstens ein paar sehr belehrende Bücher erhalten, die Progymnasmen eines gewissen Theon, die von der Weite der Lektüre in diesen Anfängerkursen der Rhetorik während des 1. Jahrhunderts n. Chr. ein sehr günstiges Bild geben, und aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts Anweisungen für die damals praktisch geübten Reden unter dem Namen des Menander, von dem nur der größere Teil herrührt; die anderen sind von Genethlios, etwas älter, aber alles ziemlich gleicher Art und aus derselben athenischen Schule. Der Einblick in ein ganz leeres Schnitzelkräuseln ist an sich erschreckend: aber gerade darum gewinnt man hier die Unterlage für das geschichtliche Urteil.

Hermogenes (um 170).

Theon (1. Jahrh.).

Menander (um 300).

Der Klassizismus mußte notwendig die Formen der Prosa, die in der klassischen Zeit ausgebildet waren, als allein berechtigt ganz ebenso kanonisieren, wie das für die Poesie längst galt. Da die Rhetorik die Führung hatte, überwog die Rede im Sinne des Isokrates. Die Schuldeklamation nahm tatsächlich immer die Haupttätigkeit der Leute in Anspruch; aber erst im 2. Jahrhundert publiziert man so etwas in Massen und mit dem Anspruche, das Übungsstück (μελέτη) wäre schon Literatur. Wenn Herodes Attikos eine politische Rede (γένος συμβουλευτικόν) herausgibt, um, die Larisaeer gegen Archelaos von Makedonien aufzureizen, so sollte das eines römischen Senators, der die Tagespolitik Athens und Griechenlands ganz wesentlich selbst macht, unwürdig sein; aber sein allerdings besonders starker Archaismus achtete seine aktuellen Reden demgegenüber gering. Was Wunder, daß ein Lesbonax mit Thukydides in Ansprachen vor der Schlacht konkurriert, ganz ohne kenntlichen historischen Hintergrund; der Anschluß an Thukydides ergibt die allgemeine Situation. Man

Deklamationen.

muß sich eben an die Denkart der Leute gewöhnen, denen eine Gegenschrift gegen die Leptinea wirklich mit der Rede des Demosthenes gleichwertig zu sein schien; an der konnten sie sich wieder und wieder versuchen. Schließlich sind die Rhetoren so weit gesunken, auch ihre Progymnasmen, die für einen Theon noch auf der Stufe von Primaneraufsätzen stehen, zu publizieren. Selbst Libanios hielt sich dazu nicht für zu gut. Mit Reden aus einer bestimmten historischen Situation und Person heraus täuschen zu wollen, lag ihnen natürlich fern; dazu waren sie schon viel zu eitel. Aber die Gefahr dieser Täuschung lag nahe; haben doch modernste Historiker den Herodes zu Thrasymachos gemacht. Es kann sehr wohl sein, daß eine Anzahl Fälschungen, die wir so betrachten, von Haus aus gar nicht so gemeint war, z. B. Reden auf Demades' und Aristogeitons Namen, die es früher notorisch nicht gegeben hatte, und die nun auftraten. Doch ist auch früh gefälscht worden, in Asien die Urkunden der Kranzrede, in Rhodos die Aischinesbriefe.

Briefe. Der Brief war eine Gattung, die durch echte und noch mehr angebliche klassische Produkte geheiligt war und um ihrer praktischen Unentbehrlichkeit willen in der Schule immer gepflegt werden mußte. Daher werden die Briefe aus gegebener Situation und Person heraus erst ein Exerzitium, dann eine Literaturgattung, und wieder spielt das in die Fälschung hinüber, ohne daß die Scheidung immer reinlich durchzuführen wäre. Fälschung waren z. B. sicher die schon vor Plutarch verbreiteten griechischen Brutusbriefe; von denen auf den Namen der sieben Weisen und ähnlicher Männer der Urzeit (jetzt zum Teil in den Dialekten verfertigt) kann man es kaum glauben (vgl. die Belege aus hellenistischer Zeit S. 97). Um 200 sind Leute wie Alkiphron und Älian so weit, unter eigenem Namen ganze Bücher von Briefen zu edieren, die Parasiten, Hetären, Bauern und dergleichen verfaßt haben sollten, unglaublich albern, wenn nicht, wie bei Alkiphron zuweilen, schöner hellenistischer Stoff übernommen ist. So mögen die Leute auch nicht alle einen Trug beabsichtigt haben, die ganze Briefsammlungen ausgehen ließen, von Hippokrates, Chion, Themistokles, die wir geradezu Romane in Briefform nennen müssen, oder die auch die Charaktertypen Herakleitos und Diogenes statt im Apophthegma in dieser Form darzustellen versuchen. Dazu gehören die Phalarisbriefe, noch aus dem Anfange des 4. Jahrhunderts, die selbst damals niemand als bare Münze nehmen konnte. Diese ganze Briefliteratur fordert dringend eine zusammenfassende Behandlung.

Gattungen der Rede. Aber der Rhetor strebte denn doch danach, seine Kunst auch im Leben zu zeigen. Die Gerichtsrede war es, auf die sein Unterricht abzielte; er selbst trieb dieses Handwerk und erzog zu ihm. Aber in die Literatur ist sie trotz dem Kultus der Attiker kaum eingedrungen; hier scheinen auch die Fälschungen zu fehlen. Zur Staatsrede gaben die Freistädte Asiens mit den Konflikten ihrer Eitelkeit und noch mehr die Provinziallandtage Gelegenheit; zur Festrede die heiligen Tage der Götter

und Kaiser; Kasualreden an Personen, zum Geburtstage, zur Hochzeit, zur Totenfeier und sonst kommen allmählich immer mehr in Aufnahme; eben darüber belehrt Menander; es sollte einmal jemand den ganzen Nachlaß der Literatur, aber auch der Byzantinerzeit, nach diesen Kategorieen ordnen. Hier ist es besonders, wo die Rede ganz in der Weise des Isokrates (S. 67) und über ihn fortschreitend den Wettkampf mit der Poesie aufnimmt: Aristeides nennt schon eine Klagerede Monodie. Der Titel ist noch für eine Rede auf den Fall Konstantinopels verwandt worden. Daß die Historiographie dem Rhetor zufällt, war auch isokrateische Tradition. Dagegen der Dialog gehörte eigentlich dem Feinde, dem Philosophen.

Das Lehrbuch wie die ganze belehrende Gattung (γένος διδασκαλικόν) lag seinem Wesen nach als etwas Kunstloses unter dem Niveau des Rhetors. Aber da nun die rhetorische Erziehung die allgemeine war und die künstliche Sprache allein dem gebildeten Geschmacke Genüge tat, so erfuhr allmählich fast jedes Literaturprodukt die rhetorische Stilisierung. Stilisierung der Hypomnema. Galens medizinische Fachschriften zeigen es am deutlichsten. Ja es kommt dahin, daß die ganze hypomnematische Literatur (S. 95) ihrem Wesen entfremdet und stilistisch aufgeputzt wird, so daß die unerträglichsten Fratzen herauskommen. Die sieben Weltwunder waren einst in ein paar Zeilen aufgezählt worden, damit die Kinder sie lernten. Es war verzeihlich, wenn sie jemand in ein Epigramm brachte, wie die neun Lyriker oder die sieben Weisen mit ihren Sprüchen: das entspricht den gereimten Genusregeln. Aber nun macht ein gewisser Philon ein rhetorisches Schmuckstück daraus: eine wirkliche Beschreibung der Kunstwerke, die er nie gesehen hat, beabsichtigt er gar nicht. Ein Rhetor Polyainos widmet den Kaisern Marcus und Verus eine aus billigen Büchern zusammengestoppelte Sammlung von Kriegslisten: die unausstehliche Ziererei seiner Rede ist das einzige, was er dazu tut; in Wahrheit hat er gar kein sachliches Interesse. Den Gipfel der Abgeschmacktheit erreicht auch hier Älian (er war aus Praeneste und nie auf griechischem Boden gewesen) mit seiner „Bunten Geschichte“, wenn's nicht etwa vor ihm Favorin (aus Arelate, aber in Athen tätig) getan hatte, dem er den Titel entnahm. Das ist das Schicksal, dem der Wissensschatz der hellenistischen Periode verfällt. Die Journalisten verschneiden den alten schweren Stoff, den die Gelehrten mit saurer Arbeit einst gewoben hatten, zu den Läppchen ihrer Essays und Artikelchen und bilden sich ein, er gehörte ihnen, weil sie ihm von sich ein paar Flitter und Schleifen aufsetzen, wenn's Glück gut ist, einen Similibrillanten. Das verachtet und ignoriert man, solange die Werke der echten Gelehrsamkeit zugänglich sind; aber hier müssen wir noch froh sein, daß uns in der Entstellung gar manches erhalten ist; zuverlässiger steckt es aber immer in den formlosen Exzerpten der Scholiasten. Der Grammatiker taugt mehr als der Rhetor; er schreibt wenigstens anspruchslos ab.

Die hellenistische Rhetorik hatte mit den Künsten des Klanges, rhyth- Rhythmen. mischen Klauseln, Reimen, Hiatuslosigkeit besonders starke Effekte erzielt;

gegen sie richtete sich die Polemik ganz besonders scharf; aber da mochte das Publikum offenbar nicht gleich umlernen, und Isokrates und selbst Aristoteles hatten doch auch im Grunde Ähnliches gebilligt. So finden wir die Rhythmen während des 1. Jahrhunderts noch mehrfach, in der Schrift über das Weltall, der über das Erhabene, besonders stark bei Chariton. Aber die strengere Richtung dringt durch; unter den Flaviern sind die alten Klauseln wohl verklungen. Den Hiatus vermied, wer in Isokrates und Demosthenes das Höchste sah; das ergab also dasselbe Resultat wie die Fortführung der hellenistischen Praxis. Wer sich archaistisch den älteren Attikern zuwandte, suchte ihn geradezu auf. So gehen zwei Richtungen dauernd nebeneinander her: aber die Hiatusscheu der Sprache nimmt doch ab; die Schule hat ihn nicht mehr verboten. Dauernd halten sich auch wie zuvor die beiden Haupttypen der stilisierten Rede, die periodisierte und die kommatische; die erste geht mit dem Attizismus, insofern sie den wahrhaft größten Klassikern nachstrebt; aber die zweite konnte sich auf die alten Ionier (die nie wie die Dorer als bloße Dialektschriftsteller gegolten haben, so daß auch von den Archaisten viel Ionisch geschrieben wird) und die ältesten Attiker berufen. Es hat aber in ihr, zumal wenn sie die Ausgleichung der Glieder und die Klangwirkungen von Assonanz und Reim anstrebte, wohl mehr von der klingelnden Rhetorik sich gehalten, gegen welche die klassizistische Reaktion zuerst zu Felde gezogen war. Schließlich dürfte es diese Richtung gewesen sein, die den Übergang zu dem neuen akzentuierenden Prinzipe vermittelte, dessen Aufkommen ein Hauptsymptom für das Ende der wirklich griechischen Literatur ist. Doch in jene Periode greifen wir noch nicht über. Nehmen wir vielmehr wieder in der augusteischen Zeit unseren Stand, nunmehr die drei Jahrhunderte zu durchmessen.

Iulier und Claudier (30 v. Chr. bis 68 n. Chr.).

II. Die Dynastieen von Augustus bis Severus Alexander.

Die römische Revolution zerstört die Grundlagen des Hellenismus durchaus. Ihr letzter Akt ist geradezu seine Überwindung durch das Römer- oder besser Italikertum. Man soll das dem Horaz glauben: der lügt nicht. Denn Antonius ist auch darin der getreuere Nachfolger Cäsars, daß er ein hellenistischer König werden will, und die Hand der letzten legitimen Erbin eines makedonischen Reiches soll ihm die Legitimität geben. Augustus dagegen ist ganz wirklich der Vorkämpfer Italiens und des Lateinertums. Ihm opfert er Sizilien, Illyrien, die Donauprovinzen, Afrika, wo doch das Griechentum tief eingewurzelt war. Er versucht, lateinische Städte auch im Osten zu gründen (was später unterbleibt), und wahrt dem Heere die lateinische Sprache. Aber im Osten muß er doch das Griechentum anerkennen, ihm nicht nur die Geschäftssprache lassen, sondern selbst dafür eine griechische Kanzlei gründen. Ägypten regiert er vollends als Nachfolger der Ptolemäer, als König. Daß die Reichsverwaltung sich ganz und gar an die hellenistische anschließen mußte,

war unvermeidlich; das gilt auch für das amtliche Schriftwesen, Hypomnemata und Briefe. Der Übergang von den ungefügen Senatsbeschlüssen zu dem Briefe des Imperators ist überaus bezeichnend; natürlich hatten die römischen Feldherren seit Flamininus oft griechisch an Griechen geschrieben; aber wenigstens für unsere Kenntnis ist erst jetzt ein individueller Stil bemerkbar. Wenn also ein Brief des Antonius so ganz anders stilisiert ist als einer des Augustus, so scheiden sich eben die Zeiten. Für Antonius war Hegesias noch ein Stilmuster: Augustus ist Attizist. Seiner Sinnesart, die in Rom einer romantischen Restauration des alten Glaubens und der alten Sitte zustrebte, entsprach der Klassizismus durchaus; seiner Politik war es auch genehm, daß die Hellenen ihrer Weltherrschaft vergaßen und den Sinn den Zeiten ihrer engen Kleinstaaterei zuwandten. So kommt von Rom das Losungswort und hallt durch die Welt; es wird um so mehr befolgt, je tiefer die griechischen Landschaften gesunken sind. Athen ist ganz verfallen, Alexandreia gedemütigt; selbst seine Grammatiker und Ärzte siedeln nach Rom über; doch zeigt Philon, daß der Attizismus hier nicht leicht eindrang, ganz wohl nie. In Asien residierte der Kaiser oder ein Vizekaiser wiederholt; es hat sich am schnellsten aus dem Elende erholt, und Rhodos hat auch in der Beredsamkeit die Kontinuität aufrechterhalten. Insofern das Reich römisch-griechisch ist, sind Rom und Asien die Brennpunkte der Ellipse. In der ersten Hälfte von Augustus' Regierung überstrahlt der Glanz der klassischen römischen Poesie alles; aber dann beginnt er schon zu verbleichen, und der griechischen Epigrammatiker hat auch der Kaiser nicht entbehren wollen; er gab auch an seinen römischen Spielen griechische Vorstellungen: die Säkularspiele sind ganz klassizistisch wie die Ara Pacis, aber sie sind die Fortsetzung der hellenistischen gottesdienstlichen Repräsentationen. Aus Asien kam der „tragische Tanz", der sich in Rom zum „italischen" ausbildet, das heroische Ballett, Pantomimus. für die Römer der Ersatz der tragischen Spiele. Es hat bewirkt, daß nicht nur keine römische Tragödie aufkam, sondern auch die griechische, mochte sie auch zur Vorführung gelangen (was im 2. Jahrhundert noch viel geschah), vereinzelt auch ein klassizistischer Nachahmer sich versuchen (wie Plutarchs Freund Serapion), eigentlich nur noch in der Lektüre wirkte. Aus Asien kam noch unter Augustus der griechische dramatische Mimus Mimus. (S. 127), von nun ab das Surrogat des Lustspieles, dem es sonst ganz wie der Tragödie ging.

Die Wissenschaft war, von der lokalrömischen Archäologie und der Rechtswissenschaft abgesehen, ganz und gar griechisch, und leider ist es mit ihrer Rezeption durch die Römer nicht so vorwärts gegangen, wie man hoffen durfte; Griechen waren eben überall vorhanden, wo man sie haben wollte, und jedermann verstand sie. Aber so weit ging selbst die Bildung der leitenden Männer nicht, daß für die Weltkarte des Agrippa die elementarsten Grundsätze der physikalischen Geographie berücksichtigt worden wären. Statt, wie sich gebührte, neue Punkte auf dem Erdball

Strabon (ca. 68—20 n. Chr.).

festzulegen, ward das Gradnetz des Eratosthenes ganz ignoriert. Und doch lebte in Rom Strabon von Amaseia, der wahrhaftig selber zu wenig Verständnis für Eratosthenes und Hipparchos bekundet hat, aber er oder der Grammatiker Aristonikos oder hundert andere hätten doch den rohen Empirismus berichtigen können, der mit dem Straßennetze ein noch viel unvollkommeneres Erdbild lieferte als die altionischen Portulanen. Strabon ist von der ernsten griechischen Wissenschaft so wenig gerechnet worden wie Diodor; sein Geschichtswerk war auch der Form nach nur Kompilation, aber seine Geographie, so wenig eigene Forschung in ihr steckt, so bedauerlich es ist, daß er für Griechenland nur an der homerischen Vorzeit Interesse nahm (dafür allerdings in Apollodoros die rechte Schmiede aufsuchte), so viel wir von seinem Ruhme abziehen würden, wenn wir Artemidoros von Ephesos lesen könnten, der hundert Jahre vorher die Erde beschrieben hatte: sein Buch ist doch eine durchweg erfreuliche und sehr belehrende Lektüre. Der Grieche hat für das Charakteristische jedes Landes und auch für den gegenwärtigen Zustand offenes Verständnis, ist wunderbar gut auf dem Laufenden und gibt scharf umrissene Bilder: was ist dagegen Mela oder Plinius. Auch die schlichte sachliche Rede ist hoch erfreulich: es sollte ein Lesebuch sein und ist es geworden. Ebenso braucht nur an die schon oben (S. 112 und 116) genannten Memnon und Nikolaos erinnert zu werden, damit man die Geschichtschreibung der Zeit nicht nach dem Rhetor Dionysios beurteile, gegen den Livius freilich sowohl ein Historiker wie ein Poet ist. Es ist aber unverkennbar, daß für die Historiographie der Klassizismus nicht günstig war; dazu hätte es einer wirklich historischen Forschung auf dem Gebiete der alten Geschichte bedurft; aber man las die historischen Klassiker und schwor auf ihre Worte. Reichsgeschichte aber ward so wenig geschrieben wie vorher Ptolemäergeschichte. Aus dem Alexandriner Timagenes, der sich auf sein keckes Mundwerk viel zugute tat, hätten die Modernen nicht einen Welthistoriker von Einfluß und Bedeutung machen sollen.

Geschichtschreibung.

Philosophie.

Mit der strengen Philosophie mußte es ähnlich gehen. Die Produktion neuer Gedanken hat aufgehört, das Interesse an der Geschichte der Philosophie und dem Studium ihrer Klassiker sich vorgedrängt, und die Zusammenfassung aller Einzelwissenschaften in der Enzyklopädie der neun oder sieben freien Künste bedeutete die Verflachung aller einzelnen. Das war das Erbe der unmittelbaren Vergangenheit. Da sehen wir denn, wie die peripatetische Schule mit Andronikos von Rhodos auf eine esoterische Pflege des Aristoteles ablenkt; auch für Platon (durch Derkyllidas und dann Thrasyllos) und selbst für Demokritos (auch durch Thrasyllos) geschieht Ähnliches. Die erste Rolle spielt die Stoa: da wirkt die imponierende Hinterlassenschaft des Poseidonios. Schüler von ihm wie Eudoros und Asklepiodotos, aber auch Sotion, sind für die Verbreitung wirksam und liefern die Verbindung zu Seneca. In anderer Weise wichtig ist, daß Areios Didymos das Ohr des Kaisers hat. Seine Stoa gravitiert

mehr nach der stoischen Akademie des Antiochos, und eine klassizistische Philosophie, die mit Abschleifung der Schulgegensätze eine allgemeine Weltanschauung des gebildeten Menschentums den weltbeherrschenden Römern liefern sollte, war eigentlich auch das Ideal Ciceros gewesen. Auch in der religiösen Färbung posidonisch ist eine Schrift über das Weltall, die sich doch Aristoteles nennt und durch den falschen Namen gerettet worden ist. Ihre Sprache hat noch viel Hellenistisches, auch in den Klauseln der Sätze: man darf sie ganz besonders für die Charakteristik dieser Zeit verwenden. Auch auf einen klassischen Namen gestellt ist das „Gemälde" des sogenannten Kebes; sokratischer Dialog der äußerste Rahmen; das fiktive Gemälde eigentlich eine Prosopopöie, wie sie längst Mode waren und immer wieder Beifall fanden; die Ausdeutung soll tiefe Philosophie sein. Uns scheint alles frostig und banal; aber es hat so stark gewirkt, daß sogar die bildende Kunst sich daran versucht hat, die Fiktion des sehr wenig plastisch veranlagten Verfassers nachzuschaffen. War doch auch die Renaissance für solche Allegorieen ungemein empfänglich; welches Glück hat nicht die sogenannte *Calumnia* des Apelles gemacht, im Grunde eine Prosopopöie ähnlichen Schlages, die Lukian reproduziert hatte. Der neupythagoreische Mystizismus hatte auch schon eine Generation früher sich stärker geregt: gerade er fand bei den Römern Anklang, und es ist sehr merkwürdig, daß ein asketischer Neupythagoreer Sextius Niger als griechischer Schriftsteller über Botanik der Folgezeit ganz wesentlich das Material bereitet. Für die Zoologie tat das Alexandros von Myndos, wie es scheint, ohne Wissenschaftlichkeit und mit viel Fabelei; aber der Einfluß, den er übt, kommt dem des Niger gleich.

Vergessen darf auch die Grammatik nicht werden, von deren zahlreichen Namen wenigstens einige genannt seien, Aristonikos, der uns die Schärfe Aristarchs am reinsten wiedergibt, die Theoretiker Tryphon und Ptolemaios von Askalon, Theon, der die hellenistischen Dichter des 3. Jahrhunderts durch seine Ausgaben in die Reihe der Schulklassiker einführt und dadurch erhält, und endlich Didymos, der Kompilator der alexandrinischen Schätze aller Art. Gewiß trifft sein Beiname „der Mann mit dem eisernen Sitzfleisch" auch insofern zu, daß er mit dem Gehirne wenig arbeitete; aber das hat der neu entdeckte Demostheneskommentar doch gelehrt, daß wieder ein lateinisches Buch, dem man es nicht zutraute, in der Form ganz von dem griechischen Vorbilde abhängt: der Cicerokommentar des Asconius ist nach diesem Demostheneskommentar gearbeitet. Das nimmt dem Asconius nichts von seinem Werte, denn er arbeitet aus den Quellen, während Didymos kompiliert; erst wenn wir statt Didymos Hermippos sagen, gelangen wir in die Region, die inhaltlich und formell Griechen und Römern der Kaiserzeit gleichermaßen die Wege gewiesen hat. Grammatik.

Die Literatur, die lediglich alten Stoff bequem präpariert darbot, muß ganz ungeheuer gewesen sein; doch sei nur noch ein Name genannt,

weil er Rom als Kapitale der griechischen Bildung besonders gut illustriert.

Juba († 23 n. Chr.?). Der Berberprinz Juba ist als Kriegsgefangener in Rom aufgewachsen; der Hof hat sich seiner angenommen, ihn mit einer Prinzessin verheiratet und ihm eines der kleinen Königreiche mitgegeben, die Augustus als Puffer gegenüber den Barbaren zu errichten liebte. In dem wilden Mauretanien baute sich Juba seine Residenz, und deren Reste bei Cherchel bekunden durch die Kopieen altattischer Statuen den korrekten Geschmack des Herrn. Schriftstellerisch hat er über allerhand Materien der griechischen Antiquitäten geschrieben; die Geschichte des griechischen Theaters von dieser Hand geschrieben zu finden, ist einigermaßen spaßhaft. Er hat auch über sein Land geschrieben, nicht ohne stark zu fabulieren. Und eine Vergleichung griechischer und römischer Sitten demonstrierte z. B. dem Plutarch die hellenische Rasse der Römer: daß das ein Berber leistete, ist wahrlich ein Zeichen der Zeit.

Von dem Leben in der Provinz wissen wir noch zu wenig; es wird sich noch vielerorten zeigen lassen, daß die hellenistischen Überlieferungen hier nur langsam dem Losungsworte wichen, das aus der Hauptstadt kam. Am stärksten mußte Alexandreia widerstehen, wo schon der ägyptische Einschlag der Kultur mit dem reinen Attizismus unvereinbar blieb. Wo wir, wie in dem sogenannten dritten Stile der pompejanischen Malerei, sicher alexandrinische Herkunft anerkennen, ist denn auch ein erfreuliches Fortleben des Hellenistischen vorhanden, und kaum kann man zweifeln, daß das üppig sinnliche, phantastische Wesen, das in der neronischen Zeit hervorsprudelt, in Alexandreia samt den Vorstädten Eleusis und Kanopos zu Hause ist. Wir müssen uns für diese Periode mit einem

Philon († nach 41). feierlich ernsten Vertreter Alexandreias begnügen, dem Juden Philon, den die Christen, fast als gehörte er zu ihnen, erhalten haben. Mit den Fanatikern von Jerusalem hat er freilich wenig gemein; im Gegenteil, dies Judentum, so hochmütig es auch darauf pocht, daß sein Volk das auserwählte wäre, mußte dahin führen, wo sein Neffe Tiberius Alexander angelangt ist, der im Heere des Titus vor Jerusalem kommandiert hat. Auch Philon ist mehr als zur Hälfte hellenisiert. Er treibt nur jenes unerfreuliche Spiel, das die christlichen Philosophen von ihm erben, alle Gedanken von den Griechen zu entlehnen, auch die wissenschaftliche Dialektik und die abscheuliche Allegorie, und dann das hellenisierte, also denaturierte Judentum gegen die Griechen auszuspielen. Dabei setzt er mit Berechnung zwei verschiedene Masken auf, so daß man ihm einen Teil seiner Werke hat absprechen wollen. Für seine Landsleute verbirgt er sorgfältig die Herkunft seiner Lehren und gibt alles als eine Art Kommentar zur Thora, der homiletischen Exegese präludierend. Für das große Publikum spielt er den Gelehrten, der sich mit aller Literatur vertraut zeigt, und bedient sich der Formen der philosophischen Schriftstellerei, Essay, Dialog, Bios (von dem S. 117 die Rede war). Der Stil ist überall der gleiche, erhaben, schönrednerisch, wohlperiodisiert, an

Worten überreich, von Attizismus kaum die ersten Regungen, die Etappe zwischen Poseidonios und Plutarch, die man sich konstruieren würde; nur ermüdet die Monotonie entsetzlich. Nichts Jüdisches darin, nichts Vulgäres, aber auch kaum etwas Individuelles; wie denn Philon durch seine eigene Philosophie durchaus nicht verdient hat, daß er erhalten blieb, kein Gedanke, daß er den Paulus oder das Johannesevangelium oder den Neuplatonismus beeinflußt hätte. Schließlich hat ihn die Judenhetze unter Gaius noch zu einer sehr wertvollen und viel lebendigeren Schriftstellerei veranlaßt, der publizistischen Vertretung des Judentumes. Gegenüber dem nichtsnutzigen Bengel auf dem Thron mit seiner Göttlichkeit und gegenüber den demagogischen Hetzern erscheint Philon trotz der Halbschlächtigkeit seines Wesens fast ehrwürdig, und das Urteil dieses Zeitgenossen über das Regiment des Tiberius wiegt alle perfide Kunst des Tacitus auf.

Die Allegorie und andere Irrgänge der Dialektik, auch einige Stilmittel (wie die ungefüge Häufung von Nomina), hat Paulus mit Philon gemein. Es gab also in der jüdischen Schule von Tarsos eine entsprechende Tradition, wie denn die seit langer Zeit ganz hellenisierte Hauptstadt Kilikiens auch in Poesie und Grammatik nach Alexandreia gravitierte. Hellenische Bildungselemente hat aber Paulus direkt nicht aufgenommen. Die gefälschten Pastoralbriefe und die Reden der Apostelgeschichte gehen ihn nichts an. Gewiß ist der Hellenismus eine Vorbedingung für ihn; er liest nur die griechische Bibel, denkt also auch griechisch. Gewiß vollstreckt er unbewußt das Testament Alexanders, indem er das Evangelium zu den Hellenen bringt; aber er ist aus ganzem Holze geschnitzt, er ist Jude, wie Jesus ein Jude ist. Daß aber dieser Jude, dieser Christ griechisch denkt und schreibt, für alle Welt und doch zunächst für die Brüder, die er anredet, daß dieses Griechisch mit gar keiner Schule, gar keinem Vorbilde etwas zu tun hat, sondern unbeholfen in überstürztem Gesprudel direkt aus dem Herzen strömt und doch eben Griechisch ist, kein übersetztes Aramäisch (wie die Sprüche Jesu), macht ihn zu einem Klassiker des Hellenismus. Endlich, endlich redet wieder einer auf griechisch von einer frischen inneren Lebenserfahrung; das ist sein Glaube; in ihm ist er seiner Hoffnung gewiß, und seine heiße Liebe umspannt die Menschheit: ihr das Heil zu bringen, wirft er freudig sein Leben hin; frisches Leben der Seele aber sprießt überall empor, wohin ihn sein Fuß trägt. Als einen Ersatz seiner persönlichen Wirkung schreibt er seine Briefe. Dieser Briefstil ist Paulus, niemand als Paulus; es ist nicht Privatbrief und doch nicht Literatur, ein unnachahmliches, wenn auch immer wieder nachgeahmtes Mittelding; es ist aber doch artig, daß man am ehesten noch Epikuros (S. 98) mit Paulus vergleichen kann. Ihm war ja alle Literatur Tand, jede künstlerische Ader fehlte ihm: um so höher muß man die künstlerischen Wirkungen schätzen, die er gleichwohl erzielt. Was sollte ihm und seiner Welt all das bedeuten, was wir Kunst und Wissenschaft nennen und als das Höchste des Menschlichen, oder vielmehr

Paulus († 64).

höher als etwas nur Menschliches schätzen? Er schöpfte ja ein gutes Teil seiner Kraft aus dem Wahnglauben an den nahen Weltuntergang. Aber in der hellenischen Welt der konventionellen Form, der glatten Schönheit, der Gemeinplätze erquickt diese Formlosigkeit, die doch den Gedanken und Empfindungen ganz adäquat ist. Oder welche Stilisierung könnte den intimen Reiz des Philipperbriefes erhöhen? Paulus offenbart der Welt für alle Zeit, daß der Mensch Gott auch auf anderem Wege finden kann, als es die Hellenen getan und gelehrt haben. Gewiß ist Kunstlosigkeit absolut kein Vorzug; es rangiert die Geister, daß Paulus für Platon nie Verständnis hätte haben können, weil Wissenschaft und Kunst außer seinem Horizonte lagen, wohl aber Platon frei genug war, eine echt religiöse Persönlichkeit und unstilisierte Herzlichkeit der Rede zu würdigen. Aber ebenso muß man zugeben, daß Platon sich so ganz niemals hätte selbst geben können, nicht nur weil dem künstlerisch Durchgebildeten die Formlosigkeit wider die Natur ist, sondern weil er ein Hellene war; dieses künstlerische Wesen ist eben die spezifisch hellenische Natur. Sie müssen dichten, wenn sie ganz sagen sollen, was sie leiden. Auch für ihre bildenden Künste ist das zugleich der Vorzug ihres Adels und die Schranke ihres Könnens. Jetzt war die Flugkraft des hellenischen Genies erschöpft; der Stil war Manier geworden. Die ganze griechische Literatur des Klassizismus wird dadurch gerichtet, daß die Nachahmung der Klassiker nur auf lateinisch in Cicero, Horaz, Vergil neue Klassiker zeugte, die griechische Sprache dagegen, wenn sie unmittelbar aus dem Herzen kommen sollte, ganz unkünstlerisch sein mußte, wie sie es bei Paulus, Epiktet, Plotin ist. Dann ist auch das vorbei.

Gaius bis Nero. Die lange Regierung des Augustus hatte zum Segen für das Reich eine Fortsetzung in demselben Sinne gefunden; aber es war das Regiment eines Welt und Menschen verachtenden Greises. Auch die griechische Welt, die doch nicht unter den Katastrophen gelitten hatte, von denen das Kaiserhaus und der Adel heimgesucht waren, atmete auf wie an einem Frühlingsmorgen, als der Knabe Gaius auf den Thron kam. Den reizte es, die Macht zu genießen wie einst den Ptolemaios IV., den neuen Dionysos. Man durfte wieder liederlich und lustig sein; die Kleinkönige, die Tiberius mitleidlos kaltgestellt hatte, hüpften auf ihre Thrönchen, und der Mob von Alexandreia durfte die Juden verprügeln. Der Übergang des Prinzipats auf Claudius änderte daran nicht viel: regierten doch seine griechischen Kammerdiener. Und Nero entwickelte sich bald zum Haupte der lustigen Liederlichkeit. Von seiner philosophischen Erziehung war ihm nur die Neigung für das Griechentum geblieben, die zu der Komödie der isthmischen Befreiung der Hellenen führte: seine Proklamation ist ganz in ausschweifend rhythmischer Prosa verfaßt, die damals bei den Griechen eigentlich schon nicht mehr Mode war. Nero ist selbst der *artifex*, d. h. der dionysische Technit: erst in der Rückübersetzung kommt die Pointe heraus. Er erneuert die musikalischen und schafft poetische Konkurrenzen; der Kitharode

und Chorpfeifer kommen wieder auf. Um verlorene Kunstwerke brauchen wir gewiß nicht zu weinen, aber historisch ist es sehr bedauerlich, daß wir von der griechischen Poesie so wenig wissen, die unter diesem Patron erwachsen ist. Das Griechentum fühlte sich merklich emporgehoben; es ist mehr dahinter als das Legitimitätsgefühl, das die falschen Neros hervorrief; selbst ein Plutarch hat dem Muttermörder nicht ganz die Sympathie geweigert. Und anmutig wird die Liederlichkeit immer noch gewesen sein, Stil muß sie gehabt haben: das lehren die Wände Pompejis mit der schrankenlos spielenden Ornamentik und der wirkungsvollen Buntheit des letzten Stiles. Wir haben wohl nur im Epigramme einige literarische Belege. Bis auf Gaius kennen wir das sehr gut, da wir reichliche Auszüge aus einer Sammlung besitzen, die damals ein recht untergeordneter Poet, Philippos aus Thessalonike, veranstaltete, wie solche Leute es zu machen pflegen, besonders weitherzig gegen die eigene Muse. Es verrät sich in bedenklicher Weise das Vordringen der Rhetorik, wie in der Poesie des Ovid, und eine große Anzahl Dichter sind zugleich Rhetoren. Die Produktion geht jetzt so vor, daß dem Epigrammatiker ein Thema aufgegeben wird; oft führt das zur beschreibenden Dichtung, öfter galt es nur, ein gegebenes Motiv zu variieren. Die Verskunst sinkt; Improvisation dürfte nicht selten gewesen sein. Besser wird das unter Nero gewiß nicht, an den ein gewisser Lucilius direkt Verse richten darf; aber das Epigramm Martials ist bereits da, mit dem Haschen nach einer witzigen Pointe (die Martial freilich besser zu finden versteht) und dem persönlichen oder scheinbar persönlichen Angriffe, der dann dem Epigramme des Okzidents, dank Martial, bleibt, und endlich dem Aufsuchen des Schmutzes, je ekelhafter desto lieber; auch darin ist Martial Meister geblieben; die Griechen sind im Grunde noch unreiner, sind lange nicht so witzig, aber ein Vorzug bleibt ihrer poetischen Tradition, die den Grobianismus nie gekannt hat: die unflätigen Wörter sind so gut wie verpönt. In dem dramatischen Mimus werden sie nicht gefehlt haben, und der erfreute sich des lebhaftesten Zuspruches, der griechische wie der lateinische; er hält sich tief in die christliche Zeit hinein. Auch der tragische Pantomimus dient immer mehr dem sinnlichen Reize. Die gemeinen Menschen- und Tierschlächtereien der Arena muß man hinzunehmen; sie dringen auch in den griechischen Osten, wenn auch unter Protest der besseren Gesellschaft. Diese Atmosphäre voll von Blut und Wollust, von maßlosem Glanz und tiefster Entwürdigung der Menschen, drückt auf die Welt: es ist sehr verkehrt, wenn man meint, durch Beseitigung vieler einzelner Fabeln die grelle Beleuchtung der Moralisten und Christen wesentlich dämpfen zu können. Renan hat in seinem *Antichrist* das Bild der Zeit getroffen, nur zum Teil zu sehr mit ihren Farben gemalt. Woher wären auch sonst die machtvollen Rufer nach einer Umkehr und Einkehr erstanden? Woher der Umschlag in die entgegengesetzte Unnatur der Askese? Eben in Neros Zeit erscheint nach drei Jahrhunderten wieder ein

Kyniker, Demetrios; er predigt in den Bädern Roms und Seneca sucht ihn auf. Aber gewiß, noch ist Genußfähigkeit vorhanden, der Taumel eines frischen Rausches, das Gefühl des Glanzes, der Überfülle, der Sicherheit des Weltfriedens, der Weltkultur. Auch den Verirrungen fehlt es weder an Majestät noch an Grazie.

Die Flavier (69—96). Die Bürgerkriege des Dreikaiserjahres machten dem Taumel ein fürchterliches Ende. Auf die legitime Dynastie aus Götterblute folgen die plebejischen Flavier. Sie haben es nicht erreicht, bei den Griechen die sehr lebhafte Antipathie zu überwinden. Vergebens steigerte namentlich Domitian die poetischen Wettkämpfe und schwärmte Titus für einen schönen Faustkämpfer von Weltruhm, da die Athletik sich aus archaistischer Rückkehr zu den althellenischen Turnspielen zu einem von allen Griechen leidenschaftlich geliebten Schauspiele herausgebildet hatte. Höfische lateinische Poeten, wie Statius und Martial, ließen sich wohl heranziehen, ein tüchtiger Rhetor wie Quintilian war gefügig; aber die öffentliche Meinung blieb oppositionell, und die Regierung empfand das so peinlich, daß sie einzuschreiten versuchte. Die Griechen erlebten nun einmal die Unterdrückung des freien Wortes; Ausweisungen aus Rom, Verbannungen, Leibesstrafen sollten die Literaten und Philosophen mundtot machen. Die Leidenszeit ist gerade den Besten gut bekommen. Es ist sehr merkwürdig, daß Plutarch in dem weltentlegenen Chaironeia sich während der Zeit Domitians ebenso schweigend verhalten hat wie Tacitus. Offenbar harmonierte die Opposition in der römischen Beamtenschaft ganz mit dem hellenischen Widerwillen gegen „den Tyrannen". In besonders lebhafter Weise hat die Tradition den göttlichen Apollonios von Tyana als Träger dieser Empfindungen herausgeputzt: er opponiert als Hellene, als Freiheitsfreund und als Philosoph. Auch bei dem Sturze Domitians haben die verschiedenen Schichten der Bevölkerung mitgewirkt, und es ist vorbedeutend, daß das Griechentum wieder ein Gewicht in die Wagschale wirft. Kaum ist der Bann gebrochen und ein Regiment eingesetzt, das allgemein mit Jubel begrüßt wird und ja wirklich fast ein Jahrhundert ungestörter Entwickelung der Welt gewährt hat, so sprudelt der Born der Literatur mächtig auf. Wie nahe sich die Gedanken bei Römern und Griechen berühren, zeigt, daß Tacitus die Germanen, Dion die Skythen schildert: man sollte den Parallelismus nicht übersehen, so verschieden auch der kynische Prediger und der Senator ihre Aufgabe gelöst haben. Niemals ist der Zusammenhang der griechischen und lateinischen Produktion so eng. Favorin von Arles, Musonius von Volsinii gehen ganz in die griechische Literatur über; Sueton ist griechischer und lateinischer Grammatiker; Julius Vestinus gehört dem alexandrinischen Museum und der kaiserlichen Kanzlei an; Minucius Pacatus gräzisiert sich zu Eirenaios für seine griechischen Bücher; Plutarch lernt so viel Latein, daß er lateinische Werke für die Biographieen von Römern benutzen kann. Aber der Erfolg ist, daß die römische Literatur so gut wie versiegt: die

Die Dynastie des Nerva (96—192).

griechische erlebt dem Umfange und dem Erfolge nach einen Aufschwung, der es verzeihlich macht, wenn den Zeitgenossen die schönsten Tage der Erfüllung angebrochen zu sein schienen.

Die Dynastie, die mit Nerva beginnt, ist auch in der ganzen Politik eine Einheit. Traian war noch ganz Römer, Soldat, Regent; die Beschützung der Philosophen, soweit sie nicht politisch wirkten wie Dion, überließ er seiner Frau, die sich zur Schule des Epikur bekannte. Hadrian aber, dessen Tendenzen für die Nachfolger bindend sind, macht sich nicht nur selbst die griechischen Epigramme, wenn er den Helikon besucht oder im mysischen Bergwalde einen Bären erlegt: er gibt der Reichspolitik in bewußtem Gegensatze zu Augustus und Domitian eine starke Wendung nach der griechischen Seite. Er fühlt sich als Herr des Reiches, und mit dem Primat der Italiker ist es zu Ende. Im höheren Verwaltungsdienste, der mit dem Militärdienst verwachsen ist, rücken Griechen wie der Bithyner Arrian bis zum Statthalter einer Provinz auf; selbst über das Exerzierreglement widmet ihm ein Grieche Älianus ein Buch. Gerade weil er die Mitherrschaft des Senates illusorisch macht, zieht er Griechen hinein: dem athenischen oder asiatischen Rhetor winkt die Aufnahme in den Reichsadel. Pius geht in der Verhätschelung noch weiter: wie er an griechische Gemeinden schreibt, sollte wirklich kein Kaiser sich ausdrücken. Die Inspektionsreisen Hadrians und seine Freigebigkeit kommen zwar allen Provinzen zustatten, aber dem Osten doch mit Vorliebe, und die hellenische Überschwenglichkeit kann sich in dem Kultus des „Olympiers" nicht genug tun. Er ist in der Tat persönlich Herr der Welt; auch sein Geschmack beherrscht sie. Er ist Archaist; das Uraltertum Ägyptens hat ihm wohl den größten Eindruck gemacht, und Ägyptisch wird Mode. Er erweckt in Athen die musische Konkurrenz der Phylen zu neuem Leben; ihn reizen die Mysterien und Orakel, und so beginnt dieser alte Spuk von neuem. In der Literatur kommt nun die attizistische Bewegung auf ihren Höhepunkt: der Purismus bringt es bald dahin, wirklich zu schreiben wie vor 500 Jahren, und damit nicht genug, selbst ein Arrian versucht sich auf ionisch und eine Hofdame der Sabina verewigt sich auf dem Memnonkolosse in der Mundart Sapphos. So verderblich wie für das Lateinische wird das nicht, weil dort der Archaismus von den wirklichen Klassikern abführte; aber die Fähigkeit zu jedem Fortschritt wird doch auch hier abgeschnitten, und immer breiter wird die Kluft, die das Volk von der dünnen Schicht der Gebildeten trennt. Unvermeidlich war, daß die Hauptstadt sich noch stärker hellenisierte, als es schon Iuvenal beklagt: die starke Christengemeinde muß so gut wie ganz als griechisch angesprochen werden. Die vornehmste literarische Verherrlichung des Reiches, die es überhaupt gibt, ist die Rede, die Aristeides von Smyrna unter Pius auf Rom in Rom gehalten hat, und noch unter Pertinax hat ein griechischer Rhetor in Rom vor dem Kronprinzen die Festrede gehalten, die als die „Rede auf den König" unter

den Werken desselben Aristeides steht (dies ist noch eine Entdeckung von Th. Mommsen). Aber Rom gibt nicht mehr die entscheidenden Impulse. Die Rhetorik, die sich wieder als die Herrin der Welt betrachten darf, hat ihr Zentrum in Asien, die Philosophie in Athen, wo ihre Schulen nun geradezu kaiserliche Institute sind, die Naturwissenschaften, soweit sie noch existieren, und die Grammatik in Alexandreia. Die bedeutendsten Ärzte, wie Galenos, ziehen wohl nach Rom um der Praxis willen und lehren dann auch dort theoretisch; aber die Hauptsitze der wissenschaftlichen Tradition sind doch im Osten.

Natürlich strömt alles, was parvenieren will, nach Rom, um womöglich die kaiserliche Protektion zu erlangen; dort einmal aufgetreten zu sein, ist ein brennender Wunsch aller Literaten. Der philosophische Wanderprediger Cassius Maximus von Tyros hat vor die Sammlung seiner Reden, die wir besitzen, „gehalten in Rom" gesetzt, obwohl der Inhalt darauf gar keine Beziehung hat und er sie vielerorten gehalten haben wird. Aristeides, reichbegütert und seßhaft in Asien, zieht mit der äußersten Anspannung seines siechen Leibes dorthin; Lukians Nigrinus hat dadurch etwas mehr inneren Gehalt als seine meisten Essays, daß er der bitteren Enttäuschung über sein römisches Auftreten Luft macht. Lukian illustriert überhaupt sehr gut das Literatentum einer Zeit, die alles wieder auf den mündlichen Vortrag berechnet; gebürtig am äußersten Ostrande des Reiches kann er in einer Causerie vor griechischem Publikum von gallischen Eindrücken berichten. So ziehen auch Schauspieler und Athleten des griechischen Ostens nicht nur ins Rhonetal (das eine starke griechische Bevölkerung hatte), sondern bis nach Spanien; sie haben sich als eine „ökumenische" Genossenschaft konzessionieren lassen. Am besten aber wird der Zusammenhang des ganzen Reiches und die beständige Wechselwirkung seiner Teile durch die Organisation illustriert, die sich eben jetzt die Christengemeinden zu geben geschäftig sind. Die Prophetinnen des inneren Phrygiens erschüttern den Frieden der Brüder in Rom, Lyon, Karthago, und schon der Briefverkehr setzt das beständige Reisen von Brüdern voraus. Für andere Kreise, deren Wohlstand und Bildung dazu reicht, ist das Reisen nach den denkwürdigen Stätten aufgekommen, d. h. also nach dem Osten. Für Ägypten zeugen die Inschriften des Memnonkolosses; für andere Gegenden haben wir wenigstens noch ein paar Vertreter der modischen Ortsbeschreibungen, die sehr zahlreich waren: sie müssen nun auch die alten Lokalchroniken und Geschichten ersetzen, deren nur noch wenig in Versen, weniger in Prosa geschrieben werden (z. B. von Arrian über seine Heimat Bithynien). Am detailliertesten ist die Schilderung des Bosporus von einem gewissen Dionysios; das ist nur stilistisch aufgeputzt die alte tüchtige Küstenbeschreibung. Am effektvollsten im Zeitgeschmacke ist das Buch über das syrische Hierapolis, das unter Lukians Werke verschlagen ist. Der Verfasser trifft nicht übel den herodoteischen Ton, den sein Ionisch anstrebt, und verrät doch unter der Maske der treu-

Periegesen.

herzigen Gläubigkeit, daß er nur von denen ernst genommen werden will, die so „gute“ Menschen sind. Für uns eine unvergleichliche Fundgrube unschätzbaren Wissens ist die Beschreibung Griechenlands von Pausanias; aber danach darf ihn niemand beurteilen, weil er das selbst nicht will. Daß er außer der Lokalarchäologie so viel schöne Dinge zu erzählen weiß (all das, was wir auf einer griechischen Reise überschlagen und er aus dritter Hand nimmt), daß er sich so fromm und so patriotisch und so archaistisch gebärdet, so naiv herodoteisch die Fiktion persönlicher Erkundigung durchführt, und daß dabei der Stil so zerhackt und verzwackt, so altbacken und muffig ist, daß man die hochmoderne Mache gleich herausschmeckt, das soll bewundern oder wenigstens empfinden, wer ihn mit seinem Maßstab messen will. Es ist eines der bezeichnendsten, also auch unerquicklichsten Erzeugnisse einer kernfaulen Zeit; er schreibt allerdings erst unter Commodus, als die guten Tage vorbei sind.

Die Dynastie des Severus (199—235).

Die schweren Kriege unter Marcus, die große Pest, die schlechte Wirtschaft des Commodus und dann die verheerenden Bürgerkriege, von denen namentlich die Katastrophe von Byzantion weithin über griechische Landschaften Elend brachte, offenbarten nur zu bald, daß der Wohlstand und die Sicherheit des Reiches unterhöhlt waren. Noch einmal kam eine Dynastie empor; aber der Afrikaner Severus erkaufte sich den Thron, indem er den Soldaten das Reich opferte und die Heereszucht daran gab. Das Heer ist von nun an Träger der Barbarei, und die Regenten gehen aus ihr hervor. In Rom ist der Verfall überall zu spüren; wenn in Griechenland fast jedes Dorf Ehrenbasen für Severus zeigt, so hat sie die Furcht vor dem Zerstörer von Byzantion errichtet. Der Afrikaner fühlt sich zu den Syrern hingezogen: von jetzt ab liegt der zweite Brennpunkt der Ellipse nicht mehr in Asien, sondern in Antiocheia, wo schon Verus einige Jahre residiert hatte. Baalbek und später Palmyra sind die Monumente dieser neuen Mischung von Orientalischem und Römischem, in Rom die Caracallathermen und der Sonnentempel. Griechisch redet freilich auch dieses Neuorientalische noch, obwohl daheim die syrische Literatur in Edessa sich zu emanzipieren beginnt und bald die Sassaniden mit frischem nationalen Impulse drohend die Hand nach den Grenzprovinzen ausstrecken. Die Kaiserin Julia Domna läßt sich von dem athenischen Rhetor Philostratos das Leben des heiligen Wundertäters Apollonios von Tyana widmen; der über alle Barbarenweisheit triumphiert; Caracalla bietet zu einem Partherzuge ein lächerliches Hilfskorps von Spartiaten auf und spielt gern Alexander den Großen; der Archaismus glaubt noch originaler zu werden, wenn er über das Attische hinaus die Wörter der Poesie heranzieht, mit der er wetteifert. Aber das ist alles nur Tünche. Innerlich hat das neuhellenische Wesen zuerst die Kraft Italiens zerfressen: jetzt bereitet sich der Zwiespalt vor, dessen Ergebnis die Trennung von Orient und Okzident ist; die griechische Hälfte wird von den Orientalen, die römische von den Germanen

barbarisiert. Das hat innerlich viel früher begonnen, als es äußerlich in Erscheinung tritt.

Der Triumph des Archaismus

III. Die neuklassische Literatur. Vielfach wird die Zeit von den Flaviern bis Severus die zweite Sophistik genannt, im Anschluß an das Buch des Philostratos, das sich βίοι σοφιστῶν nennt, aber nur noch den Namen mit dem hellenistischen Bios gemein hat, da die dürftigen, wie der Zufall sie bot, zusammengerafften Notizen von jeder wirklichen Charakteristik der Personen und auch ihres Stiles weit entfernt sind; die meisten von ihnen werden freilich auch kaum einen individuellen Charakter besessen haben. Und überhaupt ist das Jahrhundert denn doch zu reich, als daß der Hörsaal eines Rhetors den richtigen Augenpunkt für seine Betrachtung geben könnte. Ist ihm doch nicht einmal zu Bewußtsein gekommen, was auf dem Gebiete der Redekunst wirklich geleistet war. Der Klassizismus steht im Zenith seiner Bahn; es ist erreicht zu schreiben wie die Klassiker: kein Wunder, daß man sich für klassisch hält. Sein Gott kann dem Aristeides im Traume sagen „du bist Demosthenes und Platon zugleich". Wenn man einmal das formale Prinzip zugibt, daß die wohlgewählten und wohlgesetzten Worte alles machen, hat der selbstgefällige Träumer recht. Der alte Streit zwischen Isokrates und Platon-Aristoteles scheint zugunsten der Rhetorik entschieden. Wieder hat das Aristeides begriffen und ausgesprochen: sein umfänglichstes Werk ist dazu bestimmt, Platons Gorgias zu überwinden. Er tut das in Perioden, die ganz demosthenisch dahinrollen, in fast ganz klassischer und keineswegs ärmlicher Sprache. Lukian wird sich bald rühmen, auch den philosophischen Dialog kongenial zu beherrschen, und er wird ihn gegen die Philosophen wenden. Wir sollen und können es erreichen, daß wir die innere Unfreiheit dieser Imitation durchschauen; ein harter Richter mag sagen „ich finde keine Spur von einem Geist, und alles ist Dressur". Aber selbst dieser müßte gerecht sein und die Dressur bewundern. Jahre mühsamer Arbeit haben den Aristeides seine großen Reden gekostet wie einst den Isokrates; Jahrzehnte des Studiums und der täglichen Übung waren nötig, damit eine Improvisation wie die Monodieen auf Smyrna oder Eleusis gelingen konnten. Wohl leisten wir es nur mit Überwindung, die großen Reden durchzulesen; viel Lukian hintereinander erregt noch stärkere Übelkeit; der Schuldeklamation gegenüber wird den meisten auch der gute Wille versagen. Aber niemals (man könnte ja eigentlich nur den neulateinischen Ciceronianismus vergleichen), niemals ist die formale Technik der Prosarede, eingezwängt in die engen Schranken einer fremd gewordenen Sprache, mit größerer Vollkommenheit geübt worden: und daß die heutigen Griechen von der Imitation nicht loskommen können, ohne ihre Kultur aufzugeben, ist zwar unter Augustus im Prinzip entschieden worden, aber die Lehrmeister der Byzantiner waren die Rhetoren dieser Zeit (Hermo-

genes und Nachfahren), und ihre Vorbilder waren Aristeides und Lukian. Man überlege sich auch, was denn das Griechentum ist, das in der Renaissance wirksam wird, an das die Aufklärung appelliert, ja das noch bis in unsere Tage für sehr viele die Vorstellungen beherrscht: die „Helden“ Plutarchs, die „Frömmigkeit“ des Pausanias, die „Mythologie“ der Göttergespräche Lukians. Gewiß, mitleidlos muß man die Autorität dieses Scheinwesens zertrümmern. Was sind alle gemachten Blumen und alles destillierte Parfüm gegen die echten Kinder des Frühlings. Aber wie gut nachgemacht war, was so lange täuschen konnte, sollen wir auch anerkennen.

Aristeides († gegen 190).

Aristeides ist von der Philologie eigentlich noch nicht entdeckt, abgesehen von den Verirrungen seines Asklepiosglaubens, und doch fordert er eine Monographie. Er ist allerdings nicht so leicht zu verstehen wie Lukian und hat bei den Klassikern gelernt, die persönlichen Spitzen durch Verallgemeinerung zu verhüllen. Dafür ist er kein Journalist wie Lukian, den niemand als Person ernst nimmt, sondern eine Macht. Es ist nicht seine Zunge, es ist er selbst, dem der Landtag von Asien und Kaiser Marcus das Ohr leihen und gern folgen. Er ist für die Festgemeinde an den Isthmien und sonst der erbauende und erhebende Redner, und diese Reden darf niemand vergessen, der die christlichen Festpredigten des 4. Jahrhunderts bewundert. Ernst ist's dem Manne mit seinem Glauben, der in seiner Widerwärtigkeit und seiner zähen Energie ein Reflex seines Wesens ist; ernster noch mit seiner Kunst: gegen deren Mißbrauch findet er auch Worte gerechten Zornes. Jede Vergleichung mit den Rhetoren, von denen wir Proben haben, Herodes, Polemon, Lesbonax, auch mit den Pseudepigraphen unter seinem Namen beweist seine Überlegenheit. Zwar nicht sein Panathenaikos, aber wohl seine Rede auf Rom dürfte durch einen Kommentar, der Inhalt und Form gleich zur Geltung brächte, auf eine Höhe gehoben werden, die an den Panegyrikos des Isokrates mindestens nahe heranreicht.

Dion († nach 112).

Ist Aristeides gerade darum der vorzüglichste Vertreter der ganzen Zeit, weil ihre Krankhaftigkeit in ihm ebenso kulminiert wie ihre Kunst, so verkehrt man um so lieber mit den Moralisten, deren Gesinnung durch Leiden oder Schweigen gestählt war. Dion von Prusa ist als Rhetor für uns der erste strenge Attizist, wenn er's auch noch nicht ganz erreicht. Die Bekehrung zur Philosophie, die durch ein längeres Untertauchen in die tieferen Volkskreise gestärkt ward, durch das er sich dem Tyrannen entzog, hat ihn zur Sokratik und noch mehr zum Kynismus geführt, aber seinen Stil nicht wesentlich geändert. Es war doch immer Rhetorik, was er in den Dienst der traianischen Regierung stellte (für uns als der beredteste Vertreter des kynischen Monarchismus), womit er zu Hause eine übrigens ziemlich erfolglose Beglückerrolle spielte (die Reden lassen einigem Zweifel Raum, ob er ganz nach seinen Worten zu handeln wußte), und womit er in vielen Griechenstädten zur Eintracht und Einkehr mahnte.

Nur soweit sie praktisch ist, hat seine Philosophie eigenen Wert, weil er für das niedere Volk ein Herz gewonnen hat und sich ein wenig als kynischer Arzt der Seelen fühlt. Seine Predigten über die unerschöpflichen Themen Sokrates und Diogenes sind Reproduktion; ebenso die in ihrer Art gelungenen Allegorieen und Prosopopöieen (darunter eine Umkleidung der altstoischen Physik unter dem Namen Zoroaster, die immer wieder für persisch oder für mystisch-religiös ausgegeben wird); im Grunde ist auch die berühmte Jägernovelle ein Stück der „kynischen Weise“. Aber ihre Frische zeugt von dem warmen Herzen Dions, sogar mehr als von seinem Erfindergeschick. Es war gesunde Kost, die er dem Volke gab, und er gab sie im ganzen in einer Form, die dem Volke verständlich war: das schloß den gelehrten Schmuck der Reminiszenzen und die Beziehung auf tiefere philosophische Kenntnisse aus, um derentwillen wir heute lieber nach Plutarch greifen.

Plutarch (ca. 40—120). Die beiden Zeitgenossen scheinen sich nie berührt zu haben; sie hätten sich auch schwerlich angezogen, denn dem Plutarch ist alles Kynische antipathisch. Ob er zu Traian, dem Beschützer Dions, Beziehungen gehabt hat, ist sehr fraglich. So ernsthaft er die Unterordnung unter Rom seinen Landsleuten ans Herz legte und so sehr er sich bemühte, das Römertum zu verstehen, er fühlte sich doch ganz als Grieche: von ihm selber erfahren wir nicht, daß er das römische Bürgerrecht besaß, und erst die Inschriften haben seinen vollen Namen kennen gelehrt. Er lebte in bescheidenem Wohlstand in Chaironeia, seiner winzigen Heimatstadt, an der Seite einer geliebten und sogar aus Liebe geheirateten Frau und im Kreise geistig angeregter Freunde; Athen, das er oft besuchte, und in dessen geistigem Leben er, als Ehrenbürger und alter Herr der akademischen Schule, gewiß mit den Ton angab, schützte vor Verbauerung. Die weite Welt, Alexandreia und Rom, die er als Jüngling besucht hatte, konnte ihn ebensowenig fesseln, wie die epideiktische Halbphilosophie, obwohl er auch diese geübt hatte; aber auch die mathematische Bildung, die er sich auf der Universität erworben hatte, war ihm nur eine schätzenswerte Propädeutik, und ist er auch immer Platoniker geblieben, so war ihm das mehr die allgemein hellenische Religion. Er war nicht Attizist in den Vokabeln, aber das alte Griechentum war ihm genau so das Paradies gesunderer, schönerer, freierer Menschen wie den Humanisten, die sich vom 16.—18. Jahrhundert an ihm begeistert haben. Die richtige Stellung zur Welt des Tages, vornehmlich zum Römertume zu gewinnen, halfen ihm Poseidonios und Polybios. Es war nicht seine Lehre, sondern seine harmonische Persönlichkeit, die der Lehre Gewicht gab, was so viele Griechen und Römer (besonders Verwaltungsbeamte) in sein gastliches Haus führte. Auf eine Anregung von außen griff er am liebsten in seine Bibliothek und seine Zettel und schrieb über irgendeinen Gegenstand der praktischen Moral einen Essay, an dem ihm eigentlich nur die Kunst und das Ethos gehörte: aber eben dieses machte die Lesefrüchte

dem Adressaten und uns genießbar. Es ist diese Moral, durch die er Montaigne unentbehrlich war, zumal er den unpraktischen Rigorismus der Seneca und Musonius vermied, vor allem den Widerspruch zwischen Leben und Lehre. Daneben versucht er sich am Dialoge, seine eigene Umgebung einführend, die uns wirklich in greifbaren Personen entgegentritt, aber auch historische Personen aus großer Zeit, die Befreier Thebens, oder die sieben Weisen, diese nach einer alten Novelle. Auch Biographieen hatte er manche geschrieben, darunter, wohl noch in flavischer Zeit (da er über Vitellius nicht herabging; die beiden erhaltenen Stücke sind auch noch ganz unfrei), die der römischen Kaiser, die des Pindar, des Krates, auch eines phokischen Räuberhauptmannes: diese drei aus Lokalpatriotismus. Da hat ihm denn einer der Freunde und Helfer Traians, Sosius Senecio, den Anstoß zu seinen großen Parallelbiographieen gegeben, dem Werke, das zurzeit seinen Ruhm wesentlich begründet; im Altertum war das anders. Die Tendenz, Griechen und Römer als einander ebenbürtig zu erweisen, entspricht dem traianischen Regimente; beide Nationen hatten die Mahnung nötig. Wie Plutarch dieser Tendenz dient, ist des Vorbildes Polybios würdig. Diesem folgte er gleich in dem ersten Paare, Epaminondas und Scipio: denn den Freund und Helden des Polybios als edelsten Vertreter des Römertumes konnte er nur von jenem empfangen wie nur der Böoter den Epaminondas an die erste Stelle rücken konnte. Dem ist denn eine Menge Paare gefolgt, allmählich auch solche, die gar nicht als Muster gelten sollten und konnten, wie Antonius und Demetrios (ein besonders schönes Buch). Die Verkoppelung ist manchmal äußerlich, wie bei Lysandros und Sulla, weil beide Athen zerstört haben, Agesilaos und Pompeius, weil beide ruhmlos in Ägypten gestorben sind, oft selbstverständlich (Romulus — Theseus, Numa — Lykurg, Alexander — Cäsar), zuweilen ganz geistreich, wie die revolutionären Könige Spartas und die Gracchen oder Sertorius und Eumenes. Was uns befremden kann, ist die Ausschließung der hellenistischen Könige und der römischen Kaiser; aber da er die letzteren schon behandelt hatte, gab es für jene kaum die Parallelen; sonst hätten z. B. Ptolemaios Philopator zu Nero, Antiochos Soter zu Augustus ganz wunderbar gepaßt. Freilich kann man nicht sagen, daß die abschließende Vergleichung der verbundenen Charaktere irgendwie Bedeutendes sagte (sie ist daher in den Handschriften oft fortgelassen), und manche römische Biographie ist in Wahrheit nur ein auf das Persönliche gerichteter Auszug aus einem oder mehreren Geschichtswerken: aber das bleibt doch, daß das Individuelle fast immer sich zu einem interessanten Vollbilde abrundet. Es sind wirklich Bioi in dem peripatetischen Sinne, dem der Mensch das Interessante ist; sein Wesen, nicht sein Tun. Wer diese Bücher auf die Tatsachen hin liest, muß sich oft ärgern; mit Recht wird er sagen, daß Plutarch kein Historiker war; aber das wollte er auch nicht sein. Er war auch kein Dichter wie sein Zeitgenosse Tacitus. Auch diese beiden haben sich nicht berührt, weder

persönlich noch literarisch. Sie würden sich auch nicht verstanden haben. Forscher waren sie beide nicht, sondern formten bereits geformten Stoff. Daß Plutarch sich bemühte, neben den besten Historikern womöglich auch authentische Zeugnisse für das individuelle Wesen seiner Helden zu finden, ist kein persönlicher Vorzug: dafür war er Grieche und besaß philosophische Bildung; natürlich bediente er sich dazu der Vermittelung der alexandrinischen Biographen; aber wer ihn auf den Standpunkt der Exzerptoren herabdrückt, dem ist er noch nicht mehr als eine Geschichtsquelle. Tacitus war ein Römer jener Art, die von einem Gräculus und einem Literaten keinerlei Belehrung annahm. Das schied die Menschen. Gewiß ist der der Größere, den wir lesen wie einen Tragiker. Der andere hat einem Shakespeare den Stoff und die Charaktere (auch diese) für große Tragödien geliefert; an ihm hat sich der ganz alte Goethe manchen stillen Abend erbaut, dem die rhetorisierte Historie mit ihren Staatsaktionen und pragmatischen Maximen zeitlebens unausstehlich war. Etwas Kleines ist das auch nicht. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens wohnte Plutarch in Delphi und bekleidete dort ein hohes geistliches Amt. Da ward sein frommer, aber freier Geist auf die schiefe Bahn gedrängt, eine Religionsübung, die doch nur als ehrwürdige überlieferte Form noch erträglich war, innerlich irgendwie beleben zu wollen. Der Mystizismus des Poseidonios gewinnt immer mehr Gewalt über ihn, und so verkündet er uns in merkwürdigen Dialogen die unerfreuliche Dämonologie, die wir dann nicht nur in der neuplatonischen Schule, sondern in allen Religionen der Zeit die Sinne und die Sittlichkeit gefährden sehen. Er konnte noch über die Verlassenheit der Orakel schreiben, sah sie aber doch schon in unheimlicher Weise wieder das Orakeln aufnehmen und hatte nicht den Mut, dem Zauberspuk energisch abzusagen, weil auch dieser ihm ein Erbe der großen Vergangenheit zu sein schien.

Plutarchs schriftstellerische Art ist eigentlich überall dieselbe, es sei denn, er folgte einmal eng einer streng wissenschaftlichen Deduktion (z. B. in den Abhandlungen von der ethischen Tugend und den beiden größeren gegen Epikur). Lange wohlgeformte Perioden rollen in gleichartigem, ruhigem Zuge, ohne monoton zu werden, dahin; feine Gleichnisse, Zitate und Anekdoten werden eingestreut (er sammelte all so etwas offenbar in Zettelkästen), die liefern für neue Gedanken den Anhalt und ersparen, plötzlich einspringend, oft die Mühe der Gedankenverbindung. Man hat den Eindruck, als reflektierte ein unerschöpfliches Gedächtnis dies und jenes Bild, das in ihm aufsteigt. Lebhafte Erregung, auch wo sie im Dialoge angestrebt wird, pflegt zu mißlingen, wie jeder laute Scherz; aber auch verhaltene Stimmung bringt es nur selten zu einer Stärke, die uns innerlich ergriffe. Wir hören einen milden, klugen Greis lehren, erzählen, plaudern, dessen Auge rückwärts blickt, vorwärts nur, wenn es zugleich jenseits ist, in gesättigtem Gottvertrauen. Die Jugend, die zu handeln hat, wird den guten Alten gern anhören, aber etwas ungeduldig: wer ihr

Handeln bestimmen soll, der muß kräftiger mit Peitsche und Zügel regieren.

Als ein solcher Zuchtmeister lebte, wieder in einem ganz anderen Kreise, der phrygische verkrüppelte Sklave oder jetzt Freigelassene eines kaiserlichen Freigelassenen, Epiktetos in dem augusteischen Nikopolis bei Aktion. Zu ihm zog von Ost und West eine Jugend, der es um sittliche Erziehung zu tun war, und die Passanten auf dieser Durchgangsstation des Weltverkehres hörten sich den seltsamen Prediger auch gern an. Wir verdanken der Treue des Bithyners Arrian, der die stenographischen Nachschriften vieler Vorträge unverändert ediert hat, daß auch wir den Epiktet reden hören. Wie es mit solcher Moral geht, man darf nicht zuviel hintereinander lesen, denn sie hat das Recht, sich zu wiederholen, und es ist eben wirklich lebendiges Wort, das Wort eines rhetorisch gar nicht Gebildeten, dem nur der Mund von dem übergeht, des das Herz voll ist. Die plebejische Sprache des täglichen Lebens redet er, nur innerlich geschult von den Stoikern, deren Doktrin er gelernt hat und bekennt, ohne daß sie doch das Wesentliche wäre, selbst für seine Schüler, wie denn die Berührung mit der kynischen Diatribe auch keine literarische ist. Dies ist eben überhaupt nicht Literatur. Die Spekulation hat ihn wohl innerlich befreit, aber jene Gymnastik des Denkens, durch die Platon zur Wissenschaft erzieht, ist dem Epiktet nicht mehr Selbstzweck, kaum noch Mittel, denn auf Wissenschaft geht er gar nicht aus. Er steht der Welt weder mit kynischer noch mit christlicher Verneinung gegenüber: er steht aber außer ihr, weil er sich als Bürger im Reiche Gottes fühlt, und zu solchen will er seine Schüler machen, durch individuelles Erleben, durch Umdenken (aber die μετάνοια wird nicht zur Reue) und durch die persönliche Liebe zu Gott. Schwerlich gibt es einen Christen der alten Kirche, der der wirklichen Lehre Jesu, wie sie bei den Synoptikern steht, so nahe käme wie dieser Phryger. Der Auszug aus seinen Unterhaltungen, das Encheiridion (Katechismus, können wir sagen), ist gar nicht einmal sehr geschickt gemacht, und doch ist es ein Buch, das zu allen Zeiten Kraft und Trost gespendet hat: es könnte und sollte auch heute volkstümlich sein.

Epiktet (lehrt ca. 90—120).

Das Tagebuch des Kaisers Marcus nimmt man dann passend hinzu. Der Schüler Frontos, der sich aus den lateinischen Primitiven hatte Vokabeln ausziehen müssen, konnte offenbar nur Griechisch schreiben, wenn er aus der Welt der heuchlerischen Konvention entfloh und in seinem Kämmerlein die ungeschminkte Wahrheit suchte. Man merkt aber doch, daß er nicht seine Muttersprache schreibt; es kreuzen sich literarische Reminiszenzen mit dem gewöhnlichen Konversationsgriechisch. Der innere Adel des Verfassers verleiht dem Büchlein, das gar nicht literarisch sein wollte, seinen ewigen Wert: der aber ist so hoch, wie ihn kein stilisiertes Buch seines Jahrhunderts beanspruchen darf.

Marcus († 180).

Auch Arrian ward in der gesunden Schule Epiktets zwar für die innere Wahrhaftigkeit gewonnen, aber der praktischen Tätigkeit keines-

Arrian († um 175).

wegs entfremdet. Er brachte es im Reichsdienst bis zum Statthalter von Kappadokien, stand dem Hadrian offenbar nahe, nahm bei dessen Tode den Abschied, zog nach Athen, widmete sich der Schriftstellerei, betätigte sich aber auch im Kommunaldienst — das mutet uns alles höchst modern an. Aber seine Schriftstellerei zeigt ein anderes Bild. Niemand hat die attizistischen Marotten so weit getrieben. Er nennt sich selbst Xenophon den Jüngeren, wenn er ein Jagdbuch schreibt, nimmt ebendaher den absurden Titel Anabasis für seine Alexandergeschichte, deren Wirkung auch durch die Mätzchen gesuchter Naivität stark beeinträchtigt wird. Das Buch über Indien schreibt er gar ionisch. Dabei besitzt er eigentlich keine schriftstellerische Begabung. Daß der gediente Offizier militärische Dinge besser wiederzugeben versteht als der delphische Priester, und daß der Verwaltungsbeamte in der Diadochenzeit, die er dem Hieronymos nacherzählt, für so etwas wie die Satrapieenverteilung ein Interesse hat, sind große Vorzüge, aber eben keine formalen. Wie sollten wir dem nicht dankbar sein, der uns im Gegensatze zu aller Romantik die Auszüge aus Ptolemaios, Nearchos, Megasthenes erhalten hat: den Menschen wollen wir preisen, den Schriftsteller werden wir am besten vergessen. Leider sind seine parthische Geschichte, seine Diadochengeschichte und die seiner Heimat Bithynien noch in den allerletzten Jahrhunderten des Mittelalters zugrunde gegangen.

Iosephus († nach 94). Nur das Interesse der Christen hat die Geschichtswerke des Iosephus erhalten, der in der Reihe der Koryphäen keinen Platz beanspruchen kann; aber die Historiographie braucht sich wenigstens seines ersten Werkes, der Geschichte des jüdischen Krieges, durchaus nicht zu schämen. Es hat der Person des Iosephus geschadet, daß er ein Verräter schien, was er schwerlich war (ein überzeugter Jude ist er immer geblieben), und daß er als offiziöser Historiograph, um den Titus von der absichtlichen Zerstörung des Tempels weiß zu brennen, die Geschichte wissentlich gefälscht hat. Man braucht aber deshalb keineswegs anzunehmen, daß er an Wahrheitsliebe unter der Menge der Historiker stünde, und die unerfreulicheren Umgestaltungen, die wir durch Vergleichung des jüdischen Krieges mit dem späteren Werke, der Archäologie, konstatieren, gehen auch über die Gepflogenheiten der gewöhnlichen Erzähler schwerlich hinaus. Er besaß wohl bessere Bildung, als er sich geflissentlich den Anschein gibt; aber Literat war er doch erst durch die Not geworden, und die attizistischen Lichter (z. B. die lächerliche Thukydidesimitation gleich in der Einleitung) kontrastieren grell mit dem matten, zerflossenen Griechisch, das ihm natürlich ist. Trotz allem ist der jüdische Krieg wohl disponiert, und die Berichterstattung, die an Detail nicht spart, steigert die Spannung und erschüttert in dem grausigen Schlußbilde der Zerstörung. Dies Können dankt er den hellenistischen Traditionen; er konnte gar nicht anders, als sich an Nikolaos bilden, dem er in dem zweiten Werke so vieles nacherzählt, was wiederum schon durch

die Fülle der Details fesselt. Sonst ist die Archäologie unerquicklich: da muß nur zu oft allerhand Schwindel die Lücken füllen oder die biblische Überlieferung mundgerecht machen; Gelehrsamkeit und Kritik soll man von einem Menschen dieser Herkunft und Stellung nicht verlangen. Daß er sich auch darum bemüht hat, zeigt die Streitschrift wider Apion. Aber beobachten konnte er: das zeigt der jüdische Krieg. Es ist sehr schade, daß wir Tacitus nicht vergleichen können, der den Iosephus verachtet zu haben scheint: der Historiker würde vermutlich Anlaß haben, ihm das zu verdenken. Ohne Frage ist eine solche Spezialschrift nicht mehr als Rohmaterial, wenn der Historiker ein Poet sein soll, wie das von der rhetorischen Theorie anerkannt war: er gestaltet dann aus dem Rohstoffe sein Kunstwerk, wie der Tragiker aus dem breiten Epos in Vers oder Prosa, der auch die Masse Namen und Taten beiseite wirft. Die Geschichte als Wissenschaft wird darum doch nach dem primären Berichte greifen; es ist kein Zufall, daß die lateinische Literatur kein Geschichtswerk von der Art des Iosephus enthält außer Cäsar, der nur ein Hypomnema schreiben wollte (oben S. 96), und Ammian, der ein Grieche ist und in die griechische Entwickelung gehört.

Da nach Tacitus die Römer überhaupt versagen, so daß nicht einmal die Taten Traians einen Berichterstatter fanden, der ihr Gedächtnis bewahrte, so war es ein Glück, daß Griechen in die Reichsverwaltung eintraten und so Interesse an der Reichsgeschichte gewannen.

Appian († nach 160).

Zwar die römische Geschichte des Alexandriners Appian, die den Griechen die Eroberung der Welt durch die Römer erzählen wollte (auch noch Traians Taten erzählte), war noch eine bloße Nacherzählung, für die ältere Zeit (aus der wir das meiste besitzen) sehr oberflächlich und unanschaulich, aber wenigstens in dem Abschnitt über die Bürgerkriege von unleugbarer Wirkung. Von der kommt das Beste auf seine Vorlagen (die wir nicht benennen können, und die man unter den Primärquellen nirgend suchen soll), aber nicht allein. Appian versteht zu erzählen und zu gruppieren; er ist zwar ganz unmilitärisch, aber für das Persönliche hat er Interesse. Archaismen setzt er oft in lächerlicher Weise seiner marklosen Rede als Schönheitspflästerchen auf. Die Rhetorik hat ihn zum Glück nicht angefressen. Vergleicht man ihn mit Florus, wozu die Disposition Veranlassung gibt, so hebt ihn das ungemein; wenn sein Buch lateinisch wäre, würde er ein berühmter Mann sein.

Cassius Dio († gegen 235).

Sehr viel höhere Aspirationen hatte Cassius Dio, der zwar die bithynische Heimat und den Namen mit dem Philosophen Dion gemein hat, aber nicht nur ganz unphilosophisch ist, sondern diese Abneigung auch zur Schau trägt. Zum Historiker brachte er die Befähigung aus dem Verwaltungsdienste mit; er hat unter der Dynastie des Severus loyal und ohne Servilität gedient und ist freiwillig unter Alexander ausgeschieden. Seine Darstellung der Zeitgeschichte möchte man nach den erhaltenen Proben gern lesen: es redet ein ehrlicher kenntnisreicher Beobachter

in der Art, wie sich die alte römische Annalistik in der Kaiserzeit umgestaltet hatte, unvergleichlich besser als die elende Rhetorenarbeit eines gewissen Herodian, der unabhängig von ihm die Geschichte von Commodus bis Gordian schrieb, inhaltsleer und langweilig. Aber der Versuch, eine vielbändige römische Geschichte zu verfassen, ist im Grunde doch gescheitert. Wie langweilig das Buch ist, spürt man am besten an den Partieen, deren Inhalt immer wieder zum Lesen reizt. Wenn es jemand fertig bringt, daß der Sturz der römischen Republik keinen Eindruck macht, und wenn man übersättigt an der raffinierten Kunst des Tacitus sich fast nach langweiliger Sachlichkeit gesehnt hat und doch von Dio rasch enttäuscht wird, so ist das Urteil gegeben. Er wollte keinen Roman schreiben; das war recht; die persönliche Psychologie lehnte er ab; dazu reichte es auch nicht bei ihm. Das Detail schien ihm unwürdig, gemäß der Rhetorenlehre, die auch seinem Stile verderblich geworden ist. Denn dieser Mann der politischen Praxis schreibt doch schon ein ganz totes Griechisch; er hat mit Auszügen aus Thukydides reichlich ebenso wichtige Vorarbeit zu leisten gemeint, wie mit denen aus den Historikern, die er zugrunde legte (an Primärquellen, wie sie Plutarch suchte, hat er nie gedacht; es ist schon löblich, daß er wenigstens Livius nahm). Und ganz in Rhetorenart bildet er sich ein, mit trivialen Sentenzen die Würde und den Nutzen der Historie zu erhärten. Die Reden sind stilistisch ungenießbar, aber inhaltlich, wenn man die Manier einmal zugibt, auf gleicher Höhe mit der Erzählung. Er hat auch nur Aberglauben, keine Religion, und beurteilt die menschlichen Dinge mit jener banalen Überlegenheit, die man bei den Roturiers a. D. ebenso oft findet wie leider auch bei einer Sorte zünftiger Historiker. Und doch hat das Werk des Dio großen Segen gestiftet. Er gab den Griechen, die zu Romäern werden sollten, die Geschichte Roms und ist in der Tat der Livius für Byzanz. Und er gab den Anstoß, daß im Anschluß an ihn und so weiter ziemlich zusammenhängend bis Mauricius die Reichsgeschichte geschrieben worden ist.

Lukian († nach 180). Lukianos von Samosāta, der von seiner Mutter vermutlich mit einem syrischen Namen gerufen war, in seinen attizistischen Dialogen sich als Lykinos einführt (die Titiani machten sich damals zu Titaniern, und der Philosoph Kronios wird wohl Saturninus geheißen haben), der durch die ganze Welt gezogen ist, in Antiocheia einer Maitresse des Verus huldigt wie Diderot der Pompadour, in Athen die zünftigen Philosophen und Rhetoren im Negligé belauscht, in Olympia als Weltreporter die große Kirmes besucht, auf der die ganze Gesellschaft Althellas spielt, in Rom hinter die Kulissen der großen Bühne guckt, auf der der Reichsadel agiert, in dessen Salons er sich zu seinem Leidwesen meist nur auf der Hintertreppe einschleichen kann, der Journalist, den alle lesen und hören mögen, aber niemand ganz als seinesgleichen anerkennt, dessen boshafter Witz denn auch an allen sein Mütchen kühlt, wie sie es alle verdienen, und der am Ende in Ägypten in einem staatlichen Bureau unterkriecht,

weil er klug genug gewesen ist, den Staat und alles, was dazu gehört, allein ganz ungeschoren zu lassen: dieser Lukian hat es verdient, daß er der gelesenste griechische Schriftsteller der Kaiserzeit jahrhundertelang gewesen ist. Scheidemünze ist dazu da, durch die meisten Hände zu gehen; aber man pflegt zu ihr kein Edelmetall zu nehmen. Dem Sprachforscher macht es ein lukianisches Vergnügen, diesem Attizisten die Verstöße gegen die korrekte Imitation aufzumutzen, die er selbst an anderen witzig geißelt, und denen er doch selbst nicht entgeht. Es sind im Grunde doch nur Kleinigkeiten: sein formales Talent ist um so bewundernswerter, da er den Schweiß, der an seinen Essays in den verschiedensten alten Formen klebt, niemals spüren läßt. Auch was er an Motiven und Stoffen entlehnt hat, weiß er sich ganz zu eigen zu machen; es fehlt uns allerdings das Material zur Kontrolle, namentlich für die kynische Satire, deren Erneuerung er sich mit Recht zur besonderen Ehre rechnet. Freilich hat er gerade in ihr den Ton merklich herabgestimmt; eine Schärfe, wie sie Oinomaos von Gadara (wenn er wirklich aus der Heimat des Menippos und Meleagros war) in der „Entlarvung des Schwindels“ gegen die Orakel und zugleich gegen den stoischen Determinismus richtete, war ihm doch zu gefährlich, das Philosophische daran auch zu hoch. Für ihn war ein konsequenter Kyniker auch ein Narr, nur mit anderer Kappe, wie alle Menschen, die ernsthaft an etwas glaubten. Da nun aber in seiner Zeit die Verirrungen des Glaubens und dazu die Heuchelei ebenso ungeheuer waren, wie unter dem Deckmantel der Würde und Ehrbarkeit (Marcus saß auf dem Throne) nur zu viel wüste Sittenlosigkeit steckte, so freut man sich aufrichtig an dem lustigen Gesellen, der dreist genug diesen Mantel lupft. Man muß nur nicht mehr verlangen, als ein Journalist leisten mag, noch dazu einer, der sich keine Tür für immer verschließen will. Den kleinen Winkelpropheten Alexander von Abonuteichos durfte er abschlachten; auf den unbedeutenden Professor Polydeukes ein Pasquill loslassen, die olympischen Götter nach Belieben travestieren, die doch nur noch für das Ballett und die Kinderstube Personen waren: die mächtigen Götter, Asklepios, den ägyptischen Hermes, Sabazios, Christus, Mithras und vor allem Hadrian und die anderen Kaiser hütet er sich wohl anzugreifen. So täuscht er über das heiße Ringen seiner Zeit um Glauben, wie er über die eigentlichen Zeitkrankheiten täuscht; er versinkt unrettbar in Gemeinplätze, wenn er auch nur ein literarisches Problem wie die Geschichtschreibung ernsthaft behandeln soll, und kaum je wird ein Buch von ihm nicht langweilig, sobald es einigermaßen Buchlänge bekommt: aber das ist alles eigentlich nicht seine Schuld. Der Journalist lebt vom Tage für den Tag; dieser steckt selbst ganz tief in dem *cant* seiner Zeit; er ist ja Lykinos; aber er weiß, daß es *cant* ist, und es kitzelt ihn immer, den Freimut zu üben, den er sich gern in dem Wahlnamen Parrhesiastes beilegt, und ein bißchen tut er's ja auch. Natürlich hat er keine eigenen Gedanken; Geister, die stets

verneinen, sind im Grunde dumm: aber wer unter ihnen zur Spezies Schalk gehört, hat nun einmal das Vorrecht, selbst im Himmel von Zeit zu Zeit Zutritt zu finden.

Ptolemaios († um 160). Zwei Männer der Wissenschaft aus dieser Zeit haben einen berühmten Namen und gewaltigen Einfluß lange behauptet und haben das Beste ihres Ruhmes verloren, sobald man die wahre griechische Wissenschaft kennen lernte, denn sie waren auch nur Männer ihrer Zeit, Ptolemaios der Astronom und Galenos der Arzt. Der erste bleibt ein Mann der exakten Wissenschaft, auch wenn man sein Lehrbuch der Astronomie nicht mehr Almagest nennt, was nach schwarzer Kunst klingt, und wenn der griechische Bürger aus Ptolemais in Oberägypten nicht mehr die Krone trägt, mit der ihn Raffael gemalt hat. Gewiß, seine Geographie ist Kompilation, und Fehler sind genug darin; Ideen hat er nicht hinzugebracht. Aber er verstand doch noch die mathematische Grundlage, die nicht nur für Agrippa, sondern auch für Strabon zu hoch war; und wie stark man gerade bei diesem Versuche des einzelnen alexandrinischen Gelehrten empfindet, was die Reichsregierung mit organisierter Arbeit hätte leisten sollen: es ist immer das Erbe der griechischen Wissenschaft, das hier ein letzter wirklicher Gelehrter so zusammenfaßt, daß der Schatz, sei's auch für viele Generationen so gut wie vergraben, aufbewahrt bleibt, bis in besseren Tagen der rechte Mann ihn finde und mit ihm wuchere. Als die Renaissance von diesem Bilde der Weltkugel erfährt, bringt diese Erkenntnis bald den Kolumbus nach Westen auf den Weg, um Indiens Küste zu suchen. Auch die Astronomie hat sich in ihrem Besten als übernommenes Gut erwiesen: Hipparchos und die große Reihe seiner Vorgänger sind die Sterne von eigenem Lichte: aber Ptolemaios verstand sie doch und fixierte ihre Lehre, und zwar in dem schönen strengen Stile der Wissenschaft, ohne rhetorische Mätzchen. Man empfindet das, wenn man etwa von Kleomedes posidonische Astronomie in der Modesprache, gar mit theologischer Salbung, vorgesetzt bekommt. Das alexandrinische Museum, das Demetrios von Phaleron einst für Ptolemaios I. im aristotelischen Sinne gegründet hatte, beweist immer wieder einmal durch einen einzelnen Forscher, daß es die ernste Wissenschaft, sei's auch als Glut unter der Asche, zu bewahren wußte. Es ist eine Lücke, der Forschung wohl mehr als der Überlieferung, daß die Kontinuität der alexandrinischen Schule noch ganz im dunkeln liegt. Die Kraft hat dem Ptolemaios freilich wie dem Galen eine strenge philosophische Schulung (hier die aristotelische) verliehen. Und doch ist selbst er nicht frei von der Krankheit seiner Zeit: er hat auch ein Handbuch der Astrologie geschrieben.

Galenos († nach 200). Galenos schreibt schön, schreibt hiatusfreie Perioden; die dürren Partieen, Aufzählungen, Rezepte, scheinen in diesem Stile deplaciert. Er schreibt über alles, nicht bloß über seine Medizin in allen ihren Teilen, Handbücher, Spezialschriften, Polemik, Hippokrateskommentare; er schreibt auch

philosophische Abhandlungen, vom logischen Katechismus für Anfänger bis zur Naturphilosophie, und sogar über grammatische Spezialitäten. Er schreibt über die Dinge, die ihm besonders am Herzen liegen, zwei-, dreimal und mehr; und seine Person liegt ihm ganz besonders am Herzen. Die Worte fließen ihm so reich und so leicht, daß er immer eine Weile fortreden kann, klangvoll und zusammenhängend, und sich unterweilen erst besinnen, was er sagen will. Er kann einmal klar und kurz sein: dafür hat er seine logische Bildung; er kann ein andermal amüsant und anschaulich werden (z. B. wenn er aus der eigenen Praxis mit Bosheiten gegen die Kollegen erzählt; das Buch über die Prognose an Epigenes sei als Probe genannt); dafür hat er die gute stilistische Bildung; aber im ganzen rächt es sich, daß er ein Schönschreiber sein will und ein Vielschreiber ist. Und der Glaube an seine Bibel Hippokrates ist eine der schlimmsten Manifestationen des Archaismus. Aber durch beides noch mehr als durch seine fachmännische Tüchtigkeit (die einmal unparteiisch untersucht werden muß) hat er erreicht, daß er als Autorität des Altertums gegolten hat, was er keinesfalls verdiente; die nächsten Generationen werden sicher aus seinen Kompilationen manchen älteren Forscher hervorsteigen sehen, der ihm mindestens ebenbürtig ist. Zum Glück ist er auch nicht der einzige erhaltene Arzt und liefert selbst das Material, eine Anzahl seiner Vorgänger inhaltlich zu rekonstruieren. Die Medizin hat bis auf diese Zeit und wohl noch etwas länger wirklich noch ernsthafte und fruchtbare Arbeit geleistet: wer dereinst ihre Geschichte schreiben wird, zu der jetzt die ersten Bausteine allmählich gebrochen werden, dem fällt das schöne Los zu, den Siegeszug griechischer Wissenschaft auf Grund eines Materiales zu schildern, wie es so reich für kein anderes Gebiet zur Verfügung steht. Wir kennen jetzt schon in Rufus von Ephesos einen auffällig frischen Schriftsteller, und in Soranos von Ephesos (der zum Teil in lateinischen Übersetzungen und Auszügen, sogar bei Tertullian, vorliegt) einen Mann, dessen philosophische und grammatische Bildung dem Galen mindestens gleichkommt; beide gehören in die traianische Zeit. Aus einem anderen Grunde darf Aretaios nicht übergangen werden, der inhaltlich wohl nur die Lehre seiner Schule reproduziert, die übrigens an sich wertvoll ist. Aber dieser Kappadokier hat sich darauf kapriziert, ein möglich dialektisches Ionisch zu schreiben, viel dialektischer als die meisten Hippokrateer: so ist das Buch sprachlich sehr merkwürdig; es harrt allerdings noch der Verwertung und muß auch dazu erst einmal wissenschaftlich ediert werden.

Aretaios (wohl noch 2. Jahrh.)

Die Grammatik war für eine solche Zeit eine unentbehrliche Lehrerin und Helferin für jedermann: man konnte ja ohne sie weder die Klassiker lesen, die man nachahmen wollte, noch überhaupt die eigene Schriftsprache lernen und üben. Da galt es nicht nur das alexandrinische Erbe zu bewahren, sondern durch Lektüre und Etymologie und Verfolgung der Analogie die Korrektheit festzustellen und zu erhalten, in Aussprache,

Orthographie, Wortwahl, Flexion und Syntax. Gewaltige Arbeit ist geleistet: die „allgemeine Lehre von der Aussprache“ (das ist so ziemlich die „katholische Prosodie“) des Herodian registriert eine unübersehbare Masse von Tatsachen und bringt sie auf Regeln; sie beherrscht uns noch heute, wenn wir den griechischen Texten die Zeichnungen der Betonung zusetzen (doch ist unsere Sitte nicht älter als das 9. Jahrhundert, in vielem sogar in nichts als der trägen Tradition begründet). In der Orthographie können wir Herodian immer mehr durch authentische Zeugnisse kontrollieren: im ganzen sind seiner unheimlich konsequenten historischen Orthographie doch nicht viele positive Fehler nachgewiesen. Auch hier wollen wir die Dankbarkeit gegen den Vermittler nicht vergessen: aber mehr als Vermittler ist Herodian nicht; und was Wissenschaft an der antiken Grammatik ist, war in besseren Zeiten gewonnen. Nicht anders steht es mit seinem Vater Apollonios, der durch die Übertragung seiner Doktrin auf das Lateinische, die Priscian vornahm, sehr viel stärker als im Originale gewirkt hat.

Herodian (um 170).

Athenaios (gegen 200).

Die Dankbarkeit zwingt, dem Naukratiten Athenaios auch ein Wort zu gönnen: wenn uns die eine Handschrift seines Werkes nicht durch eine Gunst des Zufalles erhalten wäre, könnten wir eigentlich gar keine Literaturgeschichte, wenigstens der hellenistischen Zeit, unternehmen. Und erhalten wären die kostbaren Auszüge, die er zum Teil wirklich selbst aus den Schätzen der alexandrinischen Bibliotheken gemacht hat, keinesfalls, wenn er nicht so geschmacklos gewesen wäre, sie in der Form von Tischgesprächen vorzulegen, angeregt zunächst durch das so betitelte Buch Plutarchs (selbst wieder vorbildlich für Macrobius), am letzten Ende durch Platon, den er sklavisch kopiert, obwohl er ihn im Grunde nicht ausstehen kann; ein Symposion des Didymos hat er nicht gekannt: wie die Typik der Gattung die Griechen bis zur baren Absurdität beherrscht, zeigt er auf das schlagendste, und zugleich, wie seine Zeit überall eine mehr oder minder poetische Stilisierung verlangte. Die Sachlichkeit genügte ihr nicht, wie ihr ja auch die Wahrheit nicht genügte.

Philosophie.

Die Philosophie, die in den staatlich dotierten Schulen Athens gelehrt ward, brachte nichts von Belang hervor; daß Favorin mit der Skepsis des Karneades zu spielen versuchte, hatte keine Bedeutung, denn er war ein Blender, der eine Weile lebhafte Sympathie und Antipathie weckte, bis seine Charlatanerie herauskam. Im übrigen gehörte Philosophie zur allgemeinen Bildung, und es entspricht dem Klassizismus, daß sie für die Einführung in die anerkannten Meister Sorge trug. Die dogmatische Stoa hat keinen namhaften Vertreter; aber schon die Polemik, daneben auch die überall fühlbare Benutzung (sehr stark bei Origenes) beweist, daß die strenge Richtung des Chrysippos die Oberhand gewonnen hatte. Der Peripatos hat in Aspasios den ersten einer endlosen Reihe trivialer Erklärer, in Adrastos und Alexandros von Aphrodisias sehr achtungswerte Exegeten; Adrastos wirkt auch außerhalb der engen Schule. Den Platon

Aspasios, Adrastos (gegen 150), Alexandros (um 210).

erklärt in Pergamon sehr erfolgreich ein gewisser Gaius; wir kennen seine Vorträge durch einen Schüler Albinus; um die Exegese, namentlich des Timaios, bemühen sich auch Männer anderer Schulen und Richtungen. Albinus (um 150). Der Platonismus eignete sich seinem ästhetischen Werte nach am meisten zu der Religion der Klassizisten, wozu ihm freilich seine Wissenschaftlichkeit genommen werden mußte. In diesem Sinne vertritt ihn der Wanderprediger Maximus aus Tyros, seinem Wesen nach durchaus Rhetor, wie er denn auch aus anderen Schulen (z. B. von Dion) nimmt, was ihm wirksam scheint. Maximus von Tyros (um 180). Seine Rhetorik klappert, erzielt aber zuweilen nicht geringe Effekte. Dabei bereitet sich immer mehr die Umgestaltung des Platonismus zu seiner letzten Phase vor, in der er noch einmal die Doppelkraft, die dialektische und die religiöse, bewähren sollte. So betrachtet, rückte Platon immer ganz nahe mit Pythagoras zusammen; aber es gab doch noch eine pythagoreische Gemeinde, die freilich kaum in die Breite wirkte. Merkwürdig, daß der namhafteste Schriftsteller des 1. Jahrhunderts aus dem fernsten Westen stammt, Moderatus von Gades, der des 2. aus dem oberflächlich hellenisierten Osten, Nikomachos von Gerasa. Die massenhaft erhaltene dorische Literatur unter fabelhaften Namen kann und wird zum Teil älter sein (wie der sogenannte Okellos sicher hellenistisch ist, ein interessantes Buch, aber nicht mehr in originaler Form erhalten); aber das Erkünsteln der Doris paßt in die archaistische Geistesrichtung: auch hier harrt wieder eine Literaturmasse noch der Exegese und der geschichtlichen Einordnung. Epikurs Schule war uns bis vor kurzem stumm. Jetzt lesen wir an der Wand des Gymnasiums von Oinoanda, einer lykischen Kleinstadt, die Traktate, mit denen ein gewisser Diogenes die Seelen seiner Landsleute zu retten gedachte, der in Rhodos der epikureischen Gemeinde vorstand, aber auch mit den Genossen in Hellas Beziehungen unterhielt. Diogenes von Oinoanda (2. Jahrh.). Die Weisheit ist altbacken, die Unbildung stark; aber wieder zeigt sich deutlich, daß der Glaube an wenige Leitsätze und der Kultus des Stifters und seiner Worte gerade dieser Schule den Stempel der religiösen Gemeinde am stärksten aufdrückt. Der Kynismus schließt alles Schulmäßige aus; dafür erzeugt er Individuen, und neben sehr vielen hohlen Gesellen, die durchaus auf die Gasse gehören, auf der sie nicht minder Schwindel treiben als all die Andersgläubigen, die sie befehden, steht doch auch der schon erwähnte Oinomaos, der ganz ernst zu nehmen ist, steht der würdige Nachfahre des Krates Demonax, dessen anziehendes Lebensbild Oinomaos (2 Jahrh.?). wir besitzen (wahrhaftig nicht von Lukian), steht der seltsame Peregrinus, der, durch alle Religionen irrend, nirgend den Frieden fand und sich Peregrinus († 166). daher für den Tod des Kalanos entschied. Seine Schriftstellerei scheint die gewöhnliche kynische Diatribe gewesen zu sein.

So ist auch hier rege Tätigkeit nach allen Seiten, aber ohne Tiefe und Originalität; die Rhetorik ist dieser Philosophie wirklich überlegen. Nur ein Werk ist zu nennen, das durch Inhalt und Form die wiederholte Lektüre reichlich lohnt, die Schriften des Sextus, dessen Name Empiriker Sextus (gegen 200).

den Arzt dieser sehr achtungswerten Schule verrät, wie er denn auch nur darum die Polemik gegen die Medizin fortgelassen haben kann, als er seine Bestreitung aller Dogmatik auf die enzyklopädischen Wissenschaften ausdehnte. Seine Person verschwindet sonst ganz und gar; seine Skepsis ist gewiß Reproduktion, mehr noch der Lehren des Karneades als der änesidemischen; selbst die Form klingt oft beinahe hellenistisch. Aber er beherrscht seinen Stoff, er kann denken, und es ist ihm um die Sache zu tun. Ein Schriftsteller, der nicht posiert und den Leser zwingt, seine Gedanken zusammenzunehmen, dafür aber auch mehr als Scholastik bietet, ist in dieser Zeit eine wahre Erquickung, und nicht nur in dieser Zeit. Wer in die hellenistischen Wissenschaften eindringen will und lernen, wie man etwa bei Kleitomachos und Philon disputiert hat, tut gut, Sextus vor Cicero zu lesen. Die nüchterne Schulprosa des Empirikers wird ihm oft die Sache klarer machen als der Künstler des Stiles.

Artemidor (um 170). Einen Traumdeuter wird man in dieser Reihe nicht erwarten; aber das war damals eine anerkannte Kunst, die an den Stoikern sehr vornehme Eideshelfer hatte, wie denn auch stoische Spuren in der Theorie unverkennbar sind. Demnach hat Artemidoros von Ephesos (oder Daldis, wie er sich lieber nannte) auf einen Platz in dieser Reihe vollen Anspruch. Denn sein Buch ist gut geschrieben; es ist voll von *documents humains*, denn in dem, was die Leute träumen, offenbaren sie uns ein gut Teil von dem, was sie hoffen, und wie sie leben. Vor allem aber ist Artemidor ebenso abschließend geworden wie Herodian und Ptolemaios: auch von ihm aus wird die Forschung sowohl aufwärts den Weg finden bis in die Zeit des Sokrates, die auch für diese Kunst den Grund legte (wir besitzen sogar selbst noch eine kurze Übersicht in einer hippokratischen Schrift) und ebenso abwärts bis auf die Traumbücher, die heute noch ihre Gläubigen finden. Gern würde man neben Artemidor das Handbuch einer anderen sehr problematischen Wissenschaft, die Physiognomonik des Polemon von Laodikeia, stellen, die nur in lateinischer und arabischer Bearbeitung erhalten ist.

Polemon (um 130). Denn dieser Sophist, dessen Deklamationen an Absurdität kaum zu übertreffen sind, hat hier wirklich, einerlei, wie viel er überliefert bekam, nicht nur sehr scharfe individuelle Beobachtungen, zuweilen höchst boshafte, vorgetragen: er erreicht es wirklich auch ohne Schattenrisse, Physiognomieen zu zeigen. Mit etwas Geist und Phantasie behandelt, müßte eine Vergleichung mit Lavater-Goethe höchst anziehend gemacht werden können. Man wundert sich oft, wie die sogenannte römische Kunst (d. h. die griechische Kunst dieser Zeit, denn Griechen sind die Künstler) im Porträt und gerade dem realistischen so Vorzügliches leistet: Polemon, der nicht der einzige war, lehrt diesen Zug in dem Geiste der Zeit verstehen. Die Menschen waren ja so eitel; sie taten wohl, als wären sie Zeitgenossen der Klassiker, aber von der klassischen Gesinnung, die sich

mit einem anikonischen Porträt begnügte, waren sie weit entfernt. Nur ein Plotin ließ sich nicht porträtieren.

Doch genug der Personen, die das literarische Leben der Zeit repräsentieren sollen, die für Gibbon die Glanzzeit des Altertums war. Wohl hat man recht, von Glanz zu reden; beherzigen wir aber, daß in dieser Reihe kein Dichter ist. So viel wir deren durch ihre Werke oder durch Nachrichten kennen, so sehr die kapitolinischen Spiele und die erneuerte Phylenkonkurrenz in Athen und manche offizielle Veranstaltung sonst die Produktion anstachelten, so gern auch selbst Ärzte, Grammatiker, Astrologen sich der metrischen Form bedienten, ist doch niemand dagewesen, der, absolut genommen, hier genannt zu werden verdiente. Die Poesie war eben nur eine untergeordnete Gattung der Beredsamkeit, wie es Tacitus den Moderedner aussprechen läßt. Als sein Gott es einmal befiehlt, kann Aristeides auch in der oder jener Gattung dichten; er legt dem nur keinen Wert bei. So empfand man wenigstens, daß für wahre Poesie die Imitation nicht hinreicht. Selbst das Epigramm war nun eine ganz konventionelle Stilgattung, auch in ihm mochte kaum jemand mehr eine unwillkürlich hervorquellende Empfindung festhalten, wenigstens keine ernste. Sobald jemand sich einer poetischen Form bedienen wollte, redete er in toter Sprache: da erstarb ihm alles Individuelle, Spontane auf den Lippen. Das ist der Fluch der selbstgewählten Sklaverei, die Nemesis für den Kultus der Form, den die Griechen getrieben haben. Sie meinten das Symbol der Ewigkeit zu fassen, wenn sie eine abgeworfene Schlangenhaut aufnahmen. **Poesie.**

Relativ entbehren die Dichtungen, die sich trotzdem erhalten haben, des Interesses keineswegs; wenn sie lateinisch wären, würden sie hochberühmt sein oder doch zu den Zeiten der Heinsius und Burmann gewesen sein; jetzt hat die Philologie bei den meisten kaum ihre erste Pflicht getan. Da hat unter Hadrian ein Alexandriner, Dionysios, eine Erdbeschreibung in recht guten Versen abgefaßt; geographische Gedichte hatte es bereits massenhaft gegeben: dies hat sich noch Eingang in die Schule verdient, ist kommentiert und in das Lateinische übersetzt worden. Es ist noch gelehrt, spielt Versteck mit Akrostichen und setzt Leser voraus, die Entlehnungen aus dem nun längst klassischen Kallimachos mit schmunzelndem Verständnis erkennen und zu der Abwechselung von den abgegriffenen Homerismen Bravo sagen. Die Künstelei des Akrostichons war sehr alt; bis ins 5. Jahrhundert hinauf können wir sie verfolgen. Sie herrschte in den „echten Sibyllinen“, die die Fünfzehnmänner Roms bewachten, und kommt danach bis in die christlichen hinein vor. Wann die noch schwierigere und gänzlich absurde Kunst aufgekommen ist, Hexameter und Pentameter aus Buchstaben bestehen zu lassen, die, nach dem Zahlwerte genommen, dieselbe Summe ergäben, ist noch zu ermitteln. Geübt hat sie z. B. Nikon, der Vater Galens, und von einem gewissen Leonidas aus Alexandreia haben wir eine ganze Menge Epigramme der Art; auch Tech- **Dionysios (um 124).** **Akrosticha Isopsepha.**

nopägnia (S. 93) machte man jetzt wieder. Hadrian schwärmte seiner Neigung für das Abstruse gemäß für Antimachos: das brachte den wieder

Marcellus (um 150).

empor. Die gelehrten Gedichte, die Marcellus von Side für Herodes Atticus verfaßt hat, dürften diesem Geschmacke entsprechen; bei dem Lyriker Mesomedes, der uns als Repräsentant der erneuten Lyrik wertvoll ist, zumal wir zu zwei Stücken die Melodie besitzen (an sich ist er ganz gering), ist ein Antimachosvers nachgewiesen. Inhaltlich berührt sich

Oppian der Kilikier (um 170).

Marcellus der Pamphyler mit dem Kilikier Oppian; beide dichten über die Fische, auch ein längst abgegriffenes Thema, an dem sich ja auch Ovid in der verzweifelten Langeweile von Tomi versucht hat. Offenbar war die Poesie in dem Kulturkreise von Syrien und Ägypten dauernd in lebhafterer Übung geblieben als in der asiatischen Sphäre. Oppian mag ja selbst auch Netze gestellt und Angeln ausgeworfen haben, im wesentlichen bringt er alten Stoff in Verse, und er borgt ihn aus den bequemen Kompilationen, zu denen die Naturwissenschaft herabgesunken war, z. B. von Alexander von Myndos (S. 157). Es ist bezeichnend, daß infolge der

Älian (um 220).

Quellengemeinschaft manches bei Älian in der Tiergeschichte wiederkehrt. Dieser Pränestiner, der griechischen Boden nie betreten hat, spielt sich in unausstehlicher Fratzenhaftigkeit sowohl auf den naiven Altgriechen wie auf den pharisäisch frommen Altgläubigen auf. Der eine Sophist frisiert den Stoff als Epos, der andere als Kuriositätensammlung: das Vorgehen ist ganz analog. Wie sehr die Rhetorik das Fundament ist, können bei beiden Oppianen die direkten Reden lehren: man wird direkt auf die Schulthemen gestoßen „was mochte N. N. in der und der Situation wohl sagen". Weil dieser Oppian korrekte Verse baut, eine Vita hat, zitiert wird und wenigstens noch unter Marcus lebt, geht das Urteil von Mund

Oppian von Apamea (um 210).

zu Mund, er taugte viel mehr als ein anderer Oppian, der aus Apamea am Orontes stammt und ein Epos über die Jagd dem Caracalla dediziert hat. Es ist wahr, Sprache und Vers entfernen sich bei diesem noch weiter von der Regel; Poesie ist auch hier nicht anzutreffen, aber es herrscht doch sehr viel mehr Abwechselung und zuweilen Anschaulichkeit: der Jagdsport war damals wirklich Mode, und die Tierhetzen der Arena entzückten alle Welt; so ist doch diese Muse nicht bloß Reminiszenz. Dieser Oppian wird einmal den Ausgangspunkt bilden, wenn die Entwickelung des epischen Stiles verfolgt wird, der schließlich in Nonnos kulminiert. Auch zur römischen Dichtung, Nemesianus, gehen von der griechischen Fäden hinüber, die eben in dieser Periode ganz dominiert. Auch die Lyriker, Florus, Annianus, Severus, sind von der gleichzeitigen Dichtung der Griechen beeinflußt, wie jetzt ägyptische Papyrusfetzen zeigen; es ist noch nicht an der Zeit, das zusammenfassen zu wollen, doch ahnt man Erfreulicheres, Volkstümlicheres. Für die Schule gemacht und sofort in die Schule gedrungen (wir besitzen eine Niederschrift auf Wachstafeln aus Palmyra) ist die

Babrios (um 220).

Bearbeitung äsopischer Fabeln in Choliamben durch einen gewissen Babrios, aus dem syrischen Kulturkreis der severischen Dynastie, für die Byzantiner

ein vielgelesenes Buch, vor sechzig Jahren erst wieder aufgefunden; aber Lafontaine hätte nichts aus ihm lernen können. Merkwürdig ist allein, wie der Verfasser, dem Griechisch wohl eine mühsam erlernte Sprache war, die quantitierende Metrik mit ängstlicher Sorgfalt betreibt, mehr skandierend als hörend, und wie doch, hier zuerst für unsere Kenntnis, der Akzent einzuwirken beginnt.

Die Prosadichtung läßt sich auch in dieser Periode schlecht aussondern. Wenn Plutarch und Arrian das Leben eines Räuberhauptmannes schrieben oder Plutarch weibliche Heldentaten zusammenstellte, Lukian rührende Freundschaftsgeschichten im Toxaris, Gespenstergeschichten im Philopseudes, so befriedigten sie alle dasselbe Bedürfnis des Publikums wie die Liebesgeschichten, die von den Philologen allein Roman genannt werden, selbst aber sehr verschiedener Art und Herkunft sind. Ohne Frage kommt neben ihnen ganz besonders die Neubearbeitung der Heldensage in Betracht, die ja immer noch im Jugendunterricht einen breiten Raum einnahm; gerade die Halbgebildeten wollten brennend gern erfahren, wie es eigentlich vor Ilios zugegangen wäre, was Helene für eine Nase gehabt hätte, und wie stark Homer schwindelte: es ist dieselbe Neugier, die jetzt die Schweineställe des Eumaios sucht. Da hat denn der authentische Bericht eines Augenzeugen, Diktys von Kreta, Epoche gemacht, der unter Nero in seinem Grabe gefunden und schleunigst in modernes Griechisch übersetzt ward. Das Buch wird also kaum sehr viel später als Nero fallen. Wir haben durch die byzantinischen Auszüge und die lateinische freie und kürzende Bearbeitung gerade von der Form eine ungenügende Vorstellung; nur machte sie ohne Zweifel beträchtliche Ansprüche. Auch der Inhalt enthält Gelehrsamkeit: die Gattung lebte eben in nie unterbrochener Kontinuität seit Dionysios Lederarm und Hellanikos, eigentlich seit Homer. So hat es denn neben Diktys massenhaft Ähnliches gegeben, nicht einmal nur pseudonym: denn Kephalion unter Hadrian ist wohl ein wirklicher Mensch. Nur nahm von so etwas die gebildete Gesellschaft keine Notiz. Die Bedeutung liegt in der Geltung, die Diktys durch die lateinische Bearbeitung auf den Okzident, er und seinesgleichen in der nächsten Periode im Orient erlangen; als die Gelehrten um Photios die Studien des Altertums aufnehmen, lassen sie dies Zeug fallen. Der Heroikos des Philostratos beweist übrigens, daß auch in höheren Kreisen Empfänglichkeit genug für den Stoff war; es mußte nur ein stilistischer Kitzel hinzugetan werden und etwas Spukhaftes dem Aberglauben schmeicheln. Ganz parallel der Heroensage, die eben auch Geschichte war, steht die Alexandergeschichte, deren Held seit seinem Tode auch der Sage angehörte. Der alexandrinische Alexanderroman, der griechisch, syrisch, armenisch, koptisch, lateinisch ganz oder in Stücken vorliegt, manchmal in mehreren Bearbeitungen, bietet selbst uns wichtiges historisches Material: ihn nach Komposition und Sprache zu schätzen, ist die Forschung noch nicht weit genug. Als

Diktys (2. Jahrh.?).

Alexanderroman.

Volksbuch ist er unschätzbar: sein Alexander hat noch einmal die Welt erobert.

Erotiker. Auch die erotischen Erzählungen haben ihren Hauptwert in der Nachwirkung, erst auf die nächsten Jahrhunderte im Osten, durch Vermittelung der Byzantiner auch auf die Liebesdichtung des Okzidentes: der Einfluß wird sich als unvergleichlich stärker herausstellen, als man zurzeit weiß, zumal diese Erzählungen sicherlich auch in die semitischen Literaturen übergegriffen habe. Unmittelbar wirken sie dann bekanntlich seit der Renaissance ganz ungeheuer: Heliodor erzeugt eine unübersehbare Nachkommenschaft, und noch *Paul et Virginie* wären ohne Daphnis und Chloe nicht denkbar. Man wird gleichwohl nicht bedauern, daß uns aus der Menge solcher Produkte, die den Byzantinern vorlagen, nur wenige erhalten sind. Den Lesern schlug unter der Herrschaft des Mönchtumes etwas das Gewissen, und sie beruhigten es mit der Fabel, dieser oder jener der Verfasser wäre hinterher fromm und Bischof geworden. Auch früher nimmt die vornehme Literatur von diesen Produkten keine Notiz; was ebensowenig beweist, daß man sie wirklich unbeachtet ließ, wenigstens die Frauen und die Männer gleicher Bildung. Der Okzident hat nur ein Buch behalten, die Geschichte des Apollonios von Tyros, die so recht beweist, was der Zufall vermag, denn sie verdient ihren Erfolg mit gar nichts. Sie ist zwar keine Übersetzung, aber wohl Bearbeitung eines griechischen Buches aus dem syrischen Kulturkreise: der König Antiochos, auf den ein altes, in hellenistischer Zeit besonders beliebtes Sagenmotiv übertragen ist (die Liebe des Vaters zur Tochter), war ursprünglich natürlich ein Seleukide. Griechisch haben wir für fast alle Gattungen Repräsentanten; nur der fabulierende Reiseroman fehlt, und die Parodie Lukians liefert dafür keinen Ersatz.

Apollonios von Tyros (4. Jahrh.).

Chariton (um 70?). Vielleicht noch in neronischer Zeit, sicherlich nicht viel später, hat Chariton von Aphrodisias die „syrakusische Liebesgeschichte“ geschrieben, die großen Beifall fand: wir haben Fetzen eines Exemplares aus einem Landstädtchen Ägyptens. Der Verfasser war nur Kanzlist in dem Bureau eines Sachwalters; Homer und ein wenig Menander liefern ihm die poetischen Lichter, die er aufsetzt. Seine Technik ist, die Ereignisse ziemlich kurz zu erzählen, aber die Personen ihre Gefühle in direkter Rede äußern zu lassen, homerisch dramatisch. Sein Stil ist jener kommatische, den man vielleicht asiatisch nennen kann (oder besser ionisch), verziert noch ganz und gar mit den hellenistischen Rhythmen, für die Chariton in Wahrheit das leuchtendste (wenn auch bisher unbemerkte) Beispiel ist. Die Fabel ist in die klassische Zeit verlegt; gleich der Eingang imitiert Herodot: so ist der Einfluß des Klassizismus wohl zu spüren; aber das Ziel ist noch längst nicht erreicht: darin liegt der Wert des Buches. Übrigens verdient es auch die Lektüre, mindestens soweit es in Ionien spielt, weil es von dem dortigen Leben Zeugnis gibt: Milet und Priene erscheinen durchaus in dem Verhältnis zueinander, das uns jetzt die Ausgrabungen zeigen.

Ganz anderen Charakter tragen die äthiopischen Geschichten des Heliodoros von Emesa, die zwei Jahrhunderte und mehr jünger sind. Dem Syrer ist Delphi ebenso ein halb fabelhaftes Terrain wie das Land der reichen weisen Äthiopen. Hier soll sich der Leser an Bildern von Pracht und Herrlichkeit, erhabener Tugend und frommer Weisheit, wundersamer göttlicher Fügung erbauen. Feierlich stolziert die Rede in faltigem, buntem Gewande. Eine Weile folgt man nicht ungern; dann wird's zu eintönig. Das Buch stellt sich zu den Schilderungen fremder Sitten und Völker mindestens so sehr wie zu den Liebesgeschichten. Dagegen Erotik und neben der unvermeidlichen Tugend der Helden auch recht laszive ist das beste Element bei dem Alexandriner Achilleus Tatios, der sich daneben in den verschiedensten sophistischen Künsten, Beschreibung von Bildern und Landschaften, der prosaischen Wiedergabe eines Liedes und dergleichen versucht. Die wirre Fabel und die nichtigen Charaktere kommen dagegen nicht in Betracht. Schwerlich gestattet die Sprache und die Ungeniertheit, das Buch unter der Herrschaft der Mönche entstanden zu denken; es mag aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts stammen; aber das ist auch nur geraten.

Heliodor (gegen 300?).

Achilleus Tatios (vor 350?).

Auch für den Hirtenroman des Longus haben wir noch kein sicheres Datum, wenn auch das Ende des 2. Jahrhunderts glaublich ist. Sicher ist dagegen, daß der Verfasser die Insel Lesbos gar nicht kennt und das gleiche seinen Lesern zumutet. Eine ferne Erinnerung an die lesbischen Dichter hat ihn dazu geführt, das Wunschland der Pastorale diesmal dorthin statt nach Arkadien zu verlegen; die äolische Poesie ist ihm ganz fremd. Seine Hirten stammen aus der hellenistischen Bukolik, die er nun wirklich in die Weise transponiert, die den Schäferspielen des Rokoko entspricht. Naivität, die immer zierlich bleibt, nichts von bäurischer Plumpheit, gerade so viel Kindlichkeit, daß sie den lüsternen Kitzel verhüllend erhöht, die Naturschwärmerei des Salonmenschen (doch sieht der Vogelfang im Schnee nach wirklicher Erfahrung aus), die göttliche Intervention des Theaters. Für griechische Anforderungen ist auch hinreichend viel Sentimentalität darin. Man wird in der Schätzung des Verfassers unsicher, weil das Buch für uns ganz vereinzelt dasteht, muß ihm aber zugestehen, daß er, ohne lang zu werden, seine Maskerade gut durchgeführt hat. So versteht man, daß ein Buch, zu dem ihre eigene Literatur so viel Parallelen bietet, bei den Romanen dauernd Verehrer findet; aber man bedauert, daß Goethe die gänzliche Unnatur nicht durchschaut hat. Der Stil, das muß man sagen, ist dem Inhalt ganz konform. Gleich in der Vorrede bimmeln die antithetischen Satzgliederchen wie die Glöcklein schlohweißer Schäflein an rosa Bändchen. Quantitierende oder akzentuierende Rhythmik scheint nicht beabsichtigt.

Longus (gegen 200?).

Das sei genug von diesen Erotikern, zumal sonst nichts in vollständiger Fassung erhalten ist. An der „ephesischen Geschichte“ eines Xenophon, von der ein umfänglicher Auszug vorliegt, ist am interessan-

Xenophon

testen der Titel, denn das Buch ist noch in der Weise der „milesischen Geschichten“ benannt, und der Verfasser hat den Namen dessen aufgegriffen, den er wegen Araspes und Panthea als Ahnherrn seiner Gattung betrachtete; der Wahlname ist öfter verwandt worden.

Der Eselroman (um 90?). Weitaus am amüsantesten ist der komische Eselroman gewesen, der uns nur in einem Auszuge, der über die Sprache kein Urteil mehr gestattet, und in der Bearbeitung des Apuleius vorliegt, der ihn ganz umgestaltet hat. Man erkennt sicher, daß der Verfasser aus wirklicher Kenntnis auch der Gegenden ein Bild des Lebens geben wollte, das seinen Wert ganz unabhängig von der drolligen Fabel hatte, die viel älter war. Die Geschichte hat ein festes Lokal, von Hypata an der Othrys durch die Berge, die heute wie damals voll Klephthen steckten, bis in das Amphitheater von Thessalonike; die Hexe von Hypata führt einen Namen, der singulär ist, aber auf den Steinen von Hypata wiederkehrt. Vor allem aber ist der Held, wenn man den vereselten Gesellen so nennen darf, ein Römer aus der Kolonie Paträ: den hat ein Grieche so gezeichnet, der die antirömische Stimmung der flavischen Zeit teilte; in sie wird er gehören, und er blieb mit Absicht anonym.

Clementinen. Der christliche Roman der Clementinen hat den geringsten Wert in seiner aus der Komödie stammenden Handlung, wie sich die früh getrennten Eltern und Kinder schließlich zusammenfinden, die hier Prinzen sein müssen, wie gerade der Plebejer es gern hat. Übrigens liegt er nur in der ärgsten Entstellung vor, wie sie ein Volksbuch erleidet. Die lehrhaften Einlagen gehen uns hier nichts an; der Kampf des Petrus mit dem hellenischen Grammatiker Apion ist in Wahrheit ein Stück jüdischer Polemik, gewürzt von dem Hasse gegen den Wortführer der Antisemiten, gegen den ja auch Iosephus geschrieben hat (S. 173); der Aristarcheer war wirklich ein Charlatan gewesen, das dürfen wir zwar nicht dem Juden, aber dem Kaiser Tiberius glauben. Das Interessanteste kommt in unseren späten Fassungen nicht mehr ganz heraus: der Zauberer Simon und seine Begleiterin Helene. Das ist etwas viel Besseres als alle griechischen Romane, das ist wirkliche Sage, der schließlich etwas Reales zugrunde liegt. Wirkliche Sage, wenn nicht gar Historie ist wohl auch die merkwürdige Geschichte von der pisidischen Frau (erst später Jungfrau) Thekla, die um der Predigt des Paulus willen alles verläßt, die den Löwen bekehrt und tauft, der sie zerreißen soll, und als erste Blutzeugin des neuen Glaubens erhöht wird. Aber auch diese Geschichte lesen wir nur entstellt im Rahmen eines öden Wanderromans, immerhin noch des ausgehenden 2. Jahrhunderts, „den Taten des Paulus“ wie ja auch Simon in den „Taten des Petrus“ überwunden wird. Aber der christliche Wanderroman stammt nicht aus der alten hellenischen Literatur, sondern ist ein neues Gewächs: da muß erst der Boden betrachtet werden, aus dem es hervorging.

Thekla.

Religiöse Bewegung. Eine volkstümliche religiöse Bewegung ist schon seit dem Sinken der hellenischen Macht, der politischen wie der geistigen, bemerkbar, also seit

dem Ausgange des 2. Jahrhunderts v. Chr. Damals kommt auch die Astrologie in ihrem ersten Hauptbuche zur literarischen Fixierung, auf die ägyptischen Fabelnamen Nechepso und Petosiris getauft, seitdem bis tief in die christliche Zeit, gegen die Renaissance zu sogar mit steigendem Glauben, immer neu bearbeitet, auch in Versen. Nach dem Zusammenbruch des Hellenismus und der augusteischen Restauration schwillt das Sehnen nach einem neuen Glauben immer mächtiger an und berührt hundert Jahre später auch die höheren Kreise. Der Klassizismus hat auch wider Willen dazu mitgearbeitet. Da er ganz fernen Idealen der Vorzeit zugewandt ist, immer mehr eine fremde Sprache spricht, sich eine Kultur schafft, zu der nur eine fast gelehrte Vorbildung den Zugang eröffnet, so kann die breite Masse des Volkes mit dieser Kultur kaum Fühlung behalten, geschweige Nahrung aus ihr ziehen. Was die Volksschule darbietet, ist kaum mehr als Homer, etwas Heldensage, Fabeln, Anekdoten und triviale Moralsprüche. Die Frauenbildung geht in den höheren Schichten zwar weiter, aber nicht tiefer; nur in sehr kleinen Kreisen wird ihnen eine innerliche Teilnahme an geistigen Dingen möglich. Die Ausschließung von dem rhetorischen Unterrichte macht es fast unmöglich, daß eine Frau tätig an der Literatur teilnähme; jetzt gibt es nicht einmal mehr emanzipierte Damen (vgl. S. 91); es fehlt aber auch gänzlich an naiv unkünstlerischen Schriftstellerinnen. Daher kommt die Hingabe der Frauenwelt für jede Religion, die auch ihnen die Seele zu befreien verspricht. Das Christentum hat diesen wichtigen Schritt über das Judentum hinaus sofort getan, hat auch Prophetinnen, aber natürlich keine Schriftstellerin hervorgebracht. Die neuen Religionen kamen fast alle von den Barbaren, wirken aber erst alle in die Weite, wenn sie griechisch reden, also auch die ursprünglich in anderen Sprachen verfaßten heiligen Bücher übersetzen. Bei Gesängen und liturgischen Stücken hat das den Übelstand, daß die poetische Form verloren geht, wie bei den Psalmen, und doch die Fassung der übersetzten Liturgieen auch auf die Neubildungen Einfluß gewinnt; es sieht dann genau wie eine rhetorische Figur aus. Die alten Griechenkulte nehmen seit der plutarchischen Zeit die Konkurrenz mit den Zudringlingen auf; die Mysterien und Orakel greifen zu ihren alten Mitteln. Das ist vergebens, denn sie sind unbedingt an die alten literarischen Formen gebunden. Selbst der Asklepioskult verwendet entweder alte rituelle Lieder, darunter eines von Sophokles, oder bewegt sich in reiner Reproduktion; wir haben manche Proben. Ein Gedicht eines gewissen Ariphron aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. wird das Gratias klassizistischer Mahlzeiten. Ein Hymnenbuch unter dem Namen Orpheus, das spätestens in dieser Zeit endgültig redigiert ist, bleibt ebenso leer für Erbauung wie für Poesie. Nicht die neuen Orakel, sondern die alten des delphischen Gottes erfahren die Polemik des Oinomaos (S. 173). Nur eine Orakelsammlung theosophischen Inhaltes, die sogenannte chaldäische, hat durchgeschlagen, aber nur in philosophischen Kreisen. Von

Orphische Hymnen.

den rituellen und liturgischen Büchern der Religionen mit Ausnahme des Christentumes wissen wir noch gar nicht einmal, wieviel wir besitzen, denn eben erst wagen beherzte Forscher den Sprung in diese schlammige Tiefe, in der es doch Perlen zu fischen gibt. Das siegreiche Christentum hat begreiflicherweise selbst das Gedächtnis seiner Konkurrenten auszulöschen gesucht. Die merkwürdige Ausnahme, daß die heiligen Bücher der ägyptisch-griechischen Hermesreligion bestehen blieben (eines sogar in lateinischer Übersetzung), harrt noch ihrer Erklärung. Während des 2. Jahrhunderts zumal hat sich das Christentum in Asien, Syrien und Ägypten vielfach mit anderen Religionen vermischt, und es ist wesentlich dem Einflusse des Westens (in dem der Boden für diese Gewächse fehlte) zu danken, daß es diese Mischbildungen in der Hauptsache abstieß (nur auf den Kultus haben sie gleichwohl starkt gewirkt, da die reine Lehre Jesu in Wahrheit den Kultus ausschloß): so sind es gerade die Ketzerbestreiter, Eirenaios von Lyon und Hippolytos von Rom, denen wir sehr wider ihre Absicht die Kenntnis ihrer Gegner verdanken. Seit kurzem tritt für diese und andere Religionen die Überlieferung Ägyptens in den Papyri ein, allein vielfach in Überarbeitungen, so daß die originale Form selbst der Gedanken kaum je erhalten ist. Auch da ist die Forschung noch in der Periode der Entdeckungen. Immerhin ahnen wir eine reiche und keineswegs verächtliche, zuweilen auch poetisch ergreifende Literatur, liturgische, lehrhafte, erzählende. Wir treffen die epische griechische Hymnenform, wir treffen daneben neue Rhythmen, denn auch hier greift das geistliche Lied nach vertrauten weltlichen Melodieen. Die Prosa zieht alle Register, um mit erhabener Lobpreisung den Gott zu locken: überall wirkt der platonische Stil nach, wo sie Erhabenheit anstrebt. Zahlreich sind die Visionen, und nicht selten mahnt ihre Allegorie an die Prosopopöie der Popularphilosophie. Sehr beliebt sind Kosmogonieen, und für sie bemüht man den alten Pherekydes (S. 36) nicht minder als Moses und Babylonier und Ägypter. Weltuntergang (den schon Poseidonios ausgemalt hat) und Weltgericht (für das Platon manches bot) sind ganz besonders beliebt, zumal wo das Jüdische prävaliert: die Zerstörung durch Titus mußte von selbst auf die durch Antiochos zurückweisen, die das Danielbuch erzeugt hatte. Aber selbst in der Johannesapokalypse, in der doch der jüdische Haß gegen das Weltreich am hellsten lodert, stecken auch Züge des hellenischen Mythos, wenn auch ihr besonderer literarischer Wert (wie der der sympathischeren Esdrasapokalypse) gerade darin beruht, daß sie von der Kunst und der Rede der „Welt“ gar nicht infiziert ist.

Hermetische Schriften.

Apokalypsen.

Im ganzen sehen wir jetzt nur eine grandiose, aber wüste Masse nebelhaft wallen und wogen, aus der sich allmählich fester umrissene Gestalten erheben, denen damit freilich nicht wenig von dem originalen Reize verloren geht. Denn immer noch geschieht das so, daß die Formen der geltenden gebildeten Schriftstellerei Macht gewinnen, und damit stellen sich auch nicht nur Umformungen der neuen Konzeptionen, es stellen sich auch die alten

Gedanken und Bilder ein. Wie sollte es anders sein? Es werden doch immer die relativ Federgewandten sein, die die Feder führen, die relativ Gebildeten, die das chaotisch Gefühlte und Geschaute formen und fixieren. Nun vollends in einer Zeit, die formell auf das höchste interessiert, aber durchaus an altbefestigte Regeln und Traditionen gebunden war. Mochte ein einzelner Gebildeter für sich den Widerwillen überwinden, den ihm die Formlosigkeit der heiligen Bücher zuerst bereitete: wenn er schrieb, und erst recht, wenn er für die Menschen seiner Bildungssphäre schrieb, konnte er nicht nur nicht das eigene Können verleugnen, er mußte es anstreben, denen, die er gewinnen wollte, jenen ersten Widerwillen zu ersparen. Wir müssen besonders dankbar sein, daß wenigstens ein Teil der christlichen Schriften in ihrer originalen Formlosigkeit erhalten blieb; daß die Christen die griechische Bibel des Judentumes mit übernahmen, war mindestens für ihre Literatur kein Segen, weil es doch eben eine Masse rohester Übersetzungen war. Die hermetischen Schriften lesen wir in einer Form, die zunächst ganz wie mystische Philosophie klingt, zum Teil sind es rhetorische Kunststücke in kaum verständlichem Schwulste (sie harren noch der Erklärung), und doch hat sich in ihnen ein altes Stück entdecken lassen, das sich unmittelbar mit dem Hirten des Hermas berührt, und dieses christliche Buch, geschrieben von dem Bruder des römischen Bischofs Pius um 150 n. Chr., ist auf das Volk berechnet und wirklich volkstümlich geworden. Es ist ein Rätsel für jeden, der die Scheuklappen der biblischen Gräzität oder der christlichen Literaturgeschichte trägt, denn überall wirken die hellenistischen Traditionen. Wer es aber einmal mit wirklicher Kenntnis des literarischen und religiösen Getriebes analysieren wird, aus dem es hervorgegangen ist, wird Aufklärung nach allen Seiten bringen. Dabei wird natürlich herauskommen, daß der Verfasser von Eigenem nicht eben viel zu bieten hatte, und daß seine Visionen ganz in demselben Sinne Literatur und Imitation sind wie die Höllenbilder Plutarchs. Und wie sollte sich der Genius der Zeit, der die führenden Geister beherrscht, bei den Halbgebildeten verleugnen? Es ist unvermeidlich, daß die christlichen Schriften, die zwischen der ersten quellfrischen Originalität und der vollendeten Kunst liegen, einen halbschlächtigen Charakter tragen. Nicht sie, sondern der Prozeß, den sie illustrieren, ist das wichtige; wobei allerdings mitgerechnet werden muß, daß die kühnsten und originellsten Geister als Ketzer ausgestoßen worden sind. Schon in den Bearbeitungen des Evangeliums, die in den Kanon gekommen sind, beginnt die Ausmerzung barbarischer Formen und Wendungen, treten andererseits rein mythische Stücke zu, als solche von unvergänglichem Werte. Nach beiden Richtungen gehen die späteren Umarbeitungen weiter, geraten aber bald ins ganz Absurde. Nur der Verfasser des Johannesevangeliums wagt, den historischen Stoff aus der Kraft seiner Poesie mit dem Geiste zu durchdringen, der ihm der Geist der Wahrheit war, vor der jede Wirklichkeit als ein wesenloser Schein

Hermas (um 150).

Johannesevangelium.

verblaßt. Es ist durchaus glaublich, daß er literarisch ganz außer Zusammenhang mit der Methode steht, die einst ähnlich mit der Geschichte des Pythagoras, Sokrates, Diogenes, Alexander verfahren war (und Apollonios von Tyana hatte eben erst wieder das Leben des Pythagoras in ganz ähnlicher Tendenz geschrieben): die Sinnesart und auch die Berechtigung des Verfassers werden doch erst durch diese Analogieen ganz verständlich. Die Originalität seines Denkens rückt ihn noch in die erste Klasse der altchristlichen Autoren; aber die berechnete Stilisierung und Erfindung machen doch einen merklichen Unterschied gegen Paulus, und die rhetorische Form des Prologes ist ohne das Vorbild der Heraklitsprüche kaum begreiflich.

Briefe. Paulus hatte durch seine Briefe ganz absichtslos der Gemeinde eine literarische Form geschaffen. Sie bis zu den Osterbriefen der alexandrinischen Patriarchen und weiter herab zu verfolgen, zu zeigen, wie sie trotz aller Berührung mit der sophistischen Briefliteratur doch ihre Eigenart nicht verliert, muß eine reizvolle Aufgabe sein. Zunächst hielt man sich teils an das Vorbild, indem man die Nach- und Umbildungen auf den eigenen Namen des Paulus schob, teils hängte man nur äußerlich ein paar stilistische Floskeln und einen möglichst klangvollen Namen an die oder jene Abhandlung und erzeugte so einen angeblichen Brief, wie deren eine Anzahl in den Kanon gekommen ist, darunter gar eine rhetorisch disponierte und mit rhythmischen Klauseln verzierte Abhandlung, der sogenannte Hebräerbrief. Wie befremdend den Leuten, die rhetorische Erziehung erfahren hatten, diese paulinische Weise war, zeigt der Brief des Clemens von Rom an die Korinther, der mit allen Mätzchen der gesprochenen Rede, Symmetrie der Glieder, Reim und Assonanz einsetzt, dann mehr paulinisch zu werden versucht und ein ganz chimärisches Aussehen bekommt. Clemens hat allerdings, ganz wie die Dion und Aristeides, wenn sie in Gemeindestreitigkeiten eingreifen, das Bestreben, alles Persönliche möglichst unter Allgemeinheiten zu bergen; aber es liegt doch nicht bloß darin, daß die leere Redseligkeit so stark mit der Gedankenfülle des Paulus kontrastiert. Wem das Herz voller ist, wie Ignatius von Antiocheia, kommt dem Paulus eher nahe. Der Ketzer Ptolemaios, der an eine Frau, Flora, über ein dringendes Problem schreibt, schlägt sie alle miteinander; der verdient neben, wenn nicht vor Plutarchs Brief an seine Frau zu rangieren.

Clemensbrief (um 90).

Die älteste Gemeinde hatte einen schlichten Bericht besessen, den ein Reisebegleiter des Paulus aufgesetzt hatte, ein Stück von edelster Wirkung, weil es gar keine literarischen Ansprüche erhob. Wir können es noch als eine ganz singuläre Perle schätzen, denn große Stücke stehen kaum entstellt in der sogenannten Apostelgeschichte. Man sollte sich den üblen Namen abgewöhnen: Geschichte wollen die Acta so wenig sein wie die *Res gestae divi Augusti*. Es werden die Taten berichtet, in denen sich die überirdische Mission eines Heros offenbart hat; bei einem

Apostelgeschichte.

Gotte würden es ἀρεταί sein. Wir besitzen auf Stein die „Taten des Herakles"; vergleichen mögen wir die Legende des heiligen Franciscus. Der Kompilator der Acta bearbeitet diesen Stoff allerdings bereits mit allen Künsten der gemeinen Historie, insbesondere erfindet er die großen Reden seiner Helden, Stephanus, Petrus, Paulus, die er natürlich seinen Lesern so wenig zumutete für authentisch zu halten wie Tacitus und Iosephus. Es ist aber wichtig, daß er schon Petrusreisen vorfand: der bescheidene und wahrheitsliebende Reisebegleiter des Paulus hatte mit seinem Tagebuche auch ahnungslos eine neue Gattung der Literatur geschaffen, die bald ins ungemessene anwuchs, übrigens sehr rasch neben dem belehrenden Zwecke die erbauliche Unterhaltung anstrebte, also den lehrhaften Reiseromanen der Griechen immer näher trat. Aber weder die sogenannten apokryphen Apostelgeschichten (zu denen die obenerwähnten Acta des Paulus und die des Petrus gehören), noch die apokryphen Evangelien halten sich, sobald die griechische Bildung zur Herrschaft im Christentume kommt, außer eben in den Kreisen unterhalb derselben.

Eine andere neue Gattung entstand in den sogenannten Martyrien. Martyrien. Bei dem Gemeinsamkeitsgefühle, das die christlichen Brüder über die Welt hin verband, war es natürlich, daß Berichte über die Verfolgungen weithin Interesse erregten; der Heroenkultus der Blutzeugen stellte sich auch bald ein, eben weil die Zeit an den Kultus der Personen gewöhnt war. Auch hier war der schlichte Bericht ohne literarische Aspiration das erste, wie ihn das Schreiben der Gemeinde von Lyon über die Verfolgung unter Marcus zeigt. Aber es mußte sich eigentlich sofort der Wunsch gebieterisch einstellen, daß der lediglich leidende Held etwas täte, und daß sein Sieg trotz dem leiblichen Untergange hervorträte. Es fehlte auch nicht ganz an Analoga; Märtyrer hatte das Judentum seinerzeit auch gehabt, das zweite Makkabäerbuch erzählte davon mit der ganzen hellenistischen Lust an grellen Farben. Und Märtyrer hatte auch der Antisemitismus: es ist ein witziges Spiel des Zufalles, daß gerade Berichte über solche Martyrien, die jüngst ans Licht getreten sind, den christlichen ältester Zeit besonders nahe stehen. So bildet sich die neue literarische Form aus, die den Helden mit den Worten Sieger bleiben, ganz übermenschliche Qualen erdulden und schließlich seine Erhöhung in die Göttlichkeit nicht ohne das Eingreifen von Mächten jener Welt finden läßt. Zuerst ist das noch ziemlich bescheiden; aber die Grundzüge der Gattung sind da, die berufen war, das Hauptstück der erbaulichen Unterhaltungsliteratur des späteren Christentumes zu werden.

All dies hielt sich noch in den Kreisen der Brüder, und auch die verhältnismäßig schwer gelehrte Ketzerbestreitung durch Eirenaios, einen sehr federgewandten Mann, kann an die Gebildeten der Welt nicht denken; aber gleichzeitig versuchten doch einzelne hinüberzuwirken. Man nennt die Gruppe dieser Schriftsteller Apologeten, ein Name, der Apologeten.

nur zutrifft, wenn man hinzunimmt, daß die beste Verteidigung im Angriff besteht. Denn die Bestreitung des Hellenentumes bildet den Kern ihrer Reden, und sie besorgen das nicht einmal aus eigenen Mitteln, sondern leben von der jüdischen und noch mehr, wenn auch vielleicht mittelbar, der kynischen Polemik; dazu bedienen sie sich skrupellos aller Rhetorenkünste. Insbesondere der Syrer Tatian ist ein widerwärtiger Geselle. Leider ist Meliton von Sardes nicht erhalten; was Eusebios mitteilt, deutet auf einen Mann von Bildung, Haltung und Einsicht. Ehrliche Gesinnung

Justin um 165

und ernstes Streben ist bei dem geborenen Samaritaner Justin anzuerkennen; er ist der ungeschickteste, aber achtungswert auch darum, daß er wirklich so etwas wie Beweise versucht. Er hat sogar für die Überwindung des Judentumes die vornehme Form des Dialoges angewandt, der er nicht gewachsen war, aber auch da arbeitet er mit redlichem Be-

Celsus

mühen. Die erste antichristliche Polemik, die ein Platoniker Celsus in schlichter Form und versöhnlichem Sinne schrieb (die Zeit bleibt innerhalb 180—230 zu fixieren), war diesen Angriffen der Verteidigung in jeder Hinsicht überlegen, am meisten an echter Frömmigkeit. Trotz alledem beweist sowohl diese Polemik eines ernsten Mannes, wie die auf die Gewinnung der Welt abzielende Schriftstellerei der Apologeten, daß das Christentum allein von allen neuen Religionen befähigt war, die Welt zu erobern.

Um 200 gibt es dann wirklich schon christliche Schriftsteller für ihre Zeit ersten Ranges, sowohl im Westen wie im Osten. Der ohne Frage originellste Lateiner zwischen Tacitus und Augustin ist Tertullian, bezeichnenderweise ein Advokat, der denn auch für die Wahrheit ein Advokatengewissen hat und für die Wissenschaft nur ein Advokatenverständnis, ein so unbändiger Zelot, daß er's auf die Dauer in der Ge-

Clemens († vor 215)

meinde nicht aushielt. Der Grieche (wahrscheinlich Athener) Clemens ist ein Philosoph, ein Mann des Friedens, den weder das Martyrium noch das Ketzerverfolgen reizt; es ist nicht wunderbar, daß die Kirche ihn nicht als Heiligen heroisiert hat, wunderbarer, daß er der Verketzerung entging. Gewiß teilt er die Schwächen seiner Zeit; das meiste seiner Wissenschaft ist geborgt und an seiner Rhetorik nur zu viel falscher Putz, aber man gewinnt ihn lieb, je mehr man mit ihm verkehrt. Auch darin spiegelt er die Widersprüche seiner Zeit wider, daß er innerlich mit Celsus, den er ignoriert, viel eher sich verständigen müßte als mit Tatian, den er ausschreibt. Was er anstrebt, ist die Bekehrung der Hellenen zum Christentum und die Erziehung der Christen zu gebildeten Menschen, die das Erbe ihrer eigenen Väter nicht zu verleugnen brauchen. Dazu ist das Mittel die Gründung der christlichen Schule in Alexandreia, die bald unter Origenes den gesamten enzyklopädischen Unterbau mit den besten griechischen Schulen gemeinsam haben sollte, und in einer Philosophie gipfelte, die ganz christlich, aber eben doch Philosophie war. Der Paedagogus des Clemens, ein praktisches Handbuch der Ethik, das bis auf

die Betten und die Schuhe und das Benehmen bei Tisch hinabsteigt, ist für diese Schüler berechnet: das Schulgebet, das sie sangen, hat Clemens am Schlusse beigefügt. Wie begreiflich, ist seine Doktrin von den Griechen geborgt; der Stoiker Musonius (S. 162) ist vielfach wörtlich kopiert. Auch Platons Gesetze sind ihm immer ganz im Gedächtnis. Aber ist nicht der Gedanke etwas Großartiges, Praktisches, und ist es recht, daß ein solches Buch kaum gelesen wird? Zu seiner christlichen Philosophie hat Clemens nur die Materialien geliefert, oder vielmehr die moderne Form gewählt, die das strenge Lehrbuch durch die Mischform des sorgfältig stilisierten und aufgeputzten Miszellanbuches ersetzte. Um so deutlicher tritt die unzulängliche Verarbeitung des fremden Gutes ans Licht; aber es ist ein schweres Unrecht, wenn die Philologie bloß den alten Goldadern nachgeht und den Clemens behandelt, wie die Irrlichter des Goetheschen Märchens den vierten König. Das Ideal des wahren Gnostikers, das Clemens nicht nur entwirft, sondern mit dem es ihm heiliger Ernst ist, verdient einen Platz ganz nahe dem wahren Redner, den Cicero gezeichnet hat: es ist das höchste Bildungsideal seiner Zeit. Eine Apologie schrieb Clemens nicht, sondern stellte folgerichtig den Protreptiken zur Philosophie einen Protreptikus zum Christentume gegenüber, freilich nicht ohne das tote Material der sogenannten apologetischen Polemik aufzunehmen. Hier nun macht er alle Künste der Mode mit, den Attizismus, der mit Dualen, sogar des Verbums, um sich wirft, die Häufung paralleler Glieder, am liebsten dreier, die rollenden Perioden, ja selbst die Erregung orgiastisch bezaubernder Leidenschaft. Das kann eher abstoßen als anziehen: aber das schien damals das Höchste; keiner konnte es besser, und es ist doch ein anderer Glaube dahinter als bei Aristeides oder gar Philostratos, dem Biographen des Apollonios. Diesen am Hofe des Severus angesehenen attischen Schönredner möge man unmittelbar neben ihm lesen. Der tut nur so, als glaubte er an den Propheten; sein Herz spricht niemals mit. Es liegt ihm auch jede Polemik gegen die Christen fern, die bald von den beiden kämpfenden Parteien hineingelegt ward. Er schreibt einen Roman, der diesmal nur erbaulich statt lüstern ist. Er hat in den weder gruseligen noch erbaulichen Spukgeschichten seines Heroikos wohl eher das getroffen, was für seinesgleichen eine Sorte klassizistischer Religion war. Aber er verarbeitete eine Literatur von und über Apollonios, die sich mit den Evangelien und Apostelgeschichten so gut und schlecht vergleichen läßt, wie der pythagorisierende Weltbekehrer mit Jesus und Paulus. Der Wundermann von Tyana hat ohne Zweifel Briefe verfaßt, wenn auch bisher das Echte aus dem Nachlasse nicht gesondert ist; er hat auch selbst geschriftstellert und das Leben seines Ideales Pythagoras ziemlich in gleichem Sinne wie Philostratos das seine als erbaulichen Roman verfaßt. Daß er sich selbst als Wundertäter und Halbgott gegeben hätte, ist nicht erwiesen und unwahrscheinlich: aber die Sache, die sich diesen Mann als Heiland aussuchte

Philostratos (um 220).

Apollonios von Tyana († um 90).

und sein Evangelium von einem Philostratos schreiben ließ, war verloren, wert, daß sie zugrunde ginge.

IV. Die Zeit des Zusammenbruches. Mit dem unrühmlichen Sturze der severischen Dynastie bricht das Reichsregiment tatsächlich zusammen. Als man bald darauf den tausendsten Geburtstag Roms inmitten von Bürgerkrieg und Verfall feiert, durften die Christen darin mit Genugtuung ein Zeichen des Endes sehen; die anders empfanden, mochten weinen: das Zeichen der Zeit konnten sie auch nicht verkennen. Wenige Jahre, da erliegt ein Kaiser den Gothen, ein anderer wird Sklave des Persers. Von allen Seiten her überschreiten Barbaren den Grenzwall, und wo er etwa gehalten oder wiedererobert wird, geschieht es durch Barbaren als Legionare. Zenobia, die eine Weile die Kaiserkrone tragen darf, führt noch einen griechischen Namen und hält sich einen athenischen Hofphilosophen (den unverdient berühmten Longin): ihr Palmyra ist doch weit ungriechischer als das Cäsarea des Herodes. Verschont bleibt von den zerstörenden Kriegen keine Landschaft, wird doch sogar Alexandreia schwer heimgesucht, aber am glimpflichsten kommen noch die syrisch-phönikischen Küsten fort, die denn auch für die Erhaltung der Bildung am meisten tun. Der schwerste Schlag ist, daß nicht nur die ganze Balkanhalbinsel, sondern auch Asien von den Gothen in Grund und Boden verwüstet wird: der Fluch, der an dem Namen der Wandalen und Gothen des 5. Jahrhunderts zum großen Teile unverdient haftet, kommt denen des 3. nur zu sehr zu. Olympia und Delphi hören auf zu existieren; Athen hält sich nur durch Selbsthilfe; der Verteidiger war zugleich der Historiker der Zeit, Dexippos, der nur leider dem allerärgsten Archaismus ergeben war. Der blühende Städtekranz an der asiatischen Küste sinkt in Trümmer; die wenigen nicht überrannten Städte haben sich zur Hälfte selbst vernichtet, indem sie aus den rasierten Vororten hastig einen Mauerring errichteten; wie es in ihrem Landgebiete aussah, kann man sich danach denken. Hinfort dominiert das asiatische Binnenland. Wie vollkommen die staatlichen Behörden versagten, lehren am besten die Schreiben des Bischofs von Pontos, Theodoros, der sich
Gregorios Thaumaturgos († um 270).
als Christ Gregor nannte und den Beinamen Wundertäter trägt. Hier half er nicht durch andere Wunder, als daß er mutig und pflichtbewußt ausharrte und die Zügel seiner Gemeinden in der Hand behielt. Mit Fug und Recht trat also die als Kirche organisierte Christengesellschaft an die Stelle des versagenden Reiches. So ist denn der alten Kultur die Möglichkeit der Existenz genommen; es fehlen ihre materiellen Voraussetzungen, es fehlen vor allem die Menschen. Sie war ja ein künstlicher Bau; das Volk, das sich immer wieder erneut, hatte kaum etwas gemein mit ihr. Die Mühle der Rhetoren klappert natürlich weiter, namentlich in Athen und Syrien, der Schulunterricht hört nicht überall auf, auch in der wissenschaftlichen Form, die wir am besten durch die Christenschule des Origenes

kennen. Aber die Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts ist doch beinahe ein leeres Blatt, und ihre wenigen großen Namen lehren in ihrer Vereinzelung am besten, daß das Ende da ist.

Diophantos (um 250).

Höchst merkwürdig ist, daß in der Stille des alexandrinischen Museums die Mathematik nicht nur die Kontinuität bewahrt, sondern gar in dem Arithmetiker Diophantos einen produktiven Kopf besitzt, für dieses Gebiet, wie die Sachverständigen versichern, geradezu den bedeutendsten Mann des Altertumes. Ein beherzigenswerter Beweis, wie unabhängig die reine Spekulation von der allgemeinen geistigen Zeitströmung bleibt. Einen Boden, aus dem der schöpferische einzelne erwachse, muß es freilich geben, und er fehlt auch hier nicht. Pappos, der hochverdiente mathematische Kompilator, gehört in dieselbe Schule und Zeit, und eine stattliche Sammlung arithmetischer Aufgaben in epigrammatischer Form hat ein gewisser Metrodor, angeregt durch Diophantos, verfertigt oder doch gesammelt (Lessing hat sich ein wenig für sie interessiert); auch ihre poetische Technik ist ganz unverächtlich und beweist, daß auch in dieser Hinsicht Alexandreia die beste Tradition aufrechthielt.

Pappos (um 290).

Metrodoros (um 300?).

Plotin († 270).

Der mathematischen Denkart scheint die Spekulation des Plotinos ganz fern zu stehen, da sie durch und durch metaphysisch ist, und doch ist er eine verwandte Erscheinung, denn auch sein Denken bewegt sich in der vollkommenen Abstraktion, und die Welt, die ihn umgibt, ist ihm ebenso unwesentlich. Er stammte aus Alexandreia und gehört dorthin, wenn er auch seine Tätigkeit in Rom geübt hat. Man kann schwerlich leugnen, daß seine Philosophie auch den Stempel trägt, daß der wissenschaftliche Gedanke am Ende seines Lebens bei den Hellenen stand. Von der Naturbeobachtung und Forschung waren die Ionier ausgegangen, und auch später, als die Sokratik den Menschen in die Mitte der Untersuchung zog, hatte die Beobachtung des Lebens immer wieder der Abstraktion frischen Stoff zugeführt. Selbst wenn die Philosophie den wahren Adel schrankenlosen wissenschaftlichen Forschens verlor, blieb sie immer *magistra vitae*, sie lehrte leben. Für Plotin ist die Welt und das Leben im Grunde ganz irrelevant, zufällig, ja hinderlich, wie der Körper, in den die Seele gebannt ist. Hienieden ist er ein Fremder; so war sein Leben, so sind seine Bücher, die eben dadurch so ganz persönlich, so wahr und um so rührender sind, als doch die Person des Schreibers ganz zurücktritt. Man mag ihn einen Mystiker nennen, dessen Stärke in dem Empfindungsleben der eigenen Seele und in der Feinhörigkeit für ihre halb unbewußten Regungen liegt. Indessen nicht nur die schneidend scharfe Dialektik, auch die keusche Schweigsamkeit über sich selbst läßt doch diese Bezeichnung unzutreffend erscheinen. Er hat immer noch mehr mit Platon gemein als mit Augustin, den man nur als Gegensatz mit ihm zusammenbringen kann. Seine Schriftstellerei ist gar nicht darauf aus zu bekehren; wie er im Leben nicht um zu lehren, sondern um zu forschen, mit den Freunden disputierte, so tut er es mit

sich in seinen Aufsätzen, die er ohne die Absicht der Publikation hinwirft; er denkt mit der Feder. Die Tradition des Dialog- und Diatribenstiles wirkt wohl nach; nichts häufiger als die Form der Frage; aber alles Künstlerische, ja alles Sinnliche, man möchte sagen, alles Körperliche der Sprache ist verschwunden. Wie unhellenisch wird nicht ein solches Buch; und doch liegt noch das Abendrot der scheidenden keuschen Charis darüber, die Hingabe allein an das Objekt, die einst die Ionier wissenschaftlich schreiben lehrte, und zugleich die Heiligung jener himmlischen Muse, die dem Parmenides und Platon das Reich des ewigen Seins offenbarte, vor dem aller bunte Schimmer des Werdens Tand ist. Nur im reinen Äther der Gedankenwelt kann die Seele Plotins atmen. Was sind dem alle Genüsse dieser Welt, auch die reinsten und geistigsten, der die Seligkeit der Vereinigung mit dem Ewigen, mit Gott gekostet hat, das innere Erlebnis eines Augenblickes, der gleich der Ewigkeit ist. Kein größerer Kontrast als diese stille selige Seele in dem Mord und Brand, der über die Welt tobt, dem Hexensabbat all der neuen Götter, und der schellenlauten Torheit der Rhetorik. In dieser Welt war auch für die Seele des Hellenentumes keine Stätte mehr; aber sie hatte Gott geschaut; die Zeit konnte und kann ihr nichts mehr anhaben.

Wem Plotin einmal etwas zu Herzen gegangen ist, der weiß, welche Sünde und welche Torheit es ist, wenn man die Menschen dieser Zeit in Böcke und Schafe, Christen und Heiden sortiert. Sein Zeitgenosse, der Christ Origenes, beweist dasselbe; ihn hat schon zu Lebzeiten der Haß der christlichen Unbildung aus seiner Heimat Alexandreia verjagt, hundert Jahre nach seinem Tode hat er die Obhand in der Kirche bekommen und schließlich unter Iustinian durch seine Verketzerung der griechischen Kirche das Urteil gesprochen, daß der Logos aus ihr entwichen war: Mohammed

Origenes († 254) konnte kommen. Für die hellenischen Philosophen seiner Zeit war Origenes ein geachteter Kollege, der nur eine andere Doktrin vertrat; es konnte damals ein Christ sehr wohl einen wissenschaftlichen Lehrstuhl einnehmen und nicht nur von Christen gehört werden, wie wir z. B. von einem Schüler des Origenes, Anatolios, wissen. In der Tat kann die Metaphysik des Origenes ganz gut als eine besondere Form des damaligen Platonismus (nur mit sehr vielem aus der Stoa versetzt) gelten, die freilich eine esoterische und exoterische Lehre unterscheiden mußte: anders hatten es die Stoiker auch nicht gehalten, die den Staatskult verteidigten und die Theogonie des Hesiod nach der Methode ausdeuteten, die er von ihnen übernahm. In erster Linie war für ihn bestimmend geworden, daß er, um den Unterricht an der Katechetenschule zu leiten, Grammatik studiert hatte: so kam er zu seinem wissenschaftlichen Werke, der Herstellung eines urkundlichen Textes des Alten Testamentes, das seinesgleichen selbst in der hellenistischen Grammatik nicht hat: das steht aufrecht, und sein Ruhm kann nie verbleichen, während seine philosophischen Spekulationen längst ab und tot sind und die seiner Verketzerer nur noch das Leben von Gespenstern

führen. Der Erklärung des also gesicherten Textes galt seine unermeßliche Produktion von Kommentaren. Von diesen heißt mindestens ein sehr großer Teil Homilieen; es sind Lehrvorträge, deren bescheidener Name „Unterhaltungen" den Verzicht auf oratorische Wirkung ausdrückt; er stammt aber aus der Rhetorik; Philostrat nennt seine Gemäldeschilderungen so, die sich auch an einen Kreis von Lernenden wenden; deren Schlichtheit ist freilich raffinierte Künstelei, und der Name Homilie ist gerade ganz klassizistisch, da er von dem entlegenen Kritias (S. 76) stammt. Origenes hat aber seine Vorträge wirklich ganz so gehalten, wie ein Forscher und Lehrer, der nur an die Sache denkt; es ist die Improvisation eines wohlvorbereiteten Professors, von Stenographen fixiert und dann vom Autor für die Publikation durchgesehen, wodurch sich die Massenhaftigkeit der Produktion erklärt. Was so herauskam, war von einem geschriebenen Kommentar nicht wesentlich verschieden. Literarischer Wert ist nicht erreicht, aber auch nicht angestrebt. Wenn die Sprache etwas Individuelles haben sollte (was zu untersuchen ist), so muß es im Hintergrunde liegen; seine eigene Person stellt der vielgeliebte und vielgehaßte Mann sicherlich nicht ohne Überwindung zurück. Das Ethos des Gelehrten ist es, das dem Origenes am besten steht; nach der Polemik gegen Celsus darf man ihn nicht beurteilen. Den Menschen würden wir wohl liebgewinnen, wenn seine Korrespondenz erhalten wäre: für diesen zeugt am beredtesten die schöne Abschiedsrede des Gregor von Pontus, durch und durch rhetorisch, aber das erfreulichste Erzeugnis der damaligen Rhetorik.

Was er für die Wissenschaft getan hat, griechisch zu reden als Grammatiker und Kritiker, ist auch das Bleibende in dem Wirken des Malchos von Tyros, der erst als Student den semitischen Namen mit Porphyrios vertauschte. In der Homererklärung, der Philosophengeschichte, der Chronologie der Diadochenzeit operieren wir stark mit dem Materiale, das er uns überliefert; viele Generationen hat ein Kompendium von ihm in die aristotelische Logik eingeführt. Das Werk Plotins hat seine Pietät allein gerettet, und die Vorrede über Plotins Leben liest man gern neben dem Panegyrikus Gregors auf Origenes. Die richtige Datierung des Danielbuches zeugt dafür, daß er aus der Interpretation wirklich historische Schlüsse zu ziehen vermochte, etwas sehr Seltenes zumal in jener Zeit. Sie kontrastiert um so greller mit der Kritiklosigkeit, die aus den Orakeln der Griechengötter Philosophie destillierte; aber des Widerspruchsvollen ist in dem seltsamen Manne sehr viel, der wahrlich eine Biographie verdient: die Philologie hat aber noch nicht einmal seinen Nachlaß zusammengebracht, der noch jüngst durch ein umfängliches Ineditum, über die Beseelung des Embryons, bereichert ist. Trotz allen Vorzügen kann der repräsentative Mann seiner Zeit die Krankheit seiner Zeit nicht verleugnen; die Last des Autoritätsglaubens nimmt seinem Urteil die Freiheit, und seine Gelehrsamkeit ist überwiegend Reproduktion. Dabei geht sogar die stilistische Persönlichkeit verloren: sowohl in dem Stücke seiner Philosophen-

Porphyrios (233—ca. 305).

geschichte, das wir haben (dem Leben des Pythagoras), wie in der Streitschrift gegen den Fleischgenuß, ja sogar in dem Abriß praktischer Moral, den er an seine Frau richtet; nicht aus Unvermögen schreibt er einfach ab, sondern weil das Formgefühl erstorben ist, aus Widerwillen gegen die rhetorische Formspielerei, die den Inhalt verloren hat, aber auch weil ja jeder schriftliche Ausdruck fremd und angelernt war.

Porphyrios wird von den Christen ungern ohne einen Ausdruck des Abscheues genannt, weil seine Schrift gegen das Christentum der gefährlichste Angriff war; man hat später mit ihr auch alle Gegenschriften untergehen lassen, die immer noch zu viel von dem Gifte enthielten. Und doch hat er den Christen den größten Dienst erwiesen, indem er den Eusebios von Cäsarea, also einen Landsmann, zu seiner wissenschaftlichsten Schriftstellerei nicht nur veranlaßte, sondern neben Origenes ihn auch wissenschaftlich am stärksten anregte. Wer in Porphyrios den Vertreter des Griechentumes einmal schildern wird, das trotz allem den Untergang verdient, dem es verfällt, wird gut tun, ihm in Eusebios den Vertreter des Christentumes entgegenzustellen, das zu siegen verdient, trotz allem. Denn seine Gelehrsamkeit ist noch viel mehr Reproduktion, und sie ist noch viel unkünstlerischer, da ganze Werke einfach Exzerpte sind und sich auch so geben; das Schreiben besorgte der Kopist, der Verfasser strich nur in den Büchern die auszuhebenden Stellen an und schrieb die Ein- und Überleitungen. Auch als Gelehrter hält Eusebios weder mit Porphyrios noch mit Origenes die Vergleichung aus. Aber die Kirchengeschichte, die er auf Grund der Bibliothek des Origenes (die in Cäsarea durch die Pietät des Pamphilos erhalten war) zusammenstellt, ist eine weit vornehmere und wirksamere Widerlegung des Porphyrios, als eine Gegenschrift sein könnte: sie gibt einfach das Gericht der Geschichte, und wir wollen dem Verfasser dankbar sein, daß er die Urkunden sprechen ließ. Wer den Verlauf der griechischen Literaturgeschichte übersieht, muß aussprechen, daß dies Werk seiner ganzen Anlage nach ihren künstlerischen Prinzipien und Traditionen zuwiderläuft. Aber es ist ein schweres Unrecht, daß dieses Buch nicht zu den allgemein bekannten gehört: ein wissenschaftlicher Unterricht in der Theologie müßte seine Interpretation dicht neben die des Evangeliums und des Apostels stellen. Von der sachlichen Bestreitung des Porphyrios ist auch das große Werk diktiert, in dem der Beweis der evangelischen Lehre geliefert werden soll, dem die Weisheit der Hellenen zur Vorbereitung dient: so stellte sich dem Eusebios die Entwickelung der Philosophie dar, im Anschluß an Clemens. Hier steht's nun freilich so, daß berechtigterweise nur die Auszüge gelesen werden, die in dem ersten Teile kunstlos zusammengestellt sind. Den imposantesten Beleg seiner Wissenschaftlichkeit hat Eusebios endlich durch die Chronik geliefert, nicht allein durch die Auszüge oder die Unmenge von Daten, die er uns allein gerettet hat, oder auch durch das Zusammenfassen von Orient und Okzident (obwohl keine Spur davon ist, daß eine Chronik gleichen Umfanges vor

Eusebios († 340).

ihm je gemacht wäre), sondern vor allem, weil er ein denkender Chronologe war, der im Grunde den mythischen Teil bis Abraham als solchen anerkennt und den kindischen Zahlenspielereien des Chiliasmus keine Konzessionen macht. Es war eine starke Verirrung, den Ruhm, den er verdient, auf den kaum halbgebildeten Africanus zu übertragen, der, gebürtig aus Jerusalem, am Hofe der edessenischen Christenscheichs (die sich durch gefälschte Briefe eine besondere Würde verfertigten) und der severischen Kaiser wohlgelitten war und nur gelegentlich ein gutes Buch auszog, auch einmal (wie in betreff der Susannanovelle) einen guten Einfall hatte. Ganz ebenso dient sowohl die Chronik wie die Ostertafel des Hippolytos von Portus nur dazu, die persönliche Bedeutung des Eusebios zu heben; von seinen Nachfolgern ganz zu schweigen, die auf die Weltära zurückgriffen. Eusebios ist dann dem Constantin nahegetreten; er hat dazu mitwirken müssen, die siegreiche Kirche in den Dienst eines christlichen Herrn zu fügen, und die Gehässigkeit, mit der sich die Parteien unter den Siegern sofort befehdeten, hat ihm schwere Stunden gemacht. Gerade daher wird eine Biographie von ihm noch viel interessanter sein als von Porphyrios; es ist auch viel mehr Stoff dazu vorhanden. Wir haben ja die verschiedenen Fassungen der Kirchengeschichte, die ihm die Rücksicht auf den Hof bei einer neuen Auflage abnötigte. Das Christentum verhinderte Constantin nicht daran, seinen Sohn umzubringen, und dann mußte der Name des Crispus in der Kirchengeschichte so gut radiert werden, wie einst unter Caracalla der Name Getas. Nach der Moral ihrer Zeit hat man die Menschen zu beurteilen, und es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn das Buch über Constantin das erste ganz verlogene genannt worden ist. Wer die „Reden auf Constantin" für Geschichte oder Biographie hält, versteht von der griechischen Literatur gar nichts, deren erster Grundsatz ist, daß die Gattungen über den Stil entscheiden. Die Rede gibt eben ein Idealbild; hier sind des Libanios Grabrede auf Iulian, Gregorios auf Basilios oder auch gegen Iulian am nächsten zu vergleichen. Gewiß ist in ihnen allen viel, was unseren Wahrheitssinn verletzt; die ranzige Salbung des Hofbischofs ist auch unausstehlicher, als wenn ein gallischer Rhetor in sein Posaunchen stößt, und bei Libanios vollends versöhnt die Treue und der Mut, sich zu dem überwundenen Manne zu bekennen. Eusebios ist auch wirklich ein schlechter Rhetor. Schließlich aber ärgert uns das Buch doch vornehmlich, weil es ein Mann geschrieben hat, den wir dafür zu gut finden; es tut uns leid, unsere Achtung vor seiner Person herabzustimmen. Er hat es eben erfahren müssen, daß die siegreiche Kirche und der christliche Absolutismus die Ehrlichkeit und Wissenschaftlichkeit nicht mehr duldeten, die er von Origenes überkommen hatte. Auch Eusebios ist noch zu hellenisch: die neue Zeit kann seinesgleichen nicht mehr brauchen.

Africanus (um 221).

Hippolytos († 250?).

E. Oströmische Periode (300—529).

I. Das christliche Ostrom. Das römische Reich war um die Mitte des 3. Jahrhunderts in Trümmer gegangen. Das Reich, das Diocletians Barbarenfaust aus diesen Trümmern bildete, war ein anderes, und die Spaltung in Ost und West ist bestehen geblieben, auch wenn eine Weile derselbe Herr hier wie dort gebot. Die Hauptsache war, es gebot ein Herr unumschränkt, über Knechte, wie einst der Perserkönig; aber das Joch drückte jetzt viel schwerer, denn unter dem König stand die Beamtenhierarchie, schlimmer als je in Ägypten. Freie Gemeinden und freie Menschen gab es nicht mehr; der Bürger war zum Untertan degradiert. Nur die Organisationen, die sich die Brüdergemeinden der Christen aus eigener Kraft geschaffen hatten, widerstanden dem brutalen Gewaltakte, der auch ihre Freiheit ersticken wollte, selbst die Freiheit der Gewissen. Constantin entnahm daraus, daß ihr Gott mächtiger wäre als alle anderen, auch als die Götter, die in dem Imperium des römischen Volkes walteten; er wandte sich dem mächtigen zu und errang die Herrschaft. Ohne Frage ist seine Toleranz für alle Teile ein Segen gewesen das 4. Jahrhundert sieht Wohlstand und Gesittung steigen. Aber bald schlägt die Toleranz in eine viel schlimmere Tyrannei des Gewissens um, in der denn auch das geistige Leben allmählich erdrosselt wird. Die Christengemeinden ziehen sofort den Monarchen in ihre häuslichen Streitigkeiten hinein; er präsidiert der Versammlung, die eine metaphysische Streitfrage durch Majoritätsbeschluß entscheiden will, und er hilft die Majorität machen. Wohl wird damit der erste Schritt auf der Bahn getan, die den absoluten Kaiser auch zum Herrn der griechischen Kirche machen sollte, aber zunächst ist der Erfolg, daß der Kaiser in den Versammlungen der Bischöfe auf Männer von eigenem Willen und eigener Macht stößt; er findet ein Parlament, wie es der Senat längst nicht mehr gewesen war. Innerhalb der Kirche gibt es wieder parlamentarisches Leben, Parteien und Parteiführer, Pamphlet und Presse, und daß sich die Parteikämpfe nicht um politische, sondern um dogmatische (früher hätte man gesagt „philosophische") Gegensätze drehen oder zu drehen scheinen, hebt die Ähnlichkeit nicht auf. Schwer, aber schön wird die Aufgabe des Historikers sein, der in schwerlich naher Zukunft die wirkliche Geschichte des 4. und 5. Jahrhunderts schreiben wird. Die Vorbedingung ist, abgesehen von der Erfassung einer ganzen Reihe von Personen, die eigentlich erst zu entdecken sind, daß die unnatürliche Scheidewand zwischen Kirchengeschichte und Reichsgeschichte gefallen sein muß. Diese besteht aber schon in den zeitgenössischen Darstellungen, denn die Autorität der Kirchengeschichte des Eusebios erzeugt Fortsetzungen, die recht achtbar und auch lesbar sind. Wieder geben sie oft im Gegensatze zu der griechischen Weise Aktenstücke, und solche liegen auch sonst in kaum übersehbarer Fülle vor. Briefe und Gelegenheitsschriften kommen massen-

haft dazu: so läßt sich die Aufgabe des Historikers dieser Zeit viel eher mit der des modernen als der des alten Historikers vergleichen. Freilich haben sich die Sieger meistens bemüht, den Überwundenen, den nun das Brandmal des Anathemas traf, auch vor der Nachwelt mundtot zu machen; die Moral des Kampfes steht kaum über der von Demosthenes und Aischines, und es ist noch widerlicher anzuhören, wenn dem Nächsten im Namen Gottes die Ehre abgeschnitten wird. Die Reichsgeschichte wird zunächst noch nicht von Christen geschrieben, aber sie bewahrt auch später die antike Tradition; die Rhetorik dominiert, die Mitteilung von Dokumenten in authentischer Form ist selten, weil sie dem Stilgesetze zuwiderläuft (es seien denn Orakel, also Verse), der Schriftsteller denkt an den Effekt, den er erreichen will, in erster Linie. Eunapios von Sardes (den wir zum größeren Teile nur durch Zosimos, einen matten Kompilator, besitzen) ist in seiner Geschichte (einer Fortsetzung des Dexippos, S. 194) nicht ganz so geziert gewesen wie in den Biographieen von Philosophen und Rhetoren, die noch dazu ziemlich inhaltsleer sind, und in den Taten seines Helden Iulian erhielt seine Geschichte einen großen Stoff; Iulians Leibarzt Oribasios hat ihn in echter Pietät zu dem Werke veranlaßt; ein Mann, dem wir auch für eine riesige medizinische Kompilation zu Danke verpflichtet sind. Aber unausstehlich wirken doch die welken Blumen der archaistischen Erudition, die Eunapios überall einflicht, die leeren Sentenzen und der geborgte Flitter der Rede. In allem scheint Olympiodoros sein Nachfolger gewesen zu sein; übrigens hat auch der arianische Kirchenhistoriker Philostorgios, der, wie seine Glaubensgenossen überhaupt, hohe rhetorische Aspirationen hatte, geographische Exkurse eingefügt.

Geschichtschreibung.

Eunapios (um 400).

Zosimos (um 500).

Olympiodoros (um 450).

In diese Reihe gehört Ammianus Marcellinus aus Antiocheia durchaus, trotz der lateinischen Sprache, die der Militär gelernt hat und der ausgediente Militär in Rom zu schreiben versucht. Aber hier hat einmal das Studium lateinischer Vorbilder erhebend gewirkt. Daß er Tacitus vor Augen hatte, gab ihm die Kraft, Charaktere zu zeichnen; durch die Historien Sallusts kam er auf die Weise von dessen Vorbild Poseidonios und gab in breiten Exkursen ein Bild sämtlicher Landschaften des Reiches. Daß in ihnen vorwiegend sehr billige Erudition geboten wird, muß man seiner Zeit und Bildung zugute halten, ebenso wie das beinahe unmögliche Latein: er hat doch das erste Geschichtswerk seit Tacitus geliefert, zu dessen Lektüre man gern zurückkehrt. Ihm gleichgekommen ist keiner der Späteren, aber sie leisten Unverächtliches, und die Qualität sinkt durchaus nicht. Die vielbelobten Berichte des Priscus über seine Reise zu Attila stehen keineswegs allein. Das große Publikum pflegt eine gewisse unbestimmte Vorstellung zu hegen von den höchst heldenmütigen Gothenkönigen Totila und Teja, und anderseits von einem verfaulten Byzantinertume mit einer potenzierten Messalina, der Theodora, und dem mißhandelten Verdienste Belisars: das ist am letzten Ende eine doch nicht geringe Wirkung des Prokopios, wenn auch diese Vorstellungen am

Ammianus Marcellinus († gegen 400)

Priscus (um 450).

Prokopios († nach 550).

stärksten berichtigt werden, sobald man seine Bücher liest. Es ist doch nichts Kleines, daß sich die gar nicht mehr hellenische, aber hochbedeutende Zeit Iustinians wesentlich dank seiner Darstellung in geschichtlichem Vollbilde darstellen läßt. Sein Griechisch war ihm freilich kaum weniger fremd als dem Ammian sein Latein; das steigert sich noch bei Agathias, und Simokatta ist gar ein Ausbund von Fratzenhaftigkeit.

Agathias † 582. Theophylaktos Simokatta um 620.

Die Scheidung der Reichshälften riß die Kultur auseinander; schon im 4. Jahrhundert spürt man, daß sogar die Kirche Roms sich von dem Orient emanzipiert, zu ihrem und des Okzidentes Heile wird sie immer lateinischer; nur so konnte sie sich die Freiheit der Entwickelung bewahren, die im Osten durch das Kaisertum erstickt ward. Wohl aber empfand auch sie die Gefahr, daß die Bildung sinken mußte: daher die umfassende Übersetzertätigkeit durch Ambrosius Rufinus Hieronymus. Dasselbe geschah auch auf anderen Gebieten, namentlich durch Marius Victorinus und seinen Kreis. Die wissenschaftlichen Handbücher, die gerade bei den Griechen galten (sowohl theoretische für den Unterricht, als auch praktische z. B. für die Heilkunst an Mensch und Tier), aber auch belehrende Poesie (durch Avien) und historische Unterhaltungsliteratur (Alexanderroman, Iosephus' jüdischer Krieg, Dictys, Dares) werden so dem Westen erhalten. Wie der Antiochener Ammian in Rom die griechische Historiographie in lateinischer Sprache übt, so bringt um 400 der Alexandriner Claudian die Poesie seiner Heimat, sowohl die mythologische wie die interessantere über Stoffe der Zeitgeschichte, nach Ravenna und wird der letzte geistreiche Dichter in lateinischer Sprache. Noch viel mehr ist die letzte Phase der africanischen Dichtung ein Ableger der griechischen. Die wirren mythologischen Poeme des Dracontius werden erst verständlich, wenn man sie zu der nonnischen Schule stellt; die Epigrammatik des Luxorius gehört zu Palladas und dem Silentiar Paulus, Corippus vollends ist lateinisch nur in der Sprache: er vertritt uns die historische Epik der Griechen, die bis auf karge Reste und etliche Namen wie Soterichos verschollen ist, und die später Georgios der Pisidier, aber nicht mehr in klassischer Form, fortsetzt; er bedient sich bereits des byzantinischen Zwölfsilblers, der aus dem iambischen Trimeter hervorgegangen ist.

Übersetzungen in das Lateinische.

Syrische Literatur. Bardesanes (um 180).

Die Syrer von Edessa hatten schon gegen Ende des 2. Jahrhunderts ihre eigene Sprache zu schreiben begonnen und sogleich in Bardesanes einen bedeutenden Philosophen hervorgebracht, der seinen heimischen Namen beibehielt, syrisch in Prosa und Versen schrieb, aber die griechische Bildung, die er beherrschte, durchaus nicht preisgab; so gab es seine Werke auch auf griechisch. Umgekehrt scheint Eusebios, obwohl Bischof des ganz griechischen Cäsarea, die syrische Übersetzung seiner Hauptwerke selbst angeregt zu haben. Zwei Menschenalter später wirkt in Edessa der Syrer Ephrem, in nahem Kontakte mit den Führern der griechischen Orthodoxie. Ephrem ist durch Übersetzung seiner zahlreichen

Ephrem († 373).

Schriften, auch der Gedichte, von so andauernder Wirkung, daß man mit Recht die Frage aufgeworfen hat, inwieweit auch formell die neue liturgische Poesie durch die syrische Metrik beeinflußt worden sei; die Lösung steht noch aus.

Während hier das Auftreten der Volkssprache, die bisher vom Griechischen niedergehalten war, zwar ein Vorbote davon ist, daß Kirche und Volk von Syrien sich von den Hellenen emanzipieren werden, aber die Kultur dadurch keine Einbuße erleidet, bringt das Aufkommen der ägyptischen Sprache zugleich der griechischen Kultur des Landes den Tod: denn abgesehen von der „Stadt" (wie Alexandreia technisch gegenüber dem „Lande" heißt) ist das ägyptische Christentum durchaus bildungsfeindlich. Die Erhaltung höchst wertvoller altchristlicher Literatur durch die Kopten beweist am besten, daß sie das Hellenische verschmäht haben. Koptische Literatur.

Übersetzungen aus dem Lateinischen scheint es kaum noch zu geben. Tertullian mußte für griechische Ausgaben seiner Werke sorgen, wenn sie auf weitere Kreise der durchaus griechischen Kirche wirken sollten: Augustin kommt dem Osten kaum zur Kenntnis. Aus älterer Zeit hört man gelegentlich von einer Übersetzung der beiden Bella von Sallust; die vierte Ekloge Vergils kann Constantin in einer gar nicht üblen Übersetzung zitieren; später nichts dergleichen, denn die Benutzung der Äneis, die z. B. bei Triphiodor zutage liegt, wird aus dem Originale stammen. Das Studium des Lateinischen ward in Konstantinopel emsig betrieben, und schon die Tätigkeit des Lactantius in Nikomedeia bezeugt, daß die Kaiser bei der Reichsteilung nicht vergaßen, für die lateinische Bildung ihrer Beamten zu sorgen. Die romanisierten Donaulandschaften waren ja beim Osten geblieben; gerade sie stellten sehr viele Offiziere, also auch Kaiser, so daß der Hof und die Regierung lateinisch waren und bleiben sollten. Das hält sich bis in das 6. Jahrhundert, bis zum Corpus iuris und der Grammatik des Priscian von Konstantinopel; geht doch sogar die Überlieferung mancher erhaltener lateinischer Autoren auf diese Schule zurück. Kein Wunder, daß einzeln auch Griechen jetzt lateinische Werke benutzen, wenn sie sich für den Staatsdienst der Sprache bemächtigt haben, wie das am ausgedehntesten in der seltsamen Schriftstellerei des Lyders Laurentius geschieht, der beweist, wieviel gelehrtes Material in der Zeit Iustinians für jedermann parat lag, und wie wenig man mit ihm anzufangen wußte. Auch früher schon, wohl im 4. Jahrhundert, hat ein freilich in keiner Weise zu fixierender musikalischer Kompilator, Aristides Quintilianus, Ciceros Staat gelesen und zitiert. So wird denn auch gerade die griechische Sprache seit Diocletian sehr stark von lateinischen Wörtern durchsetzt, und nur Ziererei enthält sich ihrer. Die kaiserliche Kanzlei ist lateinisch, die griechischen Ausfertigungen also lediglich Übersetzungen wie in der Republik, nicht unter dem Prinzipat. Nun hatte sich aber in der Zeit des schlimmsten Verfalles ein so vertrackter und schwülstiger Stil der Geschäftssprache bemächtigt, daß es

Lateinische Studien in Ostrom.

Laurentios der Lyder (um 560).

geradezu widerwärtig ist, sich durch dieses Gestrüpp hindurchzuarbeiten. Das wird dann in das Griechische übersetzt und nimmt sich da noch unglaublicher aus: es ist die einzige Stilform, die aus dem Latein herübergekommen ist. Für das diocletianische Edikt und seine Nationalökonomie paßt es am Ende ganz gut; in den Hirtenbriefen Constantins erregt es schon eher Befremden, daß aber Iulian in seinen Erlassen Kauderwelsch reden muß, enthüllt grell die Zerklüftung der ganzen Zivilisation.

Konstantinopel.

II. Das Ausleben der Literatur. Die Pflege des Lateinischen und was damit zusammenhängt, also namentlich das Recht, ist das einzige, was die neue Hauptstadt bis auf Iustinian zu dem geistigen Leben des Reiches beiträgt. Daß das Prunken mit Gold, Edelsteinen und Seide am Hofe am aufdringlichsten ist, daß dort die grünen und blauen Jockeys und die nunmehr aus christlicher Dezenz mit einem ganz kleinen Schürzchen bekleideten Balletteusen erster Qualität sind und beide Kategorieen die idealen Bedürfnisse der Offiziere und Regierungsbeamten ausreichend befriedigen, einerlei ob diese Illyrier, Germanen oder Isaurier, Arianer oder Orthodoxe sind, versteht sich von selbst. Das Wertvollste, die neue Kunst, wird aus dem Osten importiert, so auch das Hofzeremoniell der neuen Monarchie; auch die Redner, deren der Hof bedarf, holt er sich aus der Fremde; es bekommt aber den meisten übel. Doch hat sich von Constantius bis Theodosios dort Themistios gehalten, allerdings nicht nur als Redner, sondern vorwiegend als Beamter, ohne daß hiervon in seinen Werken viel zu spüren wäre. Er hat zwar die Moderhetorik gepflegt, aber aus der aristotelischen Philosophie (der er durch sehr praktische Paraphrasen der Hauptwerke treffliche Dienste leistet) so viel Haltung bewahrt, daß er, ohne sich zu entwürdigen, den verschiedenen Kaisern dienen kann; er hat auch seinen hellenischen Philosophenglauben bewahren dürfen und repräsentiert eine achtungswerte Bildung. Immerhin spürt man den Abstand der Zeiten, wenn man seine Reden an Theodosios mit denen Dions an Traian, seinem Vorbilde, vergleicht.

Themistios († um 390).

Wie es begreiflich ist, daß die künstlich geschaffene Stadt, die nur ein barbarisiertes Hinterland hatte, den Ton in Sachen des Geistes und Geschmackes nicht angeben konnte, so gilt dasselbe von den meist ganz bildungslosen Kaisern. Constantin freilich hat nicht nur die entscheidende Wendung in Sachen des Glaubens getan, sondern ist selbst am Ende seines Lebens immer mehr ein David im Stile der Chronika geworden; nur ließ er Hirtenbriefe und eine Predigt statt Psalmen ausgehen. Dem entspricht es, daß seine Nachfolger die herrschende Glaubensform bestimmen; Theodosios I. dankt seiner Orthodoxie allein den Namen des Großen. Aber für die Literatur kommt nur Iulian in Betracht, der früher Sophist als Kaiser war, und Konstantinopel ist weder der Schauplatz seiner Taten noch der Nährboden seiner Bildung.

So kommt in Europa nur noch Athen in Betracht wegen der Universität, die bis zur Verwüstung Griechenlands durch Alarich den ersten Rang als Bildungsstätte für Rhetorik und Philosophie behauptet, denn hier war die Kontinuität seit der hadrianischen Neugründung der Stadt niemals unterbrochen. Wenn es ein Fortschritt war, daß die Rede von dem quantitierenden zum akzentuierenden Prinzip überging, so gebührt Athen dieser Ruhm, und es war wenigstens modern. Modern war aber auch eine arge Verwilderung des Geschmackes (obgleich auch da die Kontinuität von Polemon zu Philostratos, von dem zu Himerios unverkennbar ist), und gerade was in ihnen ungesund ist, haben Iulian, Gregor, Basilios sich von der Universität geholt. Von den Professoren ist uns durch Proben noch Himerios bekannt — wer ihn kennt, weiß, was albern ist, um auf ihn zu übertragen, was Cicero von dem Asianer Hegesias sagt. Daneben steht die Philosophie; doch ist von dieser nicht nur Epikur ganz vergessen, unbegreiflicherweise auch die Stoa (das Rätsel ihres Verstummens erheischt dringend eine Lösung); der Kynismus, der ja nicht Lehre, sondern praktische Betätigung der erkannten Wahrheit war, hatte noch Vertreter, aber in den Hauptstädten: er muß den Schwindel des Lebens sich gegenüber haben, den er negieren und bekämpfen will. Der Platonismus hatte schon unter Porphyrios die aristotelische Logik mit in seinen Unterricht gezogen, so daß der Gegensatz dieser beiden Schulen, obwohl er in der Theologie fortleben sollte, nicht stark ins Gewicht fällt. Wenn die Aristoteliker sich von der Dämonologie fern halten, so bleiben sie darum in dieser Zeit, die auch von der Wissenschaft nur Befriedigung des religiösen Bedürfnisses sucht, für die weiten Kreise machtlos, aber um so wertvoller ist es, daß doch eine Schule dauernd bestehen bleibt, die mindestens im Prinzip für alle Behauptungen den Beweis verlangt.

Athen. — Himerios (um 350). — Philosophie.

Der Platonismus dagegen verirrt sich immer weiter von der Wissenschaft fort. Das ist vor allem die Schuld des Iamblichos aus dem syrischen Chalkis am Libanon, der auch in seiner Heimat gelebt zu haben scheint, Schüler des Porphyrios (schwerlich persönlicher) und des Christen Anatolios (S. 196). Bei diesem konfusen Denker ist wohl noch von Wissen, aber nicht mehr von Wissenschaft etwas zu finden. Selbst das Kompilieren besorgt er unreinlich und maßlos ungeschickt; als Schriftsteller hat er nicht einmal dem Eunapios genügt, und in der Tat vermag er nicht, ja er versucht kaum, die Seele des Lesers zu packen. Aber Geister zu bannen verstand er und erreicht hat er, aus all den chaotischen religiösen Neubildungen des Orientes, der Dämonologie der hellenischen Mystiker und allerhand Stücken einerseits von Wissenschaft, anderseits von barem Schwindel jenes Zwitterding von Religion und Philosophie zusammenzubrauen, das sich als die Theologie aller der Kulte und Religionen darstellte, die sich von dem Christentume in ihrem Besitzstande bedroht sahen. Seine Adepten nennen ihn den Göttlichsten im Superlativ zu dem göttlichen Platon: sich und ihrer Sache sprechen sie damit das Urteil. Iulian hat nicht nur an

Iamblichos († um 330).

diese Theologie, sondern auch an die Wunder dieser Geisterbanner geglaubt. Übrigens ist es bezeichnend, daß während der entscheidenden Zeit, im 4. Jahrhundert, das so reich an christlichen Talenten ist, kein einziger namhafter Mann in diesem Hauptlager seiner Gegner aufgetreten ist, und daß die Zauberer und Wundertäter zwar in dem bedeutungslosen althellenischen Teile Asiens, aber noch nicht in Athen zu finden sind.

Das ändert sich im 5. Jahrhundert; da ist die platonische Schule Athens die feste Burg der Philosophie, zu der alle Anhänger des nun schon überwundenen Glaubens der Väter aufschauen. Aber wie ärmlich sieht es in dieser Burg aus. Die Schule sieht sich gezwungen, neben der Philosophie den rhetorischen Unterricht zu übernehmen (wir besitzen z. B. von Syrian einen Kommentar zu Hermogenes), so daß auch diese alte Feindschaft begraben ist, um das Vätererbe zu retten. Ja selbst die Grammatik, also was vorher allgemeine Bildung war, fällt nun den Philosophen zu. [Proklos († 485).] Proklos erklärt Hesiodos und schreibt (d. h. schreibt ab) die Chrestomathie, so etwas wie eine literarhistorische Übersicht der klassischen Poesie, die uns auch in den kargen Auszügen höchst wertvoll ist, gerade weil der Philosoph nichts Eigenes dazugetan hat. Er macht auch Hymnen für den Gottesdienst, den sie jetzt üben dürfen und mögen: Einkleidungen seiner Dogmen in die konventionelle Hymnenform. Seine philosophische Schriftstellerei, einerlei ob in der Form des Kommentars, der die Erklärung des Schriftwerkes ganz aus den Augen verliert, oder des Lehrbuches, hat kaum noch stilistische Aspirationen: es ist für so ziemlich alles, was sich in dieser Periode Philosophie nennt, bezeichnend, daß es die Wirkung auf das große Publikum gar nicht mehr anstrebt; schon von Iamblichos gilt das. Das recht ansprechend und geschickt geschriebene [Sallustius (um 360).] Büchlein des Sallustius über die Götter gibt schon dadurch seine Herkunft aus dem praktischen Kampfe Iulians zu erkennen: es sollte ein positives Komplement zu der Schrift des Kaisers gegen die Christen sein.

So ungenießbar die meisten Produkte des Neuplatonismus sind und so windig die Spekulation ist, die sich unterfängt, die Wolken zu ballen, weil sie den festen Boden der Wissenschaft unter den Füßen verloren hat, es liegt doch ein milder abendlicher Schimmer über dem Untergange der platonischen Gründung, nicht das flammende Rot, das das königliche Gestirn im Sinken ausstrahlt (wie Byrons Manfred sie scheiden sieht), aber wohl der kühle, Wehmut weckende Glanz, der an das Versunkene erinnert, aber ohne die Hoffnung einer Wiederkehr zu wecken: es ist nur Zeit, zur Ruhe zu gehen. Man empfindet das, wenn man das Leben des Proklos [Marinos (um 490).] von Marinos liest. Reicher an scharf getroffenen Zügen und lebendigem Detail, freilich auch an tollem Wunderglauben und (was in dieser Sphäre [Damaskios (um 529).] fast erquickend ist) an Bosheiten ist das Leben des Isidoros von Damaskios (das immer noch nicht, wie es kann und sollte, aus den Exzerpten hergestellt ist). Dieser gehört zu der letzten Schar, die, aus dem Reiche der Romäer fliehend, bei den Mazdaisten Glaubensfreiheit suchte, als

Iustinian die Schule schloß und ihr Vermögen konfiszierte. Wissenschaftlich hoch über ihm steht der treffliche Simplikios, der Aristoteleserklärer, dem die Welt nie genug für die Erhaltung der Bruchstücke von Parmenides, Empedokles, Anaxagoras, Melissos, Theophrast, Eudemos u. a. danken kann. Diese Bücher lagen, seit Jahrhunderten ungelesen, immer noch in der Schulbibliothek: in zwölfter Stunde fand sich ein braver Mann, der sie aufschlug. Aber für solche Bücher und solche Männer war kein Platz mehr in diesem christlichen Staate, dessen Herr das Anathema gegen Origenes schleuderte. Dennoch bezwang er den Neuplatonismus nicht: die Erhaltung so vieler seiner Schriften ist nur denkbar, wenn im stillen immer noch dieser Glaube Anhänger fand, wie er denn in den folgenden Jahrhunderten mehrfach sich regt und in der Renaissance unter dem Namen Platons mächtig hervorbricht. An der Kirche aber hat er sich gerächt, indem er in den Schriften des angeblichen Areopagiten Dionysios sogar die Legionen der Dämonen Iamblichs in die Heerscharen des Christenhimmels überführte.

Simplikios (um 529).

Dionysios Areopagita (um 500).

Zu den vielen ungelösten Problemen, auf die man stößt, wenn man von dem Geistesleben der hellenistischen Welt sich eine geschichtliche Vorstellung bilden will, gehört es, wie in dem Antiocheia, das man sich viel eher als das Zentrum ausschweifendster Phantastik und eines wilden Synkretismus denken möchte, wie ihn nicht eben weit davon Iamblichos treibt, ein besonnener, nüchterner, ja geradezu attisch-klassischer Sinn aufkommen konnte. Er offenbart sich unverkennbar in der antiochenischen Bibelerklärung; es steckt etwas davon in der Stellung der Syrer zu den neuen Dogmen der Kirche, noch bei Nestorios. Er ist das Charakteristische in dem Stile der Prosarede, dessen einflußreichster Vertreter und Lehrer Libanios ist. Er ist nur ein Rhetor, und da er bis zur Ermüdung von sich und seinem Handwerk redet, auch seine Deklamationen über alles mögliche der Nachwelt überliefert hat, von denen viele das Niveau des trivialsten Schulaufsatzes nicht überragen, so kann man leicht zu einem sehr absprechenden Urteil kommen. Es drückt ja auch auf allem, was er macht, eine Atmosphäre von Bücherstaub, Phrasendunst und Langerweile. Aber der Mann hält doch die nähere Betrachtung aus. Er besaß Treue und er besaß Mut. Seine Ideale und seinen Helden Iulian hat er niemals verleugnet, und als der Aufstand der Antiochener die Existenz der Stadt in Frage stellte, hat er seine ganze Person für sie eingesetzt. Er hatte nichts als seine Kunst, aber dieser haben auch die Gegner die Achtung nicht versagt, und so ist er wirklich eine geistige Macht gewesen. Man spürt es in seinem Verhalten zu den kaiserlichen Beamten und in seiner unübersehbaren Korrespondenz, deren Ausdehnung, soviel des ganz Leeren darin ist, doch so viel beweist, daß Fäden des geistigen Lebens aus der ganzen Welt in seiner Studierstube zusammenliefen. Was er macht, entspricht seinem Wesen, pedantische, phantasielose Arbeit, alles über einen Leisten, aber akkurat und solide. Es bedeutet nicht wenig, daß er die echte

Libanios (314—393).

attische Weise, unbeirrt durch den Beifall, den die neuen Kadenzen und Reime fanden, aufrechthielt und den Byzantinern Musterstücke schuf, die wenigstens die Haupttugenden der Prosa, Einfachheit und Klarheit (leider nicht auch Kürze, die doch das Lehrbuch auch forderte) zeigten und lehrten. Freilich hatte seine Sprache mit der des Lebens kaum noch einen Zusammenhang, und die Aneignung des korrekten Wortschatzes erforderte ein beständiges Studium der attischen Vorbilder, wie man es ihn selber deutlich treiben sieht: er hat der Nachwelt das Format seines Handexemplares von Thukydides anvertraut. Der Kreis dieser Klassiker ist erschreckend eng, und was er bei ihnen sucht, dasselbe, was er seinen Schülern zu geben hat: formale Bildung. Denn etwas Moral gehörte zwar auch dazu, nach der Auffassung rhetorischen Unterrichtes, die ja seit Isokrates galt und nun gegenüber den Christen doppelt nahe lag; aber was er da gibt, geht wirklich nicht über das, was unsere Schüler in ihren Aufsätzen auch vorbringen; der Vorzug, den mystischen Spuk zu vermeiden, so hoch wir ihn schätzen werden, ist doch negativ, und dadurch sind seine Reden auf Götter vollends leer und beweisen, daß diese Götter konventionelle Phrasen sind, wie die Helden der griechischen Geschichte, die in anderen Schulthemen auftreten. Es ist gewiß nicht in der Ordnung, daß ein redlicher, aber beschränkter und aller Originalität barer Schulmeister darum, weil er korrekt und verständig zu schreiben versteht, ein großer Schriftsteller sein soll, und gar, weil er ein braver Mann und ein guter Schulmeister ist, die Welt belehren und das geistige Leben dirigieren. Aber diese Schätzung der Rhetoren hat nun einmal unter den Hellenen seit Isokrates gegolten; sie hat unter den Byzantinern und überall, wohin die lateinische Bildung der Kaiserzeit kam, noch genug Verwirrung gestiftet und Scheinwesen hervorgerufen. Libanios ist der letzte große Rhetor, und dieses Platzes ist er nicht unwürdig.

Die große Zeit seines Lebens waren die zwei Jahre, da Iulian in Antiocheia Hof hielt, der Rhetor auf dem Kaiserthrone, der die alten Ideale zu neuer Macht emporzuführen versuchte. In den langen bitteren Jahren, die Libanios nach dem jähen Sturze Iulians noch leben mußte und den Zerfall der Welt ansehen, in der er allein atmen konnte, war vielleicht das Bitterste, daß sein talentvollster Schüler, Iohannes, seine eigene Kunst wider diese Welt wandte. Diese beiden Männer müssen, so eng sich diese Skizze auch ihre Grenzen zieht, einigermaßen charakterisiert werden, und neben ihnen fordert Gregor von Nazianz einen Platz, der als fanatischer Christ mit Chrysostomos zu Iulian und Libanios, aber als Schriftsteller zu Libanios und Chrysostomos im Gegensatz steht. Schon das zeigt, daß die religiöse Partei nicht den Ausschlag geben darf. Diese vier sind Menschen, die darauf Anspruch erheben dürfen, als ganze Menschen gewürdigt zu werden.

Iulian (Kaiser 360—63). Der Sieger von Straßburg, der wenige Jahre darauf die römischen Waffen vor Ktesiphon führt, und dessen Erfolge die Kapitulation Iovians

und die Schlacht von Adrianopel zur Folie haben, hat es nicht verdient, mit Friedrich Wilhelm IV. als Romantiker auf dem Throne der Cäsaren verglichen zu werden: die Vergleichung hinkt auf beiden Beinen. Gerade was dem sehr viel geistreicheren und geschmackvolleren Preußenkönige ganz fehlte, die Kühnheit des Entschlusses, die Überhastung in seiner Durchführung, der Glaube an den eigenen Beruf, eine aus den Fugen geratene Welt wieder einzurichten, wird für Iulian immer wieder Sympathie wecken. Wie ein Meteor steigt er auf, bringt Bestürzung und Verwirrung in die Welt und verlischt nach dritthalb Jahren wie ein Meteor, so daß die Frage an das Schicksal stehen zu bleiben scheint: was hätte er erreichen können? Das macht ihn zu einer tragischen Erscheinung, wenn der Erfolg auch unzweifelhaft bewiesen hat, daß er kein Held für eine Tragödie ist. Der gottlose Jubel, in den Gregor bei seinem Falle ausbricht — so gottlos, wie eben nur ein Priester jubeln kann —, und der Schmutz, in den selbst Chrysostomos noch greift, um sein Andenken zu besudeln, beweisen am besten, daß die Christen zur Furcht alle Ursache gehabt hatten. Warum hätte auch die rohe und abergläubische Menge einem siegreichen Kaiser zu Gefallen nicht von dem Braten essen sollen, den die Hekatombe weißer Ochsen für sie abgegeben hätte? Wenn er gesiegt hätte, so wäre eben der Apollon von Daphne ein stärkerer Gott gewesen als der heilige Babylas: jetzt war er ein Teufel, und das Totengebein des anderen tat Wunder. Wer in dem Lanzenstoße, der den zweiunddreißigjährigen Kaiser hinraffte, nicht das Werk des parteiischen Christengottes sieht, der wird mit Rührung auf den Sterbenden blicken, der keineswegs wie ein knirschender Lucifer mit einem „du hast gesiegt, Galiläer" zur Hölle fährt, sondern mit der Ergebung dessen stirbt, der sich in Frieden mit dem Gotte weiß, der derselbe ist, welche Namen ihn auch nennen. Aber gerade die unparteiische Betrachtung kann nur Verurteilung für den Versuch haben, die verwirrende und unreine Theosophie des Iamblichos mit dem Staatskultus zu verbinden, der längst eine anachronistische Fratze war. Und vollends der Versuch, das großartige soziale Wirken der Christengemeinden durch den alten nationalen Staatsgedanken zu überbieten, dessen eine nun leere Form die Reichsreligion gewesen war, beweist die innere Überlegenheit der Kirche. Weder die Philosophie noch die Politik dieses Kaisers gewinnt bei näherer Betrachtung. Aber die Selbstgefälligkeit seiner bald hohenpriesterlichen, bald kynischen Pose, die Überhebung, zugleich Alexander und Diogenes sein zu wollen, die Eitelkeit des Schönredners, dem das Bravo der Professoren süßer klingt als das Hurra seiner Soldaten, ja selbst das Zwiespältige und Fahrige seines Wesens (Gregor hat es mit dem Scharfblick eines aus der gemeinsamen Studentenzeit bewahrten Hasses gut zu treffen gewußt), all das darf dem Menschen die menschliche Achtung nicht nehmen, dem doch eine tiefe Sehnsucht nach dem Echten und Reinen (nicht dem Schönen) das Herz erfüllte. Wenn seine nackte Seele dem

Totenrichter des platonischen Gorgias auch viele Striemen und Schwielen der Sünde gezeigt haben wird: die der Heiligen, Gregor und Chrysostomos, haben es nicht minder getan. Aber verdammt wird der gerechte Richter keinen von ihnen haben, denn alle drei gehören zu den Auserwählten, die Gottes Sache über die eigene stellen; darum hat das Leben auch allen dreien die bitterste Enttäuschung gebracht.

Der Schriftsteller Iulian rangiert freilich tief unter den beiden Gegnern; aber das wird dadurch aufgewogen, daß er der erste Kaiser seit Cäsar ist, der als Schriftsteller ernst genommen werden muß. Die Verschen der Nero und Hadrian sind Spielerei, und Marcus schrieb nur für sich. Iulian dagegen führt seine Sache auch mit der Feder: er ist sein bester Publizist wie Friedrich der Große. Dazu gehört ein Teil seiner Reden und Briefe; wirkliche Privatbriefe, gesammelt von der Pietät, die ihm über das Grab treu blieb, treten dazu, und zuweilen liefern sie einen anheimelnden Zug, wie wenn er bei der Verschenkung eines Landgutes der seligen Jugendtage gedenkt, die er dort verträumt hat. Auch die Reden an seine Götter (voll von mehr qualmendem als brennendem Glaubensfeuer) und die stilistisch am sorgfältigsten gefeilte, aber ziemlich oberflächliche Bestreitung der Christen (die wirklich schneidenden Waffen wird Porphyrios geliefert haben) gehören zu dieser Publizistik. Es kitzelte den Sophisten aber, auch seine persönliche Sache möglich unkaiserlich vor den Antiochenern zu führen und gar an den Saturnalien kynische Witze über seine Vorgänger auf dem Throne zu reißen, die taktlos gewesen wären, gesetzt, er hätte den Witz Lukians besessen. Nun fehlt ihm der wie seinem ganzen Jahrhundert, und so bringen ihn diese leider am meisten gelesenen Bücher leicht auch um den Ruhm, den er beanspruchen kann. Freilich besaß er überhaupt weder die Kraft noch die Freiheit, sein Ethos trotz den Spielereien einer unwahren Rhetorik zum Ausdrucke zu bringen. Man muß erst den Kaiser aus Ammian, den Rechtgläubigen aus Libanios, den Teufel aus Gregor kennen gelernt haben, ehe man den Menschen auch in seinen Worten findet.

Gregor von Nazianz (330—90).

Gregorios war damals ein besonders verbreiteter Name: er stammt aus dem Dämonenglauben der Zeit, denn wer seinen Sohn so nannte, stellte ihn unter den Schutz der γρήγοροι, der Engel, wie einst einen Dionysios unter den des Dionysos. Daher brauchte man ein Distinktiv, und die Griechen haben diesen Gregor den Theologen zubenannt, um ihn mit dem Verfasser des pneumatischen Evangeliums zu parallelisieren, der ebenso zubenannt ward. Wir nennen ihn nach seiner Heimat Nazianzos, und wenn wir seinen Bischofssitz Sasima wählten, so wäre das ein anderes obskures Nest aus Kappadokien. Beide Beinamen sind charakteristisch. Denn Gregor hat der griechischen Kirche die Mysterien der Christologie, um die damals der Streit am wildesten tobte, in der endgültigen Form offenbart, nicht für den Verstand, sondern für das Gefühl. Der zweite mahnt daran, daß nun die einst besonders übel beleumdete Landschaft

Kappadokien den ersten Platz im geistigen Leben Asiens einnahm. Der hellenische Küstensaum kommt eben gegenüber dem einst barbarischen Innern gar nicht mehr in Betracht. Gregor aber ist nur der vornehmste einer ganzen Anzahl von Kirchenlehrern und Rednern dieser Gegenden und darf sie hier allein repräsentieren. Denn sein Namensvetter Gregor, den man nach seinem Bistum, dem kleinen Orte Nyssa in Kappadokien nennt, ist zwar auch ein fruchtbarer und einflußreicher Schriftsteller von unleugbarem Talent und nicht geringer Bildung, der außer Rede und Homilie auch die dogmatische Streitschrift und sogar den Dialog kultiviert; dieser (über die Seele und die Auferstehung) und die Kasualreden, zumal wenn sein Herz beteiligt ist (wie immer, wenn sein Familiengefühl erregt ist), bereiten dem Leser oft einen kaum getrübten Genuß. Aber er gehört doch in die zweite Reihe, wie er selbst es gefühlt hat. Dahin drängte ihn das glänzendere Rednertalent des Nazianzeners und die Herrschergestalt seines älteren Bruders Basilios, des Erzbischofs von Cäsarea. Dieser Studiengenosse, Autoritätsfreund und nicht immer bequeme Vorgesetzte des Nazianzeners verdankt seinen Beinamen der Große der in der Tat großartigen organisatorischen Tätigkeit, die den Gottesdienst und die Verwaltung der Kirche ordnet und auch das fremde Element des Mönchtumes einzufügen versteht. Dazu ist ihm die Rede ein Mittel, und er beherrscht sie vollkommen; auch seine zahlreichen Briefe sind in erster Linie Dokumente seiner praktischen Tätigkeit und seiner diplomatischen Versatilität. Der Vorkämpfer im Ketzerstreit, der unbeugsame Kirchenfürst, der weltkluge Politiker überwiegt durchaus den Schriftsteller. Gregor von Nazianz ist dagegen eine beschauliche Natur, der in der Enge ländlicher Abgeschiedenheit am wohlsten ist. So ist ihm denn das Regieren schon in der Heimat nicht sonderlich geglückt, und die Rolle des orthodoxen Bischofs in der arianischen Hauptstadt hat er zwar mit selbstverleugnender Hingabe durchgeführt, aber daß der Sieg seiner Sache nicht ohne das Opfer seiner Person gelang, bereitete ihm eine Enttäuschung, die er nie verwunden hat. Seine Begabung war eigentlich eine lyrische; die Stimmung, die ihn beherrscht (und das ist bei seiner Regsamkeit und Reizbarkeit eine sehr wechselnde), treibt ihn; ihr sucht er einen möglichst vollen Ausdruck zu geben. Da ward ihm verhängnisvoll, daß seine Zeit, dem Naiven und Unbewußten ganz entfremdet, nur die künstliche Stilisierung der Rhetorik anerkannte, und daß die Rhetorik, die er in Athen gelernt hatte, nicht nur den Unterschied zwischen Poesie und Prosa prinzipiell negierte, sondern auch eigentlich nur Fortissimo zu spielen wußte. So hat er es denn getrieben, vollkommen, aber in dem korruptesten Stile. Es gibt weder einen griechischen noch einen lateinischen Redner, der die Tugenden und Laster in annähernder Stärke besäße, die Cicero asianisch nennt. Nach einer Festpredigt Gregors, etwa zu Weihnachten oder Ostern, mußte dem Hörer zumute sein, wie einem in die Korybantenweihen Aufgenommenen. Der Redner ist schon außer Atem, ehe er anfängt; die Interjektion ist der

Gregor von Nyssa († um 395).

Basilios der Große (331—74).

wichtigste Redeteil, der Ausruf die vorwaltende Satzform. Es soll den Eindruck machen, als bräche das Gefühl mit elementarer Gewalt hervor; allein dieses elementare Gefühl spricht in Reimen. Einige dialektische Finessen der dogmatischen Theorie klingen wie feine Flötentöne in dem Pauken- und Trompetenkonzert. Auch die Kriegstrommel wird gerührt und bald über die zur Strecke gebrachten Heiden, Juden und Ketzer Halali geblasen. Das Finale sucht dann die Ekstase des Einganges noch zu überbieten. Natürlich gibt es Reden von ruhigerem Gange, in denen die Betrachtung und Gedankenentwickelung neben der Entfesselung des Gefühles aufkommt; aber die Manier bleibt doch im Grunde dieselbe. Die Sprache ist ebenfalls immer ins Erhabene gesteigert; nicht im entferntesten eine Hinneigung zu dem Volkstümlichen, sondern die Suche nach dem Ungewöhnlichen und Packenden macht sie unrein und buntscheckig. Aber das muß man zugestehen: der Redner hat die Kraft, den Hörer in seine Gewalt zu bringen, den Sinn gefangen zu nehmen. Unter die goldstrotzende Kuppel einer mosaikbunten byzantinischen Kirche, in der die schwelenden Öllampen ihr Licht auf Weihrauchwolken werfen, paßt dieses Pathos so vollkommen, wie das Ethos der ruhigen Verstandesklarheit des Perikles auf die nackte Pnyx unter den freien Himmel Athens.

Dieser selbe Gregor ist der fruchtbarste und merkwürdigste Poet dieser Periode; es ist eine Schmach, daß die Philologen noch nicht einmal für eine einigermaßen lesbare Ausgabe seiner Gedichte gesorgt haben; wenn er kein Kirchenvater, sondern ein schäbiger Poetaster wäre, der einen abgestandenen mythologischen Stoff breitträte, wie Quintus, oder gar ein Lateiner wie Silius, hätte er sie längst. Es ist wahr, der Rhetor behandelt die Poesie als minderwertige Schwester der Rede. Die Verse sind inkorrekt; die Sprache wimmelt von Reminiszenzen und Banalitäten, doch sollte gerade dies dem Philologen das Interesse steigern, denn z. B. die Rücksicht auf den Wortakzent ist durch die lebende Rede hervorgerufen. Hat doch Gregor als erster, von dem wir wissen, sogar ganz akzentuierte Gedichte eben für das Volk verfaßt; daneben auch etliche anapästische und anakreontische Stücke für den Gesang. Alles, was im Grunde nur die alten Formeln ein bißchen christlich umgemodelt reproduziert, also z. B. die zahlreichen Grabschriften, oder was nur den Wert der Paraphrase oder der Memorierverse hat, ja auch die langen moralischen Paränesen, für die er den Iambus anwendet, ist an sich ziemlich geringhaltig und für den Dichter wenig bezeichnend. Aber eine Selbstbiographie in Versen ist wahrlich etwas Rares; in der Form der Rede tritt eine von Libanios dazu; vorher scheint nichts wirklich Vergleichbares existiert zu haben; und was der Hellenismus etwa besessen hat (S. 119), ist uns verloren und war dem 4. Jahrhundert längst aus den Augen gekommen. Hinzu tritt eine große Zahl namentlich elegischer Gedichte, die freilich unter harter Schale eines konventionellen Stiles doch individuelles Leben in verschiedenen Stimmungen widerspiegeln: wie lange war es nicht her, daß so etwas in

griechischen Versen niedergelegt ward? Das führt nicht nur formell auf das zurück, was die Elegie und dann das Epigramm in ihren besten Zeiten gewesen waren. Und ist der poetische Wert, da die Form unbefriedigend bleibt, unendlich geringer, so hat doch der Mensch des 4. Jahrhunderts n. Chr. sehr viel dringender das Bedürfnis, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und so fordert Gregors individuelle Poesie die Vergleichung mit Augustins Konfessionen heraus, wenn sie sie auch nicht aushält, da Augustins Natur sehr viel reicher und tiefer ist. Doch ist beiden auch das gemein, daß recht viel Rhetorik und bewußte Selbstbespiegelung in Rousseaus Manier dabei ist; am Ende ist Gregor im Grunde der naivere.

Iohannes Chrysostomos († 407).

Iohannes, den man leider mit dem schon bei Dion von Prusa (von dem er geborgt ist) absurden Namen Chrysostomos nennen muß, ist als Mensch und als Schriftsteller den beiden eben Behandelten noch weit überlegen, eine wahrhaft große Erscheinung. Auch ihn pflegt man zu vergessen, wozu die Übermasse seiner erhaltenen Werke, mindestens der Form nach Predigten, beiträgt; es werden sie wohl nur sehr wenige Menschen durchgelesen haben; leider ist der Plan einer kundig vorgenommenen Auswahl über den ersten Band nicht hinausgekommen. Welch ein Stoff für eine Biographie. Ein Mann des Wortes, der doch durchaus praktisch in der Welt wirken will, wie Demosthenes. Ihm ist die Religion weder Philosophie noch Zauberei; Spekulation und Mystik und all der Spuk, der damals die Sinne umnebelt, sind für ihn, auch soweit er an ihnen Anteil nehmen muß, durchaus Nebensache. Seine Religion ist eine lebendige, sittliche, Leben und Sittlichkeit zeugende Kraft; die Kirche ist ihm eine Organisation, die Schäden der Gesellschaft durch die sittliche Gesundung des Einzelnen zu heilen, und sich selbst traut er zu, Führer bei diesem Werke sein zu können. Es konnte nicht ausbleiben, daß er die Ketzer und andere Feinde seiner Gemeinde bekämpfte, denn sie störten seine Kreise; er geht dann mit den Worten bis zum äußersten (das Fasten der Juden ist Völlerei, die ketzerische Jungfrau rangiert unter der Hure), aber er hat auch da immer bestimmte praktische Zwecke. Die orthodoxe Kirche mit ihren Lehren und Gebräuchen war für ihn gegeben als der einzige Grund, auf dem das Heil für den Menschen möglich wäre, daher die Verwerfung aller, die auf diesem Grunde nicht standen: diese Beschränktheit teilten fast alle Leute seiner Zeit; sie differierten nur in dem, was sie orthodox nannten. Aber helfen wollte er den Menschen nicht durch richtiges Meinen oder durch Zaubermittel, sondern durch Erziehung zur Sittlichkeit: das tat kaum ein anderer in seiner Zeit. Und betätigen sollten die Menschen ihre Sittlichkeit im Leben, das er keineswegs ertöten wollte. Das Mönchtum war für ihn bereits etwas Gegebenes; er hat es auch in einer sehr merkwürdigen Schrift gepriesen, aber man muß die gleich merkwürdige über das Predigeramt (Priestertum, sagt er ganz attisch, wie er auch das Mönchsein am liebsten Philosophieren nennt)

dazunehmen, die sehr geschickt die Bedeutung des eigenen Berufes zu erheben versteht. Ein solcher Mann redlichsten und ernstesten Strebens wird nun plötzlich nach Konstantinopel versetzt, in eine Welt voll Wollust, Blut und Barbarei, über der nur der dünne Schleier der kirchlichen Heuchelei und die Politur der Großstadt lag. Er erfährt das Kontagium des Hofes und seiner Weiber; der Neid der geistlichen Konkurrenten lauert auf jede Unbesonnenheit, und ein Reformator kann nie vor scharfen Mitteln zurückschrecken. So erfolgt die Katastrophe, Sturz und Triumph und wieder Sturz, auf den dann der gerechtere Triumph folgt, durch ungerechtes Leiden, und endlich ein Tod, der zwar Verklärung bringt, aber die Bitternisse und Enttäuschungen schwerlich ganz wettgemacht hat. Wahrlich eine Tragödie der Art, die zwar nicht der Tragiker, wohl aber der Historiker schreiben kann, ganz wie die Iulians.

Und ein solcher Mann des praktischen Lebens ist ein beinahe puristischer Attizist. Sein Lehrer Libanios hat die Überlegenheit des Schülers mit bitterem Gefühle gesehen, aber eigentlich sollte er stolz sein, denn dieser Schüler hat des Meisters Lehre kräftiger in die Tat umgesetzt als dieser selbst. Alle Hellenen seines Jahrhunderts, mögen sie auch noch so überzeugte Anhänger der platonischen Akademie sein und auf Platons Stuhle sitzen, sind barbarische Stümper gegen diesen syrischen Christen, der es noch in höherem Grade als Aristeides verdient, mit Demosthenes stilistisch verglichen zu werden. In den Homilieen, deren Lektüre natürlich rasch ermüdet, stimmt er seine Kunst auf das Verständnis seiner Hörer hinunter. Lauter ganz kurze Sätze, Frage und Antwort, Beispiele, zuweilen aus dem Leben, viel historische Belege, hier natürlich aus den Geschichten der griechischen Bibel, das alles erinnert stark an die Diatribe: aber mit ihr besteht kein Zusammenhang, denn überall dominiert das reine Attisch. Das Verständnis der Schrift, über die er handelt, und zwar das wirkliche, kein allegorischer Schwindel, wird nicht vernachlässigt, aber die moralische Wirkung ist doch die Hauptsache. Man muß die Kommentare des Proklos zu Platon danebenhalten, damit man erkenne, wer in Wahrheit der Erbe des sokratischen Geistes ist. In den großen Reden, die zum Teil nur Redeform haben (ganz wie es Libanios hielt), aber überwiegend wirkliche Reden sind, im wahrsten Sinne des Wortes Gelegenheitsreden, schwellen die wohllautenden Perioden an, reicher wird der Schmuck, aber nirgend etwas von dem Geklapper der Reime oder Kadenzen, nur ganz sparsam die Rede, welche Leidenschaft weckt, wohl aber die überlegene Kunst dessen, der die Seele nicht überrumpeln oder faszinieren, sondern Kopf und Herz zugleich gewinnen will. So ist dieser attische Stil nicht ein bloß angelerntes Kunstmittel, es ist der harmonische Ausdruck einer attischen Seele. Wie so etwas möglich ist, mag erklären, wer den ganzen Mann aus seinem Werden einmal begreiflich machen wird: daß es ist, kann auch die flüchtige Bekanntschaft aussprechen und dem Klassiker huldigen, der hier einmal zugleich ein Klassizist ist.

Nicht etwa, weil seine Bedeutung ihn dazu berechtigte, oder weil ein Zusammenhang obwaltete, soll in dieser Reihe noch Synesios von Kyrene auftreten, sondern weil er so gut als Letzter sich ausnimmt. Schon darum, weil er Philosoph ist und Bischof wird, nicht durch eine Metanoia, sondern in harmonischer Entwickelung, illustriert er die Einheit der Kultur, freilich als Ausnahme, und eben als Letzter. Dem Gefühle, daß die alte Welt versänke, gibt er selbst ergreifenden Ausdruck, als die Berbern die kyrenäische Pentapolis verwüsten und die elende Reichsregierung dem herzhaft auf seinem Posten ausharrenden Bischof keine Hilfe leistet. Am Altare des Christengottes beklagt er den Untergang der Kultur und rühmt sich eines Adels, der bis auf Herakles hinaufreicht. Er macht lyrische Hymnen für den neuen Gottesdienst und liest Sappho dazu. Die bestialischen Mönche, die seine Lehrerin Hypatia zerreißen, darf er nicht offen bekämpfen; versteckt tut er es genug, und man sieht, er hat mit ihrer Naturwidrigkeit nichts zu tun: sein Christentum und seine Philosophie verwehren ihm nicht, an Weib und Kind zu hängen, was bei den Größeren fehlt, Hellenen und Christen. Er hat offene Augen für das Leben um ihn und ein fühlendes Herz für den Jammer und die Ungerechtigkeit seiner entsetzlichen Zeit. Darum ist er nicht ein spekulierender Philosoph geblieben, wie sie in dem Athen saßen, dessen Verfall er auch mit nüchternem Blicke sieht, sondern ist in den praktischen Dienst der Kirche getreten, die nicht bei Metaphysik und Zauberei stehen blieb. Dieser gereicht es zur Ehre, daß sie diesen Mann duldete, der den Zusammenhang mit dem Hellenentume hochhielt. Es ist auch für Dion von Prusa wertvoll, daß er diesen Mann in seiner praktischen Moral gestärkt hat; als Charakter dürfte Synesios noch höher stehen. Der Kunstwert seiner Werke ist freilich nicht hoch, und am erfreulichsten sind die kunstloseren Briefe. Denn die Reden schwelgen in den modischen Kadenzen, und gerade die Klagen um den Untergang Kyrenes mußten seinerzeit viel mehr wie gebundene Rede klingen als die quantitierend gebauten Hymnen. Immerhin ist die „Ägyptische Rede", ein Bericht und zugleich ein Gericht über Ereignisse der Zeitgeschichte in der Form eines Mythos, eine literarische Form, für die nicht leicht Vorbilder zu finden sein werden (die gewiß nicht gefehlt haben), während die neuere Zeit Analoga genug liefert.

Synesios (um 400).

Die neue Kunstform der Prosa, von der sich allein die Antiochener mit strenger Konsequenz fernhalten, scheint sich in der athenischen Schule allmählich gebildet zu haben. Gegen 400 ist sie vollkommen ausgestaltet. Sie beruht darauf, daß der Akzent, der ursprünglich rein musikalisch war, also die Tonhöhe allein anging und daher für alle gesagte Poesie und alle Prosa nicht in Betracht kam, sich in den Akzent der modernen Sprachen gewandelt hatte, also die stärker betonte Silbe lang, alle unbetonten kurz machte. Damit verschob sich die alte Quantität der Silben, so daß die quantitierende Poesie, die man gleichwohl noch zu bauen fortfuhr, in ihrem Rhythmus für das Ohr gar nicht mehr vernehm-

Akzentuierende Prosa und Poesie.

bar war. Die Aussprache der Vokale, die dem heutigen Griechisch schon beinahe gleich war, ist viel weniger wichtig als diese fundamentale Änderung; die Ansprüche der neugriechischen Eitelkeit und die Unwissenschaftlichkeit ihrer europäischen Patrone darf die Anerkennung nicht verhindern, daß die Prosa eines Gregor oder Synesios ihre beabsichtigte Wirkung erst dann ausübt, wenn man sie neugriechisch ausspricht, ganz wie die alte Poesie und Prosa nur durch streng quantitierende Aussprache zur Geltung kommen: wer wirklich Griechisch kann, wird ohne Mühe die Aussprache anwenden, die sich gebührt, wie das der Romanist am Alt- und Neufranzösischen übt. Es war an sich ein durchaus gesundes Prinzip, dem Leben sein Recht zu geben und den alten quantitierenden Rhythmus der Satzschlüsse durch den akzentuierenden zu ersetzen. Allein man hat sich an dem Klange berauscht und ist ganz ähnlich, wie seinerzeit Gorgias, in die Unart verfallen, die Rede in lauter kleine Glieder mit ähnlicher Kadenz zu zerhacken, und man hat, ganz anders als die hellenistischen Kunstredner (S. 105), einen hüpfenden, daktylischen Gang gewählt. Der Doppeldaktylus ist die beliebteste Form des Schlusses geworden: ein unleidlich singender, am Ende stark fallender Ton wird dadurch erzeugt, gegen den eine nicht minder streng kadenzierte Rede wie die gleichzeitige lateinische ernst und gemessen klingt, zumal diese neuen Klauseln schließlich alle und jede Prosa überwuchern. In der Poesie hat man zunächst dem Akzente nur so weit Rechnung getragen, daß bestimmte Silben der quantitierten Verse betont oder unbetont bleiben mußten; das fing bei Babrios an (S. 132); es hat allmählich den Trimeter und Pentameter erobert, deren alter Rhythmus durch die Betonung der vorletzten Silbe ganz zerstört ward; in der nonnischen Schule greift es auch auf den Hexameter über. Das geht dann in der byzantinischen Kunstdichtung weiter. Während Methodios von Olympos in einem Hymnus seines Symposions (S. 222) quantitierende Verse zu bauen versucht, aber mit den ärgsten Verstößen, weil eben die Quantität nicht mehr gefühlt ward, und uns so eine wertvolle Probe von dem gibt, was sich die Kultpoesie der Halbgebildeten erlaubte, hat Gregor bereits rein akzentuierte Gedichte zu machen gewagt. Das hätte zu einer neuen gesunden Metrik führen können. Aber es ist anders gekommen: das Band mit der alten Poesie sollte ganz zerrissen werden und dafür ein neuer Versbau aus der alten Kunstprosa entstehen. Das scheint paradox; in Wahrheit lag es ganz nahe, da ja die Kirchengesänge, aufgebaut auf den prosaisch übersetzten Psalmen (S. 187), in der Form Prosa waren. Jetzt war die Prosa gebundene Rede geworden: es war nur nötig, die Silbenzahl der einzelnen Glieder zu binden, dann waren wirkliche Verse da, Verse, wie wir sie bauen, in denen der längst angestrebte Parallelismus der Gedanken zu strenger Responsion gesteigert war. Das Klangmittel des Reimes war seit Gorgias bekannt und in der Rhetorik seiner Richtung beliebt: auch hier war nur der letzte Schritt nötig, es zu fixieren und zum Bindemittel der parallelen Glieder zu erheben;

dann war die moderne Form der Poesie da. Beides ist in der Kirchenpoesie geschehen, die dann diese neue Form, die höchst kunstreiche Gebilde erzeugte, in den Okzident übertrug. Das alles fällt außerhalb dieser Betrachtung, zumal irgend etwas Bedeutendes von den Griechen dieser Periode noch nicht hervorgebracht ist. Aber die geschichtlich ungemein wichtige Tatsache mußte hervorgehoben werden. Sie ist erst vor wenigen Jahren entdeckt, und die Durchforschung der spätgriechischen Prosa unter diesem Gesichtspunkte steht erst in den Anfängen.

Gaza.

Ganz besonders streng und zum Teil in Verbindung mit dem althellenischen Wohllautsprinzip der Hiatusvermeidung ist die neue Prosa in einer Schule fortgeführt worden, die gegen Ende des 4. Jahrhunderts in dem alten Philisterlande mit der Hauptstadt Gaza erblüht ist, um dann bis an die Araberzeit hin zu dauern. Gaza ist zum Zentrum eines geistigen Lebens geworden, das durch den Sieg des Christentumes nicht gestört ward. Über diesen sind wir durch das Leben des streitbaren Bischofs Porphyrios unterrichtet, das sein Diakon Markos geschrieben hat, ein Buch, das mancher lieber lesen wird als die Reden und Briefe der Prokopios und Chorikios. Doch scheint eben dieser Prokop derselbe zu sein, dem die reichste Sammlung von Bibelerklärungen der älteren Kirchenlehrer verdankt wird, die in den sogenannten Kettenkommentaren erhalten ist, eine kompilatorische Leistung von höchstem stofflichen Werte. Ganz in der alten Weise gehört zu der Rhetorik die Poesie, denn es macht keinen wesentlichen Unterschied, ob eine Hochzeit durch eine Rede des Chorikios oder Anakreonteen des Iohannes gefeiert wird, ob Chorikios ein mythologisches Gemälde oder Iohannes (schwerlich ein anderer als der Anakreontiker) eine Weltkarte in Hexametern beschreibt. Alles geschieht so gut, wie man es auf dem Grunde dieses senilen Klassizismus verlangen kann. Ohne Zweifel sind auch die grammatischen und wissenschaftlichen Studien dem Können der Zeit entsprechend gepflegt worden. Ein gewisser Äneas hat sich sogar nicht ohne Geschick an einem philosophischen Dialoge versucht; ein Gedicht eines Timotheos über wunderbare Tiere ist durch den Stoff bemerkenswert; es ist verloren, aber inhaltlich läßt sich viel gewinnen, da es stark gewirkt hat. Selbst mathematische Studien scheinen nicht gefehlt zu haben: Eutokios, der Erklärer des Apollonios von Perge, ist aus Askalon.

Markos der Diakon (um 420). Prokopios (um 480). Chorikios (um 500). Iohannes von Gaza (um 500). Äneas (um 500). Timotheos (um 500). Eutokios (um 500).

Alexandreia.

Gaza konnte zu einer solchen Bedeutung nur gelangen, weil es nahe genug bei Ägypten lag, um die alte Kultur Alexandreias aufzunehmen, als Alexandreia selbst immer mehr den hellenischen Traditionen entfremdet ward. Gewiß ließ sich die Wissenschaft, die dort nun über ein halbes Jahrtausend ihren festesten Sitz gehabt hatte, nicht rasch entwurzeln; bis zur Araberzeit bezieht Konstantinopel Literaten aller Art aus Ägypten; für die Medizin ist hier dauernd der Hauptsitz, es gibt immer noch Mathematiker und Astronomen, auch Philosophen, wie den unentbehrlichen, aber unausstehlichen Iohannes Philoponos, der die aristotelische

Iohannes Philoponos (um 550).

Philosophie im Dienste der Kirche gegen die Neuplatoniker wendet, aber auch auf anderen Gebieten der Erudition sein Wesen treibt. Die Grammatik ist noch lange vorwiegend alexandrinisch; aber alles macht den Eindruck des Verkümmernden. Die Grammatiker Oros und Orion, der Astronom Theon sind im Grunde armselige Kompilatoren, und der Märtyrertod Hypatias darf nicht dazu verführen, von der Wissenschaft, die sie lehrte, allzu hoch zu denken: aber er offenbart in entsetzlicher Deutlichkeit, daß das alexandrinische Christentum die Bildung gemordet hat: es ist schön, daß die Philosophin durch die Dichtung eines frommen Christen verklärt worden ist. Nur auf dem Gebiete der Poesie ist nicht nur eine starke Regsamkeit entfaltet, sondern wenigstens eine Blüte von seltsamem narkotischen Dufte gewachsen.

Oros und Orion (nach 400). Hypatia, Tochter des Theon († 415).

Ziemlich überall können wir wahrnehmen, daß das Epigramm noch immer sein bescheidenes Leben führt. Das meiste sind freilich nur Variationen alter Themata, und selbst was leidlich gelingt, hat nur den Wert von Papierblumen. Aber zuweilen gibt es doch ein Bildchen des Lebens, und ein jeder derbe irdische Ton erfreut in der Literatur einer Zeit, die sich in die Wolken und Himmel zu verlieren pflegt, seien es auch die Verse aus dem öffentlichen Abtritt zu Ephesos, die jüngst ans Licht gekommen sind. Der Art gibt es einiges von dem Alexandriner Palladas; Zierlicheres aus der iustinianischen Zeit, in der der Historiker Agathias die Epigramme der letzten Generationen nach dem Vorbilde des Philippos (S. 161) sammelte. Aber die Kultur des iustinianischen Konstantinopel bleibt außerhalb dieser Betrachtung, und erst recht die noch lange nicht versiegende spätere Epigrammatik.

Palladas (um 400).

Die Papierfetzen, die jetzt aus dem Sande Ägyptens auferstehen, beginnen uns deutlicher als die zerstümmelte Tradition zu zeigen, daß in Ägypten, wo die Rhetorik niemals etwas Großes bedeutet hat, die Poesie lebhafte Pflege fand. Wir haben Reste von Gedichten theologischen Inhaltes, Epen über Ereignisse der Zeitgeschichte (Kämpfe mit den Völkern des Sudan, die Oberägypten ebenso überrannten wie die Berbern Kyrene), verschiedenes Mythologische. Alles ist dem Verständnisse erst unvollkommen erschlossen; aber man sieht doch bereits, daß die hellenistische Tradition hier lebendig blieb. In der übrigen Welt war man immer mehr in die bare Homerimitation gesunken: der Dichter, mit dem der Schulunterricht begann, war für immer breitere Massen der einzige, den sie kannten. So zeigen es die massenhaft erhaltenen Grabepigramme der Steine seit dem 2. Jahrhundert. Gregors Lektüre umfaßt auch z. B. Kallimachos, aber von der feinen Technik hat er nichts.

In trauriger Weise prostituiert sich das kindisch gewordene Greisenalter des heroischen Epos in den Posthomerica des Quintus aus Smyrna. Er setzt die trivialen Abrisse der Heldensage, die in der Schule gelesen wurden, in homerische Verse um, und das öde Nachplappern müßte einschläfern, wenn nicht zuweilen die Albernheit so stark würde, daß man lachen kann,

Quintus von Smyrna (um 350?).

wenn etwa dem Eurypylos das Ehebett von Paris und Helene als Fremdenbett zugewiesen wird, weil es das breiteste war, oder die Kämpfer bei den Leichenspielen des Achilleus sich einen Schurz umbinden, weil sie sich vor der anwesenden Thetis genieren. Was soll man zu dem Gleichnis sagen: Neoptolemos kam in das Zelt seines toten Vaters, wie ein junger Löwe seinen erschlagenen Vater in der Höhle sucht und nur Knochen von Pferden und Ochsen findet. Es ist ein beschämendes Zeichen für die Urteilslosigkeit des Klassizismus, daß Schwab dieses Poem seiner Nacherzählung der Sagen zugrunde legen konnte. Die Philologie hat freilich auch erst im Anfang des 19. Jahrhunderts die armselige Nachahmung des Apollonios in den Argonautika des angeblichen Orpheus durchschaut, der lange für echt episch gehalten war; umgekehrt ist noch vor nicht gar langer Zeit ein homerischer Hymnus in diese Spätzeit versetzt worden. Man beherzige, was das heißt: als ob Jordans Nibelungen in der Zeit der Edda oder Alpharts Tod Simrock zugeschrieben würde. Daß bei griechischen Gedichten solche Mißgriffe möglich sind, liegt aber noch mehr als an dem ungenügenden Stilgefühle der Philologen an der Macht der konventionellen epischen Sprache, die aller Zeit zu spotten scheint.

Orpheus' Argonautika.

Unter dem Namen des Orpheus verbirgt sich ganz gegen die Absicht des Verfassers ein Gedicht über die geheimen Kräfte gewisser Steine (ein Aberglaube, der in der hellenistischen Zeit irgendwoher aus dem Osten eingedrungen ist und nun weit verbreitet das ganze Mittelalter hindurch gilt, wert genauerer Verfolgung). Der Verfasser mag seinen Namen zu verbergen Grund gehabt haben, aber er beklagt aus eigener Person den Verfall von Tugend und Frömmigkeit, huldigt dem Hermes und geht auf einen hohen Berg, um dem Helios zu opfern. Man hört nicht ungern etwas von dem Treiben und der Stimmung der Altgläubigen; entstanden dürfte das Gedicht in Asien gegen Ende des 4. Jahrhunderts sein. Die Sprachfehler und das Ungeschick der Durchführung einer Fiktion, die ersonnen ist, um die Monotonie der Aufzählung zu mildern, steigern nur das Interesse an einem Versuche, etwas individueller zu dichten. Zwei kleine mythologische Poeme aus dem troischen Kreise von den Ägyptern Kolluthos und Triphiodoros, die schon die nonnische Form zeigen, sind zugestandenermaßen das Lesen nicht wert; dagegen erfreut sich seltsamerweise das Gedicht von Hero und Leander immer noch eines gewissen Renommees, das ein Nachahmer des Nonnos verfertigt hat, der den Namen des vorhomerischen Sängers Musaios entweder trug (man griff damals manchmal auf solche Namen zurück) oder vorschob. Der unverwüstliche Stoff, der immer wieder die Dichter reizt, ist ganz ohne Gefühl und Erfindsamkeit abgehaudelt. Weder des Meeres noch der Liebe Wellen rauschen darin, sondern nur die Hexameter rollen ihren monotonen Gang, einerlei, ob sie Sehnsucht oder Sturm schildern wollen. Es mag sein, daß dieser Versbau einen Leser zunächst befängt; aber dann wende er sich zu dem Meister und doch wohl auch Erfinder, Nonnos von Pano-

Orpheus' Lithika (4. Jahrh.).

Triphiodoros (5. Jahrh.).

Kolluthos (um 500).

Musaios (nach 400).

Nonnos (um 400).

polis, dem letzten Stilkünstler der Hellenen. Die grandiose Konzeption, wie der Gott der Ekstase, Dionysos, die Erde seinem Glauben selbst erobert, ist in den Grundzügen älter als der Alexanderzug, aber ganz früh muß dieser sich in dem des Dionysos gespiegelt haben; er hat die Inder als die letzten Gegner des Gottes geliefert. Unverkennbar hat die ganz verschollene Dichtung am Seleukidenhofe stark eingewirkt. Die bildende Kunst, noch römische Sarkophage und selbst byzantinische ornamentale Reliefs, bezeugen uns den Reichtum der Motive ebenso wie die Popularität dieses Sagenkreises, aber außer ein paar Namen und geringen Resten wissen wir fast nichts über seine ältere poetische Ausbildung. Das läßt die Dionysiaka des Nonnos ohne Zweifel originaler erscheinen, als sie sind, erhöht aber ihre relative Bedeutung. Die merkwürdige Behandlung aber gehört dem Dichter an. Er ist offenbar innerlich ergriffen von dem dionysischen Taumel und steckt tief in dem Zauberwesen der Zeit; so führt er uns noch einmal all die Kinder der hellenischen Phantasie in einem letzten wilden Tanze vor, die strotzende Leiblichkeit der homerischen Götter und die Schemen der theologischen Abstraktionen, die vermenschlichten Sterne und Quellen und Bäume, auch die Helden der Tragödie und die sentimentalen Hirten der Bukolik. In der Disharmonie dieser Erscheinungen liegt ein ungesunder, aber darum nicht unwirksamer Reiz; bald reckt sich eines in ungeheure, gestaltlose Größe, bald wirbelt eine chaotische Masse durcheinander, bald belauschen wir eine intime Szene in traulich menschlicher Enge. Man spürt wohl, daß es nicht mehr die lebendigen Wesen sind, sondern nur ihre für eine klassische Walpurgisnacht auferstandenen Schatten. Aber sie haben Blut getrunken, und für diese Nacht kosten sie den Becher der heißen Lebenslust bis auf die Neige. Alles zieht in demselben rasenden Taumel dahin, alles folgt den tollen Weisen, die der Dichter auch uns aufspielt, daß wir selbst uns in die schwärmende Schar versetzt glauben. Das bewirkt die Monotonie dieser neuen Hexameter, die klingen wie das dionysische Tamburin, das die Mänade zu ihrem ekstatischen Tanze schlägt. Es ist Mißbrauch, diese Form auf alles mögliche anzuwenden, wie es einst die Hexameter Homers vertrugen; Nonnos hat damit selbst den Anfang gemacht, als er sich zum Christentum bekehrte und das Johannesevangelium in diese Hexameter umsetzte. Aber für Dionysos passen die Verse. Sie sind so widernatürlich wie diese Poesie, denn sie nehmen auf den Wortakzent namentlich am Schlusse Rücksicht, ohne daß er doch Bindemittel würde, und sie behandeln die Quantität, die für die Aussprache gar nicht mehr existiert, so, als wäre plötzlich wieder die Doppelkonsonanz (muta cum liquida) zu der längenden Kraft gekommen, die sie mehr als ein Jahrtausend früher verloren hatte. Dazu dann die Vorliebe für den Daktylus, für die weibliche Cäsur (dies beides Steigerungen der alexandrinischen Art) und das Schwelgen in neuen Wortbildungen und Zusammensetzungen: diese Verse haben von allen griechischen die meisten

Silben und die wenigsten Worte. Ein widernatürliches Kunstprodukt, kann man sagen; aber Kunstprodukt ist die Rede des Gregor und die des Chrysostomos auch. Sie lehren alle, was die Kunst auch wider Natur und organische Entwickelung vermag, und erst die ästhetische Theorie kann wahrhaft befriedigen, die ihre Gesetze aus der Summe der Erscheinungen abstrahiert und keinem Dinge, das existiert, darum das Existenzrecht abstreitet, weil es nach ihren Gesetzen nicht existieren dürfte.

Diesen Versuch, die abgestorbene epische Poesie zu galvanisieren, mag man der Nekromantie vergleichen, in der die Ägypter von alters her Meister waren. Einst hatten sich die Hellenen bewundernd vor der uralten ägyptischen Kultur gebeugt und ihren Göttern gehuldigt; sie hatten selbst ihren Hermes ägyptisiert, damit er zu Isis, Osiris und Sarapis träte, und dieser Hermes hielt noch am längsten dem Ansturme des neuen finsteren Dämons stand, der nun als ein neuer Set-Typhon in Ägypten aufstand. Nicht das fruchtbare Niltal war seine Heimat, sondern die Wüste; er zog über das Land und über die Stadt, er brach alle Tempel, er riß die Blumenkränze und Fruchtschnüre des heiteren reichen Lebens in Stücke und zertrat jede Menschenwürde, jedes Erbe des Prometheus. Das war das Mönchtum, nicht das des heiligen Benedikt oder der Gallus und Columban, Mönchtum. auch nicht das Basilios des Großen: der heilige Antonius ist sein Vater, dessen künftige Größe sich in dem Knaben dadurch verriet, daß er nicht Lesen und Schreiben lernte; vermutlich hat er auch eine Aversion gegen das Waschen gehabt; vor den Menschen floh er, und die Teufel besuchten ihn in der Wüste häufiger als die Engel. Sein Leben von Athanasios ist ein unschätzbares Dokument für die Sinnesart und den Bildungsgrad, den der Sieger des nicänischen Konzils besaß oder wahrscheinlicher aus Rücksicht auf die Verehrer des Antonius zu besitzen vorgab. Hier ist nicht der Ort, die Berechtigung zu erörtern, die selbst den widerwärtigsten Orgien der Askese gegenüber den Orgien der Fleischeslust zugestanden werden muß; es liegt dem gebildeten Menschen am nächsten, diese Krankheit der Seelen so ironisch zu behandeln, wie es Anatole France meisterlich getan hat; aber damit wird man dem tiefen und wahren Gefühle nicht gerecht, das die Menschen zu der Weltverleugnung und Selbstverneinung trieb; auch das war Religion, und vor jeder Religion geziemt sich, Ehrfurcht zu haben und erst nachempfindend zu verstehen, ehe man verdammt: verdammen wird man dann wohl diese Religion, aber niemals die gläubigen Seelen. Nur das muß hier konstatiert werden, daß erst diese Phase des Christentumes der Henker der Kultur und Wissenschaft geworden ist. In Alexandreia hatten Clemens und Origenes den erfolgreichen Versuch gemacht, die neue Religion mit dem Erbe der alten Kultur auszustatten. Auf ihren Schultern standen sowohl die Kappadokier wie die Antiochener. Aber Alexandreia hatte bereits den Origenes selbst ausgestoßen, Athanasios und vollends dann Kyrillos haben sich mit bestem Erfolge bemüht, seinen Geist aus der Kirche zu vertreiben. Die Überflutung der Welt

durch das Mönchtum ist ein weiterer wichtiger Schritt auf diesem Wege; der Bildersturm ist der letzte, und in ihm reißen die letzten Fäden des lebendigen Kulturzusammenhanges. Es war schon ein bedenklicher Schritt abwärts, als Basilios seine Reden über das Sechstagewerk an die Stelle des platonischen Timaios setzte: bald schöpften die Menschen ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse aus dem Physiologus und beseitigte Kosmas, der Indienfahrer, solches heidnische Greuel wie die Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde, die ja klärlich der geoffenbarten mosaischen Wahrheit widersprach.

Es war eine unvermeidliche Konsequenz, daß die illiteraten heiligen Mönche Ägyptens dem Koptischen, die Syriens, die sich bald den Ägyptern zur Seite stellten, dem Syrischen zu der Vorherrschaft über das Griechische verhelfen mußten. Eigentlich hätte sich auch eine neue griechische Volkssprache und Volksliteratur bilden müssen: aber da ist der seit vier Jahrhunderten herrschende Klassizismus zu mächtig gewesen. Das ist für ihn noch ein höherer Triumph als all die großen Werke, die er hervorgebracht hat. Die Kirche nimmt wohl den neuen Geist auf, der zu dem hellenischen in bewußtem unversöhnlichen Gegensatze steht, aber die sprachliche archaistische Form behält sie bei, nicht nur für die Predigt, sondern auch für die neue Unterhaltungsliteratur der Heiligenleben und die liturgische Poesie. Sie kann also auf die alte Grammatik und Stilistik, also auch auf die klassischen Vorbilder nicht ganz verzichten. Es war früher der Versuch gemacht, die hellenische Poesie durch christliche in den alten Formen zu ersetzen. Apollinaris von Laodikeia hatte sich in allen möglichen Gattungen versucht, sogar pindarische christliche Oden soll er verfertigt haben. Das erntete zuerst überschwengliches Lob; aber diese Zwitter hatten keine Lebensfähigkeit; freilich verfiel der Verfasser auch der Ketzerei. Nur die Paraphrase der Psalmen ist erhalten, ohne doch in den kirchlichen Gebrauch oder gar ins Volk gedrungen zu sein (an einen anderen Apollinaris zu denken, ist kein Grund), ein fleißiges, aber lebloses Produkt wie die Metaphrase des Johannesevangeliums von Nonnos. Erhalten ist auch das Gastmahl der Jungfrauen, mit dem Methodios von Olympos dem Symposion Platons ein Gegenbild zu schaffen sich vermaß: ein lächerliches Denkmal von Impotenz und Geschmacklosigkeit. Sehr viel geschickter griff Areios nach volkstümlichen Maßen für seine Kirchenlieder, und der verleumderische Haß, mit dem es ihm Athanasios vorwirft, beweist, daß er einen Erfolg hatte, wie er die Päpstlichen an den geistlichen Liedern Luthers und den Psalmen Marots ärgerte. Aber dieses Ketzerwerk erschien natürlich schlimmer als der Greuel der Heiden. So hat man sich denn wohl oder übel damit abfinden müssen, einen Rest von hellenischer Wissenschaft und etliche klassische Werke in der christlichen Schule zu behalten. Das Lexikon, das den Namen des heiligen Cyrill (auch wohl den des heiligen Athanasios) trägt, gibt einen Einblick in diesen Schulbetrieb. Der Titel besagt nicht, daß diese Männer

Apollinaris († 390).

Methodios († 311).

Areios († 336).

Christliche Schullektüre.

die Glossen gesammelt hätten, sondern daß ihre Werke in der Schule auch gelesen wurden. Man findet darin Glossen außer natürlich zur Bibel von christlichen Schriftstellern zu Clemens Protreptikos (vielleicht auch zu anderem von ihm) und zu Reden und Gedichten Gregors: zu diesen Werken besitzen wir auch Scholien, die eben auch für Schulerklärung zeugen. Von Klassikern sind Homer und Euripides glossiert; natürlich hat man antike Schulausgaben, recht triviale, herangezogen. Die Ausschließung des Menander ist bezeichnend; die Heroen konnte man eher dulden als die Menschen. Die Prosaikerlektüre, die natürlich mit den Rednern begann, wird in dem Lexikon nicht deutlich; aber wenn die Forschung den Lehrplan und Lehrgang der frühbyzantinischen Schule erst einmal ernsthaft untersucht hat, wird sich sehr viel ergeben, sowohl für die Basis der byzantinischen Bildung wie für die Grammatiker und nebenher für die Erhaltung und Textgeschichte der antiken Schulschriftsteller. Bisher ist noch nicht einmal ein Anfang gemacht; das Lexikon des Cyrill ist sogar noch ungedruckt.

Diese Unüberwindlichkeit der antiken Sprache und des rhetorischen Stiles hat das lebendig gesprochene Griechisch nicht zur Entfaltung kommen lassen. Wo wir etwas davon spüren, wie z. B. in der antiochenischen Chronik des Malalas, steht es dem merowingischen Latein parallel. Zu der Palingenesie, die das Latein in der Herrlichkeit der romanischen Sprachen erlebt, gibt es nicht einmal Ansätze. Die byzantinische antikisierende Prosa versteht freilich die Reproduktion der klassischen Vorbilder sehr viel besser als das mittelalterliche Latein, ist darum aber auch ganz des eigenen Lebens bar: sie hat keine Entwickelung. Wie sehr Byzanz von dem hellenischen Geiste entblößt war, sieht man an dem, was es den Slawen übermittelt. Während die Syrer und durch diese vornehmlich, aber auch direkt, Araber und Armenier namentlich wissenschaftliche Werke des Altertums übernehmen und sogar über Spanien in den Okzident bringen, kommt direkt von Byzanz kaum etwas dahin. Erst als die Franken das byzantinische Reich zertrümmern, holen sie sich die Bücher, aus denen Aristoteles für die dominicanische Scholastik, Galen für die Schule von Salerno zu neuem Leben erstehen. Gleichwohl wird es für die Weltkultur nicht unwesentlich gewesen sein, daß der ganz bewußte, seines Zieles und seiner Wege sichere Stil der klassischen Rede bei den Romäern niemals in Vergessenheit geraten ist. Byzantinischer Klassizismus.

Aber es kann gar nicht anders sein, als daß die Sympathie des modernen Menschen sich allein dem zuwendet, was im Gegensatze zu der Sklaverei der Tradition an neuem Leben sich regt, einerlei, wie formlos es sei; in der Literatur muß es bei den Griechen freilich immer die Fesseln der alten Sprache tragen. Da sind vor allem die Geschichten der Heiligen zu nennen, in die von alten Novellen und Märchenstoffen, ja von Göttergeschichten genug eindringt, so daß sie viel bunter und reicher werden, als was die Historia Lausiaca des Palladios doch schon merkwürdig genug Orientalische Kultur. Palladios (um 400)

von den ägyptischen Anachoreten erzählt. Schon für diese Literatur ist die Überlieferung in koptischer, syrischer, armenischer Sprache gar nicht zu entbehren. Das Orientalische stellt sich wieder als eine vielsprachige und doch einheitliche Kulturwelt dar, wie sie es vor Alexander gewesen war. Auch die alte Grenze des Römerreiches gegen Persien hat ihre Bedeutung verloren, gehen doch sogar die Religionen, Christentum und Lehre Manis, hin- und herüber. Dies orientalische Wesen hat Byzanz gleich von seiner Gründung stark beeinflußt, und durch seine Vermittelung dringt viel davon nach Europa. Es ist ein ganz gewaltiger Fortschritt für das geschichtliche Verständnis nicht nur des Mittelalters, sondern auch des Altertums, daß in jüngster Zeit auf dem Gebiete der bildenden Künste, namentlich der Architektur und Ornamentik, dieses orientalische Wesen scharf erfaßt ist, so daß das Byzantinische, Arabische, Romanische sich als Sprossen desselben Baumes darstellen, dessen Wurzeln bis tief in die römische Periode und über sie hinaus verfolgt sind. Dabei hat sich herausgestellt, daß für die bildende Kunst dasselbe gilt, was die Geschichte der Literatur oder besser die Geschichte des geistigen Lebens längst wußte oder wissen sollte, daß Rom und Italien den hellenistischen Orient niemals innerlich beherrscht haben, vielmehr dort die hellenistische Tradition auch außerhalb der Reichsgrenzen fortwuchs und wucherte. Wie sie das Übergewicht gewann, das kann niemandem zweifelhaft sein, der den Wandel von der augusteischen zur hadrianischen, severischen, constantinischen Zeit überdenkt. Ohne alle Frage ist dieses neue Orientalische neben dem, was die katholische Kirche Roms bewahrte und überlieferte, die wichtigste Grundlage der mittelalterlichen Kultur. Es bringt auch von antikem Erbe sehr viel, Erzählungsstoffe aller Arten, auch wohl literarische Formen, selbst Nachklänge der halb oder ganz dramatischen volkstümlichen Dichtung der hellenischen Zeit (S. 127), die man mit einem Namen nur Mimus nennen kann, obwohl jeder Name viel zu eng ist. Dies Orientalische im ganzen ist ein Analogon zum Hellenismus, der ja auch keineswegs auf den Bereich der griechischen Sprache beschränkt war. Aber eben die Sprache, und nicht sie allein, beweist, daß das Hellenische hier nur noch ein Ingrediens von vielen ist, mag auch der „doppelgehörnte“ Ammonsohn die noch immer vornehmste Heldengestalt geblieben sein: in seiner Sage lebt die Erinnerung an die Weltherrschaft, die er dem Hellenentum erstritten hatte.

In der römischen Kirche dauert das *imperium Romanum*; in der byzantinischen Kirchen- und Literatursprache dauert die klassizistische Tradition der attischen Rhetorik; der Geist des Hellenismus redet, wenn auch mit fremder Zunge, durch die volkstümlichen Erzähler und Spielleute, aber auch durch die Ärzte und Elfenbeinschnitzer und Miniatoren. Auch die philosophische Tradition der Neuplatoniker verschwindet niemals ganz, mag sich auch ihre Mystik und Dämonologie verstecken müssen. Aber das köstlichste Erbe des echten Hellenentumes war doch die Glut, die unter der Asche schlummerte, bis die Menschenseele sich wieder nach

Licht und Freiheit und Schönheit zu sehnen begann: da schlugen die Flammen wieder empor, und der hellenische Eros übernahm wieder sein Mittleramt zwischen Erde und Himmel.

Schlußbetrachtung. Ein Jahrtausend und mehr haben wir durchmessen, eine ganze Weltperiode, deren Inhalt die hellenische Kultur ist. Nun ist es erlaubt, rückschauend einige allgemeine Fragen aufzuwerfen, die sich die Griechen selbst nicht stellen konnten. Ihnen war ihre Literatur die Literatur überhaupt, deren Formen die Formen, die es allein gab, die also allein möglich schienen. Sie hätten sich vielleicht durch geschichtliche Erforschung der anderen Völker und ihrer Literaturen zu freierem Urteil erheben sollen; aber sie haben das nicht getan, wie ihre Grammatik auch nur einige Ansätze gemacht hat, über die eigene Sprache hinauszusehen. Für uns nun ist die Möglichkeit der Vergleichung gegeben, da uns andere Kulturen und Literaturen zur Verfügung stehen. Das führt zu der Frage nach dem spezifisch Hellenischen und dann weiter, inwieweit dieses spezifische Wesen durch die Rasse oder durch die örtliche Grundlage, Boden und Klima des hellenischen Landes, bedingt ist. Die philosophische Betrachtungsweise, die H. Taine auf die englische Literatur angewandt hat, zwingt hinfort jeden, der nicht am einzelnen haften bleibt, sich diese Fragen zu stellen: aber er ist des großen Vorgängers nicht wert, wenn er wähnt, daß sich notwendig eine analoge Antwort finden müßte. Allgemeine Charakteristik der griechischen Literatur.

Seit Alexander ist die hellenische Kultur ökumenisch, also auch ihre Erscheinung in der Literatur. Für diese Jahrhunderte macht also Rasse und Landschaft nichts Entscheidendes aus, denn Menschen ganz verschiedener Herkunft greifen bedeutend ein; die Zentra liegen zum größeren Teile auf nichthellenischem Boden. Das eben ist die Bedeutung dieser Kultur und Literatur, daß sie gar nicht mehr national ist. Es ist keine andere Kultur, der die römischen Klassiker angehören, und die lateinische ist nur die unverhältnismäßig bedeutendste, nicht die einzige fremdsprachliche Produktion innerhalb des Hellenismus. Eben darum kann diese Kultur nicht mit einer einzelnen der modernen parallelisiert werden, sondern nur mit der allgemeinen, die alle unsere Kulturvölker umspannt. National hellenisch sind nur die Formen der Literatur, die aus der früheren nationalen Zeit übernommen sind, und deren Kanonisierung, die in dem Klassizismus der augusteischen Zeit vollendet wird, samt der gleichzeitig proklamierten Rückkehr zur attischen Sprache hat freilich, wie wir gesehen haben, den Untergang des Hellenentumes unvermeidlich gemacht, sie führt aber notwendig von den Nachahmungen der ökumenischen zu den Erzeugnissen der nationalen Zeit zurück, in denen die alten und neuen Klassizisten daher mit einem Scheine von Berechtigung die griechische Literatur allein sehen. Ökumenischer Charakter.

Der Ursprung der griechischen Literatur liegt an der asiatischen Küste, in der Heimat Homers. Hier sind die poetischen Formen ge- Attisch und Ionisch.

funden, die allein durch alle Zeiten gelebt haben, Epos, Elegie, Iambus; hier ist auch die erzählende und wissenschaftliche Prosa zuerst geübt worden. Aus Asien kommt die Literatur nach dem Mutterlande, das für sie Tochterland ist. Was da etwa war, geht spurlos unter; viel wird nun einfach in den überlieferten Formen, auch den sprachlichen, produziert; das bedeutendste Neue, die chorische Lyrik, bringt es zu keiner dauernden Wirkung: erst als Athen diese Tanzlyrik zur Tragödie, das dorische Drama zur Komödie umschafft, entsteht ein dauernd wirksamer Besitz des ganzen Griechenvolkes. Auch die bedeutenden literarischen Ansätze der Westhellenen (bedingt dadurch, daß das Epos dort nicht die Grundlage war) wirken auf die Dauer nur in dem, was in die attische Literatur übergeht oder diese anregt. Und auch im Westen sind es fast ausschließlich Ionier, zugewanderte, wie Pythagoras und Xenophanes, oder aus den dortigen ionischen Pflanzstädten, Stesichoros, Parmenides, Gorgias; Akragas, die Heimat des Empedokles, ist wenigstens auch von Asien gegründet. Somit muß das Urteil lauten, daß alle die Stämme der Einwanderer, die wir nach den Dorern nennen, an der ökumenischen Literatur unmittelbar keinen Teil haben, denn nur Athen, das fast wie eine ionische Insel auf dem europäischen Kontinente liegt, kommt in Wahrheit neben Asien in Betracht. Aber ebenso werden wir nicht umhin können, in dem, was das attische Wesen spezifisch von dem asiatischen unterscheidet, europäische oder geradezu dorische Einflüsse anzuerkennen. Der Parthenon ist ein dorischer Tempel, Pheidias hat in Argos gelernt, die Wurzel des Dramas ist peloponnesisch, und ohne seine unteritalischen achäisch-dorischen Erfahrungen hätte Platon den Unterricht der Akademie nicht mathematisch, d. h. wirklich wissenschaftlich gemacht. Das attische Autochthonentum bedeutet historisch nur, daß die Landschaft von den dorischen Einwanderern nicht erobert war: die Kultur Athens hat ihre Suprematie gerade dadurch, daß sie die reichsten Anregungen von allen Seiten aufgenommen, dann aber freilich aus eigener Kraft zum Klassischen gesteigert hat. Das geschieht in den wenigen Generationen von Aischylos bis Epikuros. Und schon vor diesem ist durch Alexander der Schwerpunkt wieder aus Athen nach Asien zurückverlegt: die hellenistische Periode ist in ihrem Wesen die Fortsetzung des Ioniertumes, und wenn der Attizismus dagegen eine erfolgreiche Reaktion im attischen Sinne ist, so haben wir gesehen, daß auch während der Kaiserzeit Atheu und das griechische Mutterland die geringste Bedeutung haben und dann im Orientalischen das Hellenistische auflebt. So erkennen wir in der griechischen Literatur nicht eine, sondern zwei Seelen, die attische und die ionische, wie wir sie nennen wollen, dem Sprachgebrauche der Asiaten folgend, nach dem Stamme, der die Kultur der übrigen Stämme an der asiatischen Küste aufgesogen hat.

Tragödie, Komödie, Lustspiel, Dialog, Rede: das sind die attischen Gattungen, die höchsten und vollkommensten Offenbarungen der klassischen

Griechenschönheit. Unverkennbar ist, was sie von dem Asiatischen, Ionischen scheidet, eben das, was sie klassisch macht. Der strenge und keusche Adel der schönen Form, die große Tektonik, die das Ornament im Zaume hält und dem Logos des Kunstwerkes dienstbar macht, die Unterordnung des subjektiven Beliebens unter das Gesetz, ein Gesetz, das nur das dynamisch Vorhandene zur Entelechie führt. Die Formen, die Gattungen sind Ideen, die mit einer so überzeugenden Natürlichkeit in die Erscheinung treten, daß sie gefunden, nicht erfunden zu sein scheinen. Der Sinn für Harmonie und Ebenmaß ist so groß, daß es den Athenern für selbstverständlich gilt, die Kugelgestalt wäre die schönste, vielmehr die absolut schöne. Es herrscht eine Sinnesrichtung, die mit Notwendigkeit dazu führt, daß die regelmäßigen Körper in Platons Timaios eine uns so befremdende Rolle spielen, daß die Gedanken der Demokratie mit rücksichtsloser Logik durchgeführt werden, daß der vollendete Mann der ist, der in allem nur dem Logos folgt. Alle Willkür, alles Unbewußte, alles Verschwommene soll verbannt sein. Der Intellekt ist der rein göttliche Teil der Seele. So erzeugt Athen die unvergleichlichen Typen der Vollkommenheit, die klassische Kunst. Aber wenn das auch durch eine Selbstbeschränkung erreicht wird, die zu bewundern man nicht müde wird, so ist es doch etwas Beschränktes, und der regelmäßigen Körper sind nicht nur wenige, sie werden auch nur durch den Logos gefunden. So kommt denn aus dieser Sinnesart auch die geistige Richtung, die im Klassizismus herrschend wird, der sich bei der Nachahmung bescheidet, weil das Vollkommene nun einmal gefunden ist, und die hohle Reproduktion ist nie widerwärtiger, als wenn der Manierismus das Klassische reproduzieren will. Man mag diesem Prinzipe noch so stark widersprechen und dem Fortschritt, dem Individuum noch so sehr sein Recht wahren: die Größe dieser Weltanschauung (denn es ist viel mehr als ein ästhetisches Empfinden oder Urteilen) soll man würdigen, ehe man sie verwirft. Die erhabenste und reinste Offenbarung der göttlichen Schönheit ist der ewig neue Wandel der himmlischen Gestirne droben, ewig derselbe: dem entspricht die Offenbarung des Schönen in absolut vollkommenen Werken, in deren Anschauung das Sehnen der Seele, das Schöne zu schauen, ewig seine volle Befriedigung findet. Die Eudämonie, die aus der reinen Vollkommenheit strahlt, teilt sich der Seele des Beschauers mit: das Ziel ist erreicht. „Verweile doch, du bist so schön"; das Wort der Erfüllung des höchsten Wunsches braucht nicht gesprochen zu werden: die Idee hat sich offenbart und Pandora scheidet nicht mehr.

Zu dieser klassischen Vollendung erhebt sich das Hellenentum Asiens kaum je, und dann nur in kleinen Kunstwerken, die der vollkommene Ausdruck einer Individualität sind, die sich auch unbewußt geben kann, wie Sappho in ihren Liedern. Selbst Homer, obwohl den der antike und moderne Klassizismus in eine Reihe oder gar über die Athener gerückt hat, muß mit geblendetem Auge betrachtet werden, wenn Ilias und gar

Odyssee als Ganze für vollkommene Kunstwerke gelten sollen. Aber allerdings ist der epische Stil und die epische Sprache, die ja durchaus Kunstsprache ist, dem attisch-klassischen Wesen am meisten verwandt. Obwohl am Anfange der Entwickelung für uns stehend, ist dies ja auch in Wahrheit die Frucht langer Übung und Bemühung, in ihrem Werden uns ganz unerkennbar; Homer gehört eben eigentlich noch vor die hellenische Periode: es steckt noch viel von der mutterländischen Art in ihm, geometrischer Stil. Wir haben gesehen, daß das Epos zwar ionisch ist, aber ebenso erwachsen aus dem Zusammenwirken verschiedener Stämme, wie das ionische Volkstum es damals schon war, wie es das asiatische und dann das hellenistische ward. Daß der Mensch Homer und Sappho und Terpandros und noch Ephoros und Theophrast und Kleanthes Äoler gewesen sind, beweist, daß dieser Stamm ganz besonders viel zu der Kultur beigetragen hat, die in Asien entstand; Hippokrates und Herodotos sind dorischen Blutes, und Rhodos hat sogar besonders lange sein Dorertum bewahrt. Das alles hindert nicht, daß dies asiatische Hellenentum eine einheitliche Kultur hat, und Ionien hat nun einmal literarisch die Führung, und sein ist oder wird bald die Sprache. Für unsere Kenntnis wenigstens kommt auf die einzelnen Ingredienzien sehr wenig an, aber darauf kommt alles an, daß es eben kein autochthones Volkstum ist, die Rasse nichts Wesentliches (wieviel Barbarenblut steckt nicht gerade in den Ioniern), sondern daß sich die Splitter zahlreicher zertrümmerter Stämme und Völker in diesem neuen Volkstum zusammengefunden haben, das erst allmählich durch den Gegensatz zu den Barbaren des Hinterlandes sich auf sich selbst besann, aber auch gegen die Barbaren niemals in Rassen- oder Kulturdünkel sich abgeschlossen hat. Der Bruch mit der Vergangenheit, mit den angestammten Göttern und Vorfahren ist die Vorbedingung dieser Kultur. So ist die Sinnesart der Ionier, so ihre Literatur. Von vornherein ist hier alles weg, was nach einer Heimatskunst röche, die sich nationalistische Borniertheit oder überreizte Blasiertheit ersehnt (wie groß und doch wie begrenzt der Wert der Dialektpoesie ist, könnte sich jeder sagen: soll es in der bildenden Kunst anders sein?). Empfänglichkeit für alles gibt die Kraft, auf alle Welt und alle Zeit zu wirken. Darum kommt aus Ionien die erste Form der hellenischen Gemeinsprache, die epische, und dann die letzte, die hellenistische. Homer gibt das erste Weltbild, danach kommt die Weltkarte und die Weltgeschichte und die Tierfabeln und Novellen, die aus allen Weltgegenden erst in die ionische, dann in die hellenistische Erzählerliteratur zusammenkommen, um dann über alle Völker und Zeiten zu flattern. Endlich gründen Ionier das Reich der Wissenschaft, das grenzenlose und ewige, zu dem keine Rasse und kein Staat das Bürgerrecht verleiht. Die Muse ist im Himmel zu Hause, und wenn den Hesiodos die Muse seines himmlischen Berges zum Dichter weiht, so wird er inne, daß sie die olympische ist.

Aber in diesem ionischen Wesen kann wohl das Individuum gedeihen, dagegen fehlt die Kraft und auch der Wille zum Zusammenschluß, zu Ordnung, Gesetz, Harmonie. Selbst die Wissenschaft hat ihre Organisation und daher ihre Dauer erst in Athen gefunden. Wie die selbstherrlichen Männer Homers ertragen auch die Äoler und Ionier, die dem Subjektivismus Luft schaffen, keinen wirklichen Staat; Rhodos hat mehr Zucht, aber gerade das findet in der Literatur keinen Widerklang. Dagegen vermag der Aöde, der Rhapsode, der Sophist sich an fremdem Tische und unter der Fremdherrschaft ganz wohl zu fühlen, und schon Herakleitos ist einer der Philosophen, die für die Mitarbeit an den Werkeltagsgeschäften der Gesellschaft nur Hohn haben. Das Ducken unter das Joch des Midas und Kroisos zeigt denselben Sinn wie die Fügsamkeit unter Rom; die Elastizität des unverwüstlich überlegenen Geistes ist auch in allen Jahrhunderten die gleiche. Erst als ihm die Flügel der geistigen Freiheit geknickt werden, ist's um ihn geschehen. So ist denn auch der Charakter seiner Literatur. Unbegrenzt ist ihre Ausdrucksfähigkeit; sie fügt sich allem, dem Weisheitsspruche und dem Gassenhauer, dem schlichten Plaudertone und der amphigurischen Poetenziererei, dem Stammeln des Halbgriechen und dem Geklingel des Rhetors. Man könnte ihr zutrauen, alle Stile zu versuchen, und es liegt auch nicht an der Sprache, wenn das nicht geschieht. Aber die Ausdauer fehlt, die ein Ganzes zur Vollendung bringt. Man begnügt sich selbst in den kräftigsten Zeiten mit einem Chaos wie die großen Epen und die Geschichte des Herodotos, in denen die Schönheit des einzelnen den Blick von der Betrachtung des Ganzen zurückhält. Wie soll das anders sein, wo in dem Staate und der ganzen Gesellschaft die arge Misere der Umgebung immer hingenommen werden muß, auf daß die bedeutenden Einzelmenschen Raum zur Entfaltung haben. Solange das Charakteristische einer solchen Individualität oder auch das Naive, das sich ganz unbefangen gibt, für die formelle Vollendung entschädigen, kann das sogar dem klassischen Stile, dem bewußten und gehaltenen, gleichwertig sein. Aber es droht die Formlosigkeit und eine andere Manier, als die klassizistische, aber auch Manier und erst recht öde: die Rhetoren, nicht bloß klassizistische, haben für diese Verirrungen des Stiles ein scharfes Ohr und scharfe Worte gehabt; die bildende Kunst Ioniens liefert interessante Parallelen.

Wer nach dem Wesen der griechischen Literatur fragt, muß mit diesen beiden Typen rechnen: daß sie keinen einheitlichen Charakter hat, ist eben das Wesentliche, ihr Vorzug und zugleich ihr Fluch. Damit entspricht sie ihrem Volke und seiner Geschichte. Vermutlich wäre sie aber sonst nicht eine Weltliteratur geworden, so wenig wie ein nationales Athenertum die Weltkultur hätte gründen können. Damit ist unsere Frage dahin beantwortet, daß die Parallele mit einer in sich geschlossenen Literatur wie der französischen oder englischen so wenig gezogen werden kann, wie mit einer wesentlich von fremden Mustern und fremder Kultur abhängigen, wie die lateinische und bis vor 150 Jahren die deutsche.

Dem staatlichen Wesen entspricht selbstverständlich das literarische; Athen ist ein Staat und versucht, Griechenland zu einem zu machen; Ionien und Hellas kommen zu staatlicher Ordnung nur unter fremder Herrschaft, aber gedeihen nur, solange sie munizipale und bürgerliche Freiheit haben. Die Natur des Landes hat gewiß das Ihrige dazu getan, daß an dem Küstensaume Asiens kein wirklicher Staat aufgekommen ist, die scharf abgegrenzte Landschaft Attika sich bereits früh zu einer für Hellas bedeutenden Einheit zusammenschloß. Wer auf der Burg von Athen steht und die edlen strengen Berglinien vor Augen hat, in der reinen Luft und dem schimmernden Sonnenlicht, dem drängt sich die Analogie der attischen Formenstrenge in Dichtung und Rede auf. Allein diese Bergformen und dieses Licht sind keineswegs auf Attika beschränkt, und vor allem, sie dauern: wie sollte es zugehen, daß nur in wenig Menschenaltern die Athener in ihrem Wesen und den Idealen ihrer Kunst durch diese Natur ihres Landes bestimmt worden wären? Von 300 v. Chr. bis heute ist in Athen und gar durch Athener Klassisches nichts, Geschmackloses nur allzuviel ans Licht gebracht worden. Unattischer, unklassischer als das heutige Athen kann wirklich nicht gut etwas sein. Also die Mutter Erde kann für die attische Poesie und Kunst so wenig verantwortlich gemacht werden wie das kekropische Autochthonentum.

Mit der Natur Ioniens wird es denn wohl ähnlich stehen, und Lesbos hat die Sappho nicht zur Sappho gemacht. Der griechische Boden zeugt gewiß die griechischen Götter allein wieder, wie er sie einst gezeugt hatte, soweit sie poetische Verkörperungen der Eindrücke sind, die empfängliche Seelen aus der Natur dieser Erde und ihres Lebens geschöpft hatten. Aber diese Seelen stammten nicht von der Erde: sie hat sie nicht gezeugt, sonst würde sie ihresgleichen heute wieder zeugen.

Individuum und Volk.

Noch eine letzte Frage: Ist die Entwickelung der griechischen Literatur organisch, vollzieht sie sich mit typischer Notwendigkeit? Mit geschichtlicher Notwendigkeit vollzog sie sich, insofern wir ihr Werden verstehen, sobald uns die bedingenden Faktoren leidlich bekannt sind; aber je mehr sie das sind, desto weniger kann von einem typischen Verlaufe die Rede sein. Man hat ihn ja auch mit Vorliebe in den vorattischen Zeiten konstruiert, von denen es noch keine Geschichte im eigentlichen Sinne gibt. Eines aber erkennen wir auch da: diese ganz aus sich erwachsende Literatur wird von keinem Volke gemacht, so wenig wie von einem Gotte, sondern einzelne gottbegnadete Menschen machen sie; ihr Wollen und ihr Können ist's, das am Ende auch das Volk bezwingt. Solange die Dichter nur das Bedürfnis befriedigen, ein Kultlied oder ein Hochzeitslied machen, Gemeingefühl aussprechen, des Publikums Willen erfüllen, sind sie Handwerker; es ist ein Segen gewesen, daß das die griechischen Dichter in so weitem Sinne geblieben sind, aber sie müssen noch etwas anderes sein, wenn sie für uns noch wirklich etwas sein wollen. Niemand hat dem Aischylos befohlen oder suggeriert, das Bockspiel zur Tragödie um-

zuschaffen; mühsam hat er sein Publikum zu sich emporgezogen. Platons Dialog ist ganz und gar seine eigene freie Schöpfung: der hat sogar an ein Publikum gar nicht gedacht. Die Staatsrede des Demosthenes ist auch eine Waffe, die er sich schmiedet. Da wird es mit Homer nicht anders stehen. *essi popoli Greci erano quell' Omero*, sagte Vico: wir haben dankbar anzuerkennen, wie viel wir durch diese Betrachtungsweise gelernt haben; aber daß das Epos seine Dichter ganz in den Schatten stellt, wird daran nichts ändern, daß die Muse in den Seelen einzelner Menschen die Schaffenskraft erweckte. Diese haben nicht nur dem Epos, sondern ihrem Volke von ihrem Geiste mitgeteilt. Man kann den Spruch Vicos mit ebenso viel Recht umkehren: Homer hat das Griechenvolk gemacht, zum mindesten gilt das von der griechischen Literatur. Und so geht es weiter: die großen Männer machen nicht nur die Literatur und die Geschichte, sie machen das Volk. Solange es solche Männer gibt, geht es vorwärts; es ist bezeichnend, daß gerade in der Zeit, die das verhängnisvolle Zurück zum Losungsworte nimmt, die Klage ertönt „es werden keine großen Talente mehr geboren“. Selbst in den Zeiten aber, wo die Manier und die Konvention und gar die bewußte Nachahmung herrschen, erstehen immer noch einzelne, die wider die Tendenz ihrer Zeit, ja wider die eigene Tendenz, ihren Werken den frischen Reiz einer Persönlichkeit verleihen: sie sind es immer, die am meisten gewirkt haben und noch wirken. Wie reich an solchen sind noch die ersten vier christlichen Jahrhunderte; vielleicht wird mancher meinen, reicher als der Hellenismus; aber das liegt nur an unserer Überlieferung. Wir müssen uns notgedrungen für lange Zeiten mit Allgemeinheiten behelfen, weil wir die Personen nicht mehr fassen können; aber das kann daran nichts ändern, daß die griechische Literaturgeschichte wie alle Geschichte, mindestens die des Geistes, gemacht wird durch die einzelnen, die Großen. Der Genius eines Menschen bringt aus sich Werke hervor, denen erst die Nachwelt den Wert von Offenbarungen einer ewigen Idee beilegt. Es ist wahr, daß das Kunstwerk, losgelöst von seinem Erzeuger, ein Sonderleben führen kann und Keime enthält, die Größeres wirken, als er ahnte: denn gerade in der wirklich schöpferischen Produktion liegt immer selbst für den Schaffenden ein Geheimnis. Aber wenn auch unbewußt, lag es doch in seiner Seele: der Schöpfer muß allezeit größer sein als seine Werke, und ihn zu verstehen, ist darum wohl noch ein Höheres, freilich auch Schwereres als das Verständnis dessen, das er schuf. So verdienen auch die großen Athener, daß man ihr Wirken, ihre Person, entkleidet von dem klassischen Nimbus individuell und geschichtlich zugleich, erfasse, soweit es eben möglich. Dann lernt man mählich begreifen, was der Genius wollte und wie er wirkte, aus seiner Zeit auf seine Zeit. Wie er aber in die Welt gekommen ist, das soll unser Rationalismus nicht erklären wollen: das bleibt das Geheimnis Gottes.

Literatur.

Was die Geschichte der griechischen Literatur anstreben muß, was ihr erreichbar ist und wie weit das Erreichte dahinter noch zurückbleibt, das ermißt man am besten an dem Teile, der es bisher am weitesten gebracht hat; dabei ergibt sich auch der Grund dieses Vorsprunges ohne weiteres. Schon vor 50 Jahren konnte EDUARD ZELLER die Geschichte der Philosophie in zusammenhängender Darstellung bis zu Ende, sagen wir, bis zum Schlusse der athenischen Schule verfolgen. Gilt das Werk auch zunächst den Systemen und den Gedanken, so sind doch die Schulen und die Personen keineswegs vergessen; daß nur eine Seite des geistigen Lebens herausgegriffen ist, schadet bei der Philosophie am wenigsten, weil dieser bei den Griechen die Führung zufällt; immerhin wird es mindestens seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. sehr fühlbar. Die Auflagen von ZELLERS Werk zeigen die Fortschritte der Forschung auf dem Gebiete, wo sie am glücklichsten gewesen ist. Nimmt man dann noch ein paar Bücher hinzu, die Fragmente der Vorsokratiker von H. DIELS (1903), die Epicurea von H. USENER (1887), die vorbildliche Sammlung des Nachlasses eines der hellenistischen Schulhäupter, der eben H. v. ARNIM die Fragmenta stoicorum veterum (seit 1902) folgen läßt, und die fast vollendete akademische Sammlung der Aristoteleskommentare (seit 1882), so drängen sich ohne Zweifel noch Wünsche genug auf die Lippe, aber auch für ihre Erfüllung ist die Bahn frei, und es gibt wirklich von der griechischen Philosophie eine Geschichte, wie sie für alle anderen Teile der Literatur noch sehr lange fehlen wird. Gewiß liegt sehr viel daran, daß ein geschlossenes Gedankensystem sich eher wiederherstellen läßt, als ein Geschichtswerk oder ein Poem. Dem entspricht es, daß J. LIPSIUS die Manuductio ad philosophiam stoicam schon 1604 hat schreiben können, GASSENDI 1649 die Lehre Epikurs erneuern. Allein der günstigere Stand der Überlieferung kommt doch auch stark in Betracht. Über die Lehrmeinungen der Philosophen ist uns eine sehr reiche Zusammenstellung in mehreren Brechungen erhalten, die man jetzt vereinigt und geordnet in den Doxographi von DIELS (1879) findet; für die Verfolgung der Gedanken war also immer das Gerippe gegeben. Zum Abschluß war diese Doxographie unter Augustus gelangt; den Grund hatte Theophrast gelegt. Beides ist höchst bezeichnend. Selbst die Philosophie hat also mit der Zeit des Augustus einen Strich gemacht, und obwohl sie nicht stillstand, ist doch ihre Geschichte niemals fortgesetzt worden. Auch uns fehlt noch die rechte Einsicht in die Entwickelung von Poseidonios zu Epiktet und Galen, von Antiochos zu Plutarch und Favorin. Eins aber konnte niemals eintreten: der Klassizismus mochte die philosophischen Werke der hellenistischen Zeit ebenso dem Untergange weihen wie alle hellenistische Prosa: die Gedanken der Epikur, Chrysipp, Karneades konnte er nicht auslöschen wollen, und schon dadurch war die Philosophie davor bewahrt, dem klassizistischen Prinzipe gemäß die Jahrhunderte nach Alexander zu verleugnen.

Das gilt auch von der biographischen Tradition über die Philosophen. Hier besitzen wir die Kompilation des Diogenes Laertios aus dem 3. Jahrhundert (eine Ausgabe fehlt, aber wie sie zu machen ist, zeigen die Probestücke in DIELS' Fragmenta poetarum philosophorum (1901), und wie man das Buch zu benutzen hat, der für die Methode solcher Forschung vorbildliche Artikel von E. SCHWARTZ in WISSOWA'S Realenzyklopädie). Diogenes liefert uns den Niederschlag der hellenistischen Biographie; die Schulgeschichte ist verschieden weit herabgeführt, aber doch mindestens bis tief in die hellenistische Zeit; für die römische hat selbst die Stoa nur einige Namen (jetzt verloren), keine wirklichen Biographieen: der Klassizismus hatte auch hier seine Wirkung getan. Der Glücksfall, daß für Akademie und Stoa Werke des Philodemos aus Herculaneum hinzugetreten sind, hat nicht nur Ergänzungen gebracht, sondern

deutlich gezeigt, wie in der cäsarischen Zeit dieselbe Tradition wie bei Diogenes, nur noch sehr viel reicher bestand.

Ziemlich gleich gut sind wir über die zehn attischen Redner unterrichtet, da die Lehre der augusteischen Zeit, die eben diese zehn aussonderte, in reichlichen Auszügen der späteren Kaiserzeit, daneben in den rhetorischen Schriften des Dionysios von Halikarnaß vorliegt. Daß Cicero das Urteil seiner rhodischen und akademischen Lehrer gibt, gestattet für einiges über den Klassizismus hinaufzukommen. Deutlich sieht man, daß, soweit eine geschichtliche Entwickelung erkannt ist, dies nur den ältesten Peripatetikern verdankt ward. Das Ergebnis ist also dem ganz analog, das sich bei den Philosophen zeigt; aber hier ist der Hellenismus ganz preisgegeben, und die Doktrin der augusteischen Zeit hat dementsprechend das moderne Urteil ganz überwiegend beeinflußt: noch die neuesten Bearbeitungen (R. JEBB, Attic Orators², 1880, und F. BLASS, Die attische Beredsamkeit², 1898) halten sich in ihrem Gleise. Erst E. NORDEN, Die antike Kunstprosa (1898), hat die Gesamtentwickelung der stilisierten Prosa zu verfolgen versucht.

Für die übrige Literatur bot sich der modernen Forschung zunächst die biographische Tradition in dem Lexikon des Suidas (9. Jahrh. n. Chr.), dessen betreffende Artikel Auszüge aus dem biographischen Lexikon des Hesychios Illustris (6. Jahrh. n. Chr.) sind; man kontrolliert den Abfall, wenn man die philosophischen Artikel mit Diogenes vergleicht, der ganz dieselbe Tradition, nur drei Jahrhunderte früher bietet. Am Hellenismus hatte man in jener Spätzeit kein Interesse mehr, daher erscheinen nur noch wenige Schriftsteller, und deren Viten sind besonders unzuverlässig; für die Kaiserzeit gab es keine Tradition; Büchertitel lieferten wohl die Kataloge, aber für die Personen der Schriftsteller muß Hesych oft gestehen, daß er nicht einmal eine annähernde Zeitbestimmung kennt. Hilfe leisten nur die biographischen Einleitungen zu den Scholien der Schulschriftsteller, zu denen jetzt außer den Klassikern ein paar hellenistische Dichter gehören. So haben wir für Aratos noch eine Vita aus der Zeit des Diogenes Laertios, und sofort bietet sich auch eine ähnliche Fülle. Natürlich hängt alles an dem Alter und der Qualität der kommentierten Ausgabe, die sich erhalten hat. Werden einmal die Gewährsmänner etwas reichlicher angeführt, wie im Leben des Sophokles, so zeigt sich, daß alles Brauchbare aus der alexandrinischen Biographie des kallimacheischen Kreises oder von den älteren Peripatetikern stammt. Also überall zeigt sich ein Strom der Tradition, der nach 200 v. Chr. kaum noch Zuflüsse aufnimmt. Die Erkenntnis dieser Einheit ist sehr wichtig; es ist nun unerlaubt, die Kompilatoren wie verschiedene Autoritäten gegeneinander auszuspielen. Die Forschung hat vielmehr ganz wie bei der Textkritik zunächst die Aufgabe, das wirklich Überlieferte festzustellen. Erreicht sie aber einigermaßen die Angaben der alexandrinischen Biographie, so ist es gar nicht aussichtslos, diese Überlieferung daraufhin anzusehen, was man damals wissen konnte und woher. Die Einsicht in die wirklichen Urkunden, die es gab oder geben konnte, und in das literarische Getriebe mit seinen Novellen und ätiologischen Fabeln kann und muß der Forscher für die literarischen Gebiete so gut wie für die politische Geschichte besitzen; dann wird er vielleicht sehr oft zu einem rein negativen Ergebnis kommen, aber um so deutlicher wird sich das Probehaltige abheben, und aus dem Reflexe der Fabeln ersieht man auch Wichtiges, sobald man ihre Herkunft und Art verstanden hat. Das Ergebnis ist für die antike Biographie keineswegs sehr ungünstig. Leider fehlt noch ganz eine bequeme Zusammenfassung des biographischen Materiales; verständige Anordnung der Testimonia könnte sehr oft implizite die Recensio der Überlieferung liefern.

Wenn schon die Biographie sich fast nur um die Personen der klassischen Zeit kümmert, so ist die Doktrin von den Gattungen vollends ausschließlich auf das Klassische gerichtet, einmal weil sie von den Peripatetikern stammt (nur in einzelnem erweitert durch die Forschungen der Alexandriner, z. B. des Eratosthenes für das Drama), dann weil der Klassizismus sie uns überliefert. Horaz' Ars poetica fußt auf dieser ästhetischen Theorie; die Modernen haben noch lieber das befolgt, was Quintilian als Anweisung zur Lektüre für den angehenden Redner gibt, sie aber als Literaturgeschichte behandelten. Die damals schon abgegriffenen Kunsturteile, die auch oft in Epigrammen auftreten, sind unzähligemal von den Modernen

wiederholt und breitgetreten worden, die sich am Ende wirklich einbildeten, sie wüßten etwas von Stesichoros oder Panyassis. Auch die antike Poetik harrt noch ihrer Bearbeitung, die passend die Chrestomathie des Proklos mit den parallelen Brechungen in den Scholien zu der Grammatik des Dionysios in den Glossen der Etymologika und allen Scholien, auch viel aus den Lateinern (z. B. Diomedes), vereinigen wird.

Die Modernen konnten gar nicht anders, als auf Grund dieser Überlieferung von den Einzelpersonen ausgehen und in der Weise der Alten die Überlieferungen zusammentragen; es fehlte auch die Freude am Klatsch und der üblen Nachrede nicht. Geschichtliche Würdigung wird man nicht verlangen. Einen Einblick in diese Art der Behandlung gewährt das große Dictionnaire historique critique von P. BAYLE (1. A. 1697), das zwar nur in scheinbar zufällig ausgewählten Artikeln die Griechen berücksichtigt, aber die Polyhistorie ebenso trefflich illustriert wie die Kritik oder besser Skepsis und die Medisance. Unentbehrlich noch heute und ein imponierendes Denkmal von Fleiß und Wissen ist die Bibliotheca Graeca von JOHANN ALBERT FABRICIUS, 14 Bände, vollendet 1728; die Neubearbeitung von HARLESS, 12 Bände, vollendet 1819, macht das Original nicht entbehrlich und der veränderte Geist der Zeit vertrug diese Behandlung nicht mehr: es ist überhaupt ein Verkennen sowohl der Kunst, die in jedem guten Buche steckt, wie der Pietät, wenn so oft ein großes Werk der Wissenschaft durch Flickarbeit modernisiert wird. Der Wert von FABRICIUS' Bibliothek liegt nicht nur in der Fülle von literarischen Nachweisen, Auszügen und Abdrucken: weil sie vor dem modernen Klassizismus entstanden ist, berücksichtigt sie die ganze Literatur: darin soll das neue Jahrhundert auf das achtzehnte zurückgreifen.

Vorbildlich durch die Zusammenfassung des Materiales für eine Gattung ward GERHARD VOSSIUS' De historicis Graecis (1624), die Erneuerung durch WESTERMANN 1838 war freilich ein Anachronismus; eine wirklich wissenschaftliche Einführung in dies Gebiet bietet jetzt C. WACHSMUTH, Einleitung in die alte Geschichte (1895). Eine historia critica oratorum Graecorum gab erst 1767 DAVID RUHNKEN als Beilage zu seinem Rutilius Lupus; er umfaßte auch die hellenistischen Redner, aber nicht die der Kaiserzeit, für die noch heute die entsprechende Arbeit fehlt. Mit einer historia critica ähnlichen Stiles eröffnete A. MEINEKE noch 1839 seine großartige Sammlung der Komiker. Für die Dichter, soweit sie Epigrammatiker sind (das sind ja die meisten), ist immer noch die Grundlage, was FR. JACOBS im XIII. Bande seiner Anthologie zusammenstellte (1814), noch im Anschlusse an die Analecta poetarum Graecorum von PH. BRUNCK, aus denen oder ihren Nachahmungen (wie GAISFORDS Poetae Graeci minores) gerade die Männer der werdenden neuen Philologie ihre Kenntnis der Poesie schöpften. Es ist ganz dem Stande und den Bedürfnissen der Wissenschaft entsprechend, daß FR. SUSEMIHL in seiner Geschichte der griechischen Literatur in der Alexandrinerzeit (1891) im wesentlichen Stoffsammlung gab. Ein solches Buch ist es, was wir für die Kaiserzeit zunächst bedürfen.

Die Anregung zu einer neuen und tiefen Behandlung der Geschichte nicht der Schriftsteller, sondern der Literatur hat CHR. G. HEYNE gegeben, minder in seinen Büchern als in seinen Vorlesungen. Es ist freilich nichts Geringes, daß er sich Themen stellte wie De genio aevi Ptolemaeorum (1763), dem sich P. E. MÜLLER, De genio aevi Theodosiani (Kopenhagen, 1797) schon im Titel anschließt, hervorzuheben, weil das 19. Jahrhundert die Zeit der reichsten Überlieferung ganz links liegen ließ. Aber bei HEYNE in Göttingen hörten F. A. WOLF, die beiden SCHLEGEL, W. v. HUMBOLDT, und das Große, was sie hervorbrachten, verleugnet den Göttinger Ursprung nicht, soviel auch Weimar und Jena beigesteuert haben. F. A. WOLF wußte das historische Problem der homerischen Gedichte, das in der Luft lag, zu formulieren und gab so einen gewaltigen Anstoß; die Verwertung der alexandrinischen Kritik, also der Philologie der Griechen, war sein größtes und eigenstes Verdienst. Sonst war seine Unterscheidung einer äußeren und inneren Geschichte der Literatur kein glücklicher Gedanke, und seine Durchführung in der Griechischen Literaturgeschichte von G. BERNHARDY ist ziemlich wirkungslos geblieben. Die beiden SCHLEGEL brachten vor allem die Kenntnis der modernen Literaturen hinzu. So oberflächlich sie sind, haben die Vorlesungen AUGUST WILHELMS über die dramatische Literatur der allgemeinen Bildung auf lange die

Schlagwörter geliefert. Sehr viel tiefer, oft wirklich genial sind die ersten Arbeiten von FRIEDRICH SCHLEGEL (die man nicht in den gesammelten Werken, sondern in der originalen Form benutzen muß, wie sie MINOR wieder abgedruckt hat). Von ihm stammt im wesentlichen die Vorstellung von einem organischen Leben, Wachsen und Welken der Literatur, für das die griechische das Hauptexempel ist, und demgemäß die allgemeine Beurteilung der Gattungen und Epochen. So bekommt die zu einer bloßen Registratur erstarrte Poetik neues Leben, und das Bild des Altertums, das bisher Sappho und Ovid, Aristophanes und Lukian noch so ziemlich auf einer Fläche zeigte (so durchaus bei WIELAND), bekommt Tiefe und seine Gestalten Körperlichkeit. Freilich setzt an diese Spekulation auch dieselbe Verflüchtigung des konkreten Wissens durch die Spekulation an, die sich in der Naturphilosophie breit gemacht hat: Proben dieser Verirrungen können H. ULRICI, Geschichte der hellenischen Dichtkunst (1835). H. TH. RÖTSCHER, Aristophanes und sein Zeitalter (1827) sein. WILHELM V. HUMBOLDT erreicht es, das Leben des Volkes in allen Äußerungen, Sprache, Dichtung, Staat, Religion, als eine Einheit zu erfassen und übermittelt diese tiefste Erkenntnis an F. G. WELCKER. Darum gehen WELCKERS Arbeiten, einerlei welchen Gegenstand sie behandeln, immer die Beleuchtung eines einzelnen durch das Gesamtlicht dieser Erkenntnis; darum belehren sie immer, auch wenn die Einzelaufstellungen die Probe nicht bestehen. Sein eigenstes Verdienst ist, daß er die Sage, den gemeinsamen Inhalt ziemlich aller klassischen Poesie, als eine solche lebendige Offenbarung des Volksgeistes zu begreifen und zu verfolgen gelehrt hat: Homer, Aischylos, Pindar wurden nun erst geschichtlich und daher auch in ihrem persönlichen Werte faßbar. Die Würdigung der einzelnen griechischen Stämme und Landschaften, aus denen allmählich das griechische Volk geworden ist, hatte OTFRIED MÜLLER bereits der Geschichtswissenschaft zugeführt, als er mit leichter Hand seine Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexander hinwarf (1840), die ihm zu vollenden nicht mehr vergönnt war. Weder an Tiefe noch an Weite des Blickes mit WELCKER vergleichbar (offenbar war seine Kenntnis anderer Literaturen beschränkt), besaß er die glückliche Raschheit, ein Bild fertig zu malen; das Buch war lesbar: so hat es denn einen ungeheuren Einfluß geübt, namentlich im Ausland (es war zuerst englisch erschienen) und übt ihn noch. Dann wartete man jahrzehntelang und wartet noch, gleich als ob es möglich wäre, auf das Buch, das die schwere Gelehrsamkeit von FABRICIUS mit den Erkenntnissen unserer Klassiker und Romantiker vereinigen soll. Von diesen besaß TH. BERGK, der Schüler GOTTFRIED HERMANNS, bei aller Gelehrsamkeit und allem Scharfsinne herzlich wenig; sein künstlerisches Vermögen war gering; daher ist von dem, was er von seiner ungemein voluminösen Literaturgeschichte fertiggebracht hat (4 Bände, doch nur der erste von ihm selbst herausgegeben), fast nur die philologische Einzelarbeit von Belang. Die verbreiteten, öfter aufgelegten Handbücher von M. und A. CROISET in Frankreich, von J. P. MAHAFFY in England, von W. CHRIST in Deutschland fassen vornehmlich den Stoff, wie er in unübersehbarer Einzelarbeit beschafft ist, gruppierend, sichtend, urteilend zusammen. Die politischen Historiker haben bei den Griechen die Literatur niemals ganz beiseite lassen können; bei den neuesten, EDUARD MEYER und J. BELOCH, erscheint ihre Geschichte gemäß dem veränderten Standpunkte der historischen Betrachtung wesentlich anders und richtiger als zuvor. BELOCH behandelt auch einen Teil des Hellenismus; ihn hatte auch TH. MOMMSEN in seiner Geschichte der römischen Republik zum Teil berücksichtigt. Es zeigt sich deutlich, daß heute wie vor 50 Jahren dieser Boden noch nicht hinreichend bereitet ist, so daß, wer ihn nur gelegentlich einmal betritt, sich wirklich kaum orientieren kann. Dagegen sind auch die literarischen Bilder, die MOMMSEN im 5. Bande entwirft, von der Meisterhand eines Kenners gezeichnet.

Im ganzen sind es nicht die Literaturgeschichten, die die Etappen des Fortschrittes markieren, und selbst neue Gesichtspunkte findet man nur bei der Einzeluntersuchung. Es mag sein, daß das sehr lesbare Buch von COUAT, La poésie Alexandrine (1882) vielen eine Vorstellung von dem gegeben hat, was damals für alexandrinisch galt (es war die Lehre O. JAHNS und seiner Schüler): ein wirklicher Fortschritt geschah damit nicht. Den hatte der Herstellungsversuch eines Gedichtes, C. DILTHEY, De Callimachi Cydippa (1863) ergeben,

das an NAEKE, De Callimachi Hecala (1845) anknüpfte. Und die Interpretation einzelner hellenistischer Gedichte wird am besten weiterhelfen. Verstehen lehren ist eben das Hauptgeschäft der Philologie. Aber wir sind selbst noch vielfach bei der Vorarbeit und müssen erst das Material zusammentragen. Was da zu tun ist, wie es zu tun ist, mögen einige Beispiele lehren. Die astrologische Literatur war bis vor kurzem noch so gut wie unbekannt: daher hat FRANZ CUMONT mit einer Anzahl Genossen zunächst einen Catalogus codicum astrologicorum angegriffen (Brüssel, bisher 5 Bände, der letzte 1904), eine Menge Inedita hat sich gefunden, und wie Großes für Mittelalter, Kaiserzeit und Hellenismus sich ergeben hat und ergeben wird, läßt sich nach einer Probe wie FR. BOLL, Sphaera, (1903) ermessen. Es liegt auf der Hand, daß die gesamte naturwissenschaftliche Literatur in ähnlicher Weise aufgearbeitet werden muß, und für die Ärzte ist dazu auch Hoffnung. Immerhin ist genug von ihnen bekannt, um den nächsten Schritt zu gestatten, die einzelnen Personen und Schulen auszusondern. Nach beiden Seiten hat M. WELLMANN mit der Fragmentsammlung der griechischen Ärzte (Bd. I, 1901) und der Pneumatischen Schule (1895) erfolgreich den Anfang gemacht. Das Großartigste ist, was A. HARNACK für die altchristliche Literatur ins Werk setzt; er leitet die kritische Ausgabe ihres gesamten Nachlasses bis zum Nicaenum und hat in je zwei Bänden erst die Überlieferung und den Bestand (1893), dann die Chronologie (1897 u. 1904) dieser Schriftenmasse dargestellt. Diese Werke faßt ein Titel, „Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius", zusammen; das klingt noch etwas nach der Weise des Apologeten Aristeides, der die Christen den Griechen als eine andere Rasse entgegenstellte; eine Geschichte der christlichen Literatur dieser Jahrhunderte hat im Grunde genau die Berechtigung wie eine Geschichte der katholischen Literatur seit dem Tridentinum. Aber es ist wesentlich Schuld der Philologie des 19. Jahrhunderts, daß die Einheit des geistigen Lebens so wenig anerkannt ist: auf dem Boden von J. A. FABRICIUS wäre das nicht möglich.

Eine zweite Aufgabe der Forschung ist das Auslösen der Originale aus späten Verarbeitungen; hier blüht die Hoffnung namentlich für die hellenistische Literatur. Muster sind, wie J. BERNAYS aus Porphyrios den THEOPHRAST über Frömmigkeit (1866), B. NIESE (Rhein. Mus. XXXII, 306) APOLLODORS Kommentar zum Schiffskatalog aus Strabon gewonnen hat. So große Massen sozusagen verbauter alter Steine gibt es nicht häufig, aber inhaltlich hat das Quellensuchen in den späten Historikern doch nicht wenig ergeben; es muß nur die Individualität des erhaltenen Schriftstellers zuerst erfaßt sein und dann die Verfolgung der Tradition niemals mit dem Aufsuchen der unmittelbaren Vorlage vermischt werden. Es gibt eben keine mechanisch verwendbare Methode. Wie verschieden man es anzufangen hat, zeigen die Artikel Appian, Cassius Dio, Diodor, Diogenes, Dionysios von Halikarnaß von ED. SCHWARTZ in WISSOWA's Realenzyklopädie.

Für die Restitution poetischer Werke hat WELCKER zwar die Benutzung des Sagenstoffes gelehrt, aber wie ein bestimmter Dichter ihn in der Form einer bestimmten Gattung gestalten konnte oder mußte, keineswegs. Erst wenn man zu dem Stoffe die Kenntnis der Kunstform hinzubringt und sieht, daß sie sich vertragen, kann man hoffen, wenigstens den Schatten einer Tragödie zurückzugewinnen. Das führt auf ein anderes Arbeitsfeld, dessen Anbau auch der Literaturgeschichte reichen Ertrag verspricht, auf die Stilanalyse, die bald zur Stilgeschichte, zur Geschichte der Formen und Gattungen wird. Auch wenn man die geschichtlichen Folgerungen ebenso wie die textkritischen ablehnt, muß man an ZIELIŃSKI'S Gliederung der altattischen Komödie (1885) die Wahl des Themas als sehr glücklich bezeichnen, und das Buch hat starke Anregung gebracht. So muß die Metrik und der Prosarhythmus, die Rhetorik, soweit sie die innere Form der späteren poetischen und prosaischen Werke beherrscht, und daneben die naiv oder gewollt der künstlerischen Stilisierung entbehrende Prosa erst an den einzelnen Werken und Schulen erfaßt, dann aber geschichtlich verfolgt Zusammenhang und Entwickelung erkennen lassen. Wir brauchen z. B. für die chorische Lyrik und für das Epigramm eine Topik, wie sie FR. LEO in der römischen Komödie und Elegie zu verfolgen gelehrt hat. Wir haben von der literargeschichtlichen Forschung, wie

sie auf anderen Sprachgebieten betrieben wird, z. B. von Scherer und seinen Schülern, unendlich viel zu lernen. Bewußte Kunstübung, Regel und Mache herrscht nur zu sehr bei den Griechen: das bietet den Vorteil, daß das Konventionelle faßbar sein muß. Freilich noch viel wertvoller ist immer das Individuelle: liebevolles Versenken in einzelne Personen ist wie das Schwerste so das Fruchtbarste. Der Philologe sollte es häufiger so machen, wie H. v. Arnim, der von seinem Dion sowohl den Text (1893) wie die Biographie (1898) gegeben hat. Auf solche Aufgaben ist in der obigen Darstellung mehrfach hingewiesen. Es nützt mehr, zu zeigen, was gefordert wird, als das Geleistete zu loben.

Im folgenden nenne ich nur hie und da ein Buch, das mir vielleicht aus zufälligem, subjektivem, aber immer aus einem bewußten, wenn auch unausgesprochenen Grunde nennenswert erschien. Woran jeder denkt, worauf auch der Anfänger von jedermann gestoßen wird, das wird er hier nicht suchen, und Warnungen, die eigentlich am allernotwendigsten wären, sind unstatthaft.

S. 5. Altfranzösisches Epos: Pio Rajna, Origini dell' epopea francese (1885).
S. 13. Kunst des Erzählens in der Ilias: Hedwig Jordan, Der Erzählungsstil in den Kampfszenen der Ilias. Zürcher Dissertation (1904).
S. 15. Margites: Fr. Marx, Rostocker Index lectionum (1889/90).
S. 24. Skolien: R. Reitzenstein, Epigramm und Skolion (1893).
S. 33. Gnome: H. Diels, Herakleitos griechisch und deutsch, Einleitung (1901).
S. 67. Isokrates' Chrienform: L. Spengel, Isokrates und Platon, Abhandlungen der Münchener Akademie (1856). — Periodisierung: G. Kaibel, Stil und Text der *Πολιτεία Ἀθηναίων* des Aristoteles (1893) S. 81 flg.
S. 70. Anaximenes: P. Wendland, Hermes 39.
S. 71. Aischines und Demosthenes: I. Bruns, Das literarische Porträt (1896) S. 561 flg.
S. 83. Panaitios: E. Schwartz, Charakterköpfe (1903); doch dieses Buch und die Fünf Vorträge über den griechischen Roman (1896) von demselben Verfasser gehören zu denen, die eigentlich gar nicht genannt werden dürften, weil jeder sie lesen sollte.
S. 107. Polybios: O. Cuntz, Polybios und sein Werk (1902).
S. 114. Biographie: Fr. Leo, Die griechisch-römische Biographie (1899).
S. 123. Petron: R. Heinze, Hermes 34. — Fresken des Hauses bei der Farnesina: C. Robert, Hermes 36, 364.
S. 124. Volkstümliche Erzähler und Sänger: H. Reich, Der Mimus, Bd. I (1903).
S. 126. Lustspiel: Fr. Leo, Plautinische Forschungen (1895) Kap. III und IV.
S. 134. Apollonios und Vergil: R. Heinze, Virgils Epische Technik (1903).
S. 159. Paulus' Briefe: A. Deissmann, Bibelstudien (1895) S. 187.
S. 163. Die Beziehung der Rede εἰς βασιλέα auf Pertinax ist irrig: sie ist an Macrinus gerichtet, vermutlich in Antiocheia. Das hat B. Keil, Gött. Nachr. 1905 gezeigt und gleichzeitig ein russischer Gelehrter I. Turzewitsch, der mich brieflich davon belehrt hat. Da Mommsen nicht mehr dazu gekommen war, seine Ansicht vorzutragen, habe ich sie erwähnt und die Erwähnung stehn gelassen.
S. 167. Plutarchs Biographieen: C. Michaelis, De ordine vitarum Plutarchi (1875).
S. 174. Ptolemaios: Fr. Boll, Studien über Claudius Ptolemaeus (1894).
S. 178. Stoisches bei Artemidor; W. Reichardt, De Artemidoro (1894).
S. 184. Theklageschichte in älterer Form vor Aufnahme in die Paulusakten: P. Corssen, Neutestam. Zeitschr. IV, 22 und Gött. Gel. Anz. 1904, 102. — Die Einwände von Harnack (Sitz.-Ber. der Berliner Akademie der Wissenschaften 1905 S. 4) umgehen die von Corssen für die Hauptsache angeführten Gründe; übrigens nimmt Harnack selbst eine ältere Theklageschichte an.
S. 185. Neue Orakel: W. Kroll, De oraculis Chaldaicis (1894).
S. 186. Religiöse Bewegung: A. Dieterich, Abraxas (1891); Nekyia (1894); Mithrasliturgie (1903). — R. Reitzenstein, Poimandres (1904).

S. 189. Martyrien: J. GEFFCKEN, Die Apolloniusakten Gött. gel. Nachr. (1904). — A. BAUER, Heidnische Märtyrerakten. Archiv für Papyrusforschung I.

S. 193. Plotin: R. EUCKEN, Die Lebensanschauungen der großen Denker (4. A. 1902).

S. 194. Christentum und Hellenismus: P. WENDLAND, Christentum und Hellenismus in ihren literarischen Beziehungen (1902).

S. 195. Porphyrios: LUCAS HOLSTENIUS, De vita et scriptis Porphyrii (1655), hier genannt, weil es für seine Zeit eine große Leistung war und weil es immer noch nicht entbehrlich gemacht ist.

S. 200. Historisches Epos: F. CUMONT, Notes sur deux fragments épiques. Revue des études anciennes. Bordeaux (1902). S. 36.

S. 204. Proklos' Chrestomathie: O. IMMISCH in der Festschrift für Gomperz (1903).

S. 209. Gregorios von Nyssa: J. BAUER, Die Trostreden des Gregorios von Nyssa in ihrem Verhältnis zur antiken Rhetorik. Marburg 1902.

S. 215. Akzentuierende Prosa und Poesie: WILHELM MEYER, Anfang und Ursprung der griechischen und lateinischen rhythmischen Dichtung (1885); Der akzentuierte Satzschluß in der griechischen Prosa (1891); Fragmenta Burana (1901) S. 148.

S. 216. Oros: R. REITZENSTEIN, Geschichte der griechischen Etymologica (1897) S. 207.

S. 222. Wiederhervortreten der orientalischen Kultur: J. STRZYGOWSKI, Die Schicksale des Hellenismus in der bildenden Kunst. Jahrbücher f. klass. Phil. 1905, wo die älteren Arbeiten des Verfassers angeführt sind.

DIE GRIECHISCHE LITERATUR DES MITTELALTERS.

Von

Karl Krumbacher.

Einleitung. Bei der vergleichenden Nebeneinanderstellung der über 1100 Jahre umfassenden altgriechischen Literatur und der wiederum über 1100 Jahre füllenden byzantinischen Schriftstellerei, als deren Grenzscheide etwa die Zeit Konstantins des Großen (324—337) anzunehmen ist, kann die letztere schwer bestehen, und wer sie unmittelbar nach der alten Literatur im gleichen Rahmen schildern soll, hat einen harten Stand. Die alte Literatur gleicht einem mannigfaltigen Bergland mit gewaltigen Riesengipfeln, unermeßlichen Fernsichten, rauschenden Wildbächen, tiefgrünen Seen und blumigen Wiesenmatten; das byzantinische Schrifttum ist wie ein weit ausgedehntes, einförmiges Flachland, nur selten durch anmutige Höhenzüge und schattige Waldberge unterbrochen, nur wenig belebt durch träg hinfließende Ströme, die von den Quellen des Hochlandes genährt werden, aber vielerorts versumpfen oder in unwirtlichen Steppen sich verlieren. Doch ist es ein Trost für den Wanderer und den Führer, daß der Übergang von der einen Landschaft zur anderen nicht plötzlich geschieht; wie schon innerhalb des herrlichen Bergbezirkes manche Ödflächen begegnen, die Nähe der einförmigen Ebene ankündend, so sind in das weite Niederland da und dort lockende Berglandschaften und erquickende Oasen versprengt.

Die byzantinische Literatur ist das vornehmste Zeugnis und der wichtigste Ausdruck des geistigen Fortlebens der griechischen Nation vom Ausgang des Altertums bis an die Schwelle der neueren Zeit. Daß es eine solche Literatur gibt, ist in erster Linie dem römischen Staate zu danken, der nach der Abtrennung und Auflösung der westlichen Reichshälfte schnell gräzisiert wurde und dem Griechentum noch ein Jahrtausend lang eine schützende und nährende Heimstätte geboten hat. Neben dem Staate ist es die christliche Kirche, die das oft in seiner Existenz bedrohte hellenische Volkstum kräftig gestützt und in ihm die Bedingungen eines geistigen und literarischen Lebens teils erhalten, teils neugeschaffen hat.

Die Bedeutung der griechischen Literatur des Mittelalters ruht in erster Linie auf der Seite, die bis jetzt noch am wenigsten erkannt und gewürdigt ist, dem ästhetischen, inhaltlichen, literar- und sprachgeschichtlichen Werte ihrer Denkmäler; dann auf den tiefgehenden Einflüssen, die von ihr auf orientalische, slawische und andere Völker gewirkt und an

mehreren Orten ganz neue Kulturen begründet haben; endlich auf ihrem engen Zusammenhange mit der altgriechischen Literatur und Sprache, für die bei den byzantinischen Nachfahren mannigfaltigste Bereicherung und Belehrung zu erholen ist.

Um das Wesen der byzantinischen Literatur und ihre welthistorische Bedeutung zu erfassen, müssen wir zuerst auf die beliebte Vergleichung mit anderen Literaturen, besonders mit der altgriechischen, verzichten und statt dessen uns bemühen, die byzantinische Zeit aus sich selbst heraus zu studieren. Wir werden uns der zahllosen Veränderungen bewußt werden, die sich in dem politischen und religiösen, in dem sprachlichen, gesellschaftlichen und materiellen Zustande der griechischen und gräzisierten Welt seit der alexandrinischen Zeit vollzogen haben. Durch diese Änderungen ist eine neue Kultureinheit geschaffen worden, nicht ein Anhängsel oder eine Fortsetzung des Altertums, sondern ein eigenartiges selbständiges Gebilde. Es bedarf noch eingehender Forschungen, um diesen gewaltigen und äußerst komplizierten Organismus in seiner innersten Beschaffenheit, seiner wechselvollen Lebensdauer und seinen mannigfachen Fortwirkungen auf die Gegenwart zu erkennen.

Eine große zeitgeschichtliche Tatsache liegt vor uns: zwischen dem katholisch-protestantischen, romanisch-germanischen Abendlande, das, mit seinen außereuropäischen Abzweigungen, als die einzige wahre Keim- und Heimstätte der modernen Kultur gilt, und dem nichtchristlichen Orient besteht eine halb europäische, halb asiatische, religiös größtenteils durch das griechisch-orthodoxe Bekenntnis, national durch die zwei Endpunkte Griechisch und Slawisch charakterisierte Kulturwelt, in deren Kreis trotz der nationalen oder religiösen Differenz auch die Rumänen und Albanesen, Kopten und Syrer, die Armenier, Georgier und sonstigen christlichen Kaukasusvölker gehören. Das romanisch-germanische Abendland hat die christliche Kultur seit vier Jahrhunderten über den amerikanischen Kontinent ausgebreitet; die gräkoslawische Welt ist sich heute der Aufgabe bewußt, in ähnlicher Weise den nahen und fernen Osten zu befruchten. Und nach weiteren vierhundert Jahren wird vermutlich der geschichtliche Betrachter die merkwürdige Tatsache überblicken: die von der älteren, lateinischen Periode des römischen Kaisertums ausgegangene romanisch-germanische Kultur hat Amerika erobert, und zwar ursprünglich Germanen den Norden, Romanen die Mitte und den Süden, dann aber das stärkere germanische Element auch große Teile des Südens; die aus der jüngeren griechischen Periode des Kaisertums erwachsene gräkoslawische Kultur hat, ihrer weit späteren Ausgestaltung gemäß, auch später eingesetzt mit ihrer weltgeschichtlichen Kulturmission, dann aber, freilich unter ganz anderen Bedingungen und in anderer Weise als früher ihre romanisch-germanische Schwester, einen großen Teil des asiatischen Festlandes erobert, und zwar die Slawen und die ihnen politisch angegliederten kleineren Völker den Norden und Teile des Mittellandes von Asien, die

den Romanen analogen südlichen Bestandteile dieses Kulturkreises, besonders die Griechen und Armenier, größere Gebiete von Kleinasien. Im Gebiete des Stillen Ozeans (Mandschurei, Philippinen) berühren sich die nach Westen und nach Osten gedrungenen Ausstrahlungen der im römischen Reich begründeten Kulturen und schließt sich der von der ewigen Stadt ausgegangene, nun den Erdball umspannende Ring. So wird das römische Reich, die folgerichtigste und folgenreichste politische Schöpfung der Weltgeschichte, die seinem nationalen Dualismus entsprechende Doppelaufgabe erfüllt haben, die höchste Kultur der Menschheit immer weiter nach Westen und nach Osten hinauszutragen und so nach seinem eigenen Untergang den größten Teil des Erdkreises nachwirkend zu veredeln. Wunderbar triebkräftig sind die im alten und neuen Rom geborenen Lebenskeime; immerdar fortwachsend und neuzeugend haben sie eine unbesiegbar starke, durch Christi Lehre vergeistigte Menschenbildung hervorgebracht, die nun lehrend und lernend, herrschend und duldend die Völker der Erde umschlingt. Freilich bleibt noch ein gewaltiger Rest übrig. Außerhalb der römisch-christlichen Kultureinheit stehen noch die Bekenner des Islams, die Völker Indiens und die gelben Rassen. Wie es dereinst mit ihnen sein wird, das liegt jenseits der kühnsten Vermutung.

Der gräkoslawische Kulturkreis, dessen welthistorische Bedeutung das eben entworfene Zukunftsbild nur unsicher andeuten konnte, ist aus der griechisch-byzantinischen Bildung geboren worden, wie die westliche Kultureinheit aus der lateinisch-römischen Bildung. So hat die Spaltung des römischen Reiches bis auf den heutigen Tag allsichtbar nachgewirkt, im guten wie im schlimmen Sinne. Durch sie sind die ungeheuren intellektuellen und materiellen Kräfte des damaligen Erdkreises in zwei selbständig wachsende und wirkende Komplexe zerlegt worden, und so konnte sich neben und nach dem lateinischen Westen, der sich längst um das römische Zentrum zu einem geschlossenen Kulturganzen konsolidiert hatte, nun auch der Osten, der ohne die Gründung eines eigenen politischen und kulturellen Mittelpunktes vermutlich bald verkümmert und von den Barbarenstürmen zerbröckelt worden wäre, kräftig entwickeln und seine eigene Kulturaufgabe erfüllen. Anderseits ist durch jene Teilung der Keim zu dem unseligen und für die einheitliche Ausbildung einer christlichen Weltkultur verderblichen Gegensatz zwischen West- und Osteuropa gelegt worden, an dem wir noch lange kranken werden, wenn auch die Hoffnung einer schließlichen Versöhnung in weiter Ferne leuchtet.

I. Mischcharakter der byzantinischen Kultur. Was dem vom klassischen Altertum kommenden Betrachter das Verständnis der byzantinischen Kultur und der aus ihr erwachsenen Literatur in der Regel lange erschwert, ist der Mangel jener geschlossenen Einheit und jenes organischen Wachstums, wodurch die alte griechische Bildung sich so einzigartig aus-

zeichnet. Die oströmische Zivilisation ist das Ergebnis einer langdauernden Mischung verschiedener Elemente, und sie kann nur durch eindringende Analyse derselben verstanden werden. Die drei konstituierenden Elemente sind Griechentum, Römertum, Christentum; dazu kommt als eine in mannigfacher Weise und nach Zeit und Ort sehr verschiedenartig wirkende Ingredienz der orientalische Einfluß.

Griechentum. Als Konstantin der Große am 11. Mai 330 die neue Hauptstadt am Goldenen Horn einweihte, dachte er gewiß nicht daran, dadurch die lateinische Staatssprache zu gefährden, und auch bei der endgültigen Teilung des Reiches im Jahre 395 blieb sein lateinischer Charakter vollauf gewahrt. Die Macht der Verhältnisse war aber stärker als die Institution. Die geringe Zahl lateinisch sprechender Menschen im Osten, das starke Vorwiegen der Griechen in der neuen Hauptstadt und in den zentralen Provinzen, der hohe Stand der griechischen Bildung, der seit dem Philhellenen Hadrian in offiziellster Weise anerkannt war, und die dominierende weltsprachliche Stellung, die sich das Griechische längst errungen hatte, führten naturgemäß zur allmählichen Gräzisierung des Ostreiches. Der letzte große Akt der lateinischen Tradition im Reiche war die Kodifizierung des Rechtes durch Kaiser Justinian (527—565). Es ist aber bezeichnend, daß der geistige Leiter dieses Riesenwerkes, Tribonian, ein Kleinasiate war, und daß die Novellen Justinians zum Teil schon griechisch abgefaßt sind. Mit seinem zweiten Nachfolger Tiberios (578—582) besteigt ein echter Grieche den Kaiserthron, und im 7. Jahrhundert erscheint die Gräzisierung des Staates an Haupt und Gliedern im großen und ganzen abgeschlossen. Zwar bietet in den drei folgenden Jahrhunderten der Hof noch ein buntes Bild; neben Griechen treffen wir Isaurier, Armenier usw.; aber sie sind immerhin nach Sprache und Bildung Griechen. Ebenso wird das ganze Staats- und Kirchenwesen, die Justiz und Verwaltung, die Armee und Marine wenigstens in ihren oberen Organen gräzisiert. Vollständig griechisch erscheinen Staat und Kirche freilich erst in den letzten fünf Jahrhunderten des Reiches unter den Komnenen und Paläologen, ein Ergebnis, das teils durch die Abbröckelung der nichtgriechischen Reichsteile, teils durch innere Neufestigung des Griechentums erreicht worden ist. Dem modernen Mitteleuropäer können die nationalen und sprachlichen Verhältnisse des oströmischen Reiches im Höhepunkt seiner Entwickelung, also etwa im 12. Jahrhundert, durch nichts klarer gemacht werden als durch einen Vergleich mit dem Zustande der österreichisch-ungarischen Monarchie etwa vor vierzig Jahren: Hof, Beamtentum, Wohlstand und Bildung deutsch oder wenigstens deutsch gebildet und deutsch sprechend, die Hauptstadt Wien und einige Provinzen deutsch, deutsche Inseln allenthalben auch in den nichtdeutschen Provinzen; hier aber trotz den deutschen oder germanisierten Beamten und Offizieren und der offiziellen Alleinherrschaft des Deutschen eine breite, lebenskräftige Unterschicht fremder Volksstämme.

Durch die Anerkennung der herrschenden Stellung des Griechischen im oströmischen Reiche als einer unbestreitbaren Tatsache wird eine andere Tatsache nicht aufgehoben: daß die nationale und sprachliche Einheitlichkeit, wie sie dem alten Imperium zugrunde lag und wie sie im westlichen Reichsteile auch später noch fortdauerte, im Ostreiche niemals bestanden hat. Mit dem Aufgeben des Lateinischen hat das Reich seine nationale und sprachliche Seele aufgegeben, und dafür ist nie mehr ein voller Ersatz geschaffen worden. Im Westen war Hand in Hand mit der allmählichen gewaltsamen Ausdehnung der römischen Herrschaft auch die lateinische Sprache in den neuen Provinzen innerhalb und außerhalb Italiens, in Spanien, Gallien und Afrika, eingeführt worden, und um die Zeit der Teilung des Reiches bestand hier eine kompakte lateinische bzw. latinisierte Masse. Im Osten ist die Latinisierung, wenn man von den Vlachen (Rumänen) absieht, nicht durchgedrungen und auch nie ernstlich versucht worden. Als nach der Ablösung des Westreiches das Lateinische als Staatssprache allmählich zurücktrat, fand sich zwar im Griechischen ein vollwertiger Ersatz; aber für den Gedanken, nun etwa den Osten ähnlich zu gräzisieren, wie früher der Westen latinisiert worden war, fehlten die historischen Vorbedingungen, namentlich die allmähliche, durch eigene Kraft errungene Angliederung der nichtgriechischen Reichsteile an ein griechisches Zentrum. In den ersten Jahrhunderten konnte der Gedanke einer systematischen Gräzisierung schon deshalb nicht Wurzel fassen, weil an der Fiktion einer allgemeinen lateinischen Staatssprache festgehalten wurde. Außerdem besaßen einerseits die Griechen nicht die rücksichtslose Volkskraft und die politische Tüchtigkeit, durch die den Römern die Assimilierung fremder Stämme gelang, und anderseits standen ihnen vielerorts zäh konservative orientalische Kulturen gegenüber. So blieb denn die Gräzisierung auf ein bescheidenes Maß beschränkt; das einzige größere Beispiel ist die Gewinnung der nach Mittelgriechenland und in den Peloponnes eingewanderten Slawen; außer ihnen sind nur unbedeutende und selten genauer nachweisbare Splitter fremder Völker mit dem Griechentum verschmolzen worden, wie die als Eroberer oder Kaufleute nach dem Osten gekommenen Italiener und Franzosen, da und dort Albanesen, Vlachen und Reste untergegangener Barbarenstämme. Aber die meisten nichthellenischen Völker, die für längere oder kürzere Zeit in den Bereich des griechischen Reiches gehörten, die Kopten, Syrer, Araber, Armenier, Georgier, Bulgaren, Serben, Albanesen und Vlachen behaupteten die Eigenart ihrer Nationalität und vor allem ihre Sprache. Hier liegt ein tiefgehender Unterschied zwischen dem Westreiche und dem Ostreiche. Besonders deutlich und folgenschwer offenbart er sich in der Art der Christianisierung der Provinzen. Im Westen geschah sie mit dem Werkzeuge der lateinischen Sprache, selbst bei den nicht romanisierten Germanen, und das Latein behauptete sich auch im Gottesdienste, im Verkehr von Staat und Kirche, im Unterrichte und zu einem großen Teil auch in der Literatur.

Ganz anders im Osten. Obschon das Griechische, die Sprache der heiligen Bücher, ältere und bessere Ansprüche auf den Titel einer allgemeinen Kirchensprache besaß als das Lateinische, hat es sich niemals zu einer ähnlich dominierenden Stellung im Osten emporgeschwungen wie das Lateinische im Westen. Die heiligen Bücher wurden im Osten früh in die Nationalsprachen wie Syrisch, Koptisch, Armenisch, Georgisch, Gotisch, Bulgarisch usw. übersetzt, und ebenso wurden der Gottesdienst und die Predigt in diesen Sprachen gehalten. Eine tiefeinschneidende Wirkung dieser Sonderentwickelung war, daß sich nun bald mit gewissen Völkern gewisse dogmatische und disziplinäre Sonderheiten verbanden und so teils neue Kirchen, teils Ansätze zu ihnen hervortraten. Vgl. die koptischen Nestorianer, die syrischen Monophysiten, die armenische Kirche usw. Nichts anderes als eine Folge dieser Verquickung von Nationalität und Kirche ist schließlich die in der neueren und neuesten Zeit geschehene Begründung der slawischen Teilkirchen. Auch die größte und folgenschwerste kirchliche Trennung, die der griechischen Kirche von der römischen, ist viel weniger aus dogmatischen Differenzen, als aus der sprachlichen und nationalen Unverträglichkeit erwachsen.

Römertum. Das ungeheure Gefüge, durch dessen Festigkeit das byzantinische Reich den endlosen Stürmen der Perser, Araber, Seldschuken, Slawen, Normannen, Franken, Türken und anderer Völker so lange widerstehen konnte, ist römische Arbeit. Das gesamte Staatswesen, die Technik und die Grundsätze der äußeren und inneren Politik, Gesetzgebung und Verwaltung, Heer- und Flottenwesen lag als gesichertes Ergebnis theoretischer Studien, praktischen Sinnes und reicher Erfahrung fertig da, als der östliche Reichsteil selbständig wurde; und so sehr die Griechen sich hier bald als Herren im eigenen Hause fühlten, dieses unschätzbare Erbstück aus dem lateinischen Westen haben sie, trotz einzelner Änderungen in der Verwaltung (Themenverfassung) und anderen Teilen des Staates, prinzipiell niemals angetastet. Der Staatsgedanke war unendlich viel stärker als das nationale und sprachliche Sonderbewußtsein. So übernahmen die Griechen denn natürlich auch den Namen Römer — im Deutschen werden diese „Römer“ zur Differenzierung gewöhnlich mit der griechischen Form Rhomäer genannt — und gebrauchten fortan ihren alten glorreichen Namen „Hellenen“ im verächtlichen und feindseligen Sinne von den „Heiden“. So stark ist der Name „Rhomäer“ mit dem mittelalterlichen Griechentum allmählich verwachsen, daß er die Stürme der Türkenzeit überdauerte und noch heute, aus einem politischen Terminus zu einem ethnographischen geworden, die übliche volkstümliche, wenn auch im Königreich Hellas offiziell nicht anerkannte Bezeichnung der Griechen geblieben ist.

So wunderbar fest und fein war die Struktur des römischen Staatsgebäudes, daß ein so eminent unpolitisches Volk, wie die Griechen im Altertum gewesen sind und heute sind und sicher auch im Mittelalter waren, es im Laufe vieler Jahrhunderte nicht ernstlich zu beschädigen

vermochte. Es scheint, daß vielmehr die Schule des staatlichen Organismus das unpolitische Volk politisch erzogen und für große, weitausblickende Staatsaufgaben fähig gemacht hat. Denn niemals weder früher noch später mehr haben die Griechen politisch eine so große Rolle gespielt, wie in der byzantinischen Periode — eine Tatsache, die, nebenbei bemerkt, allein schon die seltsame Abneigung oder Gleichgültigkeit der Neugriechen gegen ihr Mittelalter besiegen sollte. Die Fortwirkung der alten römischen, nun in griechisches Gewand gekleideten Tradition im gesamten öffentlichen und privaten Leben der Byzantiner und die Art, wie die herrschenden griechischen und orientalischen Menschen sich mit der ihnen innerlich fremdartigen Staats- und Rechtsordnung abfanden, wie sie sich ihr anschmiegten und wie sie mit ihr operierten, gehört zu den interessantesten, freilich auch zu den am wenigsten aufgeklärten Seiten der inneren Geschichte von Byzanz. Immerhin haben, wie u. a. das sog. syrisch-römische Rechtsbuch beweist, selbst auf dem urrömischen Gebiete des Rechtes wenigstens an einzelnen Orten hellenistische und wohl auch orientalische Traditionen lange Zeit neben der römischen Ordnung sich zu behaupten vermocht. Mannigfache Spuren hat das Römertum in der griechischen Sprache der byzantinischen Zeit hinterlassen; denn dieses Griechisch wimmelt von notdürftig gräzisierten lateinischen Wörtern, besonders für die Begriffe des Rechtes und der Verwaltung, während für das Heer- und Flottenwesen sich vielfach griechische Ausdrücke einbürgerten. In der Literatur freilich, besonders in den ganz auf der antiken Technik beruhenden Gattungen der Geschichtschreibung und Rhetorik (Reden, Briefe, Essays usw.) macht sich früh das Bestreben geltend, alle lateinischen Wörter, die man als barbarisch betrachtete, auszumerzen und, vielfach auf Kosten der Deutlichkeit und Genauigkeit, durch griechische zu ersetzen. Ein besonders merkwürdiges Zeugnis des römischen Einflusses ist — um wenigstens ein konkretes Beispiel zu nennen — die Verdrängung der griechischen Wörter für *Haus* durch das lateinische *hospitium* (ὁσπίτιον, ὁσπίτιν, σπίτιν, σπίτι) „Unterkunftshaus, Herberge, Quartier" mit einem Bedeutungsübergang, der im französischen *maison* aus *mansio* „Nachtlager, Station" ein belehrendes Seitenstück hat.

Weit stärker als alle Neuerungen in der Philosophie und Literatur, im Staats- und Gemeindewesen, in den gesellschaftlichen und materiellen Verhältnissen der Bevölkerung hat die Weltreligion Christi auf das innere Wesen des Griechentums eingewirkt und hier eine mächtige Umgestaltung hervorgebracht. Der neue Glaube war freilich einerseits schon auf heidnischem Boden durch die Zusammenfassung der Völker im römischen Reich, durch die Zersetzung des alten Götterglaubens und durch die sittliche Fäulnis der Gesellschaft, dann durch die humane Lehre der Stoa und die mystische Richtung des Neuplatonismus wirksamst vorbereitet worden, anderseits kam das Christentum dem hellenischen Heidentum bei aller prinzipiellen Ablehnung durch Anpassung an heidnische Gebräuche Christentum.

und Vorstellungen, späterhin durch reichliche Verwertung der im Arsenal der antiken Literatur aufgespeicherten Geisteswaffen mannigfach entgegen. Aus dieser Vermählung des Christentums mit dem hellenischen Altertum wird ein großer Teil der byzantinischen Kultur verständlich. Immerhin blieben bedeutende heidnische Reste übrig, in der Literatur heidnische Vorstellungen und Ausdrücke, in den Seelen heidnische Art. Daß öffentliche Unsitte, gegen welche die Kirchenschriftsteller so oft, wohl auch mit starken Übertreibungen, zu Felde ziehen, durch das Christentum nicht beseitigt werden konnte, ist natürlich; aber sehr auffällig ist doch, daß die Lehre des Heilandes in den herrschenden Kreisen so wenig in die Tiefe drang und die offiziellen Sitten so wenig zu mildern vermochte. Welche Vorstellung vom wahren Christentum mußte ein Konstans II (642—668) haben, der dem gelehrten Maximus Confessor, weil er sich zu der (übrigens schon im Jahre 680 durch ein ökumenisches Konzil bestätigten) Lehre von den zwei Willen in Christus bekannte, die Zunge an der Wurzel ausschneiden und die rechte Hand abhauen ließ (662)? Oder die herrschsüchtige Kaiserin Irene, die ihren eigenen Sohn blendete (797), und alle die Urheber der wüsten Palastmorde, Verstümmelungen und Blendungen, von denen die Annalen des 10. und 11. Jahrhunderts erzählen? Diese titanenhaften Blutmenschen mahnen uns mehr an das trotzige Herrengeschlecht, das in grauer Vorzeit in den düsteren Mauern von Mykene hauste, oder an christusfeindliche orientalische Despoten, als an die edle Lehre der Menschenliebe und Menschenwürde, der Entsagung und Aufopferung. Neben ihnen treffen wir in jedem Jahrhundert leuchtende Beispiele christlicher Tugend, edelster Hingebung und unerschütterlichen Heldenmutes, Männer, wie Johannes Chrysostomos (s. S. 213), Theodoros von Studion (759—826), Nikolaos Mystikos (852—925) u. a. Byzanz ist eben in seinem praktischen Christentum wie in so vielen anderen Beziehungen ein Land der schärfsten Gegensätze und kann nur durch vorsichtigste Kompensation richtig beurteilt werden.

Orientalische Elemente. Der Orient ist mit der Geschichte der Griechen seit einer weit älteren Zeit verbunden als das Römertum und Christentum, und seine Wirkungen auf das äußere und innere Leben reichen in Tiefen hinab, die sich der objektiven Untersuchung entziehen. Innige und mannigfaltige Wechselbeziehungen zwischen Hellas und Orient lassen sich seit dem mykenischen Zeitalter nachweisen, und wenn der orientalische Einfluß in den Jahrhunderten der mächtigsten und selbständigsten Entfaltung des griechischen Geistes unter Attikas Führung zurücktrat, so beginnt sein Wirken mit erneuter Kraft, seit durch Alexander den Großen die fernsten Gebiete bis nach Turkestan und Indien erschlossen worden waren. Die von den Griechen besetzten asiatischen und afrikanischen Provinzen wurden zwar blühende Pflanzstätten des Hellenismus, aber die Griechen kamen hier in ganz anderer Weise, als früher in den Gemeinwesen des Mutterlandes, in Berührung mit den regsamen Menschen und den alten Kulturen des Orients,

und indem sie durch ihre Verbreitung über Asien und Afrika zu Kosmopoliten und ihre Sprache zu einer Weltsprache wurde, erfuhren sie gleichzeitig die starken und mannigfaltigen Einflüsse des Bodens, den sie besetzten. Hauptsitze hellenischer Bildung waren die Weltstädte Alexandria und Antiochia, außerdem Gaza in Palästina, Berytus in Phönikien, Tarsos in Kilikien, Xanthos in Lykien, Käsarea, Ankyra, Nikäa und Nikomedia, weit nach Osten vorgeschoben als äußerstes Blockhaus des Hellenismus Seleukia am Tigris. Insbesondere ist es der Südostwinkel der Mittelmeerküste, Ägypten, Palästina und Syrien, wo griechische und fremde Art innig verwuchsen und ein neuartiges hellenisch-orientalisches Menschentum zubereitet wurde.

Ägypten und Kyrene.

Die griechischen Kolonien in Ägypten und Kyrene überragen in der alexandrinischen und römischen Zeit an Kraft und Fruchtbarkeit der geistigen Bewegung alle anderen Gebiete. Die Blüte der alexandrinischen Literatur in den ersten drei Jahrhunderten vor Christus ist schon oben (S. 83—145) geschildert worden. Aber auch in der römischen Zeit bis zur Eroberung Alexandrias durch die Araber herrschte in Ägypten, begünstigt durch den materiellen Wohlstand des Landes, ein merkwürdig reges wissenschaftliches und literarisches Leben. Die Reihe der ägyptischen Philosophen dieser Zeit eröffnet, sehr bezeichnend für den Mischcharakter der griechisch-ägyptischen Kultur, der Jude Philon aus Alexandria (S. 158); später wurde Ägypten Heim- und Pflegestätte des Neuplatonismus; der Gründer dieser letzten antiken Philosophie, Ammonios Sakkas (etwa 175 bis 242), war ein Ägypter, ebenso sein Schüler Plotinos (S. 195). Nicht weniger blühen andere Wissenschaften: die Astronomie vertritt der glänzende Name des Ptolemaeos (S. 176); die Mathematik pflegen Männer wie Pappos (S. 195), Diophantos (ebda.) und Theon (S. 218); die Geographie der christliche Kosmograph Kosmas, der Indienfahrer (S. 222); die sprachlichen und literarhistorischen Studien die Grammatiker Apollonios Dyskolos (S. 178) und Herodian (S. 178), der Lexikograph Julios Polydeukes (S. 175) und der Verfasser des Sophistenmahles Athenaeos (S. 178); die Geschichtschreibung Appian (S. 173), Olympiodor (S. 201) und, kurz vor der arabischen Invasion, der späte Nachzügler Theophylaktos Simokattes (erste Hälfte des 7. Jahrh.); den Roman, eine in Ägypten vielleicht geborene Gattung, Achilleus Tatios (S. 185) u. a.; die Poesie die letzten Wiedererwecker des Kunstepos wie Nonnos (S. 219), Triphiodoros (ebda.), Kolluthos (ebda.), Claudian (S. 202) und Epigrammatiker wie Palladas (S. 218) und Christodoros. Eine staunenswerte Triebkraft bewährte der ägyptische Boden unter dem Zeichen des Christentums. Söhne Alexandrias waren die Kirchenväter Origenes (S. 196), Dionysios (3. Jahrh.) und Athanasios, der große Bekämpfer und Besieger des Arianismus (S. 221), und auch Arius (S. 222) selbst, endlich Kyrillos (S. 221); auch der Chronograph Sextus Iulius Africanus (S. 199; 268) ist mit Alexandria eng verbunden, ebenso Synesios (S. 215). Aus Ägypten stammt endlich der einflußreiche asketische Lehrer Johannes Klimax

(etwa 579—649). Einer der wichtigsten Bestandteile der byzantinischen Kultur, das Einsiedler- und Klosterleben, mit der zugehörigen Literatur, ward in Ägypten geboren, um dann in Palästina und Syrien seine typische Ausbildung zu erfahren.

Palästina und Syrien.

Palästina und Syrien, seit alter Zeit und besonders in der alexandrinischen Periode durch lebhaften Wechselverkehr mit Ägypten verknüpft, haben durch griechische Besiedelung in ähnlicher Weise an der griechischen Kultur teilgenommen wie Ägypten; doch fällt der Höhepunkt des geistigen Aufschwunges hier in eine viel spätere Zeit, ins 3.—8. Jahrhundert n. Chr., wenn auch schon früher einzelne angesehene griechische Schriftsteller aus diesen semitischen Gebieten hervorgegangen sind wie die Historiker Posidonios von Apamea (S. 111), Nikolaos von Damaskos (S. 116) und die Verfasser der heiligen Schriften des Neuen Testaments, unter denen Paulus (S. 159) durch weiten Blick und originale Kraft wie auch durch sein Alter an der Spitze steht. Antiochia gewann durch seine Rhetorenschule (Libanios, S. 207) und seine christliche Exegetenschule (Johannes Chrysostomos, S. 213, Theodoret von Kyros, etwa 386—458, u. a.) im 4. und 5. Jahrhundert großen Einfluß auf das griechische Geistesleben. Aus Antiochia stammt außer dem Sophisten Libanios und dem großen Kirchenvater Johannes Chrysostomos der Lehrer der Rhetorik Aphthonios (4. Jahrh.). Später wirkten hier Johannes Malalas (S. 223 und S. 268), der als Begründer einer neuen Literaturgattung, der christlichen Weltchronik, eine unübersehbare Wirkung auf das Mittelalter ausgeübt hat, und ein zweiter Historiker namens Johannes (7. Jahrh.). Außer Antiochia war als Bildungsstätte Gaza von Bedeutung; hier blühte im 5. und 6. Jahrhundert eine Rhetorenschule, aus der fruchtbare Schriftsteller wie Chorikios (S. 217), der Exeget Prokopios (ebda.) und Aeneas (ebda.) hervorgegangen sind.

Außer den schon genannten Männern von Antiochia und Gaza stammen aus dem syro-palästinischen Gebiete noch zahlreiche andere bedeutende Autoren der Kaiserzeit, wie die jüdischen Historiker Iosephus Flavius (S. 172) und Iustus von Tiberias (Anfang des 2. Jahrh. n. Chr.); die Geschichtschreiber Herodian (S. 174), Zosimos (S. 201), Prokopios (S. 201), Eustathios von Epiphania (Anfang des 6. Jahrh.) und Johannes von Epiphania (Ende des 6. Jahrh.), der Begründer der Kirchengeschichte Eusebios (S. 198) und der letzte griechische Kirchenhistoriker Euagrios (536—c. 600); der geistreiche Essayist Lukian (S. 174); die Neuplatoniker Maximos (S. 179) und Porphyrios aus Tyros (S. 197) und Jamblichos (S. 205); die Romanschreiber Jamblichos und Heliodor; der vielseitige Apollinaris von Laodikea (S. 222); die Verfasser von Heiligenleben Kyrillos von Skythopolis (c. 514—c. 560) und Johannes Moschos (c. 550—619); der als Dichter und Hagiograph bewährte Patriarch Sophronios von Jerusalem († 638); endlich im 8. Jahrhundert der letzte griechische Kirchenvater Johannes von Damaskos (s. S. 271). In Syrien und Palästina liegen endlich die Anfänge der ästhetisch wertvollsten Gattung des byzantinischen Schrifttums, der griechischen Kirchenpoesie.

Romanos (s. S. 262), ihr gewaltigster Vertreter, ist in doppeltem Sinne mit Syrien verbunden: er stammt aus Syrien, und ein echter Syrer, Ephrem (S. 202), diente ihm als anregendes Vorbild. In Palästina dichteten Johannes von Damaskos und sein Adoptivbruder Kosmas (8. Jahrh.).

Etwas weniger fruchtbar an geistigen Kräften als die Südostecke der Mittelmeerküste erweisen sich die von zahlreichen griechischen und halbgriechischen Städten durchsetzten kleinasiatischen Provinzen. Aus Bithynien entstammen die Redner Dion Chrysostomos (S. 167) und Himerios (S. 205), die Geschichtschreiber Arrian (S. 171) und Dion Cassius (S. 173) und der Attizist Phrynichos (S. 148); aus Paphlagonien der Redner Themistios (S. 204); aus Pontus der Geograph Strabon (S. 156) und der Kirchenschriftsteller Gregor der Wundertäter (S. 197); aus der kleinasiatischen Äolis der Historiker Agathias (S. 202); aus Pisidien der bedeutendste Jambendichter der byzantinischen Zeit Georgios Pisides (S. 202); aus Phrygien der Stoiker Epiktet (S. 171) und der Aristoteleserklärer Alexander von Aphrodisias (S. 178); aus Mysien der Rhetor Aelios Aristides (S. 167) und der Mediziner Galenos (S. 176); aus Ephesos der Romanschreiber Xenophon (S. 185); aus Lydien der Sophist und Historiker Eunapios von Sardes (S. 201) und der Antiquar zur Zeit Justinians Johannes Lydus (aus Philadelphia, S. 203); aus Karien der Chronograph Phlegon von Tralles (2. Jahrh.) und der Historiker Hesychios von Milet (6. Jahrh.); aus Kappadokien der Wundermann Apollonios von Tyana (S. 193) und die drei großen Kirchenväter Basilios (S. 211), Gregor von Nyssa (S. 211) und Gregor von Nazianz (S. 210); aus Lykien (Xanthos) der Neuplatoniker Proklos (S. 206); aus Kilikien der Rhetor Hermogenes (aus Tarsos, S. 151), der Philosophenbiograph Diogenes Laertios (wohl 3. Jahrh.) und der Dichter Oppianos (S. 182).

Kleinasien.

Diese Namen bedeuten den weitaus größten und gelesensten Teil der griechischen Literatur der ersten acht Jahrhunderte n. Chr. Das wird uns völlig klar, wenn wir die Gegenprobe machen und uns erinnern, wie es in denselben Jahrhunderten im europäischen Griechenland mit der Bildung und Literatur bestellt war. Den großen afrikanischen und asiatischen Bildungsstätten steht hier nur eine einzige gegenüber, Athen, das sich, durch den Adel seiner glorreichen Vergangenheit und die Fürsorge der Kaiser, als Sitz der Sophistik und Philosophie bis in den Anfang des 6. Jahrhunderts behauptete, um dann bald zur bedeutungslosen byzantinischen Landstadt herabzusinken. Dazu kam als großer neuer Brennpunkt geistigen Lebens Konstantinopel. Doch hatte die Hauptstadt des Ostreiches, in der alsbald Griechen und fremdrassige Menschen aus allen Teilen des Erdkreises zusammenströmten, keinen einheitlichen und ursprünglichen Charakter; außerdem neigt sie von Anfang an nach Asien, an dessen Schwelle sie liegt, und kann daher nur in bedingtem Maße für das europäische Griechenland in Anspruch genommen werden. Dem Mangel einer größeren Zahl lebenskräftiger Bildungszentren entspricht denn auch die geringe literarische

Das europäische Griechenland.

Betätigung des europäischen Griechentums in der Kaiserzeit. Eine wahrhaft bedeutende Erscheinung von tiefgehender und nachhaltiger Wirkung ist hier nur Plutarch aus Chäronea (S. 168). Außerdem sind zu nennen einige Vertreter der so schwer zu definierenden oder durch ein modernes Wort auszudrückenden Gattung der Sophistik, wie Herodes Atticus aus Athen (S. 151) und die Philostrate aus Lemnos (S. 193), endlich der Historiker Dexippos aus Athen (S. 194) und die schöne Philosophentochter und nachmalige Kaiserin Eudokia, ebenfalls aus Athen (5. Jahrh.). Bald aber beginnt infolge der Aufsaugung aller Kräfte durch die Hauptstadt das geistige Leben in den europäischen Provinzen fast ganz zu veröden. Wie schon Eudokia in ihrem späteren Leben mit Konstantinopel verbunden erscheint, so sind auch die wenigen bedeutenden Autoren, die das europäische Griechenland bis zum 8. Jahrhundert noch hervorbringt, meist Kinder der Hauptstadt: die Theologen Leontios von Byzanz (c. 485—c. 543) und Maximus Confessor (etwa 580—662) und die Historiker Menander Protektor (2. Hälfte des 6. Jahrh.) und Theophanes von Byzanz (2. Hälfte des 6. Jahrh.). Der einzige Provinziale unter den Literaten dieser Zeit ist der Historiker Petros Patrikios aus Thessalonike (etwa 500—565).

Wenn man aber mit Rücksicht auf das Doppelgesicht von Konstantinopel die hauptstädtischen Autoren von der europäischen Gruppe trennt und für sich betrachtet, so wird ersichtlich, wie verschwindend gering die geistige Regsamkeit und Schaffensfreude des europäischen Griechenlands mit seiner alten eingesessenen Bevölkerung gegenüber den größtenteils erst seit der alexandrinischen Zeit erschlossenen und besiedelten Gebieten von Asien und Afrika gewesen ist. Soll das Verhältnis in der heute beliebten Sprache der Zahlen ausgedrückt werden, so mögen die letzteren etwa 90%, die europäische Gruppe kaum 10% der gesamten Produktion beanspruchen.

Wo liegen die letzten Gründe dieser gewaltigen Überflügelung des europäischen Griechentums durch das afrikanisch-asiatische? Wohl weniger in der geistigen Erschöpfung oder Altersschwäche des ersteren — Begriffe, die sich auf das Völkerleben nicht recht anwenden lassen — als vielmehr teils in dem höheren Wohlstande und der verfeinerten Lebensführung der neuen Städte des Ostens und Südens und ihrer durch große Aufgaben, besonders durch den regen Handelsverkehr gesteigerten Energie, teils aber gewiß auch in der belebenden Infiltration des dortigen Griechentums mit fremden Volkselementen. Ägypten und Syrien mit Kleinasien sind für das autochthone Griechentum eine Art Amerika geworden, wo Hunderte von blühenden Städten aus dem Boden schossen, wo die in den dürftigen Heimatsbezirken beengten und lahmgelegten Kräfte ein unabsehbares Feld zur Betätigung fanden und nicht nur an materiellem Reichtum über das Mutterland emporwuchsen, sondern sich bald auch der Pflege der höchsten geistigen Güter widmeten. Dabei ging freilich von der feinen Eigenart und Ursprünglichkeit in Sprache, Literatur und Kunst,

in Sitten und Gebräuchen viel verloren, ähnlich wie sich auf manchen Lebensgebieten Amerika von dem alten aristokratischen England abhebt. So können die volksbiologischen Prozesse in der Ausdehnung des Hellenismus und in der amerikanischen Entwickelung sich gegenseitig beleuchten und aufklären. Auch auf eine andere heute aktuelle Frage des Völkerlebens wirft der Hellenismus des Ostens und Südens einiges Licht, die Frage der Rassenmischung. Die oben angeführten Tatsachen zeigen, daß die neuerdings so kräftig stigmatisierte Mischung von Indogermanen und Semiten doch unter gewissen Verhältnissen ganz erfreuliche Früchte zu zeitigen vermag. Namentlich scheinen die Syrer, die sich unter dem Zeichen des Christentums mit japanischer Schnelligkeit entwickelten und ihren Einfluß nach allen Seiten, selbst bis nach Zentralasien und China ausdehnten, längere Zeit ungemein befruchtend auf das griechische Geistesleben gewirkt zu haben.

Da nun jeder Schriftsteller das Kind seiner Heimat ist und durch seine Jugendeindrücke und seine Umgebung notwendig beeinflußt wird, so läßt sich mit Sicherheit schließen, daß diese ganze ägyptisch-syrisch-kleinasiatische Literatur die Spuren ihres Ursprunges nicht verleugnen wird. Selbstverständlich ist das bei Nationaljuden wie Philon und Joseph, höchst wahrscheinlich und ziemlich allgemein anerkannt bei dem esprit israélite Lukian, bei Syrern oder Halbsyrern wie Tatian und Malalas, bei dem phantastischen und überschwenglichen Ägypter Theophylaktos Simokattes u. a. In Wahrheit geht der orientalische Einschlag in das geistige und physische Lebensgewebe des byzantinischen Griechentums viel weiter und viel tiefer, als die genannten landläufigen Beispiele ahnen lassen, und wenn er auch oft schwer zu erkennen und überzeugend nachzuweisen ist, so wird doch eine mit der nötigen eindringenden Kenntnis der griechischen und der orientalischen Kulturen geführte Untersuchung sicher überraschend neue und mannigfaltige Tatsachen der Orientalisierung des späteren Griechentums aufdecken.

Der von Ägypten — Palästina — Syrien — Kleinasien gebildete, gegen Europa konvergierende Halbkreis hat mit seinem orientalisierten Wesen auch das alte Griechentum in Europa erobert, so daß nun die gesamte byzantinische Kultur einen orientalischen Charakter erhielt. Dieser Charakter hat sich eigenartig fortentwickelt, auch nachdem seine wichtigsten Ursprungsgebiete, zuerst (um 640 n. Chr.) Syrien und Ägypten, viel später — das entscheidende Jahr ist 1071 — die kleinasiatischen Provinzen dem Griechentum verloren gegangen waren und die griechische Bildung und Literatur sich immer mehr unter den Schutz der Hauptstadt und in einige ihr benachbarte Provinzen zurückgezogen batte. Übrigens fehlte es auch in dieser späteren Zeit nicht an mannigfachen Wechselwirkungen zwischen Orient und Okzident. Nur daß nun an Stelle der ägyptisch-syrisch-persischen Einflüsse arabische, seldschukische, armenische, türkische traten.

Orientalismus in der byzantinischen Kunst.

Wenn wir die wesentlich aus der Literatur gewonnene und auf sie bezügliche Erkenntnis mit der anderen in der jüngsten Zeit erreichten Erkenntnis verbinden, daß auch das Sondergebiet der byzantinischen Kunst im weitesten Umfange von orientalischen Vorbildern und orientalischem Geschmack (Flächendekoration, Gitter- und Netzmotive, Arabesken usw.) abhängig ist, dann gelangen wir immer deutlicher zu der Einsicht, daß die byzantinische Kultur zwar auf griechisch-römisch-christlicher Grundlage ruht, aber viele Jahrhunderte lang von orientalischen Elementen durchsetzt worden ist und durch sie ein eigenartiges Gepräge erhalten hat.

Der eng bemessene Raum erlaubt nicht, hier den orientalischen Zügen der spätgriechischen-byzantinischen Gesamtkultur im einzelnen nachzugehen. Doch seien einige an der Oberfläche liegende Erscheinungen von allgemeiner Bedeutung hervorgehoben, wie in der heidnischen Zeit das Hereinwogen orientalischer Kulte (Mithras) und morgenländischer Denkweise, wie sie sich in den schwärmerischen Lehren des Neupythagoreismus und Neuplatonismus verrät; die merkwürdige Vorliebe für den aus Babylon stammenden astrologischen Aberwitz, der sich von der alexandrinischen Zeit bis ins späte Mittelalter ungebrochen erhalten hat; dann in der christlichen Ära das Säulenheiligentum, eine echt orientalische Form der Askese, die im Abendlande niemals Fuß zu fassen vermochte, ebensowenig wie das „Narrentum um Christi willen“, später die ganze mehr spekulative und beschauliche, als auf praktische Betätigung in Unterricht und Seelsorge gerichtete Art des byzantinischen Klosterlebens, gewisse Erscheinungen der mystischen Hesychastenbewegung auf dem Athos, manche Eigentümlichkeiten des Hof- und Staatswesens wie die Auffassung des Kaisertums als einer mysteriösen Macht, der Gegensatz brutaler Volksleidenschaft und grausamster Despotie, die hieratische Grandezza, das Eunuchentum, die blutigen Palastrevolutionen und das unheimliche Intrigenspiel, der starre Formalismus im Leben wie in der Literatur, die Beliebtheit orientalischer Erzählungsstoffe, orientalische Formen in der Einkleidung der mittelgriechischen Sprichwörter usw. Am wenigsten wurde die Sprache selbst — wenn man vom orientalischen Kolorit des Stiles mancher Werke absieht — vom Hauche des Ostens berührt. Während das byzantinische Griechisch z. B. von lateinischen Wörtern wimmelt, ist die Zahl der in der christlichen Ära eingedrungenen orientalischen Lehnwörter viel geringer, als man nach dem Maße der sonstigen orientalischen Einflüsse erwarten sollte. Erst in der Zeit der völligen Auflösung des oströmischen Staates (seit dem 13. Jahrhundert) wurden Wörter einer Orientsprache, der türkischen, in ziemlich großer Zahl ins Griechische aufgenommen.

Jetzt wird auch klar, warum die aus Byzanz entsprossenen Kulturen, besonders die der Südslawen und Russen, so orientalisch aussehen. Das starke asiatische Element im russischen Staats- und Volkswesen, das scharfsichtige einheimische und fremde Beobachter in der jüngsten Zeit oft

hervorgehoben haben, rührt nicht erst von heute und gestern, nicht von dem durch die Ausdehnung des Reiches verursachten häufigen Kontakt mit Völkern des mittleren und östlichen Asiens, sondern zu einem großen Teil von dem byzantinischen Untergrunde, auf dem vom 10. Jahrhundert bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts die russische Kultur erwachsen ist. Außer Byzanz kommen für die Erklärung des eigenartigen orientalischen Grundcharakters, der vielleicht den wichtigsten Schlüssel zu den dunkeln Mysterien der russischen Volksseele bildet, noch andere uralte Einflüsse in Betracht, besonders die mannigfaltigen aus Asien stammenden ethnographischen Substrate.

Außer den orientalischen Elementen, die das ganze byzantinische Wesen in unzähligen Adern durchdringen, sind die Einflüsse des romanischen Westens zu beachten, die namentlich von Venezianern, Genuesen und Franzosen ausgingen und sich in der Einführung des Feudalismus in den eroberten Herrschaften, in den fränkischen Bestandteilen der Sprache, in fränkischen Stoffen der poetischen Literatur usw. äußerten. Sehr unerheblich sind die germanischen und slawischen Kultureinflüsse. Germanische sind deutlich erkennbar wohl nur im Heerwesen, wo die germanischen Soldtruppen und Führer auch im Osten längere Zeit eine gewaltige Rolle spielten; im späteren Mittelalter haben die Kaiser eine skandinavische Leibwache (Warangen) gehalten, die man mit den deutschen Landsknechten in Italien oder der Schweizer Garde des Papstes vergleichen kann. Die Einwanderung der slawischen Stämme äußerte ihre Wirkung vornehmlich auf die ethnographische Gestaltung der Balkanhalbinsel, die Ausbildung der Dorfgemeinde und wohl auch die Ackerbaugesetzgebung. Die griechische Sprache blieb von germanischen und slawischen Elementen so gut wie vollständig frei, und ebensowenig haben die Germanen und Slawen, wie es bei ihrem niedrigen Kulturstande natürlich ist, in der Literatur und Kunst erkennbare Spuren hinterlassen. An Nachhaltigkeit und Intensität sind die abendländischen Einflüsse mit den orientalischen nicht zu vergleichen; das meiste von ihnen ist in der neueren Zeit — wenn man von den romantischen Resten fränkischer Bauten absieht — spurlos verschwunden, während sich der orientalische Grundcharakter behauptet hat. Sonstige fremde Elemente.

II. Sprache. Über die Sprache des griechischen Mittelalters herrschen, wie man oft bemerken kann, irrige oder unklare Vorstellungen nicht bloß in den weiteren Kreisen, sondern auch unter Männern, die auf den eng benachbarten Gebieten des Altertums oder des abendländischen Mittelalters eine wissenschaftliche Ausbildung erfahren haben. Eine Aufklärung ist daher angebracht. Der größte Teil der griechischen Literatur vom Ausgang des Altertums bis an die Schwelle der neueren Zeit ist in einer Sprache abgefaßt, die in der Hauptsache identisch ist mit der schon im alexandrinischen Zeitalter aus der attischen Literatursprache unter Bei-

mischung mancher Neuerungen und Vereinfachungen entstandenen litera-
Koiné. rischen Gemeinsprache (Koiné). Sie ist der sprachliche Ausdruck des über die engen Grenzen der alten Heimat hinausgetretenen kosmopolitisch gewordenen Griechentums, die literarische Form des Griechischen als Weltsprache. Bei aller grammatikalischen Einheitlichkeit dieser Sprachform gab es aber doch tiefgehende Unterschiede. Vor allem ist zu betonen, daß in der byzantinischen Zeit, wie schon im Altertum, jede Literaturgattung ihren besonderen Sprachstil hatte, der in der Regel auf dem Vorbilde eines oder mehrerer klassischen Autoren der Gattung beruht (z. B. der historische Stil wesentlich auf Herodot und Thukydides), eine Tatsache, die unsere jungen Philologen immer wieder aufs neue durch zahllose Dissertationen über die „Nachahmung" dieses oder jenes alten Autors durch diesen oder jenen Spätling erhärten zu müssen glauben.

Der natürliche Entwickelungsgang wäre gewesen, daß die Schriftsprache den unaufhaltsamen Veränderungen im natürlichen Organismus der Sprache und den sprachlichen Neuschöpfungen im staatlichen, religiösen und gesellschaftlichen Leben Rechnung getragen hätte. Das geschah auch in manchen Schriftwerken; allgemein aber ist das Prinzip der parallelen Entwickelung der Schreibsprache und der Sprechsprache nicht durchgedrungen. Daran trägt die Hauptschuld das ungeheure kanonische Ansehen der attischen Literatur und eine daraus erwachsene literarisch-
Attizismus. sprachliche Bewegung, der Attizismus (S. 146). Sein Begründer, der beschränkte Rhetor Dionys von Halikarnaß, der unter Kaiser Augustus in Rom griechische Sprache und Literatur dozierte, fand mit seiner Lehre von der Alleingültigkeit der attischen Darstellung, die dem Ahnenstolz der Griechen schmeichelte, allgemeinste Anerkennung bei Zeitgenossen und Späteren. Die von ihm ausgegebene Parole des engen Anschlusses an die Klassiker wurde in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit mit allerlei Nuancen weitergebildet, und selbst die maßlosesten Übertreibungen vermochten sie nicht ad absurdum zu führen. Die meisten, die als Schriftsteller etwas auf sich hielten, folgten der von den Attizisten durch theoretische Lehren und praktische Vorbilder — hier oft nicht ohne bedenkliche Entgleisungen — festgestellten Norm.

Andere freilich verhielten sich ablehnend und zogen eine freiere, den Tatsachen der Umgangssprache näher stehende Sprachform vor. Außerdem ergaben sich durch den verschiedenen Bildungsgrad der Schreibenden, durch die besonderen Bedingungen des Stoffes, durch die Rücksicht auf ein bestimmtes Publikum usw. mannigfache Schwankungen. Die freiere, volksmäßige Richtung wird in den ersten christlichen Jahrhunderten namentlich durch die Verfasser der heiligen Schriften des Neuen Testaments, durch apokryphe christliche Bücher, durch Inschriften, durch Privatbriefe auf Papyrus usw. vertreten. Im 6. Jahrhundert hat der Chronist Johannes Malalas, im 7. Jahrhundert der Heiligenbiograph Leontios von Neapolis, im 9. Jahrhundert der Chronist Theophanes, im 10. Jahrhundert sogar ein kaiser-

licher Schriftsteller, Konstantinos Porphyrogennetos, der „niedrigen" Sprache weitgehende Konzessionen gemacht. Es hatte öfter den Anschein, als sollte sich die Sprache der Literatur vom hemmenden Zwange der altertümlichen Formen befreien und aus der frisch pulsierenden Rede des Alltags die Kraft zu neuem Leben schöpfen.

Die frohe Hoffnung ward vereitelt durch eine neue konservative Reaktion. Seit dem Ausgang des 9. Jahrhunderts nahm die Pflege der altgriechischen Sprache und Literatur einen mächtigen Aufschwung, der bis zum Falle des Reiches andauerte (S. 273). Durch diese humanistische Bewegung wurden die Ansätze zur Ausbildung einer modernen Schriftsprache, die vom 6.—10. Jahrhundert mehrfach deutlich hervorgetreten waren, nicht nur verschüttet, sondern die Literatursprache wurde sogar noch mehr als früher in die verderblichen Bahnen des Archaismus zurückgeleitet. So kommt es, daß die angesehenen Autoren im 12.—15. Jahrhundert „klassischer" schrieben als im 9. oder 10. Jahrhundert. Die Literatursprache wurde ein künstlich zum Altertum zurückgeschraubtes mumienhaftes Gebilde, in welchem die grammatisch-logisch-rhetorische Schulung den unbefangenen schöpferischen Trieb immer mehr zurückdrängte. Anderseits entfernte sich die lebende Sprache stetig vom Altgriechischen. Durch diese doppelte Bewegung wurde der Gegensatz zwischen Schrift- und Volkssprache, der in früheren Jahrhunderten teils an sich weniger scharf gewesen, teils durch zahlreiche Kompromisse gemildert worden war, zu einer unüberbrückbaren Kluft. Im 12. Jahrhundert tritt die vom Altgriechischen und mithin auch von der herrschenden Literatursprache in Formenlehre, Wörterbuch und Syntax sehr erheblich abweichende Volkssprache, nachdem sie viele Jahrhunderte lang ein fast verborgenes Volkssprache. und wenig beachtetes Dasein geführt hatte, mit größeren poetischen Werken in die Literatur ein. Seit dieser Zeit herrscht bei den Griechen eine wahrhaftige Doppelsprachigkeit: neben der im großen und ganzen auf altgriechischem Material beruhenden halbtoten Hochsprache, der byzantinischen Koiné, wird in einzelnen Werken eine Darstellung gebraucht, die aus der Rede des Alltags schöpft, wenn sie auch in vielen Dingen noch lange von der Schul- und Kirchensprache beeinflußt wird. Eine ähnliche Doppelköpfigkeit in Sprache und Literatur hat auch in den romanischen Ländern eine Zeitlang bestanden: als die aus dem Volkslatein erwachsenen Nationalsprachen wie das Italienische und Französische zuerst literarisch verwendet wurden, trat das trotz weitgehender Anpassungen an die Bedürfnisse der Zeit doch allmählich zur toten Sprache herabgesunkene Latein nicht mit einem Male zurück; wie bei den Griechen vermochte auch hier die Volkssprache zuerst nur in die Poesie einzudringen, während sich in der Prosa noch längere Zeit das Latein behauptete. Bei den Romanen siegten aber schließlich die vulgären Nationalsprachen auf der ganzen Linie, während bei den Griechen auf den meisten Literaturgebieten die traditionelle Altsprache die Oberhand behielt.

Noch einmal schien es, als solle die lebende Sprache endlich in die ihr so lange verkümmerten Rechte eingesetzt werden. Das geschah unter ähnlichen Umständen, wie der erwähnte Versuch im 6.—10. Jahrhundert. Wie damals das Hervortreten der volksmäßigen Diktion vermutlich im Zusammenhang mit dem Zurückweichen der antiken Schulbildung und unter dem Einfluß fremder, nicht in der klassischen Tradition befangener Männer (Malalas) geschehen war, so hat wiederum nach dem Falle des Reiches durch das Sinken der altgrammatischen Bildung und durch das Beispiel eines literarisch und künstlerisch hochstehenden fremden Volkes, der Italiener, die Volkssprache einen vielverheißenden Aufschwung genommen, besonders in Kreta (16.—17. Jahrhundert) und später (18. Jahrhundert) auf den jonischen Inseln. Aber auch dieser letzte Anlauf wurde durch das Obsiegen der gelehrten Partei im 19. Jahrhundert zurückgeworfen. So erscheint die Geschichte der griechischen Schriftsprache von der alexandrinischen Zeit bis auf die Gegenwart als ein Kampf zwischen den Ansprüchen der Überlieferung und den Rechten der fortschreitenden Zeit, zwischen der toten Schulgrammatik und der Beweglichkeit des Lebens. In dem schillernden Bilde dieses Kampfes sind drei große Phasen deutlich erkennbar. Dreimal ist — von den zahllosen kleineren Schwankungen abgesehen — der natürliche Entwickelungsgang der Schriftsprache durch romantisch-klassizistische Gegenströmungen im großen Stile unterbrochen worden: im Altertum durch den Attizismus (1. Jahrhundert v. Chr. bis 3. Jahrhundert n. Chr.), im Mittelalter durch die humanistische Renaissance unter den Komnenen und Paläologen (11.—15. Jahrh.), in der Neuzeit endlich durch das Obsiegen der archaistischen Richtung bei der Ausbildung der neugriechischen Schriftsprache (19. Jahrh.). Durch diese vom Leben abgekehrte Erstarrung in alter Tradition hat das griechische Schrifttum seit den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit einen aristokratischen, unpopulären Charakter erhalten. Zur rezeptiven und noch mehr zur produktiven Teilnahme an der Literatur wurde infolge der zunehmenden Veränderungen der natürlichen Sprache ein stetig wachsendes Maß gelehrter Studien nötig, dessen Bewältigung bald nur noch bevorzugten Kreisen möglich war. Vermutlich liegen die tiefsten Gründe dieser von der abendländischen Entwickelung so sehr verschiedenen starrkonservativen Art nicht bloß in der unantastbaren Geltung der alten Literatur und der Alleinherrschaft des Klassizismus im Schulunterrichte, sondern auch in der orientalischen Färbung der byzantinisch-neugriechischen Volksseele (s. o. S. 246 ff.). Ein ähnliches Festhalten an den alten Formen in Sprache und Literatur beobachtet man ja auch bei den Arabern, Syrern, Türken, Armeniern, Chinesen und anderen Orientvölkern.

III. Die Literatur von Konstantin bis Heraklios (324—641). Zur leichteren Orientierung mag die griechische Literatur von Konstantin dem Großen bis auf den letzten Paläologen in einige Abschnitte geteilt werden.

Als eine Übergangsperiode im vollsten Sinne des Wortes erscheint die Zeit von Konstantin bis auf Heraklios (324—641). Einerseits wirken in diesem Zeitraume in der Literatur wie auf anderen Kulturgebieten noch wichtige Faktoren des Altertums mächtig fort, anderseits erhebt sich etwas ganz Neues und Stärkeres, die christliche Lehre und die auf ihr beruhende Geistesbildung und Literatur. Die alte heidnische und die neue christliche Welt sind durch tausend Fäden verknüpft. Die allmähliche Umformung der heidnischen Gesellschaft in eine christliche ist ein unendlich mannigfaltiger Prozeß gewesen, der in seinen feinsten psychologischen Verästelungen wohl niemals völlig aufgeklärt werden wird. Die christliche Kultur übernahm die reiche Bildung des absterbenden Heidentums, und christliche Stoffe wurden ohne Bedenken in heidnische Gewänder gekleidet. Die großen Kirchenlehrer machten ihre Studien zusammen mit den heidnischen Jünglingen bei heidnischen Professoren und folgten in ihrer Schriftstellerei den Regeln und Vorbildern der heidnischen Grammatik, Rhetorik und Philosophie, nicht, wie man hätte billig erwarten sollen, der schlichten und volksmäßigen Darstellung der heiligen Grundbücher des Christentums selbst. Orthodoxe und Häretiker wetteiferten miteinander im gelehrten und schönrednerischen Aufputz der Darstellung, ohne den sie sich und ihre Sache nicht durchsetzen zu können wähnten. Kein griechischer Kirchenvater hat sich zu dem goldenen Satze des Augustinus emporgerungen: „Mögen uns die Grammatiker tadeln, wenn uns nur das Volk versteht" (Melius est reprehendant nos grammatici quam non intelligant populi). Auch die christliche Poesie blieb lange in den verknöcherten metrischen und sprachlichen Formen der alten Literatur befangen, obschon sie sich dadurch sowohl der Erreichung höchster Schönheit als auch der Wirkung auf die weniger gebildeten Kreise der Gemeinde begab. Die wichtigste geistige Brücke zwischen Heidentum und Christentum bildete offenbar die platonische Philosophie und die eigenartige mit orientalischer Mystik und überschwenglicher Spekulation versetzte Fortbildung derselben, der Neuplatonismus, dessen Ideen und Formen bei den meisten christlichen Lehrern nachwirkten.

Übergangsperiode.

In den ersten drei Jahrhunderten durch die staatlichen Verfolgungen niedergedrückt und beengt, durch sie aber auch geläutert und gestählt, hat das Christentum, nachdem es zur offiziellen Religion erhoben war, im 4. Jahrhundert eine Literatur erzeugt, die an Reichtum und Originalität nie wieder erreicht worden ist. Bei diesem urgewaltigen Aufschwung wirkten teils positive Momente mit, wie der wohltätige Schutz des Staates, der eine freie Entfaltung aller Kräfte und ungebundene Äußerung durch Wort und Schrift gestattete, teils auch negative, die gerade in dieser Zeit emporwachsenden und die Einheit der Kirche bedrohenden häretischen Bewegungen, besonders der Arianismus.

Theologische Prosa.

Der Frühlingshauch der Schaffensfreude und der künstlerischen Kraft ist in der ganzen christlichen Welt zu verspüren, vom äußersten Osten

Das 4. Jahrhundert.

(Edessa), wo der größte syrische Kirchenvater Ephrem wirkt, bis in die westlichen Provinzen, wo Ambrosius und später Augustinus die Sittenlehre des Heilands verkünden. Nirgend aber hat sich das Hochgefühl der neuen Zeit so fruchtbar im literarischen Wirken geäußert, wie bei den Griechen. Für die griechische christliche Literatur ist das 4. Jahrhundert das klassische Zeitalter, wie es die attische Blüte für die heidnische Literatur gewesen ist. Sehr bemerkenswert ist, daß die hervorragenden griechischen Kirchenschriftsteller dieser großen Zeit ausnahmslos aus Afrika und Asien stammen. Ähnlich überwiegen unter den lateinischen Kirchenvätern die Afrikaner (Tertullian, Cyprian, Arnobius, Lactanz, Augustin). Offenbar sind es die von orientalischen Elementen durchsetzten Provinzen, die in der kirchlichen Literatur die Führung übernahmen, bei den Griechen vollständig, bei den Lateinern größtenteils.

Der scharfsinnige Athanasios aus Alexandreia überwindet durch seine siegreiche Bekämpfung des Arianismus die größte der kirchlichen Einheit drohende Gefahr. Der gelehrte Eusebios aus Palästina begründet durch zwei unschätzbare Werke die neue literarische Gattung der Kirchengeschichte. Antonios, der fromme Einsiedler, dessen Ruhm durch Flauberts phantasiereichen Roman bis in die unfrommsten Kreise gedrungen ist, stiftet mit seinem Schüler Pachomios in Ägypten das griechische Klosterleben. Kyrillos von Jerusalem erläutert in seinen Katechesen in glänzender Weise die Geheimnisse des Christentums. Eine merkwürdige Erscheinung ist Synesios von Kyrene († ca. 413), der in seiner Person den schwierigen Übergang von Plato zu Christus darstellt, übrigens immer mehr Heide als Christ gewesen ist, obwohl er einige Jahre vor seinem Tode unter seltsamen Konzessionen an seinen Glauben und seine Stellung als Ehemann zum Bischof gewählt wurde. Im Mittelpunkt der geistigen Bewegung des Jahrhunderts stehen die drei großen Männer aus Kappadokien, Basilios, der scharfsinnige Dogmatiker und gewaltige Kirchenfürst, sein Bruder, Gregor von Nyssa, der philosophisch gebildete Verteidiger des Christentums, und Gregor von Nazianz, bedeutend als Meister der christlichen Beredsamkeit, weniger glücklich in seinen übermäßig gekünstelten Dichtungen. Der fruchtbarste und zugleich rein menschlich

Johannes Chrysostomos († 407).

anziehendste Kirchenlehrer des Jahrhunderts war Johannes, der wie früher der heidnische Sophist Dion aus Prusa (s. S. 167) wegen seiner schönen Sprache den vollklingenden Beinamen Chrysostomos (Goldmund) erhalten hat. Seine glänzende Darstellung bewährt sich in der kaum übersehbaren und durch manches unechte Beiwerk noch vermehrten Menge von Schriften zur Erklärung der heiligen Bücher, zur Verteidigung des Christentums, zur Askese, vor allem in seinen Predigten, in denen er alle Weltlust, die Putzsucht der Frauen nicht minder als die Vergnügungen des Theaters und Zirkus, vom Standpunkt der strengsten Sittenlehre aus verdammte. Sein heldenmütiger Kampf gegen den allgewaltigen Hofeunuchen Eutropios und die Kaiserin Eudoxia, seine wiederholte Absetzung und Verbannung,

endlich sein tragisches Ende haben den unerschrockenen Kirchenredner für alle Zeiten zum typischen Vertreter des Gegensatzes zwischen dem echten, heiligmäßigen Priestertum und dem Intrigenspiel einer grundsatzlosen und bösartigen Hofkamarilla erhoben (s. S. 213).

Auf allen Gebieten der kirchlichen Literatur, mit einziger Ausnahme der Kirchenpoesie, ist im 4. Jahrhundert die relativ höchste Vollendung, auf mehreren eine endgültige und für die ganze Folgezeit maßgebende Ausgestaltung erreicht worden. Bemerkenswert ist u. a., daß damals sowohl der später in mannigfachen Formen sich wiederholende Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht in Chrysostomos sein erstes Vorspiel gefunden hat, als auch, im direkten Zusammenhang mit diesem Kampf, die ersten Ansätze zur Trennung von Rom und Byzanz hervorgetreten sind. Die Kirchenlehrer des 4. Jahrhunderts, vor allem die drei Kappadokier und Johannes Chrysostomos, beherrschen das geistige Leben der griechischen Kirche und der aus ihr abgeleiteten slawischen Kirchen bis auf die Gegenwart, und ihre historische Bedeutung kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

Dagegen ist der absolute inhaltliche und formale Wert dieser Literatur oft überschätzt worden. Sicher ist, daß ein großer Teil der theologischen Literatur dieser wie der folgenden Zeit für uns nur noch ein wissenschaftliches Interesse hat, namentlich die apologetischen Schriften gegen das Heidentum und die dogmatisch-polemischen Werke, die sich auf längst aufgegebene Sondermeinungen beziehen. Auch die exegetischen Schriften mit ihrer allegorischen Sucht und ihrer spitzfindigen Grübelei und die den Bedingungen des modernen Lebens oft widerstrebenden asketischen Bücher dürften heute selbst in kirchlichen Kreisen wenig Leser finden. Am nächsten steht uns die Predigt. Aber ihre Wirkung auf uns wird durch die Form sehr beeinträchtigt. Diese griechischen Predigten sind Erzeugnisse der damaligen Moderhetorik mit all ihren Vorzügen, aber auch all ihren Fehlern, ihrem pathetischen Scheinfeuer, das blendet, aber nicht zündet, ihrer gefallsüchtigen Wortkünstelei und ihrer für uns zeitsparende Menschen unerträglichen Redeseligkeit.

Wenn nun der größte Teil dieser so viel gepriesenen und so wenig gelesenen Literatur trotz ihres Aufwandes von Scharfsinn, Gedankenfülle und schönrednerischer Kunst dem heutigen Geschlechte fremdartig erscheint, so muß sie zur richtigen und gerechten Würdigung als Erzeugnis ihrer Zeit betrachtet werden. Es ist zu bedenken, daß die Verteidigung des Christentums gegen das Heidentum und seine imponierende Wissenschaft, die subtilen Streitfragen der Dogmatik, die detaillierte Erklärung der heiligen Schriften und das weite Gebiet der praktischen Seelenpflege damals teils durch den schneidenden Gegensatz zur absterbenden antiken Welt, teils durch den Reiz der Neuheit und die Gelegenheit, aus dem Vollen zu schöpfen, in einem ganz anderen Maße im Mittelpunkte des geistigen und sittlichen Lebens standen als heute und das Denken und

Fühlen der christlichen Gemeinden mit einer Intensität beherrschten, von der die saturierten und blasierten Menschen unseres Alltags sich kaum noch eine Vorstellung machen können. Die religiösen Fragen müssen damals die Herzen bewegt und erregt haben wie etwa heute die allerheftigsten sozialen oder nationalen Kämpfe. Und wenn uns die Form der griechischen Kirchenliteratur nicht recht zusagen will, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir modernen Mitteleuropäer für die zum Ohre sprechenden Künste — Gesang und Musik ausgenommen — ohne jedes feinere Empfinden sind und außerdem die Sprache der Urtexte meist nicht unmittelbar genug verstehen, um die Schönheiten der Darstellung zu würdigen. Der Grieche berauschte sich, wie heute noch der Italiener, an den farbenreichen Bildern und Vergleichen, am abgerundeten Bau der Perioden, an der feinen Rhythmik und dem sorgfältig ausgearbeiteten Tonfall der Satzschlüsse ähnlich, wie wir eine gut vorgetragene Arie oder Symphonie genießen. Für ihre Zeit und ihr Publikum haben die griechischen Väter des 4. Jahrhunderts wohl das Höchste erreicht. Aber die Versuche, ihre Werke wieder zu beleben, dürften vergeblich sein. Immerhin hat der Vorschlag, ausgewählte Stücke in der Schule zu lesen, eine gewisse Berechtigung, insofern das Prinzip durchgeführt wird, alle großen Zeitalter der Griechen und Römer in einigen Proben vorzulegen. Am besten würde sich solche Lektüre zur Erfrischung und Vertiefung des Religionsunterrichtes eignen.

Unterschied der Griechen und Lateiner.

Sehr merkwürdig ist, wie stark und deutlich sich der uralte Gegensatz der griechischen bzw. griechisch-orientalischen und der lateinischen Seele, trotz der alle Völkerunterschiede überbrückenden Idee des Christentums, auch in der kirchlichen Literatur zeigt. Der Grieche neigt zu theoretischer Spekulation und läßt sich, wofür wir noch im tiefen Mittelalter typische Beispiele finden, von der eingewurzelten Lust an spitzfindiger Dialektik leidenschaftlich beherrschen; der Lateiner erblickt das höchste Ziel in den praktischen Aufgaben des Priestertums und der realen Ausgestaltung des christlichen Lebens. Der Grieche erquickt sich in seiner beschaulichen orientalischen Sinnesart an maßlosen Längen; der Lateiner strebt bei aller Sachlichkeit nach Knappheit des Ausdruckes. Teils aus der Herrschaft der rhetorischen Schablone, teils aus orientalischer Geringschätzung des Individualismus stammt die byzantinische Vorliebe für abstrakte Allgemeinheit und glattkorrekte Objektivität, durch die das konkrete Erlebnis und die subjektive Stimmung zu unserem Leide so häufig unterdrückt werden; der Lateiner scheut bei aller Wahrung der römischen Dignität doch vor der realen Einzelheit nicht zurück und läßt oft stark persönliche Noten durchklingen. Ein so allgemein menschlich interessantes und ewig junges Dokument individueller Psychologie, wie Augustins Bekenntnisse, besitzt, soweit ich sehe, die griechische Kirchenliteratur nicht.

Das 5.—7. Jahrhundert.

Die Kirche hat die „Reihe von guten Tagen“, wie es scheint, nicht ertragen können. Bald nach der herrlichen Blüte des 4. Jahrhunderts

beginnt schon die nachmals bei den Byzantinern so beliebte Arbeitsweise der Exzerptoren und Sammler, die frommbescheiden die geistigen Erzeugnisse der Vorfahren in bequemen Rubriken aufspeichern. Unter Verzicht auf den inneren Gedankenzusammenhang der alten Werke wird ihr Inhalt in sogenannten Kettenkommentaren (Katenen) und Blütenlesen verzettelt, die nun gar manchem die Lektüre der Originalwerke ersetzen und ein eitles Scheinwissen befördern. Selbständige Produktion wurde — auch das ist wieder bezeichnend für den spekulativen Grundton der östlichen Christenheit — vornehmlich durch dogmatische Sonderansichten hervorgerufen, besonders die der Monophysiten (5. bis 6. Jahrhundert), die nur eine Mischnatur in Christus annahmen, und die der Monotheleten (7. Jahrhundert), die nur einen Willen in Christus anerkannten. Gegen die ersteren kämpfte u. a. Leontios von Byzanz (6. Jahrhundert), gegen die letzteren Sophronios von Jerusalem und Maximus Confessor (7. Jahrhundert). Ein erschreckendes Licht fällt auf das rasche Sinken des wissenschaftlichen Sinnes in den theologischen Kreisen durch die Tatsache, daß die kirchliche Geschichtschreibung schon im 6. Jahrhundert mit der verdienstlichen Darstellung des Euagrios abschloß und erst im 14. Jahrhundert durch den vereinzelten Nachzügler Nikephoros Kallistu Xanthopulos, der übrigens seine Darstellung nur bis zum Jahre 610 führte und in der Hauptsache einfach die alten Werke kompilierte, zu einem kurzen Scheinleben erwachte.

Erfreulicher als die gelehrte theologische Literatur dieser Zeit ist die populäre Gattung der Mönchsgeschichten und Heiligenleben (S. 223), die, an die alten Martyrien (S. 191) sich anschließend, seit dem 4. Jahrhundert sich schnell über die christliche Welt ausbreitete und im 6. und 7. Jahrhundert die höchste Blüte erreichte. Um die ungeheuere geistesgeschichtliche Rolle dieser zahllosen und in zahllosen Abschriften überlieferten frommen Geschichten richtig abzuschätzen, muß man sich erinnern, daß sie für das Mittelalter nicht weniger bedeuteten als für unsere Zeit die ganze Novellen- und Romanliteratur. Es sind auch ganz wunderliebliche Blumen unter diesen Heiligenlegenden, über die der moderne Verstandesphilister vielleicht vorschnell die Nase rümpft, und nicht ohne Grund haben so feinsinnige Forscher wie H. Usener und H. Gelzer sie der sorgsamsten Beachtung für würdig befunden. Ein kulturhistorisches Denkmal ersten Ranges, ein wahres Volksbuch, aus dem vollen Menschenleben einer interessanten Großstadt herausgegriffen, ist das Lebensbild des für korrekte Assessorenbegriffe allerdings etwas merkwürdigen Heiligen Johannes des Barmherzigen von Alexandria, das um die Mitte des 7. Jahrhunderts der Erzbischof Leontios von Neapolis (auf Cypern) in schlicht volkstümlicher Sprache abgefaßt hat. Um dieselbe Zeit entstand auch der geistliche Roman Barlaam und Joasaph, eines der wenigen byzantinischen Werke, die zur Weltliteratur im strengsten Sinne des Wortes gehören, eine feurige Apologie des christlichen Lebens und des Kampfes gegen die Weltlust, im Mittelalter unendlich viel

gelesen, durch Übersetzungen in Europa, Asien und Afrika verbreitet, als Volksbuch bewährt bis auf den heutigen Tag.

Kirchenpoesie. Die einzige Gattung der kirchlichen Kunstliteratur, die erst nach dem 4. Jahrhundert emporwuchs, ist die Kirchenpoesie. Während in der theologischen Prosa die grammatischen und rhetorischen Formen einfach aus der heidnischen Literatur und der heidnischen Schule übernommen wurden, hat die Kirchenpoesie mit der Vergangenheit völlig gebrochen und ein neues Formprinzip eingeführt, die Rhythmik. Damit verhält es sich also: Die ganze altgriechische Metrik beruht auf der Länge und Kürze (Quantität) der Silben. Im Laufe der Zeit waren aber in der lebendigen Sprache die alten Quantitätsunterschiede verloren gegangen; die Vokale wurden nun mit gleicher Länge gesprochen, und den Klang der Sprache beherrschte nur noch der Akzent. Aus der musikalischen Quantitätssprache war ein modernes Konversationsidiom geworden. Infolge dieser tiefgreifenden phonetischen Veränderung in der natürlichen Rede konnte die antike Quantität nur noch auf rein gelehrtem Wege durch äußerliche Nachahmung der alten Dichter als Grundlage einer metrischen Form benützt werden. So war es denn ganz natürlich, daß an ihre Stelle der Akzent gesetzt wurde (vgl. S. 215). Mächtig angeregt wurde diese umwälzende Neuerung durch das Beispiel der Syrer, die schon eine auf dem Akzent beruhende Dichtungsform besaßen. Bei den Griechen haben teils rigorose Bedenken der konservativ-mönchischen Kreise, die im Gesang eine weltliche Lustbarkeit sahen, teils das schulmäßige Festhalten an der veralteten antiken Versform die freie Entfaltung einer für die liturgische Praxis brauchbaren Dichtung längere Zeit verhindert. Zwar hatte schon Gregor von Nazianz, nachdem er sich in den verschiedensten antiken Maßen versucht hatte, zuletzt die Unverträglichkeit der alten Formen mit der lebenden Sprache erkannt und in zwei Gedichten das rhythmische Prinzip angewandt: aber zur reicheren Entwickelung kam die rhythmische Kirchendichtung, nach einigen nicht deutlich genug erkennbaren Anfängen im 5. Jahrhundert, doch erst im 6. Jahrhundert.

Romanos (6. Jahrh.). Der größte und fruchtbarste Vertreter dieser neuen Gattung der griechischen Literatur ist Romanos aus Syrien (6. Jahrh.). Ursprünglich Jude, trat er früh zum Christentum über, war Diakon in Berytos (Beirut) und kam dann unter Kaiser Anastasios I (491—518) nach Konstantinopel; dort erhielt er nach einer nächtlichen Kirchenfeier (Pannychis) in der Blachernenkirche durch ein Wunder die Gabe der Hymnendichtung. Also spiegelt sich in der frommen Legende die geheimnisvolle Inspiration, die ein nächtlicher Gottesdienst in der Palastkirche mit dem berückenden Goldglanze ihrer die heiligen Geschichten verkündenden Mosaikbilder, mit ihrem die innersten Seelenkräfte lösenden Gesang und der hypnotisierenden Wirkung flackernder Kerzen und dämmerigen Weihrauchduftes, auf die durch Askese und Betrachtung vorbereitete Seele des Dichters ausgeübt haben mag. Genaueres über sein Leben ist uns nicht bekannt. Die

Hauptzeit seiner dichterischen Tätigkeit fällt erst in die Regierung Justinians. Romanos hat nicht nur die damals bestehenden oder damals begründeten Kirchenfeste, sondern auch eine große Zahl der Heiligen des ganzen Jahres durch umfangreiche Lieder verherrlicht. Bei einer so erstaunlichen Fruchtbarkeit ist es natürlich, daß der Dichter sich nicht überall auf den Höhen der poetischen Vollendung bewegt. Manche Gedichte ermüden durch die trockene Umschreibung der Biographie des gefeierten Heiligen oder durch den etwas aufdringlichen lehrhaften Ton und die unpoetische Polemik gegen dogmatische Irrlehren: nicht selten stören unser Empfinden allzu behagliche Wiederholungen und Breiten. Wenn man diese teils aus den geistigen Strömungen der Zeit, teils aus der Bestimmung der Lieder erklärbaren Schattenseiten anerkennt, kann man den hohen Vorzügen der Dichtung des Romanos um so rückhaltloser gerecht werden. Seine besten Werke sind durch freien und hohen Gedankenflug, edles Feuer der Begeisterung und ebenmäßige Komposition ausgezeichnet. Die Sprache ist einfach und leicht verständlich; in der Formenlehre ist Romanos modern und wagt Vulgarismen, die in der Kunstprosa verpönt waren; im Wortschatz ist er natürlich stark von den heiligen Schriften abhängig, aber frei von archaischen Raritäten. Bei aller Schlichtheit des sprachlichen Rohstoffes ist die Darstellung in einem überraschend hohen Grade beeinflußt von der alles Denken und Schaffen der Byzantiner beherrschenden rhetorischen Geschmacksrichtung. Sie verrät sich in der mannigfachen Wendung und Beleuchtung desselben Gedankens, in der Anpassung des Inhaltes an das Wortgefüge, in der Vorliebe für Bilder und Vergleiche, Antithesen, gleichgebaute Satzglieder und Assonanzen, vor allem im geistreichen Spiel mit ähnlich klingenden Wörtern und Formen. Romanos läßt sich aber durch die bequemen Mittel der schönrednerischen Technik nicht zum leeren Wortprunk verführen; er macht sie, ähnlich wie Shakespeare, seinem Denken und Fühlen untertan und benützt sie mit meisterhafter Leichtigkeit zur plastischen Herausarbeitung der Gedanken und zur Steigerung der künstlerischen Wirkung. Manche Strophen, besonders Proömien, sind durch völlige Harmonie des Inhaltes und der Form ausgezeichnet, so straff gehämmert, daß kein Wort und keine Silbe zu viel ist, durchsichtig wie Kristall und von lapidarer Größe des Tones. Romanos ist der einzige Byzantiner, der den musikalischen Wohlklang, die feine Geschmeidigkeit und den von zahllosen Geschlechtern erarbeiteten Denkgehalt der griechischen Sprache noch einmal in Werken künstlerischer Vollendung zum Ausdruck gebracht hat. Genial ist das Geschick, mit dem der Dichter den Stoff dramatisch zu beleben weiß. Manche Lieder bestehen aus förmlichen Dialogen, was wohl mit dem Vortrag durch zwei sich gegenüberstehende Chöre zusammenhängt. So ist ein Ersatz für das in der byzantinischen Zeit gänzlich fehlende ernste Drama geschaffen worden. Alle Vorzüge dieser noch so wenig gewürdigten Dichtungen werden gekrönt durch die einzige Vollendung des Versbaues. Mit der

selbstverleugnenden, keinen Aufwand von Zeit und Mühe scheuenden Sorgfalt des weltabgewandten Asketen hat Romanos seine Lieder zu wundersamen Kunstwerken der Rhythmik ausgestaltet. Für das Lob der hohen Geheimnisse des Christentums, der mächtigen Gestalten des Alten und Neuen Testamentes, der Heiligen und Märtyrer schien ihm nur die ebenso kühn angelegte, als mannigfaltig gegliederte und fein ziselierte Form umfangreicher Gesänge genügen zu können. Es hat das unrhythmische Geschlecht der modernen Gelehrten mühsame Studien gekostet, um die unerwartete Durchbildung dieser metrisch-musikalischen Technik nach und nach wenigstens mechanisch aufzudecken. Eine metrisch-musikalische Kunst ist es. Denn die peinliche Beugung der Worte unter die Gesetze einer komplizierten Metrik war auf den streng ausgebildeten Vortrag der Sänger berechnet und ist ohne ihn nur mangelhaft verständlich. Hier liegt leider die Seite des Dichters, die uns Barbaren so gut wie verschlossen ist. Die alte Kirchenmusik ist den Griechen selbst verloren gegangen, und alle die gelehrten Versuche, sie aus den musikalischen Handschriften wieder zum Leben zu erwecken, haben noch zu keinem klar überzeugenden Ergebnis geführt.

Romanos hat eine neue poetische Gattung und einen neuen poetischen Stil geschaffen. Aus dem oben Gesagten ergibt sich freilich auch, daß die Eigenart dieses Künstlers der Übersetzung widerstrebt. Vermöchte man auch alles übrige nachzubilden, wie wäre es möglich, die unvergleichliche Tonmalerei, den sinnlichen Reiz der griechischen Sprache, die Fülle geistvoller Wortspiele und die musikalische Wirkung des rhythmischen Versbaues zu erreichen! Doch sollen wenigstens zwei kleine Proben hier stehen. Das Vorlied des Gesanges zum Theophanienfest (die heil. drei Könige) lautet im Versmaß des Originales:

Ἐπεφάνης cήμερον
τῇ οἰκουμένῃ
καὶ τὸ φῶc cου, κύριε,
ἐcημειώθη
ἐφ' ἡμᾶc ἐν ἐπιγνώcει
ὑμνοῦνταc cέ·
ἦλθεc, ἐφάνηc,
τὸ φῶc τὸ ἀπρόcιτον!

Zu deutsch:

Bist erschienen heute uns
Erdenbewohnern,
und dein Licht, o Herrscher du,
hat sich ergossen
über uns, die in Erleuchtung
dich preisen stets;
du kamst, erschienest,
das Licht, das Unnahbare!

Das jüngste Gericht, dessen großartige Schilderung in der Apokalypse so viele Künstler begeistert hat, besingt Romanos in einem gewaltigen Hymnus, der also anhebt:

Wann du nahest, o Gott,
Zu der Erde in Glorie
Und zitternd liegt vor dir die Welt;
Wann der Strom vor des Richters Thron
Seine feurige Woge wälzt;
Des Schicksals Buch geöffnet wird
Und kundbar wird, was einst die Nacht verbarg,
Dann errette mich
Aus der unsterblichen Flamme,
Richter ohne Fehl,
Gib, daß ich steh' mit den Frommen
Zu deiner rechten Hand.

Die Keime der griechischen Kirchenpoesie liegen im Orient. Daß sie durch althebräische und syrische Vorbilder ihre wichtigste Anregung erfahren hat, kann heute als sicher betrachtet werden. Romanos selbst hat aus den metrischen Homilien des syrischen Kirchenvaters Ephrem († um 373) zahlreiche Motive übernommen. Als Quellen für die Stoffe dienten ihm vor allem das Alte und Neue Testament, Heiligenbiographien und für seine polemischen Exkurse dogmatische Schriften. Romanos ist aber nach dem Satze verfahren: „*Je prends mon bien où je le trouve*" und hat seine Quellen selbständig verarbeitet; nichts wäre unrichtiger, als nach den kürzlich gegebenen Nachweisen der Abhängigkeit von Ephrem ihm den Ruhm eines originalen Dichtergenies schmälern zu wollen. Wie lange die Hymnen des Romanos die griechische Liturgie beherrschten, ließ sich bis jetzt nicht genauer feststellen. Sicher ist aber, daß diese durch fremde, syrische Denkweise beeinflußten, in der Darstellung schlicht volksmäßigen Erzeugnisse etwa seit dem 9. Jahrhundert durch das Aufkommen einer anderen in sprachlicher Hinsicht strengeren und im metrischen Aufbau komplizierteren Liederart, der sogenannten Kanones, allmählich aus der liturgischen Praxis verdrängt wurden. So kommt es, daß sich in die allermeisten der Tausende von liturgischen Gesangbüchern, die in den Sammlungen griechischer Handschriften liegen, nur wenige elende Fragmente des Romanos gerettet haben; die schönsten Hymnen wurden bis auf zwei Strophen beiseite geworfen. Eine glückliche Fügung hat aber gewollt, daß wenigstens an einzelnen Orten die alten gottesdienstlichen Bücher, die ausschließlich Hymnen bergen, noch längere Zeit im kirchlichen Gebrauch blieben. Das geschah, soweit wir sehen können, in Patmos, in einigen Athosklöstern und in Grottaferrata. Nur dieser zufälligen lokalen Ablehnung der neuen Liturgieordnung verdanken wir es, daß einige ehrwürdige Handschriften auf uns gekommen sind, die eine größere Anzahl vollständiger Werke des Romanos und anderer Hymnendichter aufbewahren. An Reichtum des Inhaltes und Korrektheit der Texte steht unter ihnen obenan der Doppelkodex der alten Klosterbibliothek in Patmos.

Ursprung und Quellen der Kirchenpoesie.

Überlieferung

Die prosaische und poetische Literatur der Kirche drückt der Übergangszeit vom 4.—7. Jahrhundert ihren weithin sichtbaren, neuartigen Stempel auf. Viel weniger originell und interessant ist die profane Schrift-

Profanliteratur.

Geschicht-schreibung stellerei dieser Periode. Die Geschichtschreibung, die fruchtbarste Gattung der Zeit, wird in den alten Geleisen fortgeführt: zuerst von Heiden, dann von Christen. Ein Prokop unterscheidet sich nur durch eine ziemlich oberflächliche christliche Färbung von Zosimos, dem letzten heidnischen Historiker. Weder Prokop noch seine nächsten Vorgänger und Nachfolger haben an der altüberlieferten Regel, wie man Geschichte schreiben soll, etwas Wesentliches geändert. Keine neue Technik, keine neue kritische Methode und selbst — trotz der christlichen Weltanschauung — keine prinzipiell neue Auffassung, aber auch kein ersichtlicher Niedergang und kein offener Abfall von der bewährten Tradition hat das Gesamtkolorit der zeitgeschichtlichen Darstellung geändert. In Einzelheiten der Darstellung folgten viele fast sklavisch den anerkannten Mustern Herodot und Thukydides, zuweilen auch dem Polybios. Allgemeine Norm war aber der mit allen Mitteln der Rhetorik belebte Historienstil, der sich seit einem Jahrtausend ausgebildet hatte und nun für den Geschichtschreiber nicht bloß formulierte, sondern auch dichtete und dachte. Trotzdem fehlt es nicht an ausgeprägten Persönlichkeiten und individueller Auffassung. Die Gleichartigkeit mancher Werke ist nur äußerlich und erstreckt sich nicht auf den Kern. Was die Wahl der Stoffe betrifft, so wird die alte Sitte festgehalten, die Darstellung da zu beginnen, wo der Vorgänger aufgehört hat. In solcher Weise haben die Griechen über zwei Jahrtausende, von den Logographen und Herodot bis auf den Athener Laonikos Chalkondyles, den Zeitgenossen Mohammeds II, die Chronik des Ostens fortgeführt.

Die Wiedergeburt des griechischen Geistes in der Kaiserzeit und der Niedergang des Westens kommt in der Geschichtschreibung besonders deutlich zum Ausdruck. Schon im 3. Jahrhundert übernimmt die Führung in der Darstellung der römischen Geschichte ein Grieche, Dion Cassius (S. 173). Seit der Gründung von Konstantinopel wird die Geschichte des Reiches, obschon sein lateinischer Charakter bis zum 6. Jahrhundert gewahrt blieb, größtenteils von Griechen (wie Eunapios, Olympiodoros, Priskos, Malchos, Zosimos u. a.) geschrieben. Der einzige bedeutende Historiker dieser Zeit, der lateinisch schrieb, Ammianus Marcellinus aus Antiochia (S. 201), war seiner Abstammung nach ein Halbgrieche. Die Geschichte des Justinian, der uns durch sein *Corpus iuris* doch noch wesentlich als Lateiner erscheint, wird vornehmlich von Griechen geschildert. So ist der politisch-nationalen Entwickelung des Reiches die Sprache seiner Geschichtschreibung erheblich vorausgeeilt.

Prokop († nach 550) Als Sekretär des kaiserlichen Generalissimus Belisar hat Prokopios aus Käsarea in Palästina (vgl. S. 201) Justinians gewaltige Kriege gegen die Vandalen in Afrika, gegen die Goten in Italien und endlich gegen die Perser im fernen Osten gesehen und sie in einem uns vollständig überlieferten Werke erzählt. Der große Vorzug des Prokop, den er mit Polybios teilt, daß er als Begleiter und Berater eines bedeutenden Feldherrn

an den politischen und militärischen Ereignissen persönlich Anteil nahm, ist seinem Werke sehr deutlich zugute gekommen und genügt allein, ihn über die meisten übrigen Geschichtschreiber der byzantinischen Periode emporzuheben. Einen seltsamen Nachtrag zu dieser Kriegsgeschichte bildet das berühmte und berüchtigte Büchlein, das jetzt gewöhnlich als Geheimgeschichte bezeichnet wird. Es ist eine klatschhafte und verbitterte Anklageschrift gegen das Kaiserpaar. Aus dem bekanntlich nicht einwandfreien Vorleben der Kaiserin erzählt der Verfasser jene teils sentimentalen, teils pikanten Anekdoten, denen Theodora die dramatischen und romanhaften Darstellungen ihrer Person in der neueren Zeit und ihre heutige fast unheimliche Popularität verdankt. Die Geheimgeschichte ist — trotz aller von idealen Gemütern vorgebrachten Bedenken — sicher ein Werk des Prokop, und eine gesunde Kritik hätte die Echtheit niemals anzweifeln dürfen. Nur müssen wir uns bescheiden, daß die äußeren oder inneren Beweggründe, die den Verfasser zur Ausarbeitung dieser Kehrseite seiner historischen Medaille bewogen haben, unserer Wißbegierde wohl für immer verborgen bleiben werden. Natürlich ist das Pamphlet zu Lebzeiten des Kaisers nicht veröffentlicht worden. Wie um das hier verübte Unrecht gut zu machen, vielleicht um eine Verstimmung in den Hofkreisen zu beschwichtigen, schrieb Prokop zuletzt einen Panegyrikus auf den Kaiser in der Form eines Berichtes über die unter seiner Regierung in allen Teilen des weiten Reiches ausgeführten Bauwerke. Indem er alles, was irgendwo aus Staatsmitteln gebaut wurde, als selbsteigenes Werk des Kaisers hinstellt, streut er ihm in maßloser und fast komisch wirkender Weise den Weihrauch der Schmeichelei. Übrigens ist das Werkchen, wenn man von der unerfreulichen Einkleidung absieht, durch reiche topographische und finanzwirtschaftliche Nachrichten als Quellenschrift von großer Bedeutung. Trotz mancher für uns nicht recht verständlichen Widersprüche in seinem Charakter ist Prokop der bedeutendste Historiker der frühbyzantinischen Zeit. Er behauptet für das Zeitalter des Justinian eine ähnliche Stelle wie der mit ihm in mancher Hinsicht vergleichbare Polybios für die Zeit der Ausbildung der römischen Weltherrschaft. Über allen Zweifel erhaben sind das hohe Maß seiner literarischen Kenntnisse, die Gründlichkeit seiner selbständigen Information, die Schärfe seiner Beobachtung, sein aufrichtiges Streben nach Objektivität und die Klarheit seiner Darstellung.

Neben den zeitgeschichtlichen Darstellungen, deren Autoren in der Regel unmittelbar an das Werk eines Vorgängers anknüpfen, stehen die Weltchroniken, deren Verfasser die ganze Weltgeschichte von der Schöpfung bis auf die eigene Zeit in volksmäßiger, oft spießbürgerlicher Weise erzählen. Die Wurzeln dieser neuen Gattung reichen wenigstens bis ins 1. Jahrhundert v. Chr.; denn ihr Vorbild und Urbild ist, wenn ich nicht irre, die Universalgeschichte des Diodor. Bei ihm finden wir schon die mechanische Einschachtelung des geschichtlichen Stoffes in Jahresabschnitte, die in der Chronikenliteratur z. B. bei Synkellos und auf die Spitze ge- Weltchroniken.

trieben bei Theophanes wiederkehrt. Wie Diodor seine ersten Bücher der Urgeschichte der orientalischen Völker und der sagenhaften Zeit der Griechen widmet, so wird in den byzantinischen Chroniken die Schöpfungsgeschichte und die älteste Geschichte der Juden und anderer Völker vorausgeschickt. Endlich ist die den Chroniken eigene oberflächliche Art der Kompilation, die Lust am anekdotenhaften Detail und die Unfähigkeit, aus dem Unwesentlichen das Wichtige herauszuheben, bei Diodor sehr deutlich vorgebildet. Eine weitere Entwickelungsstufe auf dem Wege zur christlich-byzantinischen Weltchronik bezeichnet die leider verlorene Chronik, die der gräzisierte Jude Justus von Tiberias, die Geißel seines verräterischen Landsmannes Josephus Flavius, im Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. geschrieben hat; sie begann, wie uns Photios berichtet, mit der Erzählung des Moses. Was in der späteren Zeit neu hinzukam, ist wesentlich nur der christliche Grundton. Das Judentum hat also hier wie auf manchen anderen Gebieten die Vermittelung zwischen Heidentum und Christentum übernommen. Vorstufen der in der byzantinischen Zeit häufigen kurzgefaßten Abrisse der Weltgeschichte sind das „Kurze Geschichtsbuch“ des Kephalion (2. Jahrhundert) und die summarische Weltgeschichte des Dexippos (3. Jahrhundert). Dem 3. Jahrhundert gehört auch der Presbyter Sextus Iulius Africanus an, der „Vater der christlichen Chronographie“ (Gelzer; vgl. aber S. 199).

Wissenschaftlich und literarisch stehen die Weltchroniken auf einer niedrigen Stufe. Mit besonderer Vorliebe werden Teuerungen, Seuchen, Erdbeben, Kometen und andere Wunderzeichen gebucht. Die alte Mythengeschichte wird zu christlich-apologetischen Zwecken verwendet. Der groben Auffassung des Stoffes entspricht die von der vornehmen altertümlichen Diktion der Zeitgeschichten stark abstechende schlichte, volksmäßige Sprache, wie sie übrigens schon im 5. Jahrhundert auch der Verfasser einer Zeitgeschichte, der Ägypter Olympiodor, gewagt hatte. Als Publikum der Chroniken sind offenbar die weiteren Kreise, besonders die Tausende von frommen Klosterbewohnern gedacht. So wenig nun die Weltchroniken vor einer strengeren Kritik bestehen können, so haben doch gerade sie, nicht die mit Herodot wetteifernden zeitgeschichtlichen Werke, den mächtigsten Einfluß auf die historische Literatur der von Byzanz abhängigen Völker, besonders der Slawen und Orientalen, aber auch der Abendländer, ausgeübt. Die ganze ältere südslawische und russische Annalistik ist stofflich und in der Darstellungsweise von byzantinischen Chronisten wie Malalas, Georgios Monachos u. a. ausgegangen. In der echtesten Form erscheint der Typus der populären byzantinischen Weltchronik in dem ältesten uns erhaltenen Werke der Gattung, der Chronik des Johannes Malalas aus Antiochia (6. Jahrhundert). Dieser notdürftig hellenisierte Syrer ist in seinen Kenntnissen, seiner Auffassung und Darstellung von einer Grobheit, wie sie früher in der griechischen Literatur nicht vorkommt. Sein Werk ist ein richtiges Volksbuch,

Malalas († nach 573).

von einem völlig naiven, aber wißbegierigen Mann, der manches alte Buch gelesen, aber oft nicht recht verstanden hat, für gleichen Geistes Kinder geschrieben. Der Brennpunkt der Weltbegebenheiten ist für den wackeren Chronisten seine geliebte Vaterstadt Antiochia. Von den Dingen, die über sie hinausgehen, hat er die seltsamsten Vorstellungen. Den Herodot hält er für einen Nachfolger des Polybios, Cicero und Sallust für römische Dichter; die uralte Landschaft Karien hat nach ihm ihren Namen, weil der Kaiser Carus sie unterworfen habe usw. usw. Als Zeugnis der volkstümlichen Unterströmung im byzantinischen Kulturwesen hat das Werk einen eigenartigen Reiz.

So gründlich und grundsätzlich wie die liturgische Poesie hat die übrige Dichtung der Byzantiner mit der antiken Vergangenheit nicht gebrochen. Zwar erscheinen auch in der nicht für den Gottesdienst bestimmten Poesie allerlei Neuerungen: stofflich die Beiziehung religiöser Vorwürfe, formal der dem Akzentprinzip angepaßte und dadurch wieder lebensfähig gemachte durchweg zwölfsilbige und auf der vorletzten Silbe betonte dem alten Trimeter entsprechende Vers (s. S. 216) und der sogenannte politische (d. h. bürgerliche, gewöhnliche) Vers, ein aus zwei Kurzversen (8 und 7 Silben) bestehender Fünfzehnsilber (wie „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter“), der schon im 6. Jahrhundert auftritt und sich mit unerhörter Zähigkeit durch das ganze Mittelalter hindurch bis auf den heutigen Tag als Lieblingsmaß der Volkspoesie erhalten hat. In der frühbyzantinischen Zeit sind es zwei alte poetische Gattungen, die mit Fleiß und Liebe und öfter auch mit Glück gepflegt wurden: das eposartige Gedicht und das Epigramm. Profanpoesie. Der politische Vers

Der Hauptvertreter des ersteren ist Nonnos aus Ägypten (vgl. S. 219). In der Wahl seiner Stoffe, in denen die Extreme sich berühren wie in seinem Lebenslauf, verkörpert er, ähnlich seinem Zeitgenossen Synesios, den Übergang vom Heidentum zum Christentum: als Heide schrieb er ein großes phantastisches Epos über den Zug des Gottes Dionysos nach Indien, als Christ eine wortreiche metrische Bearbeitung des Evangeliums Johannis. So hat sich Nonnos von den abgesungenen antiken Sagenstoffen neuen, dem Verständnis und der Teilnahme seiner Zeit näherliegenden Vorwürfen zugewandt, dem erst in der alexandrinischen Zeit ausgebildeten Sagenkomplex vom Zuge des Dionysos und einem heiligen Buche der Christenheit. Ebenso wagt Nonnos auch in der Form sich vom Schulzwang freizumachen. Er hat den alten daktylischen Hexameter durch allerlei Änderungen dem akzentuierenden Charakter der lebenden Sprache anzupassen versucht. Freilich konnte das Experiment nicht gelingen, und so ist denn dieses berühmte antike Maß in der späteren byzantinischen Zeit nur noch selten angewandt worden. Wie sehr der Hexameter der damaligen Sprache widerstrebte, beweisen recht deutlich die ungelenken Holperverse der Kaiserin Eudokia (5. Jahrhundert). Nonnos (um 400).

Epigramme. Erfreulich bekundet sich seit dem 4. Jahrhundert der Aufschwung des Griechentums zu einer sich wieder selbständig fühlenden Kulturmacht auf dem buntbeweglichen Gebiete der epigrammatischen Poesie. Mit kleinen Spielereien verbanden sich umfangreichere elegienhafte, beschreibende und historische Gedichte. Mächtig ragt hervor ein Mann, der in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts unter Kaiser Heraklios an der Sophienkirche das Amt eines Diakons und Archivars innehatte, Georgios aus Pisidien. Er ist auf dem Gebiete der Poesie der wichtigste Vermittler zwischen dem ausgehenden Altertum und dem Mittelalter; einerseits erscheint er als der letzte Ausläufer der Schule des Nonnos, anderseits bildet er das meist bewunderte und eifrigst nachgeahmte Vorbild für die seit dem 9. Jahrhundert wieder auflebende byzantinische Dichtung. Den Stoff liefern dem Pisides teils politische Ereignisse seiner Zeit, wie des Heraklios Feldzug gegen die Perser, sein endgültiger Sieg über Chosroes und der Angriff der Avaren auf Konstantinopel im Jahre 626, teils theologische Streitfragen, wie die Häresie des Severus von Antiochia, den Pisides noch bekämpfen zu müssen glaubte, obwohl er schon hundert Jahre früher (536) verdammt worden war, teils auch allgemeine theologische und moralische Vorwürfe. Das Hauptwerk dieser Art ist ein großes philosophisch-theologisches Lehrgedicht über die Erschaffung der Welt (Hexaemeron), ein in der kirchlichen Literatur häufig behandeltes Thema. Elegischen Charakter trägt eine poetische Betrachtung über die Eitelkeit der Welt. Dazu kommen ein Hymnus auf Christi Auferstehung und zahlreiche Epigramme auf Heilige, auf Kunstgegenstände, auf eine vom Patriarchen Sergios gestiftete Bibliothek, auch auf recht unpoetische Themen wie die Podagra, die übrigens auch noch andere Byzantiner zu dichterischen Ergüssen begeistert hat. Pisides hat richtig gefühlt, daß der Hexameter trotz der von Nonnos versuchten Anpassung dem Lautbestande der natürlichen Sprache widerstrebte; so hat er denn dieses Maß, natürlich in der von Nonnos geprägten modernen Form, nur in einem einzigen Gedichte („Auf das menschliche Leben") angewandt; alle seine übrigen Werke sind im byzantinischen Akzentzwölfsilber abgefaßt, dem das quantitierende Gewand des antiken Trimeters nur äußerlich umgehängt ist.

Georgios Pisides (etwa 600—660).

IV. Die dunkeln Jahrhunderte (650—850). Die Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter hebt sich aus der gesamten Lebensgeschichte des griechischen Volkes eigenartig hervor. Ein reges geistiges Leben und eine erstaunlich reiche literarische Tätigkeit liegt hier vor uns, von früheren und späteren Perioden deutlich geschieden durch die merkwürdige Mischung alter und neuer, heidnischer und christlicher Elemente. Sie wirken teils durch feindlichen Zusammenstoß anregend, teils durch friedliche Vermählung befruchtend. Rein äußerlich betrachtet sind es zwei Faktoren, die den eminenten literarischen Aufschwung hervorgerufen und gefördert haben: die Erhebung des Christentums zur herrschenden Religion und die poli-

tische Erstarkung des Griechentums durch die Lostrennung und selbständige Ausgestaltung der östlichen Reichshälfte. Im gesamten geistigen Leben dieser Zeit gärender Kraft erscheint allerdings der christliche Charakter als das wichtigste Merkmal und die kirchliche Abteilung der Literatur als die bedeutendste; aber auch dem profanen Schrifttum, sowohl dem heidnischen als später dem christlichen, sind die günstigen Lebensbedingungen und die allgemeine Regsamkeit zugute gekommen.

Nun folgen dunkle Jahrhunderte: ein fast plötzlicher Verfall der nationalen Bildung und der Literatur, ein ähnlicher Bruch mit der Vergangenheit, wie er, nur viel länger und gründlicher, im Abendlande geschehen ist. Die Senkung erstreckt sich von der Mitte des 7. bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts. Die Gründe dieses unerwarteten Niederganges sind noch nicht genügend aufgeklärt. Wohl sicher aber haben die äußeren Verhältnisse des Reiches mitgewirkt: die notwendige Konzentrierung aller Kräfte und Mittel gegen die furchtbaren neuen Reichsfeinde, die Araber, die alsbald den Kampf mit den beiden damaligen Weltmächten, Byzanz und Persien, aufnahmen, außerdem gegen die Bulgaren und Slawen; der Verlust der geistig regsamsten Provinzen Afrika, Palästina und Syrien; der ewig dauernde rohe Kriegszustand; endlich die dem Klosterwesen und damit den Pflegestätten der Bildung verderblichen Wirren des Bildersturmes. Die profane Literatur verstummt fast vollständig und auch die kirchliche Schriftstellerei bleibt hinter der Fülle und Originalität der früheren Jahrhunderte zurück. Um so bemerkbarer ragt aus der dürren Öde ein Mann hervor, der auf die ganze Folgezeit einen unermeßlichen Einfluß gewonnen hat, Johannes von Damaskos. Er lebte in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts in seiner Vaterstadt Damaskos als einfacher Priester im Sabbaskloster. Damals waren die dogmatischen Kämpfe in der Hauptsache abgeschlossen, die Lehre der Kirche von den Konzilien festgestellt und von den Vätern erläutert, die heiligen Schriften in ausgiebigster Weise kommentiert. So konnte denn die Aufgabe eines rechtgläubigen Theologen in dieser Zeit nicht die eines Neuschöpfers oder Bahnbrechers sein. Zwar geht Johannes zu weit, wenn er in christlicher Bescheidenheit sich rühmt „Ich werde nichts sagen, was von mir ist“; aber mit einiger Einschränkung könnte dieser Satz den meisten seiner Schriften vorgesetzt werden. Den Weltruhm des Johannes begründet ein groß angelegtes Lehrbuch der christlichen Dogmatik, die „Erkenntnisquelle“. Nach einer philosophischen Einleitung, die auf aristotelischen und neuplatonischen Ideen ruht, erklärt Johannes die christliche Glaubenslehre zuerst in negativer Weise durch Vorführung und Widerlegung von 100 Häresien, dann positiv, indem er — gleichsam als Gegengift — in 100 Kapiteln die wichtigsten Tatsachen der Dogmatik darlegt. Das Material hat Johannes mit staunenswerter Belesenheit aus den Konzilsakten und den Kirchenvätern geschöpft, aber durch übersichtliche Anordnung und scharfsinnige Systematisierung zu einem eigenartigen Denkmal seines Geistes verarbeitet. Die „Erkenntnis-

Johannes von Damaskos († vor 754).

quelle“ hat sich als Standardwork der griechischen Theologie bis auf den heutigen Tag behauptet. Auch in seinen asketischen und exegetischen Schriften beschränkte sich Johannes wesentlich darauf, geistige Errungenschaften der Vorfahren zur Nutznießung für Zeitgenossen und künftige Geschlechter praktisch zusammenzufassen. Völlig originell hat er nur da geschaffen, wo er keine Vorgänger haben konnte: in der Bekämpfung der neuen Sekten. Wie die theologische Literatur des 6. und 7. Jahrhunderts ihre Anregungen vornehmlich aus der Polemik gegen die Monophysiten und Monotheleten geschöpft hatte, so waren es im 8. Jahrhundert die Manichäer (Paulikianer) und später die Bilderstürmer, außerdem die neue Weltreligion, der Islam, die noch einmal einen frischeren Zug in die kirchliche Schriftstellerei hineinbrachten; sie riefen den Damaskener auf einen Kampfplatz, wo er trotz seiner prinzipiellen Abneigung gegen alles Neuern mit neuen Waffen streiten mußte. Das höchste Ansehen hat ihm seine glänzende Verteidigung der Bilderverehrung erworben. Derselbe gelehrte, verstandesmäßige Grundzug, den die Prosaschriften des Johannes offenbaren, verrät sich auch in seinen Dichtungen. Sie bezeichnen deutlich eine klassizistische Reaktion gegen die einfachen populären Lieder des Romanos (s. S. 262). An ihre Stelle setzte Johannes eine neue Art von Gesängen (Kanones), die durch Künstlichkeit der Form ausgezeichnet, aber arm an echter Empfindung sind. Daß sie wegen ihres verwickelten Baues und ihrer altertümlich gesuchten Mandarinensprache nie Gemeingut des Volkes werden konnten, kümmerte ihn nicht; er wendet sich an hochgebildete Leser. Wie selten solche aber waren, wird daraus ersichtlich, daß die Gedichte des Johannes später durch zahlreiche gelehrte Kommentare erläutert wurden. Das tat ihrem Ansehen keinen Eintrag; unnatürliche Künsteleien und grammatische Dunkelheiten haben auf das grübelnde Geschlecht der Byzantiner immer eine geheimnisvolle Anziehung ausgeübt; ein Gedicht, das ohne Scholien verstanden werden konnte, wurde nicht leicht für voll genommen.

Mit Johannes hat die kirchliche Literatur der Griechen nicht ihren Abschluß gefunden. Seit dem 9. Jahrhundert nimmt die Produktion wieder einen mächtigen Aufschwung, und in der langen Reihe kirchlicher Autoren bis zum Untergang des Reiches treffen wir noch manche anziehende Erscheinung. Hohe Beachtung verdient die mächtige philosophische Bewegung, die im 11. und 12. Jahrhundert die theologische Welt ergriff, und die eigenartige mystische Strömung, als deren edelste Wortführer Symeon, der „neue Theologe“ (11. Jahrh.), und Nikolaos Kabasilas (14. Jahrh.) erscheinen. Was aber doch die griechischen Kirchenschriftsteller der ersten acht Jahrhunderte von denen der Folgezeit scheidet, ist eine große und für die Abschätzung ihrer Bedeutung wichtige Tatsache: die ersteren gehören der gesamten christlichen Kirche an und haben dadurch im höchsten Sinne des Wortes weltgeschichtliche Bedeutung, die letzteren sprechen nur noch als Zeugen des vom Westen sich mehr und mehr abschließenden

Sonderlebens der griechischen Kirche und der byzantinischen Kultur. Johannes von Damaskos nimmt an diesen beiden großen Abteilungen der griechischen christlichen Literatur Anteil: er schließt die erste, indem er ihre Errungenschaften zusammenfaßt und systematisch verarbeitet; er eröffnet die zweite, indem er ihr das Grundbuch der christlichen Lehre darbietet. Er steht wie ein Brennspiegel zwischen den zwei Perioden, der die Strahlen aus der ersten in sich versammelt und sie auf die zweite wiederum verteilt.

V. Das Wiederaufleben der Bildung (9.—11. Jahrhundert). Die gewaltigsten und folgenschwersten Tatsachen in den beiden dunkeln Jahrhunderten sind der Niedergang der griechischen Kultur im Süden und Südosten infolge des Verlustes von Ägypten und Syropalästina an die Araber und die wachsende Konzentrierung des geistigen Lebens in der Hauptstadt. Nun bewährte sich die Gründung des großen Konstantin von Jahrhundert zu Jahrhundert immer deutlicher. Konstantinopel wurde ein wahrhaftiges Bollwerk der christlichen Zivilisation für ein Jahrtausend; von hier aus wurden ihr zum Ersatz für die Verluste im Süden und Südosten neue Pflanzstätten griechisch-christlichen Geistes im Norden und Nordosten bei den Slawen und Kaukasusvölkern gewonnen. Die Erziehung der Slawen zum Christentum und zur Bildung begann im 9. Jahrhundert mit der energischen Tätigkeit der Missionäre Kyrill und Method, die die heiligen Schriften in die altbulgarische Sprache übersetzten. Für das Gelingen dieser großen Kulturmission, die in ihren letzten Ausläufern den Fall des Reiches weit überdauerte, war es bedeutungsvoll, daß um dieselbe Zeit die Bildung und das literarische Leben in Byzanz selbst einen neuen Aufschwung genommen haben. Durch das sechste ökumenische Konzil (680) war die dogmatische Entwickelung der Kirche in der Hauptsache abgeschlossen worden, und mit der endgültigen Beilegung des Bilderstreites (843) hatte sich auch die letzte dunkle Wolke am Horizont des kirchlichen Lebens verzogen. Der hochbegabte Reichsminister Bardas errichtete (863) in Konstantinopel eine Hochschule für Philosophie, Naturwissenschaften und Philologie, die für die Hebung der nationalen Bildung von größter Bedeutung wurde. Nun begannen die Gemüter sich wieder auf die große, zwar durch die Religion geschiedene, aber durch Sprache und Blutsgemeinschaft verbundene Vergangenheit zu besinnen. Zu einem völlig unbefangenen Verkehr mit den gefürchteten „Hellenen" (d. h. Heiden) kam es zwar nicht mit einem Male. Noch lange sieht man da und dort die Flammen des fanatischen Hasses gegen die eigenen Vorfahren emporflackern; aber schon treten aus den Reihen der rechtgläubigen Geistlichkeit selbst überlegene Männer heraus, die das Altertum von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachten und ohne religiöse Bedenken auf die hier aufbewahrten geistigen Schätze hinweisen. Während noch Romanos in einer leidenschaftlichen Strophe den Homer, Pythagoras,

Universität in Konstantinopel (863).

Plato, Demosthenes und Aratos zusammen in den Abgrund schleudert, werden diese großen Namen jetzt endlich ohne Verbalinjurien genannt. Die grobkörnige Polemik, mit der noch im 12. Jahrhundert Michael Glykas in seiner volksmäßigen Chronik gegen die Heiden losfährt, ist ein vereinzelter Anachronismus. Unter den Gebildeten war das Verhältnis zum Altertum längst freundlicher und fast ganz objektiv geworden. Wie man schon ein Jahrhundert vor Glykas selbst in streng kirchlichen Kreisen über die alten Heiden denken durfte, lehrt uns der fromme Metropolit Johannes von Euchaita (11. Jahrhundert), der in einem schönen Epigramm bei Christus für Platon und Plutarch Fürbitte einlegt: „denn beide sind nach Sinn und Art deinem Gesetz aufs engste verbunden."

Photios (etwa 820—897). Ein großer Kirchenfürst, Photios, Patriarch von Konstantinopel (etwa 820—897), hat im 9. Jahrhundert mit genialem Blick systematisch auf die ungeheuren Schätze des Altertums hingewiesen, die so lange unbeachtet in Kammern und Kellern gemodert hatten. Dazu war es höchste Zeit. Der größte Teil der alten Schriftwerke war teils schon verloren, teils verschollen. Einen näheren Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Zeit hatten nur noch wenige Werke, vor allem die öden grammatischen und rhetorischen Handbücher, dazu eine Auswahl alter Dichter, Historiker und Redner, alle aber in immer kleineren Portionen für die bescheidenen Bedürfnisse des Schulunterrichtes zugeschnitten. Da hat nun Photios eingegriffen wie ein literarischer Columbus. Er hat, was von alter Literatur noch da war, zu einem großen Teil geradezu neu entdecken müssen; gar manches „alte Buch vom Ahn vermacht" hat er dem Untergang entrissen. Die helle Freude des Findens und nicht minder die zähe Ausdauer des Suchens leuchtet aus seinen Berichten deutlich hervor. Er erzählt von den alten Büchern so freudig und frisch, wie wenn es sich um literarische Novitäten handelte. Über alles Gelesene führte er sorgfältig Buch und verfaßte so gegen 300
Bibliothek. literargeschichtliche Essays, die zu dem Sammelwerke „Bibliothek" vereinigt sind. Die einzelnen Skizzen sind ziemlich schablonenhaft angelegt; auf eine mehr oder weniger ausführliche Inhaltsangabe, mit der sich zuweilen Notizen über das Leben des Autors verbinden, folgt eine fast stets nur auf die sprachliche Form bezügliche, oft recht schulmeisterliche Kritik. Die Auswahl der von Photios besprochenen Werke war zum Teil durch Zufall bedingt; daß aber die antiken Dichter und Philosophen fast vollständig fehlen, daran trägt wohl der stark realistische Charakter des Verfassers schuld; daß allgemein bekannte alte Autoren und viele christliche Schriftsteller nicht genannt werden, erklärt sich aus dem Zwecke der Sammlung, die vornehmlich auf unbekannte und vergessene Werke hinweisen wollte und keinerlei Vollständigkeit anstrebte. Die „Bibliothek" des Photios ist das wichtigste literarhistorische Werk des Mittelalters und für uns von unschätzbarem Werte durch die Erhaltung authentischer Nachrichten über zahlreiche ganz oder größtenteils verlorene Autoren der alten Literatur. Die welthistorische Bedeutung des Photios liegt jedoch

weder in diesem Buche noch in seinen übrigen profanen oder kirchlichen Schriften, in denen er oft merkwürdig unselbständig ist, sondern in seiner Tätigkeit als Kirchenfürst. Er hat den kirchlichen Gegensatz der Griechen und Lateiner, der sich schon seit dem 5. Jahrhundert wiederholt gezeigt und allmählich immer mehr verstärkt hatte, zur unversöhnlichen Schärfe angefacht, und die definitive Trennung im Jahre 1054 war nur die letzte äußere Besiegelung der schon seit Photios bestehenden Entfremdung.

Leider ist es Photios durch seinen energischen Hinweis auf die alten Literaturschätze nicht gelungen, ihrem fortschreitenden Untergang Halt zu gebieten. Zahlreiche, eminent wichtige Werke, besonders geschichtliche, die er gelesen hat, sind noch in der Folgezeit verloren gegangen. Dem hätte nur durch eine rechtzeitig unternommene und systematisch durchgeführte Vervielfältigung der seltenen alten Exemplare gesteuert werden können. Es ist ein Schüler des Photios, der feinsinnige und gelehrte Erzbischof Arethas von Käsarea († nach 932), der auf solche Weise und durch erläuternde Tätigkeit viel Gutes gewirkt hat. Wir haben noch mehrere auf seine Kosten hergestellte, durch Genauigkeit ausgezeichnete Abschriften profaner und kirchlicher Werke, unter denen der berühmte von Clarke aus der Klosterbibliothek in Patmos nach England entführte Platokodex hervorragt.

Arethas († nach 932).

Die von Photios und Arethas ausgestreuten Keime trugen vielfältige Frucht. Das ganze 10. Jahrhundert beherrscht eine rührend eifrige, freilich oft auch sehr mechanische und einseitige Betriebsamkeit in der Sammlung und zweckdienlichen Zubereitung des geistigen Erbes der Vorzeit. Kaiser Konstantin VII Porphyrogennetos (913—959) selbst ging voran, indem er für die Zwecke des Hofes und der Staatsverwaltung eine ganze Reihe kompilatorischer Werke teils verfassen ließ, teils selbst verfaßte. Die bedeutendste der auf Befehl des Kaisers veranstalteten Sammlungen ist eine gewaltige, aus der ganzen historischen Literatur zusammengestellte, nach Materien geordnete Enzyklopädie der Staatswissenschaft, die über 200 (zum allergrößten Teil verlorene) Bände umfaßte, ein großes Werk, aber immerhin ein Zwerg neben den ungeheueren chinesischen Sammelwerken, die an Ausdehnung mit der chinesischen Mauer vergleichbar sind. Anders angelegt, aber ebenfalls vornehmlich aus alten Quellen geschöpft sind drei Werke, denen der Kaiser selbst seinen Namen geliehen hat: über die Regierungskunst und besonders über die Prinzipien der äußeren Reichspolitik, über die militärische und administrative Einteilung des Reiches, endlich über das Zeremonienwesen des byzantinischen Hofes. Den von Konstantin VII gegebenen Anregungen verdanken wir vermutlich auch die von Symeon Metaphrastes natürlich nur nach stilistisch-rhetorischen Gesichtspunkten durchgeführte Neubearbeitung der alten Heiligenlegenden. Schon vor Konstantin entstand die herrliche Sammlung der alten Epigramme, deren einzige unschätzbare Handschrift den Stolz der Heidelberger Bibliothek bildet (ein Teil jetzt in Paris). Eine merkwürdige, besonders durch literar-

Sammeltätigkeit im 10. Jahrhundert.

Konstantin Porphyrogennetos († 959).

historische Nachrichten wichtige Ergänzung der Sammelwerke dieses fleißigen, aber unkritischen und unproduktiven Jahrhunderts bildet eine Art Konversationslexikon, das ein unbekannter Mann mit dem ungriechischen Namen Suidas aus älteren Büchern oberflächlich und sorglos zusammengestellt hat.

Suidas (vor 976).

11. Jahrhundert.

Wenn das 9. und 10. Jahrhundert durch die Wiederentdeckung und Sammlung der alten Literaturwerke, durch die mechanische Herstellung von Exzerpten, die Ausarbeitung von Wörterbüchern und anderen Hilfsmitteln des Unterrichtes charakterisiert und als eine Zeit der schulmäßigen Vorbereitung betrachtet werden muß, so erscheint das 11. Jahrhundert als die erste Zeit der Ernte. Ein Staatsmann ist es, der die Summe der gelehrten Studien der Vorväter und die ganze Bildung seiner eigenen Zeit in sich vereinigte und in mannigfaltigen Schöpfungen zum Ausdrucke brachte, Michael Psellos (1018—1078?). Ursprünglich Advokat, dann Professor der Philosophie, eine Zeitlang Mönch, endlich in verschiedenen Hofstellungen tätig, zuletzt Premierminister und Allgewaltiger im Staate, schriftstellernd auf den Gebieten der Philosophie, Naturwissenschaft, Philologie, Geschichte, Jurisprudenz, Rhetorik und Poesie, repräsentiert er wie kein anderer in der bunten Skala seines Lebens wie in der Allseitigkeit seiner Geistesbildung das in allen Farben der Vergangenheit schillernde Byzantinertum. In seinem menschlichen Charakter nimmt er das größte Maß von Nachsicht in Anspruch, das man einem unter verschiedenen Regierungen und unter ewig schwankenden Verhältnissen beschäftigten Hof- und Staatsmanne gewähren mag. Durch Umfang des Wissens, Vielseitigkeit der Interessen, Feinheit der Beobachtung und souveräne Beherrschung der Form ist Psellos der erste Mann seiner Zeit; er ist für das 11. Jahrhundert in ähnlicher Weise Signatur wie Konstantin Porphyrogennetos für das 10. und Photios für das 9. Jahrhundert. Verhängnisvoll bezeichnend für das Wesen der byzantinischen Bildung ist es freilich, daß die stärkste Seite dieses starken Mannes doch der Stil gewesen ist, für den er sich kein geringeres Vorbild als Platon gewählt hat. Zur Ehre des Psellos muß aber gesagt werden, daß er den Plato auch inhaltlich zu schätzen wußte und das Wagnis durchführte, die platonische Philosophie aus ihrem langen Winterschlafe zu erwecken und sie sogar über das von der Kirche sanktionierte System des Aristoteles zu erheben. Mit der Philosophie und dem Studium des Altertums nimmt seit dem 11. Jahrhundert auch die Geschichtschreibung, die im 9. und 10. Jahrhundert auf trockene Annalistik beschränkt gewesen war, einen höheren Flug, und Psellos hat sich auch an ihr durch eine wertvolle Darstellung seiner eigenen Zeit beteiligt. Die Epigrammatik erreicht mit zwei der liebenswürdigsten Erscheinungen der byzantinischen Periode, Christophoros von Mytilene (etwa 1000—1050) und Johannes von Euchaita (etwa 1010—1070), eine ansehnliche und des alten Ruhmes dieser Gattung würdige Höhe.

Michael Psellos (1018—1078?).

VI. Hochrenaissance und Humanismus (12.—15. Jahrhundert). Zur völligen Entfaltung gelangt das literarische Leben im 12. Jahrhundert unter der machtvollen Herrschaft der drei Komnenen, die dem Reiche eine letzte kurze Glanzperiode sicherten. In vier großen Werken werden die Geschicke des oströmischen Reiches zur Zeit der Kreuzfahrer nach dem bewährten Vorbild der alten Geschichtschreibung dargestellt. Hier beteiligte sich auch eine Frau. Die Alexias (vollendet 1148), in der die hochgebildete Kaisertochter Anna Komnena die Taten ihres Vaters Alexios erzählte, hat von jeher ein allgemeines Interesse erregt und ist mit unserer Literatur dadurch eng verbunden, daß eine deutsche Übersetzung in Friedrich Schillers „Allgemeiner Sammlung historischer Memoires", Jena 1790, erschienen ist. Unter den Kirchenfürsten, die in dieser Zeit mehrfach in den Dienst der profanen Literatur traten, ragen durch Originalität der Persönlichkeit und der Schriftstellerei besonders hervor Eustathios, der Erzbischof von Thessalonike, und Michael Akominatos, der Metropolit von Athen, beide auch dadurch merkwürdig, daß sie fern von der längst alles literarische Leben in sich vereinigenden Hauptstadt wirkten und uns endlich wieder die geistigen Zustände der Provinz kennen lehren.

Anna Komnena (1083—1148).

Eustathios († um 1192) ist den Philologen bekannt durch seine dickleibigen Homerkommentare, die neben Massen öder Weisheit auch manche Perle enthalten. Er war aber viel mehr als ein belesener Scholiast und ein trockener Stubengelehrter. Wenn wir die übrigen leider noch immer wenig bekannten Schriften des Eustathios lesen, lernen wir eine sehr eigenartige, äußerst sympathische Persönlichkeit kennen. In anschaulicher Weise schildert er uns die Eroberung seiner treuen Stadt Thessalonike durch die Normannen. In Reden an die Kaiser berührt er zeitgeschichtliche Vorgänge und macht praktische Vorschläge z. B. über die Versorgung der Hauptstadt mit Trinkwasser. Mit einem erquickenden Freimut, durch den er sich manch heimtückischen Gegner schuf, kämpft er gegen die Korruption und die geistige Versumpfung des Klosterlebens. In edler Entrüstung mahnt er z. B. die Mönche, die herrlichen Schätze ihrer Bibliotheken nicht zu verschleudern: „O, Du Unwissender, was machst Du die Klosterbibliothek Deiner Seele gleich? Weil Du aller Kenntnisse bar bist, willst Du auch aus dieser alle Bücherschränke wegräumen? Laß sie doch ihre Schätze behalten! Nach Dir wird wieder ein Kenner oder Freund der Literatur kommen." Kulturgeschichtlich interessant ist ein Essay, der nachweist, daß die Priester unrecht daran tun, sich des ihnen vom Volke erteilten, noch heute üblichen Titels Papás (= russisch Pop) zu schämen.

Eustathios († um 1192).

Des Eustathios Schüler und Freund Michael Akominatos (etwa 1140 bis 1220) ist durch die warm empfundene Schilderung, die ihm Gregorovius in seiner Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter gewidmet hat, jetzt in weiteren Kreisen bekannt. Unter seinen zahlreichen Schriften, wie Homilien, Reden, Briefen und Dichtungen, erweckt besonders Interesse

Michael Akominatos (etwa 1140—1220).

eine jambische Elegie auf die Stadt Athen, die „erste und einzige Klagestimme über den Untergang der alten erlauchten Stadt, welche auf uns gekommen ist". Gregorovius übersetzt die ersten Verse also:

Die Liebe zu Athen, des Ruhm einst weit erscholl,
Schrieb dieses nieder, doch mit Wolken spielt sie nur
Und kühlt an Schatten ihrer Sehnsucht heiße Glut.
Denn nimmer, ach, und nirgend mehr erschaut mein Blick
Hier jene einst im Lied so hochgepries'ne Stadt.

Auf den meisten Literaturgebieten, auch ganz abgelegenen und verschollenen, herrscht in der Komnenenzeit reges Leben. Der Geschmack an der erotischen Erzählung, die lange verpönt gewesen war, erwacht Romane. wieder, und die süßliche, unwahre Gattung des griechischen „Romans", unter dem man sich alles, nur keinen modernen Roman vorstellen muß, wird um vier freilich denkbarst übel geratene Spätgeburten bereichert. Andere versuchen sich in der poetischen Satire und in Dialogen nach dem Drama. Vorbilde des unsterblichen Lukian. Selbst ein Drama, „Das Leiden Christi", ist in dieser Zeit gewagt worden, ein aus Versen alter Dichter mosaikartig zusammengesetztes Machwerk, das freilich nur zu deutlich beweist, wie sehr den Byzantinern das Verständnis und die Voraussetzungen für ernstes Theaterwesen abhanden gekommen waren.

Humanismus. In den letzten Jahrhunderten des Reiches unter den Herrschern aus dem Hause Palaeologos hat das Studium des klassischen Altertums und die auf ihm ruhende literarische Tätigkeit an Vertiefung und Mannigfaltigkeit noch gewonnen. Der gelehrte Attizismus wird noch deutlicher betont als selbst in der Komnenenzeit, und die Tatsachen der zeitgenössischen Sprache und Kultur werden demgemäß noch schärfer zurückgewiesen als früher. Während man, um ein bezeichnendes Beispiel anzuführen, bisher trotz des sprachlichen Purismus die christlichen (römischen) Monatsnamen gebraucht hatte, geht der Historiker Pachymeres im Anfang des 14. Jahrhunderts schon so weit, dem Archaismus zuliebe die nur einem Gelehrten verständlichen attischen Monatsnamen (z. B. Gamelion) anzuwenden. Befördert wurde diese einseitige Richtung auf das hellenische Altertum und die Abwendung vom realen Leben der Gegenwart durch die nunmehr vollendete Gräzisierung des Hof- und Staatswesens und den nahezu vollständigen Verlust der nichtgriechischen Landesteile. Seit der Wiederaufrichtung des Thrones in Konstantinopel (1261) erscheint das oströmische Reich als ein rein griechisches Gebilde, ein althellenisch gefärbtes Humanistenreich, und die deutlichsten Charakterzüge der byzantinischen Bildung und Literatur vom 13.—15. Jahrhundert sind die leidenschaftliche Hingabe an die kirchlichen Streitigkeiten und das traumhafte Zurückleben in die große, ferne Blütezeit des Altertums.

Durch den byzantinischen Humanismus ist der westeuropäische Humanismus, wenn nicht erzeugt, so doch nachhaltig befruchtet worden. Infolge der wachsenden Unsicherheit der politischen Verhältnisse im Osten wan-

derten griechische Gelehrte mit ihren Bücherschätzen nach Italien und verbreiteten dort die erste Kenntnis der altgriechischen Sprache und Literatur. Trotz dieses unleugbaren Zusammenhanges ist der byzantinische Humanismus von dem italienischen nach seiner Entstehungsweise, seinem Gesamtcharakter und seiner Wirkung auf das nationale Leben erheblich verschieden, und eine Gleichung oder Vergleichung beider erheischt allerlei Vorbehalt. In Byzanz ist der Zusammenhang mit dem Altertum, den schon das Fortleben des Staates sicherte, niemals gründlich abgebrochen worden, und das kulturelle Ackerland hat niemals so lange brachgelegen wie im Westen; daher sind die antiken Samenkörner hier nicht so üppig in die Halme geschossen wie in Italien, wo sie auf einen frischen jungfräulichen Boden fielen. Dazu kommt, daß die Antike in Byzanz gerade durch die ununterbrochene Tradition, die seit dem 9. Jahrhundert einen neuen Aufschwung nahm, immer mehr in eine äußerliche Dressur zu grammatischer Korrektheit und dumpfem Wissenskram ausartete, während man bei der Wiederbelebung des Altertums im Westen viel mehr den tiefen Gehalt und die ewige Schönheit der griechischen Kultur beachtete. In Byzanz waren die Lernenden heranwachsende Jünglinge, in Italien gereifte, welterfahrene Männer. „Anders lesen Knaben den Terenz, anders Hugo Grotius.“ Im Westen fand die antike Befruchtung durch die glückliche Mischung italischer und germanischer Menschen einen empfänglicheren Nährboden als im Osten, wo teils weniger vorteilhaft zusammengesetzte Mischrassen, teils unvermischte und dadurch entkräftete einheimische Volksteile die ethnographische Basis bildeten. Vor allem aber war der Osten durch den Niedergang der politischen, sozialen und materiellen Verhältnisse dem Westen gegenüber stark im Nachteil. In Italien fiel die Wiederbelebung des Altertums in eine Zeit, in der unter dem Schutze blühender Gemeinwesen ein wohlhabendes Bürgertum groß wurde und eine allen geistigen Anregungen zugängliche neue Gesellschaft erstand; im Osten erreicht die gelehrte Rückkehr zum Altertum ihre höchste Steigerung in einer Periode, in der durch das unaufhaltsame Vordringen der Seldschuken und Türken eine Provinz nach der anderen dem christlichen Machtbereiche und damit der Möglichkeit einer höheren Kultur verloren ging und auch die noch erhaltenen Gebiete unrettbar der Verarmung und Zerrüttung preisgegeben waren. Im Westen bildete das Studium der Antike eine wohltätige Ingredienz für die aus dem urwüchsigen christlich-mittelalterlichen Barbarentum emporstrebende neue Kultur; im Osten trifft die intensive Tränkung mit antiker Weisheit ein greisenhaftes, hinsterbendes Geschlecht. Im Westen eröffnet die wiederbelebte Antike ein jugendfrohes Zeitalter, an dessen Spitze sich Dantes Riesengestalt erhebt; im Osten beschließt die Rückkehr zum Altertum eine müde, altertümlich gespreizte, künstlerisch erschlaffte Zeit, das byzantinische Spätmittelalter.

Aus der inneren Verschiedenheit des byzantinischen und italienischen Humanismus erklärt es sich auch, daß jeder Versuch mißlingen mußte, auf

der literarisch-philosophischen Grundlage des griechischen Altertums eine Versöhnung der durch die kirchlichen Streitigkeiten auseinandergefallenen griechischen und romanischen Welt anzubahnen. Die gemeinsamen Momente in der Verehrung des Altertums wurden selbst in den engsten Gelehrtenkreisen verschiedenartig aufgefaßt und waren nicht imstande, die viel stärkeren religiösen und nationalen Gegensätze der breiten Volksschichten auszugleichen.

Auf die literarische Schaffensfreude und Schaffenskraft hat der intensivere Betrieb der Altertumsstudien immerhin auch bei den Byzantinern eine günstige Wirkung ausgeübt. Es ist merkwürdig, wie fruchtbar an geistig regsamen und selbst bedeutenden Männern diese letzten Jahrhunderte gewesen sind, obschon der staatliche Organismus immer mehr einschrumpfte und offensichtlich seinem Zusammenbruche entgegenging. Außer der Geschichtschreibung, die sich bis zum Ende der byzantinischen Tage auf einer ansehnlichen Höhe erhielt, wurden namentlich die Theologie, die Philosophie, der schöngeistige Essay und der literarische Brief, diese beiden freilich meist inhaltsleer und seelenlos, von einigen auch die Poesie gepflegt. Auf dem theologischen Gebiete dominieren in recht unerfreulicher Weise die mit südländischer Leidenschaft geführten Kämpfe für und gegen die Wiedervereinigung mit der römischen Kirche. In der Profanliteratur tritt wiederholt eine erstaunliche gelehrte Vielseitigkeit hervor, die alle Gebiete des menschlichen Wissens in der Art von Leibniz zu umspannen strebt. Die Hauptperson, für die Paläologenzeit ähnlich typisch, wie etwa Psellos für das 11. Jahrhundert, ist Nikephoros Gregorás († um 1360), der ein großes Geschichtswerk über die Zeit von 1204—1359 abfaßte, sich mit persönlichem Opfermut an den theologischen Kämpfen der Zeit beteiligte und außerdem noch Zeit fand, auf den meisten übrigen Gebieten der byzantinischen Wissenschaft zu glänzen. Das schönste Zeugnis seines Weitblickes und seiner geistigen Selbständigkeit ist der Plan über die Verbesserung des Kalenders, den er im Jahre 1325 — also dritthalb Jahrhunderte vor Gregor XIII — dem Andronikos II Palaeologos unterbreitete. Der Kaiser trug Bedenken, die Reform durchzuführen, weil es zu schwierig sei, die übrigen Völker zu ihrer Annahme zu bewegen. Es ist eine seltsame Ironie des Schicksals, daß die Griechen, von denen mithin die Kalenderreform zuerst geplant war, später, als sie von Rom aus wirklich durchgeführt wurde, ihren Beitritt verweigerten. An Gediegenheit des Wissens, an Scharfsinn, an idealer Begeisterung und Festigkeit des Charakters steht Gregoras den größten Männern der abendländischen Renaissance ebenbürtig zur Seite.

Nikephoros Gregorás († um 1360).

Wahrhaft ergreifend ist es, zu sehen, mit welcher Pflichttreue die Byzantiner noch mitten im Zusammenbruche ihrer alten Herrlichkeit die Darstellung ihrer Lebensgeschichte fortgeführt haben. Drei nach Bildung und Charakter sehr verschiedene Männer haben den heldenhaften Todeskampf des griechischen Kaisertums und das ungestüme Wachstum des

Dukas († etwa 1470). Phrantzes (1401 bis etwa 1480). Laonikos Chalkondyles († etwa 1470).

jungen Osmanenreiches in stattlichen Werken erzählt: Dukas († etwa 1470), ein Verwandter der Kaiserfamilie dieses Namens, Georgios Phrantzes (1401 bis etwa 1480) und Laonikos Chalkondyles († etwa 1470). Alle drei haben den Schauplatz der geschilderten Ereignisse und einen Teil dieser Ereignisse selbst durch eigenste Anschauung kennen gelernt. Dukas diente dem genuesischen Podestà in Phokäa als Gesandter am türkischen Hofe. Phrantzes war Sekretär Kaiser Manuels II und geriet bei der Eroberung Konstantinopels in türkische Gefangenschaft. Chalkondyles aus Athen hatte in Griechenland Gelegenheit, die Kämpfe der fränkischen und griechischen Herrscher unter sich und mit den Türken zu beobachten. In seiner Darstellung ist Dukas von volkstümlicher Schlichtheit und Frische, Phrantzes sucht einen Mittelweg zwischen der Umgangssprache, der Dukas folgt, und dem künstlichen Archaismus, Chalkondyles wandelt sklavisch in den Fußstapfen des Thukydides und Herodot und wird dadurch dunkel und schwerfällig.

VII. Die Volksliteratur. Trotz aller äußeren Erfolge krankt das byzantinische Schrifttum an einem stetig wachsenden unheilbaren Übel: ihm fehlt die zeugende Frische des Lebens und die ursprüngliche Kraft der Natur. Dadurch, daß die nationale Bildung seit dem 9. Jahrhundert wiederum ganz prinzipiell zu den alten Formen zurückkehrte, während gleichzeitig die lebende Sprache unaufhaltsam weiter schritt, entstand zwischen Literatur und Leben eine Kluft, die keine Vermittelung mehr zuließ (vgl. S. 255). Nach verschiedenen einzelnen Ansätzen (in Sprichwörtern, Akklamationen usw.) wurde die griechische Umgangssprache seit dem 12. Jahrhundert in größeren Werken angewendet. Sie bilden die volksmäßige Kehrseite der byzantinischen Literatur, und ihre Kenntnis ist zum tieferen Verständnis des nationalen Geistes der Byzantiner unerläßlich.

Volkssprache.

Wie bei den Romanen ist die Volkssprache auch bei den Mittelgriechen zuerst in der Poesie erprobt worden. Die Stoffe dieser von der alten Tradition durch Sprache und Metrum (den politischen Vers; s. o. S. 269) so stark verschiedenen dichterischen Versuche sind äußerst mannigfaltig. Zuerst hat man in der Hauptstadt ein Gemisch von Umgangs- und Schulsprache, wie es scheint unter dem ermutigenden Beifall der Hofkreise, in Mahn-, Lob- und Bittgedichten angewendet. Später treffen wir Liebesgedichte, märchenhafte Erzählungen, Orakel, religiöse Sentenzen, Gebete, Auszüge aus den heiligen Schriften, Heiligenleben usw. Eine Gruppe für sich bilden große epische Dichtungen, in denen antike Stoffe wie die trojanische Sage und die Alexandergeschichte behandelt werden, und Versromane über mittelalterliche und zum Teil sogar abendländische Erzählungsstoffe, z. B. die aus Frankreich stammenden Geschichten von Floire und Blanceflor und von Peter aus der Provence und der schönen Maguelonne. Recht merkwürdig sind einige Tier- und Pflanzengeschichten, wie eine Bearbeitung des berühmten Tierfabelbuches Physiologus, eine Vierfüßler-

geschichte und ein Vogelbuch, beide mit satirischer Tendenz, auch mehrere Nachahmungen der Geschichte vom Reineke Fuchs; in Prosa abgefaßt sind zwei Parodien des byzantinischen Hof- und Titelwesens: das Fischbuch und das Obstbuch.

Ganz eigenartig und echte, naturfrische Kinder des byzantinischen Bodens sind mehrere sagenhafte und historische Dichtungen, in welchen Taten berühmter Helden und geschichtliche Ereignisse besungen werden. Wir haben einen Zyklus von Liedern, die sich auf den Fall von Konstantinopel und den Tod des letzten griechischen Kaisers beziehen; eine andere Gruppe betrifft die Eroberung von Trapezunt; eine dritte den geheimnisvollen Bau der Brücke von Arta. An Alter und Bedeutung behauptet die erste Stelle der Akritenzyklus.

Digenis Akritas.

Digenis Akritas ist der Held einer Dichtung, die man als das Nationalepos der Byzantiner bezeichnen kann. Die Verteidigung der weit vorgeschobenen Südostgrenzen wurde um so wichtiger, je mehr sich das Schwergewicht des Reiches nach den kleinasiatischen Provinzen verschob. Die ununterbrochenen Kämpfe, die in Kappadokien und Mesopotamien im 10. und 11. Jahrhundert gegen Sarazenen, Seldschuken und andere Feinde geführt wurden, bilden die historische Grundlage der Akritaslieder. Der Held heißt Digenis, d. h. zwiegeboren, weil sein Vater ein Muselmann, seine Mutter eine Christin war. Der Beiname Akritas (von *ákra* = Grenze, also eigentlich „Grenzer") ist der byzantinische Ausdruck für die tapferen Verteidiger der gefährdeten Grenzgebiete, die man etwa mit unseren frühmittelalterlichen Markgrafen vergleichen kann. Um diesen Digenis, der sicher als historische Person zu denken ist, hat sich ein Kreis von märchenhaften Heldenliedern gebildet, mit denen aus der westeuropäischen Literatur das Rolandslied und die Romanzen des Cid wohl am nächsten verwandt sind. Die ursprünglichen Formen der Digenislieder sind verloren. Wir besitzen aber neugriechische Volkslieder aus Trapezunt, Kappadokien und Cypern, in denen Episoden der Sage erzählt werden. Sogar in die Volksdichtung der sarmatischen Steppen ist der Digenisstoff, vermutlich durch südslawische Vermittelung, übergegangen und dort in mehreren Bearbeitungen verbreitet. Doch hätten alle diese Reste nicht hingereicht, um eine genauere Vorstellung von jenen alten Digenisliedern zu gewinnen, die wir voraussetzen müssen. Da wurde vor etwa 30 Jahren durch einen glücklichen Zufall im fernen Trapezunt eine aus dem 16. Jahrhundert stammende Handschrift entdeckt, die eine literarische Bearbeitung der Digenisgeschichte enthält. Später tauchten noch andere Handschriften auf: in Grottaferrata bei Rom, in Oxford, auf der Insel Andros und in der Bibliothek des Escurial. Was in diesen jetzt größtenteils durch den Druck bekannt gemachten Handschriften steht, sind nach Umfang (ca. 3000 bis 5000 Verse), Inhalt und Sprachform stark abweichende literarische Bearbeitungen der Digenisgeschichte, die aber doch in den Hauptpunkten auf ein Original zurückweisen; ein Kodex enthält eine prosaische Nach-

erzählung. Alle Handschriften stammen aus später Zeit, dem 15.—17. Jahrhundert, und wir müssen uns klar bewußt bleiben, daß nichts von dem, was uns heute an literarischen Digenistexten vorliegt, in seiner sprachlichen Form mit Sicherheit über das 15. Jahrhundert hinauf gerückt werden kann. Dagegen ist der Urtypus, nach den geschilderten Zuständen und vorausgesetzten politischen Verhältnissen, erheblich älter und geht wohl ins 13., vielleicht sogar ins 12. Jahrhundert zurück. Gemeinsam ist allen poetischen Fassungen — der Prosatext ist noch nicht veröffentlicht — die belehrende, religiöse und moralisierende Tendenz; sie tritt aber in einigen Texten stärker, in anderen schwächer hervor. Mehrere Bearbeiter haben, um das Werk den Forderungen der Schule und Kirche anzupassen, Zitate aus den alten Dichtern und den heiligen Schriften, pedantische Unterweisungen und Sentenzen eingefügt und die offenbar ursprünglich ziemlich freien erotischen Episoden retuschiert. Von den Bearbeitern stammen außer den Verbindungsstücken zwischen einzelnen Liedern vermutlich auch einige breit ausgesponnene religiöse Einlagen und größere Teile der Liedkerne selbst, vielleicht sogar ganze Episoden.

Wenn einmal alle Texte publiziert sind, wird die große Aufgabe zu lösen sein, das verwandtschaftliche Verhältnis der Bearbeitungen festzustellen, dadurch die Frage nach den ursprünglichen Bestandteilen des Epos zu klären und endlich die alten Lieder aus der Umwucherung durch das schulmeisterliche Beiwerk herauszuschälen. Schon jetzt lassen sich mehrere Lieder und Liedkreise erschließen, wie: die Geschichte der Eltern des Digenis, die Kindheit des Helden, seine Heldentaten auf der Jagd, seine Liebeswerbung und Vermählung, die Episode der verlassenen Braut, deren Lockungen Digenis unterliegt, der Kampf mit dem Drachen, dem Löwen und den Räubern, die durch den Alexanderroman beeinflußte und vielleicht nicht ursprüngliche Episode der Amazone Maximu, die Digenis mit dem Schwerte bezwingt, um dann selbst von ihrer Schönheit bezwungen zu werden, die Erbauung des märchenhaften Schlosses am Euphrat, der Tod der Eltern des Digenis, der frühzeitige Tod des Digenis und seiner Gattin. Es muß aber zum Schluß kräftig betont werden, daß die Scheidung zwischen den ursprünglichen Liedern und den Zutaten der literarischen Bearbeiter noch wenig gefördert ist.

Nach ihrem Stoffe und Leserkreise, aber nur teilweise nach ihrer sprachlichen Form gehören zur volksmäßigen Literatur einige weitverbreitete Prosaschriften wie der weltberühmte geistliche Roman Barlaam und Joasaph, dessen Fabel aus der Lebensgeschichte des Buddha entnommen ist (s. S. 261), das auch aus Indien stammende, in alle mittelalterliche Literaturen übergegangene Buch von den sieben weisen Meistern, in der mittelgriechischen Bearbeitung „Allerschönste Geschichte des Philosophen Syntipas“ betitelt, und der mit ihm verwandte Fürstenspiegel Kalilah und Dimnah, dessen Heimat ebenfalls in Indien zu suchen ist. Rein volkssprachliche Prosadenkmäler sind die im 12. und 13. Jahrhundert verfaßten Prosaschriften.

griechischen Gesetze von Jerusalem und Cypern, einige Chroniken, Hausarzneibücher, Sprichwörtersammlungen und zahllose Übersetzungen hochgriechischer Werke.

Trotz der glücklichen Wahl mancher Stoffe und trotz mancher Einzelerfolge ist die in der Volkssprache abgefaßte Literatur bei den Griechen immer das Aschenbrödel der Nation geblieben und ist im Wettbewerb mit der älteren vornehmen Schwester, der gelehrten Literatur, unterlegen. Die Hauptschuld daran trägt die ununterbrochene Fortführung der alten Sprache in Staat, Schule und Kirche. Dadurch, daß sich die Tradition der formalen Bildung fast ausschließlich auf der Antike aufbaute — nur selten kommen im Unterrichte christliche Denkmäler (z. B. die Lieder des Gregor von Nazianz und des Johannes von Damaskos) und zeitgenössische Dinge zum Worte —, wurden die Veränderungen der lebenden Sprache wie auch die neuen und fremden Elemente in den Stoffen, im Volkscharakter, in der künstlerischen Auffassung usw. nach Kräften verdeckt oder unterdrückt. Die Volksliteratur ist es, in der die lebendigen Unterströmungen zutage traten: die tiefgreifenden Umwälzungen in der Sprache, die neuen metrischen Formen und die Durchsetzung der griechischen Welt mit orientalischen Erzählungsstoffen, Anschauungen und Geschmacksrichtungen. Orientalischen Ursprungs ist z. B. außer den drei eben erwähnten Prosaerzählungen die Versgeschichte vom Armen Leon. Außerdem verrät sich orientalischer Einfluß in zahlreichen einzelnen Zügen der Schilderung und des märchenhaften Beiwerks, recht deutlich u. a. in mehreren Versromanen und im Digenisepos, dessen Doppelgesicht schon durch die Abstammung seines Helden von einem heidnischen Syrer und einer christlichen Griechin angedeutet ist.

VIII. Die Türkenzeit (1453—1821). Durch den Fall des oströmischen Reiches (1453) wurden die zuletzt immer dürftiger gewordenen politischen, gesellschaftlichen und materiellen Grundlagen der nationalen Bildung und der literarischen Tätigkeit fast vollständig vernichtet. Nur die kirchliche Organisation blieb bestehen und fristete unter dem Schutze der neuen Machthaber ein ärmliches Dasein. Der Kirche ist es denn auch zu danken, daß trotz der kulturfeindlichen Türkenherrschaft doch manche Reste der alten Bildung erhalten blieben. Hierfür wirkten die geistlichen Schulen in Konstantinopel, Jannina, auf dem Athos und in Patmos. Die besten gelehrten Kräfte suchten und fanden außerhalb des türkischen Machtbereiches ein Feld der Tätigkeit, indem sie althellenische Bildung, besonders die platonische Philosophie durch Wort und Schrift verbreiteten.

Wenn man von den Werken der mit Italien verbundenen Griechen, die in den Kreis des abendländischen Humanismus gehören, absieht, so erscheint die griechische Schriftstellerei in der Türkenzeit trotz der vielen Namen als treues Spiegelbild der traurigen und ärmlichen äußeren Verhältnisse. Auf dem theologischen Gebiete ist es vornehmlich der alte Streit

mit den Lateinern, der mit den tausendmal wiederholten Argumenten fortgeführt wurde. Unter den profanen Gattungen behauptet den Vorrang vorerst noch immer die Geschichtschreibung. Kritobulos (um 1470), ein vornehmer Grieche aus Imbros, der sich schnell mit den Türken aussöhnte, erzählte im Stile des perikleischen Zeitalters die Taten des Sultans Mohammed II. Die Folgezeit hat nur noch dürre, volksmäßige Weltchroniken hervorgebracht, das 16. Jahrhundert die des Manuel Malaxos, das 17. die des Dorotheos von Monembasia. Erfreulich sind die kraftvollen Ansätze zu einer auf der natürlichen Sprache ruhenden neugriechischen Literatur, die im 16. und 17. Jahrhundert auf Kreta, im 18. Jahrhundert auf der Heptanesos hervortraten. Sie sind durch die kunstsprachliche Reaktion im 19. Jahrhundert wieder vernichtet worden; doch hat sich in der Poesie die Volkssprache bis auf den heutigen Tag behauptet (s. S. 256). So ist denn das sichtbarste geistige Erbteil, das die Neugriechen aus der byzantinischen Zeit übernommen haben, die Doppelköpfigkeit ihrer Sprache und Literatur. Die Versuche zur Ausgleichung dieses Dualismus in der Volksseele werden wohl noch lange im Mittelpunkt der griechischen Kulturarbeit stehen. Von der gedeihlichen Lösung dieser Lebensfrage hängt es ab, ob die Griechen dereinst noch einmal eine Literatur erzeugen werden, die diesen Namen verdient.

Kritobulos (um 1470).

Ich glaube und hoffe, sie werden diese Literatur hervorbringen. Nahezu zwei Jahrtausende haben Attizismus, Archaismus und Rhetorismus, verhängnisvolle Erbstücke der Vorfahren, die frische Entfaltung eines neuen und eigenartigen Schrifttums gehemmt. Es war natürlich, daß das vielgeprüfte und geistig verarmte Volk, nachdem es sich durch heldenmütige Kämpfe aus der Türkenbarbarei befreit hatte, zunächst einfach auf die verstaubten Formen seiner Vergangenheit zurückgriff. Heute aber sollten die literarischen Allongeperücken, d. i. klassizistische Unnatur, altertümliche Dunkelheit und gezierter Bombast, endlich abgeworfen werden. Es ist die Zeit gekommen, daß weitblickende starke Menschen das mannigfaltige fruchtbare Leben der Gegenwart in sich fassen und unbeirrt durch verknöcherten und verknöchernden Formelkram im harmonischen Einklang mit dem Denken und Fühlen der Nation zum Ausdruck bringen. So wird das schöne neue Hellas sich s e i n e Literatur und s e i n e nationale Bildung erringen und den Völkern zurufen können: Tretet ein! Auch hier sind Götter!

S c h l u ß b e t r a c h t u n g. Die welthistorische Bedeutung der byzantinischen Bildung und Literatur kann nicht bezweifelt werden. Die griechischen christlichen Oströmer haben über tausend Jahre das geistige Erbe des Altertums gegen die wütenden, von allen Seiten losstürmenden Angriffe der Barbaren gehütet. Sie haben eine eigenartige mittelalterliche Kultur geschaffen und die Schätze der alten heidnischen und ihrer eigenen christlichen Literatur allen Nachbarvölkern mitgeteilt: den Syrern, den

Welthistorische Bedeutung der byzantinischen Literatur.

Kopten, Armeniern, Georgiern, Arabern, den Bulgaren, Serben, Russen und Rumänen; sie haben sogar den Mördern ihres politischen Lebens, den Türken, wertvolle Stücke ihrer Bildung, besonders ihrer rechtlichen und staatlichen Einrichtungen hingegeben; sie haben durch ihre Lehre im Osten Europas eine neue, riesengroß in die pulsierende Gegenwart hereinragende Kultur erzeugt. Sie haben endlich, im langen schmerzvollen Todeskampfe, die Schätze der althellenischen Weisheit und Kunst auf den sicheren Boden des Abendlandes verpflanzt und dadurch die westlichen Völker, wie früher die des Ostens und Nordens, mit reichen Bildungskeimen befruchtet.

Die Nachkommen der Byzantiner besitzen keine politische Macht, und die künftigen Geschicke der einst vom oströmischen Staate eingenommenen Länder werden nicht von den Griechen bestimmt werden. Dafür aber haben die neuen Hellenen die große und dankbare Pflicht, im Südosten als Pioniere der europäischen Bildung und christlichen Gesittung zu dienen und bei der geistigen und materiellen Regeneration des uns nächstliegenden Orients in der ersten Linie mitzuwirken. Mögen sie dieser weitausblickenden Aufgabe in einer ihres ruhmreichen Namens würdigen Weise gerecht werden!

Literatur.

Daß die Zeit von Konstantin bis Justinian, obwohl sie schon oben S. 200 ff. eine so vortreffliche Darstellung gefunden hat, auch von mir flüchtig skizziert worden ist, geschah im Einverständnis mit v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF. Denn ebenso wie er bin ich der Ansicht, daß die Übergangsperiode eine doppelte Betrachtung, zuerst vom antiken, dann vom mittelalterlichen Ufer aus, erfordere. Der Januskopf dieser aus alten und neuen Elementen gemischten Zeit müßte eigentlich immer und noch viel eingehender, als es hier geschehen konnte, von zwei Seiten aus studiert werden.

1. Die systematische Aufdeckung und Erforschung der byzantinischen Literatur beginnt mit den großen Ausgaben der byzantinischen Historiker, die im 17. Jahrhundert unter den Auspizien Ludwigs XIV durch gelehrte Franzosen wie DU CANGE, COMBEFIS, MALTRAIT u. a. veranstaltet wurden („Pariser Corpus"). Das 18. und 19. Jahrhundert beschränkten sich zunächst, im Anschluß an diese Riesenarbeit, auf weitere Veröffentlichung historischer Quellen und auf die Untersuchung und Darstellung der byzantinischen Geschichte (im 18. Jahrh. GIBBON; im 19. die Deutschen FALLMERAYER, TAFEL, HOPF, GELZER; die Franzosen BUCHON, RAMBAUD, SCHLUMBERGER, DIEHL; die Engländer FINLAY und BURY). Eine philologische Arbeit im größeren Stil hat allerdings das 18. Jahrhundert hervorgebracht: der größte Teil des byzantinischen Schrifttums ist durch des FABRICIUS Bibliotheca graeca bekanntgemacht worden (s. S. 234). Aber der weite Gesichtskreis, der in diesem gelehrten, leider durch seine Formlosigkeit abschreckenden Monumentalwerke herrscht, verengte sich durch das Aufkommen des Klassizismus so sehr, daß von nun an sowohl die einzelnen Forschungen wie die Sammelwerke und allgemeinen Darstellungen meist vor willkürlich gesteckten Grenzen Halt machten. Im großen und ganzen hat die griechische Philologie im 19. Jahrhundert die Byzantiner nur insoweit beachtet, als sie bei ihnen Reste und Ergänzungen der alten Literatur vermutete. Demgemäß blieb auch die Veröffentlichung, Verwertung und Beurteilung der byzantinischen Denkmäler meist auf dem engherzigen und kurzsichtigen Standpunkt des Klassizismus befangen. In diesem Sinne wurden denn einzelne Teile der byzantinischen Literatur auch in mehreren Gesamtdarstellungen der altgriechischen Literatur berücksichtigt, am besten, aber mit Beschränkung auf die Poesie, in der Geschichte der griechischen Literatur von G. BERNHARDY (vierte Bearbeitung in 3 Teilen, 1876—1880). Zu einer umfassenden Erforschung der byzantinischen Literatur um ihrer selbst willen, zum Studium der Schriftwerke aus der Sprache und den Dingen ihrer eigenen Zeit heraus und zu ihrer Beurteilung im großen Zusammenhange der griechisch-slawisch-orientalischen Kultur des Mittelalters kam es erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Eine geschichtliche Darstellung der auf die byzantinische Literatur gerichteten Studien, die am besten in den Rahmen einer Geschichte der mittel- und neugriechischen Philologie gefaßt würde, fehlt noch. Einen wichtigen Ausschnitt behandelt CH. DIEHL, Les études byzantines en France, „Byz. Zeitschrift" 9 (1900) 1—13.

2. Den ersten Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der byzantinischen Literatur als Ausdruckes der oströmischen Kultureinheit wagte K. KRUMBACHER, Geschichte der byzantinischen Literatur, München 1890. 2. Aufl. 1897 (in der 2. Aufl. ein Abschnitt „Theologie", bearbeitet von A. EHRHARD, und ein Abriß der byzantinischen Kaisergeschichte von H. GELZER). Das Stoffliche und Bibliographische ist hier ziemlich vollständig zusammengebracht; dagegen ist der geschichtliche Zusammenhang erst für einzelne Gebiete untersucht, und für die Aufhellung der inneren Beziehungen wie für die schärfere Charakteristik einzelner Gattungen, Perioden und Personen bleibt noch das meiste zu tun. Viele wichtige Texte sind nur fragmentarisch oder ungenügend, viele an unzugänglichen Orten, viele noch gar nicht veröffentlicht. Eine Unzahl einschneidender literarhistorischer und biographischer Fragen harren noch der Prüfung. Die Spezialforschung hat ein unübersehbares Arbeitsfeld vor sich.

Der Veröffentlichung solcher Einzelarbeiten dienen jetzt mehrere periodische Organe: die „Byzantinische Zeitschrift", herausgegeben von K. Krumbacher, Leipzig 1892 ff. (bis jetzt 15 Bände). Dazu als Ergänzung für umfangreichere Arbeiten das „Byzantinische Archiv", herausgegeben von K. Krumbacher, Leipzig 1898 ff. (bis jetzt 3 Bände). Nach dem Vorgang der „Byz. Zeitschrift" gründete die russische Akademie der Wissenschaften ein ähnliches Organ „Vizantijskij Vremennik" (d. h. Byzantinische Zeitschrift), Petersburg 1894 ff. (bis jetzt 12 Bände). Außer diesen Spezialorganen kommen in Betracht die Byzantinisch-slawische Abteilung des Jahrbuches der historisch-philologischen Gesellschaft in Odessa, die Nachrichten des russischen archäologischen Instituts in Konstantinopel und zahlreiche theologische, historische und philologische Zeitschriften, in denen byzantinische Dinge gelegentlich berührt werden. Die Übersicht über die sehr zerstreute Literatur wird jetzt erleichtert durch die der „Byz. Zeitschrift" und dem „Viz. Vrem." regelmäßig beigegebenen bibliographischen Notizen. Man gewinnt aus ihnen eine überwältigende Vorstellung von der mannigfaltigen und emsigen Arbeit, die heute auf diesem früher unbeachteten oder verachteten Gebiete um sich gegriffen hat. Wer aber näher zusehen kann, wird etwas ernüchtert. In Wahrheit sind wir lange nicht so weit vorwärts gekommen, als man nach den lawinenartig anschwellenden Massen der neuesten Kleinliteratur erwarten sollte. Wenn so viele wohlgemeinte Beiträge unzulänglich oder wertlos sind und so viele mühevolle Arbeiten einfach neu gemacht werden müssen, so ist daran größtenteils die mangelhafte Vorbereitung der Forscher schuld. Nichts ist verfehlter als die übliche stillschweigende Annahme, daß eine normale Schulung in der klassischen Philologie, in der alten Geschichte oder in der christlichen Theologie zur gedeihlichen Arbeit auf dem byzantinischen Brachland befähige. In Wahrheit erheischt diese Arbeit eine ganz eigenartige Vorbildung, besonders eine eingehende Beschäftigung mit der mittel- und neugriechischen Sprache, mit der Metrik, Epigraphik und Geschichte der Byzantiner und mit der griechischen Theologie. Wer sich byzantinischen Studien im weiteren Umfange widmen will, wird auch — besonders wegen der zahlreichen einschlägigen russischen Publikationen — der Kenntnis einer slawischen Sprache nicht entraten können und sich endlich den Ergebnissen der benachbarten orientalischen Philologien (besonders der syrischen, arabischen und armenischen) nicht verschließen dürfen.

3. Die schon in der Literaturübersicht S. 232 ff. zitierten Werke, die in einzelnen Partien auch für die byzantinische Literatur in Betracht kommen, werden hier nicht wiederholt. Ich beschränke mich wesentlich auf die Anführung einiger Bücher von allgemeiner Bedeutung. Außerdem werden mehrere Schriften zur Begründung oder Erklärung im Texte ausgesprochener Behauptungen genannt.

S. 243. Christianisierung im Osten und im Westen: Paul Fredericq, Les conséquences de l'évangélisation par Rome et par Byzance sur le développement de la langue maternelle des peuples convertis. Bull. de l'Acad. roy. de Belgique, Classe des lettres 1903, S. 738 ff. Fr. Cumont, Pourquoi le latin fut la seule langue liturgique de l'Occident? Mélanges Paul Fredericq, Bruxelles 1904, S. 63 ff.

S. 244. Themenverfassung: H. Gelzer, Die Genesis der byzantinischen Themenverfassung. Leipzig 1899 (Abhandl. d. k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, Band XVIII).

S. 245. Das syrisch-römische Rechtsbuch. Vgl. zuletzt: L. Mitteis, Über drei neue Handschriften des syrisch-römischen Rechtsbuches. Abhandl. d. preuß. Ak. d. Wiss. 1905, wo auch die ältere Literatur notiert ist.

S. 252. Den Einfluß des Orients auf die frühchristliche und byzantinische Kunst hat J. Strzygowski nachgewiesen. Vgl. besonders seine Bücher: Orient oder Rom, Leipzig 1900; Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte, Leipzig 1903; den geistvollen Artikel: Hellas in des Orients Umarmung, in der „Beilage zur (Münchener) Allgemeinen Zeitung" vom 18.—19. Februar 1902 (Nr. 40—41) und den S. 238 zitierten Aufsatz.

S. 252. Mithraskult: F. Cumont, Les mystères de Mithra. 2. Aufl. Paris 1902. (Deutsch von H. Gehrich, Leipzig 1903.)

S. 252. Säulenheilige: H. Delehaye, Les stylites. Compte rendu du 3e congrès scientifique international des catholiques, Bruxelles 1895, S. 191—232.

S. 252. Orientalische Form des mittelgriechischen Sprichwortes: K. Krumbacher, Mittelgriechische Sprichwörter, München 1893, S. 21 ff. (Sitzungsberichte der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1893, Band II).

S. 254. Koine: A. Thumb, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus, Straßburg 1901. Vgl. oben S. 85 f. und unten S. 303 f.

S. 256. Eine Geschichte der griechischen Doppelsprachigkeit vom Altertum bis auf die Gegenwart gibt K. Krumbacher, Das Problem der neugriechischen Schriftsprache, München 1902, wo auch sonstige Literatur angeführt ist.

S. 256. Ähnlichkeit der Byzantiner und Chinesen in sprachlicher Hinsicht: Geradezu verblüffende Analogieen bietet, ohne selbst auf griechische Verhältnisse irgendwie Bezug zu nehmen, W. Grube, Geschichte der chinesischen Literatur, Leipzig 1902. Vgl. bes. S. 4 („Die Continuität der Überlieferung ist für die geistige Entwickelung der Nation schwerlich ein Segen gewesen. Durch seinen zähen Fortbestand zehrt das Alte an der Lebenskraft des Neuen, und die geheiligten Bande der Tradition werden zu Fesseln des Geistes"); 351 ff.; 361 f.; 463.

S. 257. Theologische Prosa: Für die ältere Zeit (bis zum 8. Jahrhundert) kommen einige patrologische Werke in Betracht, besonders O. Bardenhewer, Patrologie. 2. Aufl. Freiburg i. B. 1901. Eine ausführlichere Darstellung gibt O. Bardenhewer in seiner: Geschichte der altkirchlichen Literatur (bis jetzt Band I u. II), Freiburg 1902—1903 (bis zum Beginn des 4. Jahrhunderts reichend).

S. 260. Hauptschrift zur byzantinischen theologischen Literatur: A. Ehrhard in Krumbachers Gesch. d. byz. Lit. 2. Aufl. 1897, S. 1—218. — Die wichtigste Sammlung von Texten der griechischen Theologen ist die von dem französischen Abbé Migne herausgegebene Patrologia, Series Graeca, 161 Bände, Paris 1857—1866.

S. 261. Leontios von Neapolis: H. Gelzer, Ein griechischer Volksschriftsteller des 7. Jahrhunderts, „Histor. Zeitschrift" 1889, S. 1 ff.

S. 261. Barlaam und Joasaph: E. Kuhn, Barlaam und Joasaph, Abhandlungen der R. bayer. Akad. 20. Band, 1. Abteilung (1894) S. 1 ff.

S. 264. Metrik der Kirchenpoesie: W. Christ et M. Paranikas, Anthologia graeca carminum christianorum, Leipzig 1871. Wilhelm Meyer, Anfang und Ursprung der lateinischen und griechischen rhythmischen Dichtung, München 1885 (Abhandl. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. I. Cl. XVII. Band, II. Abteil.). Wiederholt in W. Meyers Gesammelten Abhandlungen zur mittellateinischen Rhythmik, Berlin 1905, Band II 1—201. Dazu die unten zitierten Arbeiten von K. Krumbacher.

S. 264. Einen Teil der Lieder des Romanos veröffentlichte zuerst der gelehrte Kardinal J. B. Pitra in seinen: Analecta Sacra Spicilegio Solesmensi parata, I, Paris 1876. Eine Gesamtausgabe wird seit 21 Jahren vorbereitet von K. Krumbacher. Über eine Reihe von Vorfragen wie über die Metrik, Textverderbnisse und besonders über die Handschriften handeln desselben Schriften: Studien zu Romanos, Umarbeitungen bei Romanos, Romanos und Kyriakos, Die Akrostichis in der griechischen Kirchenpoesie, die in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1898, 1899, 1901, 1904 erschienen sind. Die definitive Feststellung der Zeit des Romanos verdanken wir P. Maas, Die Chronologie der Hymnen des Romanos, „Byz. Zeitschr." 15 (1906) 1—44.

S. 264. Die Übersetzung der ersten Strophe ist von mir, die der zweiten von J. L. Jacobi („Zeitschr. f. Kirchengesch." 1882, S. 226).

S. 265. Ephrem als Quelle des Romanos: Wilhelm Meyer, Carmina Burana, Berlin 1904, S. 149 ff. Thomas Wehofer, Untersuchungen zur Apokalypse des Romanos. Als Ms gedruckt (1902).

S. 266. Eine Gesamtausgabe der byzantinischen Historiker und Chronisten wurde unter Ludwig XIV in Paris begonnen und später fortgesetzt (1648—1819), (Pariser Corpus). Die ganze Sammlung wurde auf Anregung B. G. Niebuhrs mit einigen Nachträgen wiederholt, Bonn 1828—1878 (Bonner Corpus). Eine Reihe von Autoren steht jetzt auch in der Bibliotheca Teubneriana.

S. 266. Prokop: FELIX DAHN, Procopius von Caesarea, Berlin 1865.

S. 269. P. MAAS, Der byzantinische Zwölfsilber, Byz. Zeitschr. 12 (1903) 278—323.

S. 274. Photios: J. HERGENRÖTHER, Photius, Patriarch von Konstantinopel, III Bände, Regensburg 1867—1869.

S. 275. Konstantin VII Porphyrogennetos: A. RAMBAUD, L'empire grec au dixième siècle. Constantin Porphyrogénète, Paris 1870. — J. B. BURY, The treatise De administrando imperio, „Byz. Zeitschr." 15 (1906) 517—577.

S. 276. Michael Psellos: CARL NEUMANN, Die Weltstellung des byzantinischen Reiches vor den Kreuzzügen, Leipzig 1894, S. 81 ff.

S. 277. Anna Komnena: CARL NEUMANN, Griechische Geschichtschreiber und Geschichtsquellen im 12. Jahrhundert, Leipzig 1888, S. 17 ff.

S. 278. Humanismus in Byzanz: CARL NEUMANN, Byzantinische Kultur und Renaissancekultur, Berlin 1903. Dazu die Bemerkungen in der „Byz. Zeitschr." 13 (1904) 275 f.; 710 f.

S. 279. Vgl. A. WÄCHTER, Der Verfall des Griechentums in Kleinasien im 14. Jahrhundert, Leipzig 1903.

S. 281. Volksliteratur: K. DIETERICH, Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur, Leipzig 1902.

DIE GRIECHISCHE SPRACHE.

Von

JAKOB WACKERNAGEL.

Einleitung. Die Geschichte der griechischen Sprache können wir mit Hilfe der ältesten Literaturdenkmäler und durch richtige Würdigung der Mundarten bis ans Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. zurückverfolgen, ihre damalige Beschaffenheit und Verbreitung annähernd feststellen. Noch weiter zurück führt uns die Vergleichung mit anderen Sprachen. Schon den Sprachgelehrten des Altertums waren die Ähnlichkeiten zwischen Griechisch und Latein aufgefallen. Übereinstimmungen, wie die bei gewissen Verwandtschaftsnamen, z. B. lat. *pater* gr. *patēr* „Vater", lat. *māter* griechisch mundartlich *mātēr* „Mutter"; wie die bei den Zahlwörtern, z. B. lateinisch und griechisch *tri-* „drei" (in Zusammensetzungen), lateinisch und griechisch *octo, oktō* „acht", mußten sich nicht bloß dem Gelehrten, sondern jedem, der die Kenntnis der beiden Sprachen vereinigte, aufdrängen. Zu entsprechenden Beobachtungen mußte man späterhin von anderen Sprachen Europas aus gelangen. Aber man vermochte die Erscheinungen nicht befriedigend zu erklären. Erst die im Ausgang des 18. Jahrhunderts erfolgte Erschließung des Sanskrit ermöglichte eine wissenschaftliche Lösung der Frage. Seit Friedrich Schlegel und Franz Bopp weiß man, daß Griechisch und Latein beide einer großen Gruppe von Sprachen angehören, die man mit dem nicht ganz geschickten, aber bis jetzt nicht durch Besseres ersetzten Namen „indogermanisch" bezeichnet. Freilich von einer engeren Verwandtschaft gerade des Griechischen und Lateinischen innerhalb dieser großen Sprachengruppe kann heute nicht mehr die Rede sein. Die zahlreichen speziellen Übereinstimmungen beider Sprachen im Wortschatze beruhen auf Entlehnung seitens der Italiker; und die paar Fälle, wo die zwei Sprachen im Gegensatz zu allen verwandten im Formenbau zusammengehen, beruhen wahrscheinlich, zum Teil nachweislich auf Zufall. Will man das Griechische einer engeren Gruppe innerhalb der großen indogermanischen Sprachfamilie einordnen, so darf namentlich (abgesehen von zahlreichen sehr auffälligen Übereinstimmungen mit dem Armenischen) die Zusammengehörigkeit mit den Sprachen Westeuropas überhaupt: den italischen, keltischen, germanischen, betont werden. Wie diese hat das Griechische in zahlreichen Wörtern einen Kehllaut gegenüber einem Zischlaut der anderen verwandten Sprachen. So in *he-katon* „hundert" ein *k* wie in lateinisch *centum* und britisch *cant* gegenüber indischem *śatam*, avestischem *satem*, litauischem *szimtas*.

Das Griechische eine indogermanische Sprache.

Besonderheiten des Griechischen.

Im ganzen nimmt das Griechische eine isolierte Stellung ein. Eine tiefe Kluft scheidet es von den anderen indogermanischen Sprachen, die im Altertum auf der Balkanhalbinsel gesprochen wurden. Nur das Makedonische bildet möglicherweise eine Brücke, und auch dieses vielleicht nur infolge nachträglicher Volksmischung, d. h. insofern als hier griechische Sprache früh in den Mund thrakisch-illyrischer Barbaren geriet. Eine Menge sprachlicher Besonderheiten ist allen denen, die sich in historischer Zeit Hellenen nannten, gemeinsam und in dieser Zusammenordnung bei keinen anderen Indogermanen wiederzufinden. Zwei charakteristische Lautersetzungen lassen sich gleich an dem oben erwähnten Worte für „hundert" *hekaton* aufzeigen. Die erste Silbe ist Ausdruck der Einheit; sie entspricht kraft gemeingriechischen Ersatzes von *s*- durch einen Hauch dem alten Stamme *sem*-, der einst in den indogermanischen Sprachen zum Ausdruck der Einheit diente und in der ersten Silbe von lateinisch *singularis* enthalten ist. Dagegen dem -*kat*- der zweiten Silbe von *hekaton* entspricht in den verwandten Sprachen meist ein Lautkomplex, worin dem *t*-Laut ein Nasal vorangeht. In der Grundsprache wurde hier ein Laut gesprochen ähnlich dem *en* in deutsch *reiten*, und solchen Laut haben alle Griechen durch *a* ersetzt. Daneben hat das Griechische das Jod eingebüßt, so daß dem lateinischen *jugum* (deutsch *Joch*) griechisch *zygon*, dem lateinischen *jecur* „Leber" griechisch *hēpar* entspricht. Es hat im Unterschied vom Latein sich auf wenige Formen des konsonantischen Auslauts beschränkt und gibt unter Verzicht auf ursprünglichen freien Akzent innerhalb eines Wortes immer einer der drei letzten, unter bestimmten Bedingungen einer der beiden letzten den höchsten Ton. Nimmt man zu diesen und einigen weiteren hauptsächlich die Konsonanten betreffenden lautlichen Eigentümlichkeiten einige Neuerungen der Formenbildung, wie die Vereinfachung des Kasussystems beim Nomen (kraft deren die Griechen unter anderem des im Latein lebendig gebliebenen und weiter ausgebreiteten Ablativs entbehren), oder den Ausbau des Infinitivs zur Unterscheidung der Tempora und der sogenannten Genera Verbi, nebst einigen sonstigen verbalen Neubildungen, so hat man etwa das beisammen, was man als sicher gemein- oder urgriechisch bezeichnen kann, und ist man im Besitz der äußerlichsten Merkmale, um einen beliebig kurzen Text sofort als griechisch oder nichtgriechisch zu erkennen.

Altertümlichkeit des Griechischen.

Nicht beabsichtigt ist bei dieser Aufzählung sprachlicher Neuerungen der Eindruck, als ob das indogermanische Erbteil bei den Griechen besonders starken Umgestaltungen ausgesetzt gewesen wäre. Im Gegenteil liefert das Griechische unter allen indogermanischen Sprachen vielleicht das treueste Abbild der Muttersprache. Zum Teil verdankt es diese Stellung dem günstigen Stande seiner Überlieferung. Unter den Schwestersprachen hat nur das Indische ältere Denkmäler aufzuweisen. Aber auch wenn man das Griechische des 3. Jahrhunderts v. Chr. mit dem Latein eben dieser Zeit oder wenn man das um die Wende der Zeitrechnung ge-

sprochene Griechisch mit dem für diese Zeit erschließbaren Germanischen vergleicht, stellt es sich als dem Alten treuer geblieben heraus. Und hierauf beruht ein großer Teil der Vorzüge, die man etwa, hingerissen von der Schönheit griechischer Sprachkunstwerke, den Lauten und Formen des Griechischen schlechthin (nicht bloß bestimmten Ausgestaltungen des Griechischen) nachgerühmt hat. Ererbt ist z. B. der Wohllaut, den es durch den vielfarbigen vokalischen Klang und das Fehlen der häßlichen Laute *f* und *ch* vor dem Latein und dem Deutschen voraus hat, ein Vorzug, dessen wir allerdings infolge der hergebrachten falschen Wiedergabe der Aspiraten φ d. i. *ph* (z. B. in *Philosophos*) und χ d. i. *kh* (z. B. in *Charon*) durch *f*- und *ch*-Laute nicht völlig gewahr zu werden vermögen. Das Griechische hat diesen Wohllaut freilich gesteigert durch die Verminderung des konsonantischen Bestandteils der Wörter im Aus- und auch im Inlaut. Ebenso stammen aus der Grundsprache andere etwa dem Griechischen gutgeschriebene Vorzüge: die Ableitungs- und Zusammensetzungsfähigkeit der Nomina und die hiedurch bedingte Mannigfaltigkeit in der Bildung der Personennamen; ferner die Feinheit, die in der Unterscheidung von Aktiv und Medium, von Imperfekt und Aorist liegt. All diese Dinge sind fast ebenso im Rigveda (zum Teil auch, mit noch feinerer Durchführung, in den slawischen Sprachen) zu treffen. Das Eigentümliche am Griechischen ist im Grunde nur, daß die ererbten Ausdrucks- und Bildungsmöglichkeiten zwar allseitiger verwertet sind als im Latein, aber maßvoller und darum wirksamer als im Altindischen.

Griechisch in der Wanderzeit.

Die hellenischen Stämme hatten, als sie sich in ihren historischen Wohnsitzen niederließen, eine lange Wanderzeit hinter sich. Aber die Treue, womit sie das Alte wahrten, läßt darauf schließen, daß sie keine ihr echtes Volkstum umstürzenden Geschicke durchgemacht und sich fremde Volkselemente entweder wenig beigemischt oder eher mit glücklicher Energie gänzlich assimiliert hatten. Diese Selbstbehauptung kennzeichnet die Griechen auch in ihren geschichtlichen Sitzen.

Sprachen der ältern Bewohner Griechenlands.

Nicht bloß in den Gebieten, wo sie nach eigener Überlieferung in das Erbe älterer barbarischer Einwohner eingetreten und deren Beherrscher und engste Nachbarn geworden sind, wie an der Küste Kleinasiens, sondern auch auf den Inseln des Ägäischen Meeres und (trotz des Anspruches der Arkader und der Attiker auf Autochthonie) überall im festländischen Hellas, haben einst vor den Griechen andere, und zwar wohl durchweg nicht-indogermanische Stämme gesessen. An mehreren Punkten ist das Barbarentum bis in geschichtlich helle Zeiten lebendig geblieben. Besonders klar sind diese Verhältnisse auf Kreta. Wenn es in der Odyssee von dieser Insel heißt:

Es wohnen
Dort unzählige Menschen und ihrer Städte sind neunzig:
Völker von mancherlei Stamm und mancherlei Sprachen,

so haben dies die Funde der letzten Jahrzehnte vollauf bestätigt. Inschriftlich sind uns daselbst Reste einer völlig verschollenen Sprache entgegen-

getreten. Zahlreiche kretische Ortsnamen sind ungriechisch, zum Teil nachweislich karisch. Ebenso viele Personennamen. Im übrigen Griechenland bilden die Ortsnamen das sicherste Zeugnis einstiger nichtgriechischer Bevölkerung. Die bekanntesten Bergnamen, der des Parnassos, der des honigreichen Hymettos haben karische Endung. Daneben ist an dem ungriechischen Ursprung einzelner Götternamen nicht zu zweifeln. Den Kultus des Himmelsgottes zwar und damit den Namen Zeus haben die Griechen aus der Urheimat mitgebracht und durch ihre Wanderzüge durch gerettet. Aber im übrigen haben sie nach der Einwanderung offenbar zahlreiche Kultstätten und damit Kulte und heilige Namen von den älteren Bewohnern übernommen.

Ungemischtheit des Griechischen.

So weit, auf Ortsnamen und auf Götternamen, erstreckt sich der sprachliche Einfluß der Autochthonen. In den sonstigen Wortschatz scheint aus ihrer Sprache nur ganz weniges eingedrungen zu sein. Wohl ist die Etymologie der griechischen Sprache noch viel weiter im Rückstand, als der Fernerstehende vielleicht denkt. Und auch bei fortschreitender Forschung werden wohl immer Wörter übrigbleiben, die man weder als ererbt noch als von den Griechen selbst neu gebildet wird nachweisen können. Aber wir haben gar keine Anhaltspunkte, um mehr als ganz vereinzelte Entlehnungen aus der Sprache der Ureinwohner anzunehmen.

Ältere Fremdwörter.

Überhaupt gehört Sprödigkeit gegenüber Entlehnung zu den bezeichnendsten sprachlichen Eigenheiten der Griechen. Im schärfsten Gegensatz zu den Lateinern, die, soweit wir zurückblicken können, vom Reichtum der Griechen zehren, haben diese selbst ihr Ausdrucksbedürfnis fast ganz aus eigenen Mitteln bestritten. Alle Begriffe des persönlichen Lebens, alle des Familien- und fast alle des Staatslebens haben sie griechisch benannt; die Terminologie der Künste und Wissenschaften ist rein national. Am ehesten noch ist Einfluß fremder Sprechweise in den Kolonialgebieten zu erkennen, gerade so wie das Englische in Indien und am Kap manche entliehene Ausdrücke enthält, die einem Bewohner Londons oder Oxfords unverständlich sind. Der Jambograph Hipponax aus Ephesos verwendet das lydische Wort für „König“. Die Kyrenäer bezeichnen nicht bloß das afrikanische Produkt, das sie reich machte, das Silphion, wie billig mit afrikanischem Namen, sondern auch den Silphionwäger. Und ganz besonders haben sich die verschiedenen griechischen Stämmen angehörigen Besiedler Italiens und Siziliens dem fremden Einfluß geöffnet. Nicht bloß, was man ja leicht versteht, ihre Gewichts- und Münzbezeichnungen lehnen sich ganz an die dort einheimische Weise an; bei ihren Dichtern und in ihren Urkunden begegnet man lateinischen Wörtern wie *campus*, *panis*, *rogus* in kaum veränderter Gestalt. Aber die Hellenen des Mutterlandes haben fast nur von außen zugekommene Gegenstände der äußeren Kultur ausländisch benannt. Dies freilich von jeher. Bei Homer sind z. B. fast alle Metallnamen derartigen Ursprungs. Das Wort für Gold *(chrysos)* ist semitisch, das für Silber *(argyros)* über Kleinasien zugewandert, die für

Blei *(molibdos)* und Eisen *(sideros)* wohl iberisch bzw. kaukasisch. Wenn einzig das Erz einen echtgriechischen Namen führt *(chalkos)*, so folgt daraus, daß die Griechen nur dieses Metall kontinuierlich besessen haben. Dem entspricht es, wenn bei Homer der linnene Rock, der Chiton, ungriechisch benannt ist, und wenn nach Homer als Semitismen unter anderem die Buchstabennamen, die Bezeichnung der Schreibtafel und gewisse Ausdrücke für Gewicht und Münze begegnen. So *mna* oder *mne* „die Mine", das mit dem ersten Wort des Danielschen Mene Tekel identisch ist, während freilich für den umfassenderen Begriff *Talent* und für die Teilbegriffe *Drachme* und *Obolos* echtgriechische Ausdrücke gewählt wurden. Und wie wir die Wörter *Peitsche* und *Knute* dem solche Waffen liebenden Osten verdanken, so der Athener sein gleichbedeutendes *maragna*.

Spätere Fremdwörter.

Auch mit Alexander und dem Hellenismus trat in der Ablehnung des Fremden zunächst nur insofern eine Wendung ein, als sich nun viel mehr Anlaß bot, Dinge fremder Länder und Völker zu benennen, und als weiterhin die Barbaren und besonders die Römer immer mehr anfingen griechisch zu reden und zu schreiben und dabei ihre Sprachgewohnheiten auf das erlernte Idiom übertrugen. Aber freilich durch die römische Herrschaft und das, was sie in der Kaiserzeit im Gefolge hatte, die Völkermischung und die weit verbreitete Zweisprachigkeit der Gebildeten und wohl auch der Geschäftsleute, wurde das Griechentum stärker infiziert. Begriffe des Alltags und des öffentlichen Lebens werden nun immer mehr lateinisch benannt. Auch die Personennamen reden eine deutliche Sprache. Eine Menge orientalischer und römischer Namen wird mit griechischer Endung in Gebrauch genommen. Sprachgeschichtlich am lehrreichsten sind solche wie *Herodianos*, *Christianos*, wo auf griechischen Stamm eine lateinische Endung *(-ianos* wie in lateinisch *Caesarianus)* gepfropft ist. Auch sonst finden wir für Schöpfung griechischer Wörter lateinische Bildungselemente verwandt; selbst innere Sprachform und Wortfügung zeugen von jener Einheit griechisch-römischer Kultur, welche die Kaiserzeit charakterisiert.

Spaltung in Mundarten.

I. Die griechischen Mundarten. Das Griechische tritt uns zunächst in scharf ausgeprägter mundartlicher Spaltung entgegen. Wo große Ebenen von Nomaden bewohnt werden, pflegt die Sprache weithin einheitlich zu sein. Es fehlt da an natürlichen Grenzen, an festen Zentren. Durch das beständige Wandern kommt jeder mit jedem gelegentlich in Kontakt. So bei den Steppenvölkern Innerasiens; so bei den Arabern. Umgekehrt bei den Griechen. Hier mußte die unendliche Gliederung des Landes, da überall Gebirgszüge und Meere teils trennten, teils auch wieder verbanden, der mundartlichen Vielförmigkeit ganz eigentlich rufen; man vergleiche die Vielsprachigkeit des Kaukasus. In gleichem Sinne wirkte der zum Teil aus gleicher Ursache entsprungene politische Partikularismus. Die Vielheit von Mundarten bestand ungemindert und unverwischt bis tief in die Zeiten hinab, da man schrieb und Urkunden in Stein und Erz ver-

ewigte. Sie kamen auch in der Literatur zu Wort, hier freilich zu Anfang selten ungemischt; immerhin hatten z. B. die Lieder der Sappho und des Alkaios durchaus äolischen, die des Archilochos und des Anakreon durchaus ionischen Klang. Und so sind uns die Dialekte Griechenlands viel besser bekannt als diejenigen des alten Italien und haben eine größere geschichtliche Bedeutung als die deutschen oder gar die französischen.

Mundarten in den Kolonien.

Nicht irgend ein allgemeines Griechisch, vielmehr die besondere Mundart ihrer Stadt oder Landschaft nahmen die Griechen auch auf den Kolonisationszügen mit. So sprach man auf Kypros, das in grauer Vorzeit von der vordorischen Bevölkerung des Peloponneses Besiedler empfangen hatte, dasselbe Griechisch wie in Arkadien, in Korkyra dasselbe wie in Korinth. Und in der Chalkidike, am Pontus, in Süditalien und Sizilien hausten Ionier und Dorer mit gerade solcher sprachlicher Divergenz nebeneinander wie im Mutterlande. Neapel in Kampanien verrät seinen Ursprung aus dem ionischen Chalkis noch in der Kaiserzeit durch die Form gewisser Ausdrücke des öffentlichen Lebens.

Wesen der mundartlichen Abweichungen.

Die Mundarten gehen hauptsächlich in den Lauten und hier besonders in den Vokalen auseinander. Dehnungen und Kontraktionen führen bei den einzelnen zu verschiedenen Ergebnissen. Die Ionier und Attiker ersetzen altes *ā* durch *ē*, die Eleer altes *ē* durch *ā*; dem lateinischen *māter* stellen daher jene *mētēr*, diese *mātār* gegenüber, gerade wie lateinisch *cantātus* französisch zu *chanté* wurde, und wie anderseits der Name der *Suēben* in dem der *Schwaben* fortlebt. Innerhalb des Konsonantismus ist die variierende Behandlung des *t* und gewisser ursprünglicher Konsonantengruppen bemerkenswert. Ionier und andere machen aus altem *vikati* „zwanzig" *eikosi*, wie die Franzosen das *t* von lateinisch *natio* als *s* sprechen; und lateinischem *qvatvor* „vier" antwortet äolisch *pessyres*, ionisch *tesseres*, attisch *tettares*. Unter den Wortformen zeigen das Pronomen und der Infinitiv die zahlreichsten Abweichungen. Offenbar war der Infinitiv, worauf auch das Zeugnis der verwandten Sprachen führt, urgriechisch noch nicht auf eine bestimmte Bildung fixiert. — Im einzelnen war Grad und Art der mundartlichen Varietät durch verschiedene einander kreuzende Momente bestimmt, denen die landläufige Einteilung in Äolisch, Ionisch und Dorisch nur sehr unvollkommen gerecht wird. Zum Teil waren geographische Berührungen wirksam. Das Attische hatte Beziehungen nach Nordwesten zum Böotischen, nach Osten zum Ionischen. Die Ionier Kleinasiens wiederum berührten sich in einigem mit den nordwärts von ihnen wohnhaften Äolern. Daneben wirkten die alten Wanderungen nach, am deutlichsten in der Sprachgemeinschaft der dorischen Staaten, aber auch in anderem. Das Arkadische z. B. war am nächsten dem Ionischen und Attischen, weiterhin auch dem Äolischen und Thessalischen verwandt, von den Sprachen der Umwohner geschieden: man weiß nun, daß der durch das Arkadische vertretene Dialekttypus einst auch in den Küstenlandschaften des Peloponneses herrschte und erst durch die Einwanderung der

dorischen und ätolischen Stämme zurückgedrängt und aus dem ursprünglichen Zusammenhange herausgerissen wurde. Wiederum die mundartlichen Verhältnisse Thessaliens erklären sich daraus, daß, nachdem von Westen her der Stamm der Thessaler eingebrochen war, er zwar im nächstgelegenen Teil des Landes den von ihm mitgebrachten Typus des Griechischen wenigstens annähernd durchsetzte, aber weiter nach Osten hin die Sprache der Unterworfenen völlig annahm. Ferner kann man auch bei den Griechen die Beobachtung machen, daß durch Veränderung der Wohnsitze und durch Kreuzung von Volksstämmen die sprachliche Entwickelung beschleunigt wird. Böotien bestätigt durch seine Sprache die Überlieferung, daß es einmal seinen Herrn gewechselt hat: es besitzt die buntscheckigste Mundart und zugleich die phonetisch modernste. Und die Ionier Asiens sind, wie in allem anderen, so auch in der Sprache den übrigen Griechen voran. Sie haben zuerst von allen den *w*-Laut, das sogenannte Digamma, aufgegeben und sich wenigstens ein halbes Jahrtausend früher als die Athener den Zopf des Dualis abgeschnitten.

Attischer Dialekt.

Die wirkliche Gestaltung des Sprachlebens bis in seine feinen Schattierungen kennen wir für die Zeit der altmundartlichen Spaltung weitaus am besten in Attika dank der Fülle literarischer und inschriftlicher Überlieferung. Nach dem, was sich hier sicher feststellen läßt, können wir uns unter gewissen Vorbehalten ein Bild von den ältesten Sprachverhältnissen anderer griechischer Landschaften machen.

Sprachliche Einheit von Attika.

Zunächst frappiert den Betrachter die Einheitlichkeit der attischen Sprache. Einheitlich ist sie erstens in räumlicher Beziehung. Jedenfalls im 5. und 4. Jahrhundert wurde in ganz Attika gleiches Griechisch gesprochen, soweit überhaupt sprachliche Einheit auf irgend einem ausgedehnteren Gebiete möglich ist. Kein Stein überliefert irgend ein Beispiel lokaler Mundart, und während der römische Komiker seine Hörer mit den Wunderlichkeiten des Lateins von Präneste unterhalten kann, weiß der attische, der sonst so gern sprachliche Besonderheiten seinem Spott unterwirft, an ländlichen Gemeinden seines Heimatgebietes nichts Ähnliches auszusetzen. Wer die Gesetze sprachlichen Lebens einerseits, die ursprünglichen staatlichen Verhältnisse Attikas anderseits erwägt, wird es als gewiß betrachten, daß ehemals in Marathon anders gesprochen wurde als in Athen oder Sunion. Von einer einstigen eigentümlichen eleusinischen Mundart zeugen gewisse sakrale Namen. Aber dies alles ist früh untergegangen. Die Auffassung Attikas als Einer Polis war nicht bloß Theorie. Athen war so durchaus Zentrum, daß es alle örtlichen Besonderheiten aufsog. Seine Sprache war Norm für alle, die als seine Bürger galten. Die einzige Ausnahme dient zur Bestätigung: das an der böotischen Grenze gelegene Oropos hat einen Sonderdialekt, verwandt dem von Euböa, aber es hat nur zeitenweise zu Attika gehört. — Nicht ganz so einheitlich, aber doch viel einheitlicher, als man erwarten könnte, ist das Attische in sozialer Beziehung. Die Schichten wenigstens der bürgerlichen Bevölkerung

waren sprachlich weniger geschieden als z. B. im alten Rom. Formal vulgäre Redeweise bezeugt die Literatur eigentlich nur für Fremde oder wo fremder Ursprung glaublich gemacht werden soll. Und die Sprache der Texte, die nicht aus künstlerischen Absichten stilisiert sind, ist, was Laute, Wortgebilde, Satzfügung betrifft, merkwürdig gleichmäßig. Nur an zwei Gruppen von Denkmälern, an den Vasen und an den sogenannten Fluchtafeln, hat die neuere Forschung eine Anzahl Erscheinungen nachgewiesen, welche zeigen, daß der gemeine Mann gewissen Lautneigungen mehr nachgab, als das Reden vor Gericht oder der Gebrauch selbst der komischen Bühne es zuließ. Aber viel ist es nicht. Zudem kommen hier vielfach Fremde zu Worte, Zugewanderte und Sklaven. — Auch ein Drittes mag noch genannt werden. Die Sprache des Gottesdienstes sonderte sich zwar in Athen von der des Alltages, aber nur durch die Verwendung einiger weniger sonst ungebräuchlicher Ausdrücke und durch die gelegentliche ionische oder homerische Färbung des Vokalismus, wodurch die Rede Würde und Vornehmheit zu erhalten schien. Unverständliche oder halbverständliche Gebete und Formeln, wie sie bei so vielen Völkern und Religionsgemeinschaften, im Altertum bei den Römern zu treffen sind, kennt man in Athen (wie anscheinend überhaupt bei den Griechen) nicht, wenigstens nicht in staatlichen Kulten. Entsprechend zeichnet sich die attische Amts- und Rechtssprache durch die geringe Zahl veralteter Worte aus.

Einflüsse anderer Mundarten auf das Attische.

Sprachlich geschlossen wie Attika in sich war, ließ es doch auch Griechisch anderer Färbung bei sich einströmen. Man fand zwar seine Belustigung daran, wenn der Komiker böotische, megarische, lakonische Klänge auf seine Bühne brachte, aber man nahm von den näheren und ferneren Nachbarn und von den zugewanderten griechischen Volksgenossen manches an. Von den Dorern, deren Einfluß der großen Zeit Athens wohl vorausliegt, außer einzelnen interjektionellen Wörtern und außer Personennamen besonders solche Ausdrücke, die den aristokratischen Gedankenkreisen entsprachen oder beim Gelage Verwendung fanden, von den Ioniern etwa Termini des Kultus, der Wissenschaft, der praktischen Heilkunst. Wichtiger als diese von den Alten übertrieben gewerteten Einzelentlehnungen sind die Einflüsse der nicht-attischen Literatursprachen. Zwar schon sehr früh und mit höchst bemerkenswerter Sicherheit und Gewandtheit haben die Attiker ihr einheimisches Idiom schriftlich zu handhaben verstanden. Neben den Urkunden spiegelt der Iambus der Komödie das gesprochene Attisch wider. Aus Aristophanes klingt es uns in unvergänglicher Frische und Anmut entgegen. Aber an die hohe Poesie wagten sich die Athener damit nicht und anfänglich auch nicht an die Kunstprosa. Hier waren für sie Sprachtypen maßgebend, die bei anderen Griechen geprägt worden waren. Im Epigramm die sprachlich sich ans Epos anlehnende Elegie, in der Tragödie für die Lieder die äolisch-dorische Lyrik, für den Dialog ursprünglich die ionische Iambik, freilich alle diese mit starkem und wachsendem

attischen Zusatz. Ähnlich die älteste Kunstprosa, wie sie z. B. durch Thukydides vertreten ist. Mit seltsamer Mischung bewegt sie sich vorwiegend in attischer Sprache, schließt sich aber in gewissen Fällen, wo das Ionische andere Konsonanten hat als das Attische, an jenes an, ebenso in der Wortwahl und Phraseologie. Aber schon im 5. Jahrhundert beginnt sich in der Prosa die pure Atthis durchzusetzen, und im 4. Jahrhundert vermag der Attiker alles in der eigenen Sprache auszudrücken.

Das Attische Höhepunkt des Griechischen.

Das Attische dieser Zeit bezeichnet für uns, da hernach andere Entwickelungen einsetzen, den Höhepunkt der griechischen Sprachgeschichte. Eine wesentliche Eigentümlichkeit des Griechentums ist, daß bei ihm mit einer sprachlichen Kultur und Pflege der Sprache als Kunstwerkes, wie wir solche heutzutage etwa bei einzelnen romanischen Völkern treffen, eine eben diesen Völkern fremde Freiheit und Beweglichkeit zusammengeht, vermöge deren die Gegenwart (außer wo die Tradition einer bestimmten poetischen Gattung es verlangte) nicht an die Vergangenheit gefesselt und das Individuum nicht den Machtsprüchen einer Akademie unterworfen war. So sind alle Kräfte, die in der Sprache lagen, zur Entfaltung gelangt und hat die sprachliche Entwickelung bis ins 4. Jahrhundert nie stille gestanden. Gegenüber dem Zustande, worin uns das Griechische zuerst entgegentritt, finden wir es im klassischen Attisch bedeutend moderner, d. h. verstandesmäßiger und praktischer geworden. Manches Primitive ist abgestreift, — wie die vollklingende, aber unbequeme Bezeichnung der Abstammung durch ein Patronymikum (*Aias Telamonios*, wie noch heute im Russischen *Alexander Iwanowitsch*) statt durch den Genetiv (*Timotheos* [Sohn] *des Konon*) — oder ist auf dem Wege abgestreift zu werden wie der Dual. Die formale Unterscheidung von Medium und Passiv ist wenigstens für einige Tempora durchgeführt. Die Wortstellung ist logischer. Es ist eine größere Fähigkeit zu generellem und abstraktem Ausdruck vorhanden. Der Attiker hat ein allgemeines Wort für Tier, was Homer noch nicht hatte; ein allgemeines für verschwägert, während das ältere Griechisch wie die Grundsprache eben nur jedes einzelne Verschwägerungsverhältnis bezeichnen konnte. Von großem Einfluß auf die Ausdrucksfähigkeit der Sprache war die Herausbildung der Kategorie des Artikels aus dem rückweisenden Pronomen; z. B. *ho basileus* ursprünglich „dieser König" bedeutete nunmehr „der König" mit derselben Bedeutungsentwickelung, die wir in französisch *le roi* aus lateinisch *illum regem* treffen und durch die unser deutscher Artikel zustande gekommen ist. Damit war neben anderem die Möglichkeit zur Substantivierung und zum feinsten abstrakten Ausdruck gegeben. Das kommt auch der Verwendung des Infinitivs zugute, der außerdem nunmehr die modale Färbung des Verbum finitum wiederzugeben vermag. Die Fülle von Neubildungen zum Zweck der sprachlichen Wiedergabe der neuen Gedankenwelt, die zumal nach den Perserkriegen in Athen einströmte, kommt nur darum an letzter Stelle, weil wir nicht wissen, in welchem Maße hieran die ganze

Sprachgemeinschaft Anteil hatte. Dasselbe gilt von der Kunst der Periodologie.

Es ist nicht dieses Ortes, festzustellen, wieweit die großen Stilisten des vierten Jahrhunderts zum gesprochenen Attisch ihrer Zeit Zusätze oder davon Abstriche machten, wieweit sie ferner selbst sprachschöpferisch wirkten. Aber vielleicht darf auch die nüchterne Sprachforschung die Frage aufwerfen, ob nicht Plato ein Höchstes menschlichen Sprachkönnens darstelle. Wohlklang und Deutlichkeit, begriffliche Schärfe und poetische Anmut und Erhabenheit sind bei ihm in unbeschreiblicher Harmonie vereinigt.

Sprachliche Einigung der Griechen.

II. Die älteren Gemeinsprachen. Gegenüber der mundartlichen Zersplitterung macht sich bei den Griechen sehr früh ein Zug nach sprachlicher Einheit geltend. Wie die Angehörigen verschiedener Stämme einander verstanden, wenn sie in Handel oder Krieg oder an einer Festversammlung zusammentrafen, wissen wir nicht. Die wesentliche Übereinstimmung des Wortschatzes und der Wortbiegung mußte für den gemeinen Mann durch die starken lautlichen Abweichungen verhüllt werden, das Böotische dem Kreter, das Thessalische dem Eleer fast wie eine fremde Sprache vorkommen. Aber die Griechen gelangten früh in den Besitz von Gemeinsprachen. Es ist bezeichnend für den Gegensatz griechischer und römischer Kultur, einmal, daß sich in Italien die sprachliche Einigung nur nach Einem Zentrum hin als Latinisierung vollzieht, bei den Griechen dagegen sich verschiedene Mundarten in panhellenischer Geltung abgelöst haben; zweitens, und das ist noch bemerkenswerter, daß für die Latinisierung Italiens hauptsächlich politische Momente bestimmend sind, Annahme des Latein mit Annahme des römischen Bürgerrechtes zusammengeht, während die älteren hellenischen Gemeinsprachen mit staatlichen Zusammenhängen durchaus nichts zu tun haben, sondern nur für die Literatur gelten.

Homerische Sprache.

Gleich das älteste und wichtigste Denkmal griechischer Literatur, die homerische Dichtung, steht gewissermaßen außerhalb und oberhalb der naturwüchsigen Mundarten. So wie sie überliefert ist, trägt sie ionisches Gewand; der für die Ionier charakteristische *ē*-Vokal, dem die anderen Griechen das ursprüngliche *ā* entgegensetzen, klingt uns aus jeder Zeile entgegen. Allein schon dies gibt uns Gewähr, daß die Gedichte, so wie sie vorliegen, in Ionien verfaßt worden sind. Aber das Ionische ist nur ein Firnis, gestrichen auf eine unionische Sprache mit anderem Vokalismus, einem anderen Schatz von Wörtern und Formen, eine Sprache nächstverwandt denjenigen Mundarten, die wir in nachhomerischer Zeit auf Lesbos und in Thessalien gesprochen finden. Bei den Stämmen, die zuerst in Thessalien saßen, dann sich als Äolier im Nordosten des Ägäischen Meeres festsetzten, hatte die hexametrische Dichtung ihre erste Gestaltung erhalten, und dies bestimmte ihren ursprünglichen Sprachcharakter. Als sich die Ionier diese Dichtung aneigneten, dichteten sie in der von den Äoliern geschaffenen Sprache weiter. Nur gestalteten sie in den übernommenen

Versen und Phrasen die Wörter, die ihnen selbst mit gleichem metrischen Wert, aber in abweichender Lautgestalt geläufig waren, leise um, namentlich indem sie dieselben mit dem ihnen für lang *a* geläufigen *ē*-Laut ausstatteten. Sie ließen ferner allmählich immer mehr auch sonst Wörter und Formen ihrer Mundart einfließen, stellten z. B. neben das äolische *ammes* „wir" ihr *hemeis*, neben *pisyres* „vier" ihr *tessares*. Es ist bemerkenswert, daß die Hellenen trotz ihres sicheren Stilgefühles an einer Dichtungssprache von so in die Augen springender und im Grunde so zufällig zustande gekommener Buntscheckigkeit keinen Anstoß nahmen, sich vielmehr offenbar der dadurch gebotenen Polyphonie freuten, während den homerischen Dichtern selbst die Vielheit begrifflich gleichwertiger, metrisch verschiedener Formen willkommen sein mußte.

Unvolkstümlichkeit der homerischen Sprache.

Hiermit ist aber die homerische Sprache nur nach Einer Richtung charakterisiert. Nichts wäre falscher, als auf Grund des Gesagten darin einfach eine Mischung des lebendigen volkstümlichen Sprachgutes zweier benachbarter Mundarten zu sehen. Das Epos enthält unmittelbar neben solchen Wörtern und Wortformen, die der Zeit seiner jüngsten Dichter angehören, zahlreiche weitere, die schon seit Jahrhunderten der gesprochenen Rede fremd waren. Und wir dürfen mit Bestimmtheit ein ähnliches Mischungsverhältnis schon für die älteren, uns verlorenen epischen Lieder voraussetzen. Ferner hat das Epos den Bedürfnissen des Metrums starken Einfluß auf Wahl und Formung der Wörter gestattet. Es stellt endlich nur einen Ausschnitt der Sprache dar, enthält nur das, was für vornehmen Mund als wohlanständig galt. Wie man in ältester Zeit solche Dinge und Funktionen benannte, deren laute Benennung auch heute als unschicklich gilt, kann man erst aus späterer Literatur erschließen. Homer ist sprachlich viel zurückhaltender als selbst der attische Tragiker. Die unmittelbaren Äußerungen der Affekte sind bei ihm verpönt. Interjektionen kennt er fast gar nicht; und wenn die lebende Rede, auch die der attischen Bühne, gern um eine Anrede oder einen Befehl dringlich zu machen Vokative und Imperative mehrmals aufeinander folgen läßt, so hat sich Homer selbst dieses einfache Steigerungsmittel versagt außer in einer altererbten Form der Anrede an den Gott Ares.

Verbreitung der homerischen Sprache

War die homerische Sprache schon durch ihre Entstehung mundartlicher Beschränktheit enthoben, so war sie es noch mehr durch die Verwendung, die sie im Laufe der Jahrhunderte fand. Dank dem Ansehen der homerischen Gedichte wurde sie die poetische Gemeinsprache von ganz Hellas. An den Gebrauch des Hexameters war sie unlöslich geknüpft, hat in der hexametrischen Dichtung geherrscht von den Zeiten, da diese die Form abgab für die Streitlieder und die Lehrdichtung des Böoters Hesiod und von der delphischen Priesterschaft für ihre Orakelsprüche in Gebrauch gezogen wurde, bis zu den letzten Ausläufern der griechischen Dichtung. Aber überhaupt jede Form der poetischen Sprache der Griechen enthält wenigstens einzelne Elemente, die der homerischen

entstammen. Die Sprache des Gottesdienstes, die Namengebung steht unter ihrem Einflusse. Die Prosa noch eines Herodot, eines Plato weiß sich homerischer Floskeln nicht zu enthalten. Auch in der Sprache ist Homer ein Erzieher der griechischen Nation gewesen.

Poetische Kunstsprachen überhaupt.

Die homerische Sprache war Gemeingut schon zu einer Zeit, da noch überall Einzelne und Gemeinden sich im wirklichen Leben der überkommenen Mundarten bedienten. Manches veraltete homerische Wort blieb gewiß, obgleich seit frühen Zeiten der Dichter in der Schule erklärt wurde, völlig unverstanden und wurde von dem, der sich selbst dichtend an Homer anschloß, gemieden oder auch (zum Teil gerade infolge irrigen Unterrichtes) falsch verwandt. Immerhin ist die Leichtigkeit bemerkenswert, womit der Grieche, für den die Erlernung einer fremden Sprache sonst kaum in Betracht kam, einen Typus von Griechisch zu genießen wußte, der wenigstens außerhalb Ioniens von der gewohnten Weise in jedem dritten Worte abwich. Dies gilt auch der anderen Kunstsprache gegenüber, die nach Homer und von ihm sichtlich beeinflußt panhellenische Geltung erlangte, derjenigen der Lyrik. Durch ihr leicht äolisierendes Dorisch verrät sie, wo sie entstanden ist. Aber auch sie ist nicht an ihre Heimatstätten gebunden geblieben. Gerade durch Dichter aus dialektisch abweichendem Gebiet, wie den Böoter Pindar, ist sie uns hauptsächlich bekannt. Ihre Vokalfärbung: das häufige *ā*, das gelegentliche *oi* (für *ō ū* anderer Mundarten), wurde analog dem *ē* Homers als Charakteristikum einer bestimmten Stilart empfunden.

Vorherrschaft des Ionischen.

Eine hervorragende Bedeutung gewann vom 6. Jahrhundert ab die Sprache des kleinasiatischen Ioniens. Zunächst eine Kleinigkeit. Vermöge der Lage ihrer Landschaft und vermöge ihrer Beweglichkeit waren die Ionier die Hauptvermittler des morgenländischen Sprachgutes an die Griechen. So kommt es, daß gewisse orientalische Volksnamen, deren wir uns noch bedienen, ohne die Kenntnis ionischer Lautgesetze nicht begreifbar sind. Das medische Volk hieß in seiner eigenen Sprache *Mada*, entsprechend bei den kyprischen Griechen *Madoi*. Aber die Ionier, weil sie überhaupt *ā* durch *ē* ersetzten, sagten *Medoi*. Das sprachen ihnen alle anderen Griechen nach, und so mit *e* spricht und schreibt nun diesen Volksnamen das ganze Abendland. Ferner hatten die Perser, nach ihrer Weise *s* in *h* verwandelnd, den großen Strom Indiens (indisch *sindhuḥ*) und das ihm benachbarte Land und Volk *hindu* genannt. Die Ionier, ebenso unfähig einen Hauchlaut zu sprechen, wie der heutige Franzose, ließen das *h* weg, und danach sprachen die anderen Griechen und weiter die Lateiner und sprechen danach auch wir von Indus, Indern, Indien.

Ionisch Sprache der Prosa.

Aber nicht bloß in einzelnen Wortformen wurde das Ionische für andere maßgebend. Als Sprache des öffentlichen Lebens breitete es sich von den altionischen Städten südwärts aus, wurde im ursprünglich dorischen Halikarnaß, im ursprünglich barbarischen Karien heimisch. Die Ionier lieferten ferner die ersten Muster für erzählende und wissenschaftliche

Prosadarstellung. So kam es, daß im 5. Jahrhundert, wer Prosa schrieb, ob er im äolischen Lesbos oder im dorischen Syrakus zu Hause war, seine heimische Mundart beiseite ließ und sich des Ionischen bediente. Wir würden uns nicht wundern, wenn das Ionische in dieser Periode zunehmender Berührung und zunehmenden Zusammenschlusses der Hellenen definitiv allgemeine Schriftsprache geworden wäre. Aber es kam anders: das nah verwandte und durch ionischen Einfluß ausgebildete Attische trat an seine Stelle. Immerhin machte es diesem noch im 4. Jahrhundert in gewissen Literaturgebieten, namentlich bei den Ärzten, ernsthafte Konkurrenz. Und bis in die späte Kaiserzeit haben künstelnde Schriftsteller sich in ionischer Prosa versucht.

III. Die hellenistische Gemeinsprache. Über die Art und Weise, wie das Attische griechische Gemeinsprache wurde, haben uns die Alten keine ausdrücklichen Nachrichten hinterlassen. Anscheinend hat sich die Verbreitung auf zwei Wegen vollzogen. Einmal auf literarischem, vermöge der führenden Stellung, die Athen im geistigen Leben Griechenlands einnahm. Die Vertreter der modernen Geistesbewegung, die sich in der perikleischen Zeit in Athen zusammenfanden, haben zum Teil zwar ionisch geschrieben, aber einzelne unter ihnen im Gegensatz zur angestammten Sprache wie zur herrschenden ionischen Schriftsprache auch attisch. Seit dem Ausgang des 5. Jahrhunderts war Athen der geistige Mittelpunkt von Hellas; es war für Philosophie und Redekunst eine von überall her aufgesuchte Unterrichtsstätte und zugleich die Stätte, wo die vollendetsten Werke der Prosa entstanden. Es versteht sich fast von selbst, daß die Lehrer für die Schüler, die klassischen Werke für die Nacheifernden auch in der äußeren Sprachform maßgebend wurden, daß die Zöglinge des Isokrates und des Plato attisch schrieben und vielfach wohl auch sprachen, auch wenn sie in einer anderen Mundart aufgewachsen waren. Literarische Übermacht des Attischen.

Daneben darf die Bedeutung, die das attische Reich des 5. Jahrhunderts auch für die Sprachgeschichte hat, nicht übersehen werden. Die aufeinander folgenden Besiedelungen ehemals verbündeter Gemeinden mit attischen Kolonisten und die stetige Aussendung von Beamten und Besatzungen ins Bundesgebiet bewirkten zusammen mit dem ausgebreiteten attischen Handel, daß man überall im Ägäischen Meer attisch sprechen hörte. Es lag für die Einheimischen nahe, dem Beispiel zu folgen. Und noch stärker wirkte für alle Bündner in dieser Richtung der Dienst im attischen Heere und in der attischen Flotte, die Nötigung, in bestimmten Fällen vor athenischem Gericht zu erscheinen, die Teilnahme an den Festen Athens. Dazu kam, daß sich für alle Bundesstädte die Form des öffentlichen Lebens, die in Athen galt, und damit die attische Amtssprache als Vorbild aufdrängte. Die Wirkung von alldem tritt erst nach dem Falle des attischen Reiches zutage; dann aber fast sofort. Wir können vom ersten Jahrzehnt des 4. Jahrhunderts ab beobachten, wie im Gebiet des Politische Übermacht des Attischen.

Ägäischen Meeres das Ionische als Staatssprache schrittweise vor dem Attischen das Feld räumt, so daß dieses hier zur Zeit Alexanders so gut wie gesiegt hat. Sogar in ionischen Städten, die nie zum attischen Bunde gehört hatten, begegnet es merkwürdig früh.

Zurückweichen der Dialekte.

In der Literatur wurde die attische Gemeinsprache bald allgemein herrschend. Es hat nicht viel zu bedeuten, daß einige Kreise der dorischen Welt sich dagegen sträubten, und daß z. B. noch Archimedes seine mathematischen Werke in einer Sprache schrieb, die als dorisch angesehen werden sollte. Im Grunde war das nur Gemeinsprache, behängt mit einigem dorischen Flitter. Nachhaltigeren Widerstand leisteten die alten Dialekte im öffentlichen Leben. Um 200 v. Chr. z. B. finden wir ein Rundschreiben der kleinasiatischen Stadt Magnesia fast nur von solchen griechischen Staaten in der Gemeinsprache beantwortet, die ursprünglich ionisch oder in hellenistischer Zeit neu gegründet waren. Alle anderen (mit Ausnahme eines thessalischen Städtchens) antworteten im einheimischen Dialekt, freilich einem schon ganz von gemeinsprachlicher Phraseologie durchsetzten. Und so ist es überhaupt um diese Zeit und späterhin. Vielerorts wurde die Mundart noch gepflegt, und besonders als interne Staatssprache und für Privates gebraucht. Aber Kenntnis der Gemeinsprache und Anbequemung an sie ist überall wahrzunehmen; ohne die von ihr gebotenen sprachlichen Mittel vermochte man sich nicht mehr schriftlich auszudrücken. Daß noch in der Kaiserzeit da und dort Mundart gesprochen wurde, ist uns bezeugt. Die jüngsten entschieden mundartlichen Inschriften gehören dem 2. Jahrhundert n. Chr. an. Der fast völlige Sieg der Gemeinsprache auch in der lebendigen Rede des Alltags, der mittelst der antiken Überlieferung nicht zwingend bewiesen werden kann, wird uns durch die heutigen Sprachverhältnisse verbürgt. Die neugriechischen Dialekte wurzeln, mit Einer Ausnahme, nicht in den altgriechischen der betreffenden Gegenden, sondern in der Gemeinsprache. Jene eine Ausnahme wird gebildet durch das im südöstlichen Peloponnes gesprochene Tzakonische, das unmittelbar auf das einst dort gesprochene Dorisch zurückgeht. Also nur in einem entlegenen Gebirgswinkel hatte sich das volkstümlich Alte behaupten können.

Das Griechisch Alexanders.

Der Sieg der Gemeinsprache wurde außer durch das Vorbild der Ionier und außer durch die Literatur und die mit ihr zusammenhängenden Bestrebungen wohl auch bedingt durch ihre Stellung außerhalb des ursprünglichen griechischen Gebietes. In attischer Form war das Griechische Weltsprache geworden. Als Alexander das Griechentum nach Osten trug, kam ein anderes sprachliches Werkzeug gar nicht in Betracht. Schon Philipp hatte das Attische in seiner Diplomatie verwandt. Alexander selbst war attisch gebildet. Die Männer der Wissenschaft um ihn sprachen und schrieben eben dieses Griechisch. Es herrschte, da er auszog, als Sprache des öffentlichen Lebens gerade in dem Teil der griechischen Welt vor, der Asien zunächst lag und am meisten Verkehr mit dem Osten hatte.

Ausbreitung des Griechischen im Orient.

Im Anschluß an Alexanders Reichsgründung gewann das griechische Sprachgebiet eine ungeheure Ausdehnung. Nicht in dem Sinn, als ob die von ihm eroberten Gebiete rasch und vollständig hellenisiert worden wären. Aber einmal waren von großer Bedeutung die zahllosen von ihm und seinen Nachfolgern neugegründeten Städte, durch die es in allen Landschaften des Reiches bis an die Grenze Indiens griechische Sprachzentren gab. Ferner Hof, Verwaltung und Heer in den Diadochenstaaten. Ebenso die höhere Bildung. Wohl wirkte die Reaktion des Morgenlandes, die mit der Gründung des parthischen Reiches einsetzte, dem Gebrauch der griechischen Sprache entgegen. Aber doch ist bekannt, daß am Partherhofe griechische Literatur gepflegt wurde. Und noch im 1. Jahrhundert n. Chr. wurden im nordwestlichen Indien Münzen mit griechischen Legenden geprägt. Selbst die Sassaniden, durch die das nationale Element in Iran so mächtig zur Geltung kam, zeugen für die hohe Geltung des Griechentums noch im 3. Jahrhundert n. Chr.: auf Denkmälern ihres persischen Stammlandes brachten sie neben Aufschriften in nationaler Schrift und Sprache solche in griechischer an. Ähnliche Zeugnisse liefern Gebiete, die niemals dauernd unter griechischer Herrschaft gestanden haben: ich erinnere an die merkwürdigen griechischen Inschriften äthiopischer und nubischer Könige aus der beginnenden und ausgehenden Kaiserzeit. Bedeutend intensiver war die Herrschaft des Griechischen natürlich in denjenigen Teilen von Alexanders Reich, die nicht an die Barbaren zurückfielen, sondern unter der Herrschaft zuerst der Diadochenkönige, dann der Römer dem Hellenismus erhalten blieben. Freilich lebten selbst innerhalb dieser Grenzen auf dem platten Lande und bei der untersten Schicht der städtischen Bevölkerungen die alten Nationalsprachen neben dem Griechischen weiter. In Kleinasien behauptete sich das Phrygische als Sprache des ländlichen Heidentums (und ebenso die von den galatischen Eindringlingen mitgebrachte Keltensprache) bis tief in die Kaiserzeit; ja in Syrien und Ägypten erwies sich beim Einbruch des Islam die nationale Sprache als die stärkere. Das Griechische erlag hier dem Arabischen, während das Syrische und das Koptische den Sturz der christlichen Herrschaft überdauerten: beides im auffallenden Gegensatz zu den westlichen Teilen des Römerreiches, wo der Latinisierungsprozeß nach einer Dauer, die nur halb so lang war als die Hellenisierung des Orientes, durch den Einbruch der Germanen nicht gestört wurde.

Form der Gemeinsprache.

Die hellenistische Gemeinsprache, griechisch *Koiné*, wurzelt im Attischen. Aber sie hat sich von ihrer Grundlage ziemlich weit entfernt. Zunächst durch solche innere Entwickelungen, wie sie das Attische wahrscheinlich auch durchgemacht hätte, wenn es auf sein ursprüngliches Gebiet beschränkt geblieben wäre. Dahin gehören gewisse Lautveränderungen, so neben der Vereinfachung der Diphthonge *āi ōi* zu *ā ō* besonders der seit den Zeiten des Reuchlin und Erasmus viel besprochene Itazismus, d. h.

der Übergang von *ei* in *i*, von *ai* in *ä*, von *oi* in *ü*, dem sich später der von *ē* in *i* anschloß. Er entspricht einer alten Tendenz griechischer Lautgebung, ist am frühesten in Böotien, sukzessive in anderen Landschaften, doch erst in der Kaiserzeit allseitig durchgeführt worden. Durch beide Gruppen von Lautveränderungen war die alte griechische Viellautigkeit am Schlusse des Altertums auf monotones Vorherrschen der einfachen, besonders der hellen Vokale reduziert. Auch sonst verändert sich der Klangcharakter sehr stark. Der Akzent wird ein anderer: die ehedem mit Tonerhöhung gesprochenen Silben werden in der Kaiserzeit mit Stimmverstärkung, also in der Weise der deutschen Akzentuation gesprochen, und es kommen die dem Neugriechischen eigenen Spiranten (Laute wie das englische *th* usw.) auf. Weiterhin wird die Funktion der Wörter und Formen modernisiert. Der Gebrauch der Präpositionen nimmt zu als Ersatz für einfach kasuellen Ausdruck; an Stelle schlichter Infinitivverbindungen treten Nebensätze: in beidem wird einerseits etwas fortgesetzt, was schon das Attische im Gegensatz zum ältesten Griechischen und dieses wieder im Gegensatz zu vorgeschichtlichen Sprachzuständen aufzeigt, und werden anderseits Ausdrucksgewohnheiten angebahnt, die im Neugriechischen herrschend geworden sind. Entsprechendes im Lexikon; wir treffen frappante Beispiele von Abnutzung. Ein Verb, das bei den Attikern bedeutet hatte „heftig erregt sein", heißt nun „fürchten", ein anderes geht von der Bedeutung „die Mittel zu einer chorischen Aufführung liefern" zu der allgemeinen des Ausstattens über. Überaus oft wird ein Kompositum angewandt, wo der Attiker mit dem Simplex ausgekommen war.

Die Gemeinsprache papieren. Neben dieser geradlinigen Weiterentwickelung hat aber das Attische als Gemeinsprache solche Umgestaltungen erfahren, die auf eben dieser seiner Stellung als Gemeinsprache beruhen. Einmal gehört eine Gemeinsprache von Haus aus nicht so völlig dem Leben an, wie ein naturwüchsiger Dialekt. Es überwiegt anfangs der schriftliche über den mündlichen Gebrauch. Demgemäß haftet auch der hellenistischen Sprache etwas Papierenes an; ich brauche nur die Rückweisungen mit „vorerwähnt", die Vorausweisungen mit „unten hingeschrieben" anzuführen, die ehedem bloß in eigentlich wissenschaftlichen Schriften und auch da nur selten vorkamen, nunmehr in lästigster Wiederkehr literarische wie urkundliche Texte verunzieren.

Ionisierung der Gemeinsprache. Schwerer ins Gewicht fällt ein Zweites. Verquickung des Attischen mit Eigentümlichkeiten anderer Mundarten haben wir schon in der attischen Poesie und in den Anfängen der attischen Prosa getroffen. Später hat vorzüglich Xenophon, weil in seinen besten Jahren der Heimat fern, sein Attisch mit allem möglichen sonstigen Sprachgut, das ihm auf seinen Fahrten begegnet war, bereichert oder verschlechtert und Plato in den Schriften seines Alters merkwürdigen Hang für Poetisches und auch Ionisches bewiesen. Diese Mischung, und zwar speziell die mit ionischem

Sprachgut, wiederholt sich nun im gemeinsprachlichen Attisch. Aber sie geht hier über die Kreise der Kunstprosaisten und bei diesen selbst weit über das Gebiet individueller stilistischer Gepflogenheiten hinaus. Sie wurzelt hier tiefer. Die ersten nichtattischen Griechen, die das Attische an Stelle der eigenen Mundart setzten, waren die Ionier. Gemäß unzähligen Analogien, die die neuere Sprachwissenschaft aufgedeckt hat, ist solche Übernahme einer fremden Mundart oder Sprache fast unvermeidlich mit einer Anbequemung des Übernommenen an das natürlich Ererbte verbunden. Die attisch sprechenden oder schreibenden Ionier wollten zwar attisch sprechen und schreiben, übertrugen aber, ohne es zu wollen, auf das Neue das, was ihnen von ihrer eigenen Mundart her geläufig war. Sie konnten kein *h* sprechen; so ließen sie es auch in der neuen Gemeinsprache weg. In den Wörtern, wo der Athener ein *tt* oder ein *rr* sprach, hatten sie in der eigenen Mundart in der Regel ein *ss* bzw. ein *rs*: nun führten sie dies auch in der Gemeinsprache weiter. Ähnliche Umfärbung wie die Laute erfuhren die Wörter. Vom Standpunkt des Ionischen aus wurde ihr Gebrauch umgemodelt, ihr Bestand erweitert. Bloß die Flexionsformen wurden von diesen Tendenzen wenig berührt.

In dieser partiellen Ionisierung haben die übrigen Griechen und die Barbaren die Gemeinsprache übernommen. Selbst in dem Wortschatze, den wir durch römische Vermittelung von den Griechen überkommen haben, wirkt sie nach. Wir sprechen z. B. gemäß der eben besprochenen Lautersetzung *Koloss* und *Arsenik*, nicht, wie man nach dem Attischen erwarten sollte, *Kolott* und *Arrenik*. Es ist nur natürlich, daß, wenn ursprünglich dorisch oder äolisch oder sonst einen Dialekt sprechende Griechen die Gemeinsprache rezipierten, sie auch wieder ihre eigene Weise einmischten. Oder es konnte ihnen auch passieren, daß sie im Bestreben, sich von der Mundart möglichst rein zu halten, nach der Analogie sonstiger Entsprechungen zwischen Mundart und Gemeinsprache geläufige Wörter so umsetzten, daß Unformen entstanden, z. B. *mentoi* „jedoch“ in *menton*, weil man gewohnt war, für mundartliches *endoi* „drinnen“ gemeinsprachlich *endon* zu sagen, ganz wie der Schweizer etwa hochdeutsch *Kautsche* sagt statt *Kutsche*, weil seinem *Hus* hochdeutsch *Haus* entspricht. Und endlich traten auch im Munde der Barbaren allerlei Umgestaltungen ein. Wegen des Lautstandes der eigenen Sprache haben z. B. die Ägypter in griechischen Wörtern sprechend und schreibend *d* und *t*, *p* und *ph* durcheinander geworfen. Und ein fast komisches Sprachdenkmal ist die Inschrift des nubischen Königs Silko mit ihrem nach den Gesetzen des Koptischen konstruierten Griechisch.

Unattisches in der Gemeinsprache

Der lebhafte Verkehr innerhalb der hellenistischen Welt brachte es mit sich, daß, wie einst die Ionismen, so auch diese sonstigen lokalen Einflüsse, sei es mundartlich griechischer, sei es barbarischer Natur, in einzelnen Wörtern Gemeingut wurden. Immerhin hat jedenfalls der nicht-

Abweichungen innerhalb der Gemeinsprache.

gemeinsprachliche Untergrund sich hauptsächlich an Ort und Stelle wirksam erwiesen und die Färbung der neuen Dialekte hestimmt, in die sich mit einer gewissen Naturnotwendigkeit die auf so weites Gehiet verbreitete Gemeinsprache differenzieren mußte. Hier bildeten sich die ersten Ansätze zu den mittel- und neugriechischen Dialekten. Und noch nach anderer Richtung waren sowohl jene letzthesprochenen Einwirkungen als überhaupt alle die Gemeinsprache vom Attischen scheidenden Eigentümlichkeiten nicht gleichmäßig über die ganze Gemeinsprache verbreitet. Diese schied sich nach Bildung und Stand der sie Sprechenden und Schreibenden in sehr verschiedene Formen. Das Griechisch eines Polyhios oder Poseidonios, das der Staatsurkunden etwa Pergamons oder der ersten Ptolemäer steht dem Attischen verhältnismäßig nahe. Es weicht von ihm stark ah im Lexikon, etwas in der Syntax; dagegen in den Flexionsformen und den Lauten, soweit diese in der Schrift zur Darstellung kommen, fast gar nicht. Das Attische ist hier aus dem Ionischen mehr nur bereichert als modifiziert. Je tiefer wir aher hinahsteigen, um so unattischer und ionischer wird die Sprache, eventuell um so barharischer. Der gemeine Mann erlernt Hochsprachen unvollständig und steht stärker unter dem Einfluß des Ererhten und des Lokalen. Wir kennen die populäre Form der Gemeinsprache vorzüglich aus den privaten Schriftstücken auf Papyrus, deren in den letzten Jahren eine so große Zahl bekannt geworden ist. Aber wir dürfen überzeugt sein, daß ihr Vulgarismus von dem der lebendigen Rede noch weit übertroffen wurde.

Biblisches Griechisch. In diesen Zusammenhang gehört auch ein Wort über die Gräzität der Juden und Christen, die Sprache der griechischen Bibel. Die Zeit ist vorüber, in der man sie als einen völlig für sich stehenden Sprachtypus auffassen zu können glauhte. Im Gegenteil muß man sie mitten in die griechische Sprachgeschichte hineinstellen. Speziell die Septuaginta gehört zu deren wichtigsten und lehrreichsten Dokumenten. Erstens als ein Zeugnis dafür, wie früh das Griechische hei gewissen vom heimischen Boden gelösten Volkselementen des Orients Eingang gefunden hat. Man hätte den Pentateuch nicht schon so bald nach Alexander aus dem Hehräischen ühersetzt, wenn der damaligen jüdischen Diaspora das Griechische nicht vertrauter gewesen wäre als ihre einheimische Sprache. Sodann lernen wir aus wenig Texten so viel für die Beschaffenheit der mittleren Gemeinsprache, derjenigen Umgangssprache, die, ohne eigentlich plebejisch zu sein, doch im ganzen frei von literarischen Prätentionen und Überlieferungen in Schrift und Rede lehendig war. Allerdings ein reines Griechisch klingt uns aus keinem Kapitel der Septuaginta entgegen. Überaus oft hahen die Ühersetzer das hehräische Original aus Ungeschick oder Buchstahenknechtschaft Wort für Wort wiedergegeben und dadurch dem griechischen Ausdruck und besonders der griechischen Wortfügung grausame Gewalt angetan. Das kann nicht geleugnet werden. Aber ebenso-

wenig, daß sich gerade wieder in der Anpassung an die israelitische Begriffswelt und den biblischen Stil die einzigartige Ausdrucksfähigkeit und Beweglichkeit der griechischen Sprache offenbart und den Übersetzern die Schöpfung eines höchst eindrucksvollen sprachlichen Kunstwerkes ermöglicht hat.

Zunächst in griechischem Gewand ist das Alte Testament in das Abendland gelangt und hat in diesem den ältesten lateinischen Übersetzungen zugrunde gelegen. Und wenn auch Hieronymus und Luther wieder auf das hebräische Original zurückgegangen sind, so legen allein schon Ausdrücke wie Psalm und Prophet, wie Pentateuch, Genesis, Deuteronomium auch jetzt noch Zeugnis dafür ab, daß die Griechen einst auch auf diesem Gebiet zwischen Osten und Westen vermittelt haben. Und wenn wir von Altem und Neuem Testament sprechen, so wird dieser an sich sinnlose Ausdruck erst verständlich, wenn er als mißverständliche Übertragung des griechischen Wortes *Diatheke* gefaßt wird, mit dem die Urheber der Septuaginta wohl auf Grund ionischen Sprachgebrauches das Wort „Bund" wiedergegeben haben.

Ebensowenig als die Septuaginta darf das Neue Testament sprachlich isoliert werden. Wir treffen auch hier die Umgangssprache der Zeit. Sie ist stark mit Semitismen versetzt, wo aramäische Originale zugrunde liegen oder die Septuaginta nachwirkt. Aber z. B. Paulus hat zwar in der Wortfügung manchmal, dagegen im Wortschatz sehr wenig hebraisiert. Auszuführen, was das Griechische als Sprache der christlichen Kirche bedeutete, fühlt sich der Berichterstatter außerstande. Nur möchte er nebenher an die starken griechischen Bestandteile unseres religiösen und kirchlichen Wortschatzes (wozu auch Wörter wie *Kirche, Priester, Almosen* gehören) erinnern.

Es war für die Gemeinsprache an und für sich kein Unglück, daß sie nichtattische Ingredienzen in sich aufgenommen hatte; das Beispiel des Englischen und eigentlich auch schon das der alten griechischen Literatursprachen zeigt, wie sehr die Ausdrucksfähigkeit einer Sprache durch Mischung gesteigert werden kann. Und daß sich die Gemeinsprache auch sonst vom Attischen entfernte, ist ein Zeichen des Lebens. Um so tiefer ist die reaktionäre Strömung des sogenannten Attizismus zu beklagen, die im 1. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung einsetzte und in der erhaltenen Literatur zuerst bei dem bekannten Rhetor und Geschichtschreiber Dionysios von Halikarnaß zu Worte kommt. Etwas ganz Singuläres und Unerhörtes ist er in der griechischen Sprachgeschichte zwar nicht. Archaismus war der Poesie von jeher eigen gewesen. Und in der hellenistischen Zeit war diese mehr als je von solchem beherrscht, bei einzelnen bis zu völligem Verzicht auf sprachliche Originalität und bis zu nachzählender Nachahmung der Alten. Selbst der älteren Kunstprosa war ein gewisses Archaisieren nicht fremd gewesen. Auch darf man nicht glauben, daß man sich innerhalb der hellenistischen Zeit erst jetzt wieder an die großen

Attizismus.

Meister der attischen Literatur erinnert hätte. Diese wurden auch bis dahin immerfort gelesen, und gewiß hat man sich auch immerfort an ihnen sprachlich gebildet. Das Neue und Eigentümliche der attizistischen Bewegung ist, daß man nun die attische Sprache als ausschließliche Norm bezeichnete, und daß man in jeder Art der prosaischen Darstellung, selbst im Gespräche, Formen und Ausdrücke nicht zulassen wollte, die aus attischen Autoren nicht nachzuweisen waren, daß man dafür eine Menge längst verschollener Ausdrücke künstlich ins Leben zurückrief. Selbst der seit Jahrhunderten tote Dual wurde wieder aus der Unterwelt heraufbeschworen. Er erscheint nun nicht bloß, und zwar in steigender Häufigkeit, in der Kunstliteratur und liefert bei ihr das untrüglichste Mittel, die Herrschaft des neuen Sprachideals zu erkennen: man hat im Athen der Kaiserzeit daran Vergnügen gefunden, selbst inschriftliche Tempelinventare mit diesem Flitter zu schmücken.

Würdigung des Attizismus.

Die literarischen Vorzüge des Attizismus, seine Verdienste um die Erhaltung der attischen Literatur, die nützliche Arbeit seiner Theoretiker für Sprachbeobachtung dürfen uns über die schweren Nachteile nicht hinwegtäuschen, die diese Bewegung für die Entwickelung der Sprache brachte. Daß sie den der altgriechischen und zum Teil auch noch der hellenistischen Zeit fremden Gegensatz zwischen Laut und Schrift herbeiführte, indem man in der Schrift z. B. *ᾱι ōι, ει αι* nach attischem Muster zu einer Zeit verlangte, in der man nun einmal dafür nichts anderes als *ᾱ ō*, bezw. *ī ä* zu sprechen vermochte, war noch der geringste Übelstand. Das Wesentliche war, daß nunmehr die natürliche Weiterentwickelung der griechischen Sprache für immer unterbunden war. Wer „korrekt“ schreiben wollte, mußte nun gequält schreiben, das attizistische Handbuch auswendig wissen oder neben sich liegen haben. Wohl gelang es keinem, auch nur einen größeren Satz ohne Zutat jüngeren Sprachgutes oder Sprachgebrauches zustande zu bringen. Und nicht alle Schriftsteller waren gleich strikt auf das Attizisieren bedacht: der Manieriertheit eines Lucian und eines Philostratos steht die simple Gräzität eines Epiktet gegenüber. Auch ist mancher attizistische Flicken im Lauf der Jahrhunderte wieder ausgemerzt worden. Aber das reaktionäre Ideal hatte sich im Prinzip doch durchgesetzt. Das freudige Schöpfen aus der lebendigen Rede war dem Schriftsteller und dem Gebildeten vergällt und ihm der Mut zur Neubildung, zum sprachlichen Wagnis genommen. Dazu kam ein weiterer sehr schwerwiegender Nachteil. Neben dem mehr oder weniger streng attizisierenden Griechisch der oberen Klassen und der Literatur lief im Munde des gemeinen Mannes ein vulgäres Griechisch nebenher, als natürliche Fortsetzung der volkstümlichen Formen der hellenistischen Gemeinsprache. Damit war ein greller Gegensatz zwischen der Schrift- und der Volkssprache und zwischen den verschiedenen Volksschichten gegeben, ein Gegensatz, der durch die byzantinische Zeit hindurchgeht, und den zum großen Schaden von Literatur und Volkstum auch die heutigen Griechen noch nicht überwunden haben.

IV. Fortleben des Griechischen in andern Sprachen. Im bisherigen ist wiederholt von Wörtern die Rede gewesen, die sich aus dem Griechischen in unser modernes Sprechen vererbt haben. Es ist vielleicht angebracht, darüber noch etwas Zusammenhängendes zu sagen. So wenig die Griechen im ganzen sprachlich anderen Völkern verdanken, so mächtig und fruchtbar ist ihr sprachlicher Einfluß nach allen Seiten gewesen. Wohl keines der umwohnenden Völker hat sich ihm zu entziehen vermocht. Das Syrische ist voll griechischer Lehnwörter und hat aus dem Griechischen auch Mittel der Wortbildung und Gewohnheiten des Satzbaues entnommen; man merkt ihm an, daß es ein Jahrtausend hindurch das Griechische als höhere Sprache neben sich gehabt hat. Nicht in solchem Umfang und später als in Syrien, im ganzen erst infolge der Annahme des Christentums, wurde griechisches Sprachgut in Armenien eingebürgert. Auch die Sprachen des ferneren Ostens sind von solchen Einflüssen nicht frei geblieben. Zu den Indern ist nicht bloß, was mit Handel und Verkehr zusammenhängt, das lateinische Münzwort *Denar* in der gräzisierten Form *dīnāra* gelangt. Auch z. B. ihre wissenschaftliche Astronomie hat derartiges; Termini wie *hora* „Stunde", *āpoklima* „Niedergang" braucht man nur zu hören, um des unmittelbaren Anschlusses an griechisches Vorbild (ὥρα, ἀπόκλιμα) und vermöge dieses sprachlichen Zusammenhangs auch eines weitreichenden Zusammenhangs wissenschaftlicher Arbeit gewahr zu werden.

Einfluß des Griechischen auf die Sprachen des Ostens.

In jeder Beziehung wichtiger ist der heutige abendländische Besitz an griechischem Sprachgut. In seinem ältesten Teile geht er auf die Zeiten zurück, da die griechischen Kolonisten, Künstler und Handelsleute ihre höhere Kultur nach Italien brachten. Viele Wörter dieser Art sind alsdann vom Latein und den daraus hervorgegangenen romanischen Sprachen her auch ins Deutsche gelangt, vielfach nur dem Forscher als Fremdwörter kenntlich, diesem aber durch Form und Bedeutung verratend, wie viel Zwischenglieder ihre Entstehungsgeschichte hat. Wer würde bei *Pein* an fremden oder gar griechischen Ursprung denken? Aber in seiner ältesten deutschen Form *pīna* beruht es sichtlich, gerade so wie französisch *peine*, auf *pēna*, d. i. lateinisch *pœna* „Strafe" in jüngerer Aussprache. Und bei diesem *pœna* wiederum kann an Herkunft aus dem griechischen *poinē* kein Zweifel sein. Also ein Rechtsvolk wie die Römer danken eines ihrer wichtigsten Rechtsworte samt dem ganzen System von Ausdrücken, die sie daraus gebildet haben, den Griechen. Unser deutscher Sprachgebrauch aber knüpft, wie der französische, in der Verwendung des Wortes an den ursprünglich volkstümlich lateinischen an, in welchem das Wort für Strafe mit charakteristischer Bedeutungsverschiebung Ausdruck für Plage und Mühseligkeit geworden war. Oder, um ein ganz aktuell modernes Wort zu nehmen: *Maschine* geht im letzten Grunde auf ein schon zur homerischen Zeit vorhandenes griechisches Wort zurück, das in seiner literarischen Form *mēchanē* lautete und „Kunstgriff, kunstvolles

Abendländische Lehnwörter aus dem Griechischen.

Werkzeug" bedeutete. Die Römer übernahmen es von einem Stamm, der dafür *māchanā* sprach, setzten diese Form gemäß den Lautgesetzen ihrer eigenen Sprache in *māchina* um und bevorzugten in der Verwendung des Wortes, das offenbar hauptsächlich durch die Techniker übertragen worden war, die technische Bedeutung. Auf gelehrtem Wege ins Französische gelangt, wanderte es von da im 17. Jahrhundert ins Deutsche. Jede Etappe dieser Wanderung hat an dem Worte *Maschine* ihre Spur hinterlassen. Das *sch* und die Betonung des *i* beweist den Durchgang durchs Französische, das Dasein des *i* den durchs Latein, das *a* die Herkunft aus einer Mundart des Griechischen.

Nun aber kennt unsere Sprache als Sprößlinge aus derselben griechischen Wurzel neben *Maschine* Wörter wie *Mechanik, Mechaniker*, worin die griechische Lautform fast unverändert bewahrt ist. Sie repräsentieren eine zweite, jüngere Schicht abendländischer Entlehnung aus griechischem Sprachgut: d. h. sie stammen zwar auch aus dem alten Rom, aber aus Zeiten und aus Bildungskreisen, für die der genaue Anschluß an das literarische Griechisch Gesetz war. Solche mehr gelehrte Entlehnung hat durch das ganze spätere Altertum im weitesten Umfange stattgefunden. Sie hat aufs neue eingesetzt im Zeitalter des Humanismus. Während bis dahin nur vereinzelte griechische Wörter ohne römische Vermittelung zu den Germanen gelangt waren, darunter allerdings so bedeutsame und vielgebrauchte wie *Kirche* und *Kaiser*, begann man nun auf Grund des neu erschlossenen griechischen Sprachstudiums direkt aus der Quelle zu schöpfen. Am mächtigsten ward diese Tendenz im 19. Jahrhundert; sie hat noch nicht nachgelassen. Dabei wirkt trotz zunehmenden Strebens, das Entliehene dem Original möglichst genau anzupassen, die alte hoch bedeutsame Vermittlerstellung des Römertums und der Romanen immer noch nach. Wir pflegen fast durchweg griechischen oder aus griechischem Material gebildeten Wörtern die Lautgestalt zu geben, die sie in römischem oder romanischem Munde erhalten haben oder erhalten haben würden; wir sprechen von *Tragödie*, nicht von *Tragoidia*, sagen *Peripherie* und nicht *Periphereia*, und nennen die Erziehungslehre nicht *Paidagogike*, sondern *Pädagogik*.

Brauchbarkeit des Griechischen für Terminologie.

Das teils aus dem Altertum stammende, teils neu erwachsene Gräzisieren der wissenschaftlichen (und auch der technischen) Sprache der Gegenwart beruht auf zwei Momenten. Einmal darauf, daß alle unsere Wissenschaften mit Ausnahme der Rechtswissenschaft von den Griechen stammen und bei diesen bereits die Mehrzahl der Disziplinen ihre heute üblichen Namen, alle Disziplinen einen großen Teil der heute noch üblichen Kunstausdrücke erhalten haben. Ein zweites ist durch die Natur der griechischen Sprache selbst gegeben. Man greift, wo es für neue Begriffe und Gegenstände Namen zu schaffen gilt, darum mit besonderer Vorliebe auf das Griechische, weil es zur Zusammensetzung und Ableitung aus einfacheren Wörtern mindestens ebenso gelenkig ist als das Deutsche

und ebenso wohlklingende Gebilde liefert wie die romanischen Sprachen. In der Tat ist der Purismus nirgends so abgeschmackt, als auf dem Gebiet der wissenschaftlichen und technischen Kunstsprachen. Diese bedürfen gerade solcher Ausdrücke, deren Nennwert nicht durch verwandtschaftliche Beziehungen zur lebendigen Sprache der Gegenwart verwischt werden kann, und die ferner fähig sind, ohne Schwierigkeit für die Aussprache und ohne Verletzung nationaler Eitelkeit durch alle modernen Sprachen zu zirkulieren. Die französischen Sprachforscher sind nicht so im Unrecht, wenn sie den an sich trefflich gebildeten Ausdruck *Ablaut* durch *Apophonie* ersetzen, und *Ikosaeder* ist bequemer als „zwanzigseitiges Vieleck".

Entlehnung griechischer Wortbildungselemente.

Nun aber haben die Griechen nicht bloß mit dem Stoff ihres Sprachgutes die Welt bereichert. Sie haben alle zu ihnen in Beziehung getretenen Völker jüngerer Kultur zu gewandterer Verwendung ihrer eigenen Sprachen erzogen und sie gelehrt diese zu reicherer Bildsamkeit zu erheben. Das Syrische ist so gut dessen Zeuge, als das philosophische Latein eines Cicero und eines Lukrez. In unserem modernen Satzbau wie in unserer Wortschöpfung wirkt das Griechische nach, wenn wir die Frau eines Barons *Baronesse* nennen, aus *Patron patronisieren*, aus *Protestant Protestantismus* bilden, und aus dem lateinischen *pietas* und *spiritus Pietist* und *Spiritist* ableiten, so gebrauchen wir Wortausgänge, die mehr oder minder direkt aus dem Griechischen stammen. Auch Wörter wie *Materie* und *Qualität* würden ohne die Griechen für uns nicht vorhanden sein; denn sie sind zwar den Lauten nach lateinisch, aber bei den Lateinern teils zu ihrem philosophischen Begriffswert, teils überhaupt zu ihrem Dasein erst durch das Vorbild von griechisch *hyle* und *poiotes* gelangt.

Griechische Sprachwissenschaft.

Besonders aber läßt sich dies und überhaupt eine nie aufhörende Nachwirkung der griechischen Sprache an demjenigen Zweige von Unterricht und Wissenschaft dartun, deren Gegenstand die Sprache selbst ist. Ein Wort hierüber wird diese unsere ganze Sprachbetrachtung passend abschließen. Unter den indogermanischen Völkern sind allein die Inder und die Griechen ohne Antrieb und Vorbild Auswärtiger dazu gelangt, eine Grammatik ihrer Sprache zu schaffen. Unbefangenes Urteil wird nicht anstehen, den Indern hier den Vorrang einzuräumen. An Schärfe und Allseitigkeit der Beobachtung und an Feinheit der Analyse sind ihnen die Griechen hier nicht von ferne gleichgekommen. Die heutige Sprachwissenschaft wäre ohne das Vorbild der Inder gar nicht denkbar. Aber eben dieses Vorbild ist erst vor hundert Jahren wirksam geworden. Bis dahin hat fast ausschließlich die griechische Sprachwissenschaft nachgewirkt. Und in dieser ihrer starken Nachwirkung, mehr noch als in ihrem tatsächlichen inneren Wert, besteht ihre Bedeutung.

Griechisches Alphabet.

Die erste sprachwissenschaftliche Tat der Griechen und ihrer verdienstlichsten eine war die Gestaltung eines eigenen Alphabets aus dem

phönizischen. Dieses besaß keine besonderen Zeichen für die Vokale, war also noch nicht ganz über den Charakter einer Silbenschrift hinausgelangt. Indem die Griechen fünf phönizische Konsonantenzeichen zu Vokalzeichen stempelten, waren sie das erste Volk der Erde, das völlige Buchstabenschrift besaß. Unabhängig vom Griechischen ist anderswo erst in späterer Zeit ein konsequentes System vollständiger und gleichmäßiger Vokalbezeichnung entwickelt worden. Dagegen im Anschluß an die Griechen kam der große Fortschritt früh auch andern zugute. Zu Cäsars Zeit diente das griechische Alphabet den Galliern für ihre keltische Sprache, offenbar unter dem Einflusse von Massilia. Noch viel früher wurde es Vorlage für die Alphabete der italischen Stämme und damit auch der Lateiner, deren Schrift auch die unsrige ist und jetzt die Welt beherrscht. Auch die Alphabete der Slawen und Kopten sind auf dem griechischen Alphabet aufgebaut, und die syrische Schrift hat gewisse Hilfszeichen daraus entnommen.

Entwicklung der griechischen Sprachwissenschaft; Dionysios Thrax (ca. 100 v. Chr.).

Fixierung der Schrift setzt immer einen gewissen Grad von Lautbeobachtung voraus. Entsprechend war mit dem griechischen Elementarunterricht seit alter Zeit die Erörterung einer einfachen Lautlehre verbunden. Dagegen eine wissenschaftliche Wortlehre setzte erst im perikleischen Zeitalter ein; eine Szene der Wolken des Aristophanes führt uns die ersten dahin zielenden Versuche der Sophisten als Gegenstand komischer Verspottung vor. Ihre Vollendung erfuhr die Grammatik durch die Stoiker und durch die Philologie der hellenistischen Zeit, ihre früheste zusammenfassende Darstellung in dem kleinen Handbuch des Dionysios Thrax, dessen Abfassung in die Zeit um 100 v. Chr. fällt. Dieses durchaus elementare Werk, das als literarische Leistung nicht in Betracht fällt und nur eine trockene Aufzählung des damals allgemein Gewußten, keine feinere wissenschaftliche Untersuchung bietet, ist eines der gelesensten Werke der antiken Literatur geworden. Es hat nicht bloß für alle Darstellungen der griechischen Grammatik selbst bis zum Beginn der Neuzeit, ja eigentlich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts den Rahmen geliefert. Es wurde auch andern Sprachen dienstbar gemacht. Man kann bei den Lateinern seine Spur verfolgen. Die grammatische Darstellung des Syrischen, wie die des Armenischen, hat mit einer Übersetzung des Dionysios begonnen.

Nachwirkung der griechischen Sprachwissenschaft.

Teils durch dieses Buch, teils durch sonstige derartige Literatur, teils auch durch direkten mündlichen Unterricht ist die griechische Grammatik im ganzen Abendland zur Herrschaft gelangt. Wohl haben die Lateiner in einigem wenigen an der Theorie weiter gebaut und sind darin für uns maßgebend geworden. So, wenn wir zwar die ganze Buchstabenreihe Alphabet nennen, aber die einzelnen Buchstaben (außer den ursprünglich unlateinischen *ypsilon zed, jod vau*) nicht mit dem griechischen Vollnamen, wie Alpha, Beta usw., sondern einfach mit dem dadurch bezeichneten Laute benennen: *a, be, ce*, wobei die Verschiedenheit der Benennung, welche

Dauerlaute wie *f*, *l* von Momentanlauten wie *p*, *t* scheidet, besondere Beachtung verdient. Auch ist weder die Scholastik des Mittelalters noch die zu Beginn der Neuzeit erfolgte Aufschließung der semitischen Sprachen ohne Einfluß auf die Sprachtheorie geblieben. Und ganz neue Bahnen beschreitet diese seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Aber von der griechischen Lehre kommen wir nie ganz los. Was unsere Jugend als Elemente der Grammatik lernt, ist dem Inhalt des Schulbüchleins des Dionysios noch auffallend verwandt. In der Gliederung des Sprachstoffes, in der Reihenfolge z. B., die wir den Kasus und Genera des Nomens, den Personen des Verbums geben, und besonders in der ganzen Terminologie fußen wir noch immer auf den Griechen. Allerdings sind nur wenige Ausdrücke der Grammatik ihrer Form nach griechisch, hauptsächlich solche, die bloß gegenüber griechischem Sprachstoff zur Anwendung kommen, wie *Krasis*, *Aorist:* die meisten sind lateinisch. Aber diese lateinischen Ausdrücke sind durchweg wörtlich aus dem Griechischen übersetzt; ein jeder stellt eine Frucht griechischen Sprachdenkens dar. Der Ausdruck *Verbum* wurzelt in der zu Platos Zeit gültigen Satzlehre, und wenn wir den Sinn von *Kasus* erschließen wollen, müssen wir uns bei den alten Erklärern des Aristoteles Rats erholen; das Wort bezeichnete, indem das Bild eines von oben fallenden und sich senkrecht oder schräg einbohrenden Stiftes vorschwebte, die Verwirklichung eines Allgemeinen unter besonderen Umständen. Das Ursprüngliche ist freilich oft durch Abkürzung im praktischen Gebrauch verwischt. Wenn wir z. B. die Ausdrucksform für vergangene Handlung und gerade nur diese *Imperfekt* nennen, d. h. „nicht vollendet", so klingt das unverständlich. Aber ursprünglich galt der Ausdruck auch für das Präsens; man unterschied *ich schreibe* und *ich schrieb* als unabgeschlossene Gegenwart und unabgeschlossene Vergangenheit von *ich habe geschrieben* und *ich hatte geschrieben* als Ausdrücken der Vollendung. In andern Fällen haben die Lateiner schlecht übersetzt. Der unsinnige Name des Akkusativs, gebildet aus lateinischem *accusare*, als wäre er ein Anklagekasus, beruht auf falscher Übertragung eines griechischen Wortes, das den betreffenden Kasus höchst sachgemäß als Ausdrucksform für das Bewirkte bezeichnet.

Zwei Nachteile sind allerdings mit solchem Fortleben eines wissenschaftlichen und didaktischen Systems verbunden. Die Griechen schufen ihre Grammatik für sich selbst, in Rücksicht bloß auf die Tatsachen der eigenen Sprache. Sie schufen sie ferner von bestimmten philosophischen Anschauungen und von bestimmten Auffassungen des Sprachlebens überhaupt und der einzelnen Spracherscheinungen aus. Dürfen wir uns für nicht-griechische Sprachen und bei ganz anderer Art zu denken und sprachliche Dinge zu betrachten, noch an das griechische Schema halten? Wir können an den ersten Versuchen syrischer und armenischer Grammatik beobachten, wie der Anschluß an das griechische Lehrbuch zu Gewaltakten gegen die dargestellte Sprache geführt hat, und die lateinischen

Grammatiker sind von solchen Verkehrtheiten auch nicht frei geblieben. Haben sie sich doch nicht gescheut, dem Latein die Regeln der griechischen Akzentlehre aufzunötigen und in einfach pluralischen Verbalformen des Latein Analogieen zum griechischen Dual wiederfinden zu wollen. Wir selbst würden, wenn das Feld ganz frei wäre, die Grammatik unserer Sprachen in manchem anders aufbauen und müssen uns, wo wir Sprachen anderer Völkerstämme und Weltteile grammatisch darstellen, möglichst vom überlieferten Schema losreißen. Immerhin läßt die durch die Urverwandtschaft bedingte Gleichartigkeit der modernen Sprachen mit dem Griechischen den Nachteil des Traditionalismus für den grammatischen Hausgebrauch nicht so fühlbar werden. Und wenn wir darunter leiden, Enkel zu sein, so haben wir uns doch der Ahnen, deren Enkel wir sind, nicht zu schämen.

Literatur.

Von einer höheren wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Darstellung der griechischen Sprache kann man erst seit PHILIPP BUTTMANN (1764—1829) reden. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hatte die Grammatik nur die Stellung einer Hilfswissenschaft. Was sie zu lehren hatte, wurde in Elementarbüchern erledigt, deren Schema auf das antike Elementarbuch des Dionysios Thrax zurückging (oben S. 314). Daneben liefen gelehrte aber geistlose Zusammenstellungen äußerlich beurteilter Sprachtatsachen her. Buttmann erkannte, daß die Grammatik eine geschichtliche Wissenschaft sei. Er ging von den Tatsachen der echten Überlieferung aus, brachte sie in Beziehung zur Geschichte von Volk und Literatur und wußte, wo andere nur einen Haufen von Seltsamkeiten gesehen hatten, innern Zusammenhang und geschichtliches Werden nachzuweisen. Seine „Ausführliche griechische Sprachlehre" (1819—1827) ist durch keine spätere Darstellung übertroffen oder auch nur erreicht worden. Stellt sie auch nicht einen solchen Markstein dar wie die Deutsche Grammatik von JAKOB GRIMM, so darf sie doch mit Ehren neben ihr genannt werden. Sie ist aus demselben Geiste hervorgegangen.

Der umfassendste Beobachter griechischer Sprachtatsachen, den es je gegeben hat, ist CHRISTIAN AUGUST LOBECK (1781—1860); einer der schärfsten, wenn auch auf engerem Gebiet, KARL WILHELM KRÜGER (1796—1874). Beide entbehrten freilich des großen Blickes und des geschichtlichen Sinnes, der Buttmann auszeichnete, und beide (doch Lobeck noch weit mehr als Krüger) waren unfähig, die Geleise der antiken Theorie hinter sich zu lassen. Aber insbesondere Lobecks Werke, unter denen die Ausgabe des Phrynichos wohl den ersten Platz einnimmt, bilden eine noch unausgeschöpfte Fundgrube. — Inzwischen hatte die vergleichende Grammatik auf der von Buttmann gelegten Grundlage weiter bauen gelehrt. Auf ihr fußte bereits HEINRICH LUDOLF AHRENS in seinem unübertroffenen Werke über die griechischen Dialekte (1839—1843). Der Hauptvertreter dieser komparativen Sprachbetrachtung im dritten Viertel des letzten Jahrhunderts war GEORG CURTIUS. Er hat durch seine zwar durchaus nicht bahnbrechenden, weder durch Gelehrsamkeit noch durch Kombinationsgabe ausgezeichneten, aber sorgsamen und umsichtig urteilenden Werke (bes. Griechische Schulgrammatik[1] 1852. Erläuterungen dazu[1] 1863. Grundzüge der griechischen Etymologie[1] 1858. 1862) in weiten philologischen Kreisen und auch in der Schule einer geläuterten Spracherkenntnis Eingang verschafft. Im übrigen kam die Arbeit an der sprachgeschichtlichen Erläuterung des Griechischen seit 1851 hauptsächlich zu Wort in KUHNS Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, der 1876 die Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen und 1892 die Indogermanischen Forschungen zur Seite getreten sind.

Jetzt wird man, wenn man sich über die vorhistorischen Grundlagen des Griechischen und über die seine Entwickelung bestimmenden Gesetze unterrichten will, am besten greifen zu den Schriften von KARL BRUGMANN (Griechische Grammatik[3] 1900; Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen 1902—1904) und für die Syntax zu denen von BERTHOLD DELBRÜCK (Die Grundlagen der griechischen Syntax 1879; Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen 1893—1900). Als ein Muster von Verbindung linguistischer und philologischer Forschung auf dem Gebiet der griechischen Sprachkunde können die Quaestiones epicae (1892) von WILHELM SCHULZE dienen. Eine vom Geiste der neuern Sprachwissenschaft erfüllte, die Gesamtheit der wesentlichen Tatsachen in geschichtlicher Abfolge vorführende Grammatik ist ein Desiderat für die Zukunft.

Ebenso fehlt es noch an einer voll befriedigenden lexikalischen Darstellung des gesamten Sprachschatzes. Umfassende Sammlungen liegen in den erhaltenen Resten der antiken Lexikographie und in dem von HENRICUS STEPHANUS 1572 in Paris veröffentlichten Thesaurus und dessen 1835—1865 ebenda erschienener Neuausgabe vor; nicht bloß Materialsammlungen, sondern zum Teil ausgezeichnete Verarbeitung des Materials in zahlreichen Lexika zu einzelnen Schriftstellern, unter denen vielleicht der Index Aristotelicus von HERMANN BONITZ (1870) die höchste Leistung darstellt. Im übrigen muß man sich vorerst bescheiden. Für einen Thesaurus in der Weise des jetzt von den fünf deutschen Akademien herausgegebenen lateinischen ist beim Griechischen aus verschiedenen Gründen die Zeit noch nicht gekommen.

S. 291 ff. Über die Vorgeschichte des Griechischen und sein Verhältnis zu den Sprachen der Autochthonen und der Nachbarvölker orientiert am besten P. KRETSCHMER, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache (1896). Wichtig ist auch FICK, Vorgriechische Ortsnamen als Quelle für die Vorgeschichte Griechenlands (1905).

S. 303 ff. Eine befriedigende Gesamtdarstellung der hellenistischen Gräzität fehlt; den gegenwärtigen Stand der Forschung skizziert A. THUMB, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus (1901).

S. 308 f. Biblisches Griechisch: A. DEISSMANN, Bibelstudien (1895) und Neue Bibelstudien (1897).

S. 309 f. Attizismus: E. ROHDE, Roman[2] 351 ff. W. SCHMID, Der Attizismus in seinen Hauptvertretern (1887—1897).

S. 310. Schrift- und Volkssprache: K. KRUMBACHER, Das Problem der neugriechischen Schriftsprache. Festrede (1903).

S. 312. Über das Rückgreifen auf die klassisch-griechischen Wortformen im humanistischen Zeitalter: WILH. SCHULZE, Orthographica. Marburg (1894).

S. 314. Vgl. H. STEINTHAL, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern[2] (1890. 1891).

II

DIE LATEINISCHE LITERATUR UND SPRACHE

DIE RÖMISCHE LITERATUR DES ALTERTUMS.

Von

Friedrich Leo.

Einleitung. Die antike Kultur ist durch das Latein in Mittelalter und neue Zeit herübergekommen. Die hellenistischen Völker erneuerten sich nicht durch germanische Mischung; der romanisierte Westen blühte von neuen Völkergebilden auf und die entscheidenden Epochen der Geschichte fanden die romanischen Völker im Zentrum der aufsteigenden Kultur. Das Latein des Mittelalters hat sowohl den Faden der Kultur nach der Länge fortgesponnen als die Geister jeder Zeit miteinander verwoben. Die Renaissance ging keinen neuen Weg, sie ging ihn nur mit tausend neuen Kräften. Es war für die Geschichte der Wissenschaft von unermeßlicher Bedeutung, daß das Ende von Byzanz mit der Höhezeit der Renaissance zusammenfiel; aber die Weltkultur der folgenden drei Jahrhunderte blieb trotz des griechischen Einschlags lateinisch an Textur und Farbe. Die Sprache lebte als gemeinsame wissenschaftliche Sprache fort; die literarischen Gattungen und der kunstmäßige Stil der maßgebenden nationalen Literaturen gestalteten sich nach den lateinischen Vorbildern. Erst die Renaissance des 18. Jahrhunderts hat den Zusammenhang mit der griechischen Kunst hergestellt. Bedeutung für die Weltkultur.

Es ist eine seltsame Verschlingung der Wege. Diese römische Kultur, die den Okzident umspannt und gezwungen und anderthalb Jahrtausende lang auf ihn gewirkt hat, war von Ursprung griechisch-römisch, sie war rezeptiv und vermittelnd, sie gab in der römischen Erscheinung abgeleitetes Griechentum; und als das Griechische selbst wieder erschien, fand es sich im eigenen Hause. Griechisch-römisch.

Niemand wird sagen, daß das römische Volk keine originale geistige Kraft hatte; aber diese, so groß sie war, gab es im Staats- und Rechtsleben aus. Auf allen anderen Gebieten des geistigen Lebens, selbst auf dem der persönlichen Moral, haben die Römer eine entschiedene Neigung und Fähigkeit gezeigt, sich dem fremden Geiste und Gedanken anzuschmiegen. Das heißt dem griechischen. Es war ein gegenseitiges Schicksal, das die hellenistische Welt politisch den Römern auslieferte und den römischen Geist der griechischen Kunst und Wissenschaft unterwarf. 'Griechenland besiegte seinen Sieger' so hat es Horaz formuliert und zugleich den Römern rühmend nachgesagt, daß sie, von Natur hochgesinnt und scharfen Verstandes, keine griechische Form unversucht gelassen und selbst hier und da gewagt haben, den griechischen Inhalt durch römischen

zu ersetzen. Einer der besten griechischen Beobachter römischen Wesens, Posidonius, erkannte in der Nachahmungs- und Aneignungskraft der Römer eine Hauptursache auch ihres politischen Wachstums.

Darum ist doch die römische Literatur nicht nur lateinisch, sondern römisch; vielmehr römisch weil sie lateinisch ist. Wie die griechisch-römische Kultur zuletzt doch im nationalrömischen Wesen ruht, so die römische Literatur im Wesen der lateinischen Sprache, in der sich der nationale Geist verkörpert. Die Literatur ist in Rom nicht gesät, aber gewachsen; gepflegt von Italikern in allen Graden der Latinisierung. Sie ist von vornherein die Literatur des latinisierten Italiens, später, vom zweiten Jahrhundert nach Christus an, die Literatur der unterworfenen Länder, vornehmlich Afrikas und Galliens. Sie heißt römisch, weil die Stadt Rom Italien geeinigt hat, lateinisch, weil die Sprache der Latiner die Sprache Italiens und des afrikanischen Westens geworden ist.

Italien und Latium.

Das Völkerbild Italiens zeigt auf der ganzen Halbinsel ins Gebirge hinaufgedrängt Urbewohner und in den Ebenen, die Reste der Urbevölkerung beherrschend, eingewanderte Eroberer. Die Poebene, Etrurien, Kampanien, die apulisch-kalabrische Ebene sind der gallischen, etruskischen, hellenischen, messapischen Einwanderung verfallen; die Italiker, die da gesessen haben, kennt nur die Sage. Latium ist die einzige unter den italischen Ebenen, die im Besitz ihrer ältesten nachweislichen Bewohner geblieben ist. Das verdankten die Latiner den Römern; sie konnten sich wie die Athener im Gegensatz zu den übrigen Ebenenbewohnern des Landes als Autochthonen bezeichnen. Latium war nicht fruchtbar wie die Poebene und hafenreich wie Kampanien; aber es besaß die Tibermündung und war schon dadurch ein erstrebenswerter Besitz wie jene. So ist es auch von den Etruskern und später von den Galliern erobert worden, aber es hat sich der Fremden erwehrt; und es ist nicht bloß römische Legende, sondern Geschichte, daß es die Römer waren, die den Angriff in erster Linie aushielten und Besitz und Freiheit wahrten. An diesem Punkte erkennen wir in der geschichtslosen Zeit die militärische und auch, den Latinern gegenüber, die politische Kraft des noch mit den Mitteln eines engen Gemeinwesens seine Existenz begründenden Römervolks. Etrusker, Griechen, Samniter und Gallier haben in der latinischen Küstenebene die unscheinbare Volkskraft gefunden, die ihnen ein Halt gebot, die dann die Latiner zum Staate verband, die griechischen Ansiedlungen gegen die Samniter, Norditalien gegen die Gallier schützte und, nachdem sie in der Reihenfolge die Samniter, Etrusker, Umbrer, Griechen und Gallier unterworfen hatte, ein Reich Italien herstellte.

Latinisierung.

Die politische ist eine geistige Kraft und notwendig mit einer Wirkung auf die Geister verbunden. Im italischen Heere, wie es noch in der Zeit des ersten Punischen Krieges war, gab es ein Sprachengewirre: lateinisch, etruskisch, umbrisch, oskisch, messapisch, griechisch. Dort, im Heere, hat die Latinisierung begonnen, vielleicht wirksamer als

durch die latinischen Kolonien, die lange Zeit Sprachinseln bleiben mußten. Die Maßnahmen, die ergriffen wurden, um die lateinische Sprache im öffentlichen Gebrauch vorherrschen zu lassen, sind nie radikal gewesen; es war eine elementare Naturgewalt, mit der die Sprache vordrang und das Land von den Alpen zur Südspitze ergriff. So setzt sich nur die Sprache eines auch geistig überlegenen Volkes durch. Die Griechen in Italien sprachen weiter griechisch. Reste des Oskischen und Etruskischen blieben, wie das nicht anders sein konnte, bis in späte Zeit auf dem platten Lande lebendig. Aber, und das ist das Entscheidende: was an der etruskischen und oskischen Kultur literarisch gewesen war, ist bis auf den letzten Rest verschwunden. Osker, Umbrer und Kelten (Etrusker erst spät) treten als Lateiner in der römischen Literatur auf; und es gibt keine andere. Der Römer hat Italien auch geistig überwunden, ehe er seinen und den italischen Geist dem griechischen Überwinder hingab.

Griechische Einwirkung.

Diese Hingabe begann erst, als die Kraft der Griechenstädte in Italien gebrochen war und Rom, durch die Unterwerfung der Samniter ein für internationale Verhältnisse in Betracht kommender Staat geworden, zu den hellenistischen Monarchien und Städten in Beziehung zu treten anfing; sie vollzog sich, als Rom der hellenistischen Welt erobernd gegenübertrat. Aber die fremde Kultureinwirkung, die griechische und etruskische, hat lange vorher eingesetzt und ist nur in ihren Wirkungen kenntlich, die uns zeigen, daß die Fähigkeit des Römervolkes, fremde Kultur aufzunehmen, uralt ist, so alt wie seine politische Tatkraft und Erfindungskraft. Direkte Überlieferung gibt es da nur von den Ansiedelungen der Griechen, die sich seit der Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. an den süditalischen und sizilischen Küsten festsetzten. Nicht älter ist der Schluß der hesiodischen Theogonie, dessen Dichter von Latinos, dem Sohne des Odysseus und der Kirke (sie haust am latinischen Vorgebirge Circei) zu melden weiß, der mit seinem Bruder Agrios, dem Wilden, 'ganz in der Ferne im innern Bezirk der heiligen Inseln über alle Tyrrhener herrscht'. Das bedeutet, Latium hat die griechischen Ansiedler, den Anspruch der fremden Kulturträger auf Landbezirk und Städtegründung, energisch abgewiesen; und das hat es stets getan, während es die griechischen Kaufleute und Handwerker stets herangeholt hat; ganz wie Athen die Fremden durch das freie Metökenrecht anlockte. Dieser Zug des Widerstandes gegen die Hellenisierung zusammen mit der Bereitwilligkeit, das Griechische hereinzulassen, geht von Anfang durch die römische Geschichte.

Sprache und Leben.

Schon im 7. Jahrhundert vor Christus besitzen die Latiner das Alphabet, das sie von den chalkidischen Einwanderern an der südwestlichen Küste Italiens übernommen haben. Sie haben es direkt von den griechischen Kolonisten erhalten, die übrigen Italiker durch die Vermittelung der Etrusker. Die lateinische Sprache besitzt, wie sie uns zuerst in größeren Massen zugänglich ist, eine Menge griechischer Wörter, die das Lateinische

aufgenommen und seinen Gesetzen des Lautwandels, so weit sie noch wirksam waren, angeglichen hat. Diese Lehnwörter gehören in die Gebiete des Hausbaues, des Acker- und Gartenbaues, der Bekleidung, des Handelsverkehrs, sie treffen hier und da alle Gebiete des Lebens, auch des öffentlichen und Rechtslebens. Sie stammen nicht nur von den nächstgelegenen chalkidischen Ioniern in Cumae und Neapel, auch von den Doriern in Sizilien, von den Phokäern in Massilia. Das Leben selbst und seine Einrichtungen, soweit wir sie in so alte Zeit hinein verfolgen können, bestätigen was die Sprache andeutet. Das römische Münz- und Gewichtssystem ist von den sizilischen Griechen übernommen. Ein lebhafter Handelsverkehr zur See ist damit für sehr frühe Zeit bewiesen. Denn zu Lande gab es nur einen inneren, kaum einen Nachbarverkehr; die erste der gewaltigen Heerstraßen, mit denen die Römer in der Folge Italien überspannten, die via Appia, wurde erst gegen Ende der Samniterkriege angelegt. Wir erkennen eine hinausstrebende Kraft des jungen römischen Volkes, wie es die der Griechen, Etrusker und Karthager war. Während sie in langsamer Arbeit den Besitz von Latium erwarben und sicherten, benutzten sie den Seeverkehr, durch den allein eine friedliche Entwickelung der wirtschaftlichen Kräfte und der Kultur möglich war. Zu den ältesten Tatsachen, die aus der altrömischen Geschichte glaubhaft berichtet werden, gehören Handelsverträge mit Karthago.

Religion. Die stärkste und am tiefsten greifende Einwirkung auf das römische Leben war die griechische Einwirkung auf die römische Religion. Es sind nicht nur griechische Kulte und Göttergestalten neben die römischen getreten. Die wichtigsten römischen Götter sind vor den griechischen Ankömmlingen von ihrem Platze gewichen, das griechische Göttersystem hat sich über die altrömische Religion gelagert. Hier sehen wir es zuerst, wie die gestaltende Kraft der Griechen den römischen Sinn unwiderstehlich gefangen nimmt. Die römischen Götter waren die Verkörperungen der einfachen Ereignisse und Verrichtungen eines beschränkten Lebens, sie bedeuteten nicht mehr als der Begriff, den ihr Name ausdrückte, sie hatten nicht durch das Bedürfnis ihres Volkes nach Gestalt und Anschauung ein über den Kultus hinaus blühendes Leben erhalten. Es war nur gleichsam das Schema einer Religion, das in den heiligen Riten bewahrt blieb, während die griechischen Gestalten und Geschichten im Volksbewußtsein immer weiter griffen und auch im öffentlichen Gottesdienst einen breiten Raum einnahmen. Mit den Kulten kamen die Götterbilder, die auf einmal den leibhaftigen Anblick der Götter vor Augen stellten und die nicht schaffende aber aufnehmende römische Phantasie erfüllten. Das Alte blieb im Kultus des bäuerlichen Lebens, denn die importierenden Griechen waren keine Bauern mehr und brachten keine Bauerngötter.

Die übertragenen Götter beweisen zum Teil selber, daß sie als Schützer des wachsenden Verkehrs ihren Einzug gehalten haben; vor allen Mercurius, der mit seinem redenden Namen als Kaufmannsgott den griechischen

Hermes vertritt. Ein starker Handel lockt mit Notwendigkeit eine niedere Bevölkerung, die von ihm lebt, in Stadt und Hafen. Italische und sizilische Griechen haben sich in Rom niedergelassen lange bevor die Kriege eine griechische Sklavenbevölkerung und ein aus ihr hervorgegangenes Kliententum nach Rom brachten. Wahrscheinlich hat die Bewegung, die zur Aufhebung der Königsgewalt und zur Begründung der republikanischen Verfassung führte, das Einströmen griechischer Kulte begünstigt. Ganz verständlich aber wird diese Entwicklung erst, wenn man Etrusker. den vermittelnden Einfluß der Etrusker bedenkt, die als Nachbarn der Latiner unmittelbaren Verkehr mit ihnen hatten; natürlich einen feindlichen Verkehr. Die Etrusker sind in Italien vielleicht nicht viel länger als die Griechen; sie haben Etrurien und die Poebene besessen, Kampanien erobert und in der Tat eine Zeitlang Latium unter ihrer Herrschaft gehabt; lange genug, um die tiefsten Spuren zu hinterlassen. Das altlatinische Leben, wie es die Gräber enthüllt haben, trägt durchaus die Züge des altetruskischen; die römischen Könige, die etwas von einem historischen Antlitz zeigen, sind etruskische Dynasten; die römischen Namen sind zum großen Teil etruskischen Ursprungs. Nun waren die Etrusker wahrscheinlich von ihrer früheren Heimat her, sicher seit sie in Italien saßen, in engster Berührung mit den Griechen. Sie unterwarfen sich der griechischen Kultur und brachten ihre eigene griechisch durchsetzte den Italikern. Von den Etruskern haben die Umbrer und Osker das griechische Alphabet erhalten; nicht die Latiner, diese vielmehr, wie wir sahen, direkt von den italischen Griechen: das heißt, als der etruskische Einfluß begann, hatte der griechische bereits in starkem Maße auf Rom gewirkt. Aber von den Etruskern erhielten die Römer nicht nur deren eigene Blitz- und Opferschau, sondern durch ihre Vermittlung griechische Kunst und Handwerk und sakrale Einrichtungen wichtigster Art. Dadurch war, als die etruskische Herrschaft abgeworfen war, der Boden für die unmittelbare griechische Befruchtung von außen und von den unteren Schichten der Bevölkerung her neu bereitet. Es wird schon damals so gewesen sein wie allezeit später, daß der echte Römer dem griechischen Element gegenüber eine aus Liebe und Abneigung gemischte Empfindung hatte; denn es schob sich vor seine nationale Art und Sitte, beschattete seine Überlieferung und stellte Forderungen an ihn, denen ein spröder Zug in seinem Inneren widerstrebte. Noch als die griechische und römische Kultur in eins verschmolzen waren, erhob sich in den Besten oft eine Regung abweisenden Stolzes gegen den besiegten Sieger.

Und doch, wie anders war die Abhängigkeit des Römers von der griechischen Kultur als die des Etruskers. Hier der freie Mann, der sich neu befreit, indem er sich willig ergibt; dort der innerlich Unfreie, dem jede Art der Abhängigkeit zur Sklaverei ausschlägt. Die etruskische Nation ist an der übernommenen Kultur sittlich zugrunde gegangen, sie hat ihre politische und kriegerische Tüchtigkeit eingebüßt, ihre Kunst ist

schwächliche und verzerrte Imitation. Die Römer haben die griechischen Gedanken und Formen mit ihrem eigenen Geist und Leben zu einer neuen Einheit verarbeitet. Während die Etrusker willenlos, sobald sie mit den Waffen unterworfen waren, ihre Kultur und Sprache fallen ließen, hat Kultur und Sprache der Römer noch in ihren letzten Zügen die erobernden Barbaren romanisiert und das bildende Element einer neuen Weltkultur abgegeben.

Römischer Nationalcharakter.

Darum ist es nicht minder wahr, daß das griechische Wesen von früh an die Züge des alten Römertums gefärbt und verdunkelt hat. Wo wir die Römer persönlich zuerst kennen lernen, ist die Klage von der guten alten Zeit in ihrem Munde; nicht das homerische 'wie vordem die Menschen waren', als die Heroen lebten, sondern die Klage um die alte Römersitte, von der der Klagende ein Rest ist. Darum ist der römische Nationalcharakter nicht leicht zu zeichnen. Der einzige, der unmittelbar brauchbare Striche dazu gibt, ist Polybius; und auch er zweifelt nicht an dem Verfalle der alten Art. Was man gewöhnlich hört, ist nur relativ gedacht: der nüchterne, nur dem praktischen Leben zugewandte Römer als Gegenbild des phantasievollen und wortreichen Griechen; die Unfruchtbarkeit der römischen Mythologie gegenüber der beständig fortzeugenden griechischen, der Mangel innerlich religiöser Dichtung gegenüber den Propheten der Weltanschauung, der Mangel systematisch-wissenschaftlichen Denkens gegenüber den Schöpfern der Philosophie und Wissenschaft; andrerseits das konsequente politische Denken gegenüber der genialen politischen Konzeption ohne Frucht und Reife. Aber man sucht nach persönlichen Zügen. Der Römer ist Bauer und bewahrt die Tradition der Scholle; Bauer nicht wie in dem romantischen Idyll der Zeit, die das Land schon in den Händen der großen Grundherren verkommen sah, sondern wie der Gutsbesitzer bei Cato und Varro erscheint. In Varros Buch vom Landbau kommt ein Kreis von wirklichen alten Römern zusammen, die gegen die damalige stadtrömische Gesellschaft einen ganz seltsamen Kontrast bilden. Im Bauerntum liegt die Kraft der römischen Familie und auch der römischen Religion, wie sie auf dem Lande und in dem verwandten Hauskultus geblieben ist. Der Römer ist Soldat; er muß den Karst mit dem Schwert und auch mit dem Kommandostab vertauschen können. Es hat in Rom stets für die Höhe der männlichen Tüchtigkeit gegolten, Soldat und Feldherr in einer Person zu sein. Der Römer hat als Kaufmann zuerst die Vorteile seines Stromes, dann seines Staates mächtig ausgenutzt. Wir sahen, daß die Latiner keine kaufmännischen Niederlassungen an ihrer Küste duldeten, aber handeltreibende Bevölkerung heranzogen; die Kriege gegen Karthago waren Kaufmannskriege; den unterworfenen Ländern ist der römische Kaufmann verderblicher geworden als der römische Beamte. Die römische Jurisprudenz hat nicht gleichen Ursprung mit den übrigen Wissenschaften, die in der Philosophie wurzeln. Sie ist aus den Bedürfnissen des Lebens, aus der Beobachtung der Interessen

hervorgegangen, die sich um Besitz und menschliche Beziehungen drehen. Hierin hat der Römer die Fähigkeiten des Verstandes, denen er auch seine politischen Institutionen verdankt, die Fähigkeit, die Dinge zu sondern und die unendliche Erscheinung der menschlichen Verhältnisse unter zutreffende ordnende Form zu bringen, als Meister bewährt; zur systematischen Zusammenfassung im wissenschaftlichen Sinne hat ihm erst die stoische Dialektik verholfen. Der Römer bildet sich der überkommenen Regel nach für ein praktisches Leben aus; epikureische Lebensführung findet sich erst in den Zeiten der untergehenden Republik als eine Wirkung hellenistischer Gedanken. Wenn er im Staate das Ziel erreicht hat, das Konsulat oder ein Amt, das einen angesehenen Platz im Senat verschafft, so wendet er sich oft als reifer Mann der Ausbildung seines Geistes zu und bemüht sich in literarischen und philosophischen Studien; meist mit dem Zweck, als Schriftsteller aufzutreten. Seit sich die Literatur in Rom eingebürgert hat, ist dort nichts so häufig wie die späte Gelehrigkeit und die Produktion der Bejahrten. Die Grundrichtung des römischen Lebens hatte ihre innere Kraft in einer starken Anlage des Römers zur praktischen Moral und konsequenten Lebensführung. Aber auch diese Anlage haben wir mehr Gelegenheit im Reflex der verwandten stoischen Lebensanschauung als im Original zu beobachten.

Auf keinem Gebiet ist das ursprünglich Römische vollständiger verdunkelt und beseitigt worden als auf dem literarischen. Die altrömische Versform wird uns begegnen; auch die Keime werdender Poesie, die wenigstens in der Potenz vorhanden war. Greifen können wir die römische Geistesarbeit vor der Einführung der griechischen nur an den ältesten Resten des römischen Rechts.

Es sind die Jahrhunderte, deren Überlieferung Legende ist, in denen die Römer das innere Gefüge ihres Staates, ihr öffentliches und bürgerliches Recht ausbildeten; auch die Kodifikation ihres Landrechts gehört noch in jene Zeit: es war das erste römische Buch, auf 12 Erztafeln geschrieben, von denen es jeder für sich abschreiben konnte. Auf diesem Gebiet brach der römische Geist seine eigne Bahn. Als griechische Gelehrte, die dem römischen Nachahmungstriebe nachspürten, Solonische Gesetzbestimmungen in den 12 Tafeln wiedergefunden hatten, entstand in der römischen Annalistik eine doppelte Fabel: von einer Gesandtschaft, die das römische Recht aus Athen geholt, und von dem Epheser Hermodoros, der den Römern bei ihrem Landrecht geholfen hätte. In der Tat handelte es sich um einzelne Rechtsbestimmungen, die durch friedlichen Verkehr aus den griechischen Städten Italiens nach Rom gewandert waren. Ernstlich kann nicht mehr die Rede davon sein, den Römern ihre juristische Originalität zu bestreiten. Sie haben sie ihre ganze Geschichte hindurch bewiesen, so unzweideutig wie ihre Abhängigkeit auf allen andern Gebieten der Literatur und Wissenschaft.

12 Tafeln (451. 450 v. Chr.).

An ihrem Landrecht erwuchs den Römern die erste eigentlich literarische Leistung: ein Verzeichnis der Gerichtstage und der Formen des Zivilverfahrens, deren Kenntnis, unerläßlich für die Anwendung des Rechts, im Besitze des Pontifikalkollegiums war. Gnaeus Flavius, der nicht zu diesem Kreise gehörte, mußte das Buch nach Beobachtung und Erfahrung zusammenstellen, ein Buch zum Gebrauche des gemeinen Mannes und mit scharfer politischer Spitze gegen die patrizische Tradition. Den Gedanken dazu hatte Appius Claudius Caecus gegeben, ein Mann, der zuerst als Persönlichkeit unter den Römern scharf hervortritt; bis dahin macht das römische Volk seine Geschichte und die Männer sind nur Namen. Claudius hatte persönliche Gedanken, die er mit demagogischer Kraft durchsetzte; offenbar bediente er sich dazu auch der literarischen Mittel, die den Römern in der Zeit, da sie die Samniter und Etrusker völlig unterwarfen und Pyrrhus bekämpften, unmöglich fremd sein konnten. So soll Claudius die erste Rede publiziert, auch die erste juristische Einzelschrift verfaßt und in Anlehnung an griechische Gedanken Verse geschrieben haben.

Appius Claudius (Censor 312).

Anfänge der Rechtswissenschaft.

Durch die 12 Tafeln war das geschriebene an die Stelle des Gewohnheitsrechts getreten, die Epoche, die in der historischen oder Legendenüberlieferung aller griechischen Staaten einen Haupteinschnitt macht und im kretischen Gortyn uns noch auf dem Steine entgegentritt. Als nun der Laie sich der Anwendung des Rechts bemächtigen wollte, da wurde der Priesterschaft, die bisher das sakrale und zivile Recht mit seinen Formen und Formeln gehütet hatte, die Gefahr bewußt und ihre kundigsten Mitglieder übernahmen die öffentliche Belehrung des rechtsuchenden Publikums. So löste sich das zivile vom sakralen Recht und wurde zu einer eignen Disziplin, zu einer selbstgewachsenen und in sich ruhenden Wissenschaft, die nach praktischer und systematischer Ausbildung drängte und eine unbegrenzte Zukunft selbständiger literarischer Entwicklung in sich trug.

Wir haben hier die Geschichte der römischen Rechtswissenschaft nicht zu verfolgen. Aber es mußte bemerkt werden, daß das Römertum auf den Gebieten von Recht und Staat seine originale Arbeit getan hat; und zwar das Römertum im engeren Sinne. Als das übrige Italien an dieser Arbeit teilzunehmen begann, da war die politische Zusammenfassung Italiens vollzogen und durch die Unterwerfung Italiens unter die latinische Sprache die geistige Überlegenheit des Römers deklariert. Die größte Zeit der römischen Geschichte ist mit dem Eintreten sicherer historischer Überlieferung vorüber.

A. Republikanische Zeit.

I. Von den punischen Kriegen bis zur Revolutionszeit (ca. 250—100 v. Chr.). Danach erst beginnt eine römische Literatur. Die Verschiedenheit von der griechischen Entwicklung springt ins Auge: dort

ist jede Phase literarischen Werdens ein organischer Teil der politischen und Kulturentwicklung der Nation; den Römern kommt die Literatur von außen, römische Literatur ist kein voller Begriff und ohne das Griechische weder zu denken noch zu würdigen.

Die Gattungen der griechischen Literatur sind aus volksmäßigen Anfängen allmählich in die Höhe gewachsen und durch die künstlerische Tat eines Mannes, den wir entweder kennen oder nicht kennen, kunstmäßig und literarisch geworden. Dieses organische Wachsen aus den Elementen kennt die römische Literatur nicht. An den Elementen hat es nicht gefehlt: das italische Volk hatte Kult- und Heldenlieder, Spott- und Klagelieder, Lieder bei Arbeit und Mahl wie das griechische, auch die rohen Naturformen des dramatischen Spiels. Aber es ist keine Kunst daraus entstanden, so wenig wie ein Drama, außer Epicharms Komödie, aus den Fastnachtsspielen der Dorier.

Der Wunsch nach einer über die Volksposse hinausgehenden Bühnenkunst regte sich, als die dionysischen Techniten aus den italischen Griechenstädten kommend auch dem römischen Publikum attische Tragödie und Komödie zeigten. Die römischen Festspiele waren von alters nach griechischem Muster begründet worden und konnten szenische Spiele in ihren Rahmen aufnehmen. Es war die Zeit, da Pyrrhos aus Italien vertrieben, Tarent und die letzten freien Stämme zum Bündnis gezwungen wurden und Rom in gewaltigen Kriegen Sizilien eroberte und Karthago stürzte. In jenen Jahrzehnten schwoll die niedere griechische Bevölkerung Roms an von neuen Elementen: Kriegsgefangenen und gekauften Sklaven, Freigelassenen und handeltreibenden Bündnern. Auf Markt und Straßen hörte man griechisch sprechen. Aber auch in den Häusern begann bereits hier und da ein Vornehmer dem Vortrage eines Sklaven, der daheim die Schule besucht hatte, zu lauschen; und mancher hätte seinen Kindern zum Buchstabieren und Lernen von Recht und Gesetz, wie es dem römischen Knaben zukam, auch einen literarischen Unterricht gleich den Griechenkindern gegönnt.

Livius Andronicus (tätig 240—207).

Damals lebte in Rom der Tarentiner Andronikos, der wahrscheinlich während des tarentinischen Krieges, d. h. vor 273, und zwar als junger Knabe, kriegsgefangen in das Haus eines Livius gekommen war und als dessen Freigelassener den Namen L. Livius Andronicus führte. Der Mann hat keine geringe Bedeutung für die Weltliteratur; denn er hat die Kunst des Übersetzens erfunden. Diese Kunst datiert vom Jahre 240 v. Chr., dem ersten Aufführungsjahre des Andronicus. Er hat den Römern für ihre Bühne attische Tragödien und Komödien, für ihre Schule die Odyssee vermittelt. Für diesen Zweck fand er eine Sprache vor, die in Handel und Wandel, in Senat und Forum ausgebildet, aber für keinen kunstmäßigen Gebrauch geschult und geschmeidig, in poetischer Ausdrucksfähigkeit noch unversucht, selbst in ihren Formen noch nicht einem nach Hebung und Senkung strenge gliedernden Versgesetze anbequemt war.

Es gab einen urtümlichen italischen Vers, der Volk und Priestern zu gebundener Rede diente, nicht sehr verschieden vom Nibelungenverse; den fand Andronicus als das Maß altrömischer Heldenlieder für die Übersetzung der Odyssee geeignet. Für das Drama fand er es nötig, die jambischen und trochäischen Verse der Griechen nachzubilden; er tat es mit einer ähnlichen Freiheit wie er sie den Texten gegenüber als Übersetzer übte, und mit einem Erfolge wie er nur dem schöpferischen Formenbildner zuteil wird.

So war mit einem Striche beseitigt was in Rom von Rudimenten der Dichtung vorhanden war und der Gestaltung harrte. Dafür empfingen die Römer das homerische Epos und das große attische Drama: die Tragödie des 5. Jahrhunderts und die Komödie Menanders. Epos und Tragödie waren klassisch und in den griechischen Ländern Gegenstand gelehrten Studiums; die Komödie war in vollem Leben. Das hellenistische Epos berührte Andronicus nicht, aber wahrscheinlich zog er die moderne Tragödie, das junge Repertoir der Technitenbühne, heran und brachte so den Teil des Publikums, der auf ihn hörte, auf beiden Gebieten des Dramas mit der großen Kunst der vergangnen Blütezeit und mit der modernen griechischen Produktion zugleich in Beziehung.

Das Literatentum, das sich nun bildete, war nicht im eigentlichen Sinne römisch; wie es denn von einem geborenen Griechen begründet und gleich in der griechischen Form eines Dichterklubs mit sakralem Mittelpunkt zusammengefaßt worden ist. Dichtung begehrt nach der Jugend; der junge Römer höheren Standes hatte weder literarische Muße noch gestattete ihm die Sitte, literarische Tätigkeit zu üben oder zu schätzen. Ein Römer, ja ein Latiner aus Latium ist Generationen lang in der römischen Literatur nicht nachzuweisen. Andronicus' Nachfolger und Nebenbuhler, Naevius, war aus einer Latinerstadt in Kampanien, Plautus ein Umbrer von der umbrisch-gallischen Grenze, Ennius und Pacuvius aus Kalabrien, einem Lande halbgriechischer Kultur, Caecilius und Terenz Freigelassene, der eine gallischen, der andre afrikanischen Blutes. Keine Überlieferung lehrt uns so eindringlich die geistige Anziehungskraft der Eroberin Rom kennen wie dieses Eintreten der latinisierten Italiker und Fremden in die literarische Bewegung.

Naevius (tätig 235—204). Auch griechisch war dies Literatentum nicht; die Bewegung, aus der es hervorging, war volkstümlich ihrer Natur nach und kräftig genug, gleich durch ihren ersten Anstoß eine römisch-italische Strömung zu erzeugen, die auf eine nationale Entwicklung der jungen Literatur hindrängte. Man sieht deutlich, daß die Talente bereit standen und nur auf die freie Bahn warteten. Der Führer war Naevius, ein Mann, dessen Persönlichkeit aus geringen Resten und Notizen scharf hervortritt. Er bleibt in den von Andronicus gegebenen Formen, er bearbeitet auch attische Tragödie (zum Teil dieselben Stoffe wie jener, also über ihn hinausstrebend) und Komödie; aber daneben beginnt er den Stoff für Tragödien aus der römischen Sage

und Geschichte, für Komödien aus der italischen Umgebung zu holen. Er dichtet ein Epos, im altitalischen Maß wie Andronicus, aber sein Gegenstand ist der punische Krieg, den er als Soldat erlebt hat. Dies sind die Hauptzüge, die eine freie Initiative in der nationalrömischen Richtung bedeuten. Auch eine attische Freiheit des Wortes, der die römische Polizei durchaus keinen Raum verstattete, bezeichnet den Mann; sie hat ihm Gefängnis und Verbannung eingetragen und seine Laufbahn als Dichter gekürzt.

Plautus (tätig vor 204—184).

Livius Andronicus ist in Rom nachzuweisen von 240—207 v. Chr., Naevius von 235—204; in Naevius' letzter Zeit setzen Plautus und Ennius ein. Damals, nämlich in Plautus' und Ennius' Zeit, gab es 'Dichter wie Frühlingsblumen', wie eine Generation nach Plautus ein Komödienschreiber sagt. Die Komödie war, wie bemerkt, von den Gattungen, die Andronicus in Rom einführte, die einzige mit der lebendigen griechischen Produktion der Zeit unmittelbar verbundene. Daß sie die stärkste Entwicklung fand, deutet auf den Zusammenhang der römischen Literaten mit der griechischen Bühnenliteratur der Zeit. Die Stärke der Entwicklung zeigt sich vor allem darin, daß die Komödie die erste römische Gattung war, die eine poetische Individualität für sich allein in Anspruch nahm. Die Griechen kannten das nicht anders. Sokrates zwingt am Schlusse von Platons Symposion nach einer durchzechten Nacht die beiden Dichter, zuzugeben, daß wer der Kunst der Tragödie mächtig sei auch der Komödie mächtig sein müsse, und umgekehrt. Der importierten römischen Kunst war das kein Paradoxon. Aber in umgekehrter Entwicklung fordert auch hier allmählich der Stil seinen Mann. Naevius hatte zur Komödie den stärksten Trieb gehabt und sie nach Gehalt und Form starke Schritte vorwärts geschoben; Plautus war der erste, der sein ganzes Leben der Komödie hingab.

Plautus, aus dem umbrischen Städtchen Sarsina an der gallischen Grenze in Rom eingewandert, ist zugleich der erste, den wir von Angesicht kennen. Wir besitzen 20 Komödien von ihm, die in der Hauptsache für uns die altlateinische Sprache ausmachen. Die neben ihm dichteten sind fast alle auch dem Namen nach verschwunden. Seine Stücke sind zum Teil nach Philemon, Menander und Diphilos, d. h. nach den Klassikern der attischen neuen Komödie, andere nach jüngeren, meist unbekannten, Dichtern bearbeitet. Sie haben die dieser Gattung eignen typischen Züge der Erfindung und Charakterisierung, sind aber nach Inhalt und Ton außerordentlich verschieden; wie ihre Urheber und Urbilder es waren. Sehr verschieden sind sie auch der Ausführung nach. Die besten sind ohne Frage die dem Original ohne wesentliche Abweichung nachgebildeten Stücke. Aber Plautus hat oft, wie schon Naevius, zwei griechische Komödien verwandten Stoffes ineinander gearbeitet oder ein Stück, indem er einzelne Szenen aus andern Stücken herübernahm, mit Stoff gefüllt; denn sein Publikum verlangte nach Handlung mehr als nach

Kunst der Ausführung. Die eignen Schritte, die Plautus bei solchen Gelegenheiten tun mußte, zeigen einen sehr ungeübten Gang. Horaz, der die Originale kannte, hat ihn sehr scharf beurteilt; und wir können, soweit das Dramatische in Handlung und Aufbau reicht, wo wir die Abweichung vom Original erkennen, nicht milder sprechen. Es geriet dem italischen Poeten noch nicht, die fremde Kunstform mit freien Händen zu berühren.

Dagegen behandelt Plautus die Sprache als ein Meister: es ist eine Stilisierung der Umgangssprache, die dem Besten ihrer Art an die Seite tritt; eine Geschmeidigkeit der jungen Literatursprache, die auch vom Talent der Vorgänger, die eine so rasche Entwicklung vorbereitet haben, die größten Vorstellungen erweckt; die Formen von fließender Mannigfaltigkeit, der Ausdruck von geregelter Beständigkeit; doch nirgends ein papiernes Gesetz: jede Regel entspringt den in der Sprache vorhandenen Keimen; keine der Sprache angetane Gewalt: viele Fremdwörter, kein Gräzismus des Satzbaues; trotz der Fremdwörter eine aus der Tiefe quellende Sprachfülle; jede Stimmung findet ihren Ton, denn das bürgerliche Schauspiel geht durch alle Stufen von ernster Leidenschaft bis zum Grotesken.

Der sprachliche Stil läßt die 20 Stücke als das Werk eines Geistes erscheinen; dasselbe leistet die Stilisierung des Stoffes. Was darunter zu verstehen ist, läßt sich nicht leicht beschreiben oder andeuten. Die attische Komödie stellte das Leben von Haus und Straße dar, das griechische Leben: das mußte der Römer sich bieten lassen, da er die fremde Kunstform übernahm; seine Poeten hatten nicht die Beweglichkeit des Geistes, mit der Holberg aus fremden Motiven ein nationales Lustspiel geschaffen hat. Aber das leichte Spiel vertrug es, wenn der Dichter die eigne Gegenwart mit der gestalteten, die er vorfand, vermischte. An diese Vermischung hat Plautus seinen ganzen Witz gesetzt. Im Rahmen der attischen Erfindung fährt Griechisches und Römisches vorüber, das dem römischen Publikum im einzelnen merklicher als uns auseinander- und immer wieder zusammentrat und gerade dadurch im ganzen sich verwischend rascher in eine eigne neue Farbe überging. Auch wir empfinden den Reiz dieser schillernden und doch einheitlichen Färbung; sie ist so wohltemperiert, daß auch die rein attische Grundlage von der Nachwelt als römisch genommen worden ist. Einer Übersetzung, die zunächst nicht literarischen Zweck hat, sondern für die lebendige Bühne bestimmt ist, kann man wohl ein besseres Zeugnis nicht ausstellen, als daß sie nicht nur Reichtum und Fähigkeiten der eignen Sprache darstellt und vermehrt, sondern auch den fremden Charakter des Stoffes vergessen macht.

Plautus nennt sich in einem Atem Dichter und Übersetzer. Wir würden vielleicht schwanken ihm den schöneren der beiden Namen zu geben, wenn wir seine Originale besäßen; aber wir sehen doch, daß er sich als Schaffender fühlen konnte. Wie an seiner Sprachbehandlung

und der Freiheit in der Behandlung des Stofflichen erkennen wir das an seiner Gestaltung der metrischen Formen, im einzelnen und im ganzen; auch hier freilich bleibt die Frage nach dem Anteil, der seinem Vorgänger Naevius zufällt, offen. Plautus hat eine Fülle lyrischer Versformen, die nach griechischer Technik frei gebildet sind, während die Originale fast nur die einfachen Dialogmaße verwendeten. Aus den lyrischen Maßen bildete Plautus Lieder (Monodien) und Gesangszenen, wohl stets rezitativisch komponiert; diese gesungenen Partien überwiegen in einigen Stücken, in andern sind sie nur sparsam zwischen die Dialogszenen eingestreut, während die neue attische Komödie fast ausschließlich aus gesprochenen Szenen bestand. Hier erkennen wir eine wesentliche Abweichung von den Originalen, wesentlich für die Arbeit an jedem einzelnen Stück, eine für die Bühnenerscheinung der römischen Komödie gegenüber der griechischen sehr erhebliche Abweichung. Nun sind die plautinischen Lieder und Liedszenen ihrer Form nach eng verwandt mit den gleichzeitigen griechischen Liederspielen, die sich in der Ausbildung ihrer Formen an die spätere Lyrik der euripideischen Tragödie angeschlossen haben. Wir sehen Plautus in unmittelbarer Verbindung mit der griechischen Bühnenproduktion leichten Stiles seiner eignen Zeit, er ist für uns der Fortsetzer nicht nur der attischen Komödie, sondern auch einer hellenistischen Kunstübung, von der uns ohne ihn nur wenige Andeutungen erhalten wären. Er setzte der attischen Komödie das griechische Singspiel, wie es damals überall zu finden war, auf und belebte sie dadurch für sein Publikum in wirksamster Weise. Dem griechischen Dichter würde eine solche Vermischung nicht zur Freude gereicht haben; und uns mag sie eine Warnung sein, daß wir in Plautus nicht zu bereitwillig das Abbild Menanders finden. Es ist eben auch in dieser Hinsicht etwas Neues: in Anlehnung an die Formen, die zu seiner Zeit galten und wirkten, hat Plautus die theatralische Form der Komödie weitergebildet, ohne ihr doch den attischen Lebensfunken auszublasen.

Caecilius (um 195—168) und Terenz (— 159).

Nach Plautus führte die römische Komödie griechischen Stoffes nur ein kurzes Leben. Caecilius starb 16 Jahre nach Plautus; an ihm rühmten ein Jahrhundert später die römischen Philologen, daß er die andern durch Trefflichkeit der Erfindung überrage; das bedeutet, er übersetzte vornehmlich Menander und ließ dessen Stücke als Ganzes wie sie waren, ohne sie mit Stoff aus andern Komödien aufzufüllen. Nach seinem Tode begann Terenz und dichtete nur wenige Jahre. Von ihm besitzen wir was die Alten besaßen; es ist alles was er auf die Bühne gebracht hat, sechs Komödien, von denen vier nach Menander gearbeitet sind. Das jüngste dieser Stücke ist ein Vierteljahrhundert nach dem Tode des Plautus geschrieben; der Abstand ist außerordentlich groß. Die Entwicklung der Sprache bezeugt auch ohne die deutlich redenden äußeren Zeugnisse, daß anspruchsvollere literarisch angeregte Kreise dieser Produktion ihr Interesse zugewendet haben. Die Komödie ist attischer geworden. Die

Literaten selbst verlangen genauen Anschluß ans Original. Die plautinische Form des Singspiels ist so gut wie aufgegeben, die rezitierende Form Menanders fast wieder hergestellt. Die römischen Elemente, die den Stil des Plautus so wesentlich bestimmen, sind sorgfältig abgestreift. Dabei ist der Respekt vor dem Original nicht groß: auch Terenz versetzt, gegen den Widerspruch der Zunftgenossen, das eine Stück mit Personen und Szenen eines andern; aber er tut, was Plautus leichthin und um das entstehende Gebilde unbekümmert tat, mit bewußter Kunst und einem Geschick, das unsern Blicken die Fugen verdeckt. Andrerseits läßt er fort was durch zu entschieden attische Lokalfarbe stört; rein attisch und menandrisch sucht er die Charakterzeichnung in einer nach Menanders Muster erstaunlich fein berechneten Stilisierung der Rede herauszubringen.

Plautus und Terenz haben, nah und fern wie sie ihren Originalen stehen, das griechische bürgerliche Schauspiel der Weltliteratur vermittelt. Menander ist früh verschwunden, seine römischen Nachfolger haben im 4. und 12. und 15. Jahrhundert produktiv gewirkt, ihre Stoffe und der Einfluß ihrer Kunst erscheinen wieder bei Shakespeare und Dryden, bei Moliere, Holberg und Goldoni, bei Lessing und Heinrich Kleist. Freilich ist was hier gewirkt hat der griechische Geist, der noch mit sinkender Kraft eine neue Gattung des Dramas neben die Tragödie gestellt hat, ein wie die Tragödie nicht an Zeitalter und Schauplatz gebundenes, jeder nationalen Wandlung fähiges Schauspiel. Was die Römer selber daraus gemacht haben, steht in zweiter Linie; die Hauptsache ist, daß sie das griechische Kunstwerk mit voller Farbe des Lebens und Kraft der Wirkung bewahrt und weitergegeben haben.

Ennius (in Rom 204—169).

Die entschiedene Richtung auf das Römisch-Nationale, die Naevius dem jungen Fluge der lateinischen Produktion zu geben suchte, wurde nicht eingehalten. Schon Plautus folgte nur eine Strecke und machte diesseits der griechischen Grenze Halt. Neben ihn trat, gerade um die Zeit, in der Naevius aus Rom verschwand, der Mann, der den Sieg des griechischen Einflusses auf die römische Literatur für alle Zeit entscheiden sollte. Es war Ennius, der im Jahre 204 im Gefolge des jungen Cato nach Rom kam. Er war damals 35 Jahre alt; in seiner Heimat, im kalabrischen Binnenlande nicht weit von Tarent, wurde messapisch und oskisch, griechisch und lateinisch gesprochen; kein Zweifel, daß ein junger Mann lebhaft strebenden Geistes dort ganz im Banne der griechischen Bildung stand. Als er, der eigentliche Nachfolger des Andronicus, nach Rom kam, war er nicht nur mit der klassischen Dichtung schulmäßig vertraut, sondern gewohnt auf den Wegen des modernen griechischen Kulturlebens mitzugehn. Den einzigen Tragiker, der der hellenistischen Welt nicht wie ein Denkmal vergangener Größe, sondern in lebendiger Wirkung wie einer der Ihrigen erschien, Euripides, stellte er mit seiner Freigeisterei und Menschlichkeit, einen Propheten unrömischer Lebensanschauung, in den Vordergrund der römischen Bühne. Aus der hellenistischen Literatur

holte er Proben der verschiedensten Art, darunter Dinge, die auch der Grieche für den Feinschmecker dichtete, hervor und legte sie dem kleinen Kreise, auf den er zählen konnte, darunter der Jugend, die er heranbildete, in lateinischer Bearbeitung vor: Naturphilosophisches, rationalistische Mythendeutung, heitere Lebensweisheit und Lebensgenuß. Aber in seinen Satiren (der von ihm aufgebrachte Name bedeutet nur Vermischtes) waren auch, zum erstenmal, freie Dichtungen enthalten; und zum Ruhme des großen Africanus dichtete er einen 'Scipio', in dem er trochäische Verse mit Hexametern verband. Um dergleichen anzufassen, mußte er ein starkes Vertrauen auf seine formale Kunst besitzen. Ihm verdanken die Römer den Hexameter und das elegische Distichon. Durch den Hexameter schob er mit einem Schlage den Saturnier und zugleich die Epen des Andronicus und Naevius in die Vergessenheit zurück und knüpfte die Römer an das griechische Epos, das homerische und das zeitgenössische, an. Die Fessel der griechischen Form schlang Ennius nur fester und für immer unlösbar um den römischen Geist; aber den epischen Stoff gaben die Römer selbst. Hier folgte er Naevius. Wie er Tragödienstoffe aus der römischen Legende und den letzten Kriegen nahm, so setzte er sich als Gegenstand seines Epos, das ihn die letzten Jahrzehnte seines Lebens hindurch beschäftigte, die römische Geschichte von ihren Anfängen bis in die eignen Tage vor. Dieses Gedicht ist bis auf Vergil das Nationalepos der Römer geblieben und war noch für Vergil das klassische Vorbild neben Homer.

Als Vertreter so vieler Gattungen und Stile ist Ennius der letzte in der Reihe. Seine Nachfolger in der Tragödie sind nur Tragiker, wie Plautus und Caecilius nur Komiker; das kam daher daß Ennius dem Stil der Tragödie eine starke Entwicklung gegeben hatte wie Naevius dem der Komödie. Im Besitz der figurenreichen hellenistischen Rhetorik bildete er eine römische Tragödiensprache aus, die dem gebildeten Römer als wahre Reproduktion der euripideischen erschien und erscheinen durfte so gut der Deutsche des ausgehenden 18. Jahrhunderts Homer im Vossischen Homer sah. Nur daß man diese römische Tragödie nicht als einfache Übersetzung in unserm Sinne ansehen darf. Wir haben wie von der ganzen Produktion des Ennius so von seinen Tragödien nur versprengte Reste; aber diese lehren, daß hier wie in der Komödie gesprochene Reden zu Liedern geworden sind und wahrscheinlich Dialogszenen zu Gesangszenen, während die Chorgesänge des Originals in Reden des Chorführers umgesetzt sind. Im Epos erreichte Ennius durch die gleiche Fähigkeit, die Sprache in rhetorischem Aufputz glänzen zu lassen, einen hochklingenden Ton der Erzählung und Schilderung. Das war gelernte Kunst, gehoben durch die neue Pracht des römischen Hexameters; doch fehlt es nicht an Bruchstücken von natürlicher Stärke des Ausdrucks, und andre lassen aus dem epischen Versteck eine Persönlichkeit hervorblicken, die wohl Verstand und Herz der Leser fesseln mochte.

Weniger gelang es ihm mit dem Umgangston der Komödie; da konnte er gegen Plautus und Caecilius nicht aufkommen; als Komödiendichter ist er rasch vergessen, wenn er überhaupt eine Tageswirkung geübt hat. Aber er ließ nichts aus der Hand; nicht weil er ohne nachzudenken auf ausgetretenen Wegen nachwandelte, sondern weil er herrschen wollte. Er dachte seine Hand überall zu haben, um durch ein literarisches Regiment, wie es auch in der hellenistischen Welt von Kallimachos geführt, von andern erstrebt worden ist, die junge römische Dichtung und ihr Publikum zu leiten: von den nationalen Ausschreitungen fort in die Wege hinein, die er allein als Wege der Kultur gelten ließ. Er war kein Klassizist: Euripides, sein Heros, vermittelte zwischen dem alten und neuen Griechentum; sein Epos war nicht nur homerisch, sondern als ein Epos der Geschichte und auch der Zeitgeschichte recht sehr hellenistisch; auf seine nach Form und Stoff modernen Übertragungen und Dichtungen ist oben hingewiesen worden. Er hatte die griechische Literatur und Bildung aufgenommen wie ein Lernender, der zu lehren gedenkt, das Neue schätzend und das Alte bewahrend. So formte er sie um und gab sie weiter.

Dabei fühlt er sich durchaus in einer schöpferischen Tätigkeit. Naevius und Plautus haben sich *poeta barbarus* genannt: ein Dichter, der kein Grieche ist; Ennius zählt sich mit in der Reihe, wie nur einer der Griechen. Er beginnt sein Epos mit der Enthüllung, die ihm im Traume wurde, daß Homers Seele auf ihrer Wanderung in ihn gefahren sei: er ist nicht Nachahmer Homers, wie die andern Epiker, sondern selber Homer. So stellt er seine Dichtung ausdrücklich in den Gang der lebendigen griechischen Produktion hinein. Naevius' Epos bezeichnet er mit schneidenden Worten als ein Stück Altertum, das weder Vers noch Sprache kenne. Als der erste Römer stimmt er den hohen Ton des poetischen Selbstbewußtseins an. Auch Plautus hatte mit herzlichem Behagen von einem seiner Stücke gesagt, daß er es 'wie sich selber liebe'; Ennius läßt sich in einem eignen Gedicht begrüßen als den Dichter, der aus der Glut seiner Seele den Menschen flammende Lieder kredenzt; er dichtet sich die Grabschrift: 'niemand soll an meinem Grabe klagen, denn ich fliege lebend durch der Menschen Mund'. Nicht anders schätzten ihn die Nachkommen: ein Dichter aus der zweitfolgenden Generation nennt Pacuvius den Schüler des Ennius, Ennius den Schüler der Musen; und noch Lucrez läßt ihn den Kranz aus unverwelklichem Lorbeer tragen, nicht lange bevor der neue Epiker Roms aufstand, um seinen jungen Ruhm an die Stelle des zweihundertjährigen zu setzen.

Durch Ennius fielen auch die Schranken, die bis dahin die höheren Schichten der römischen Gesellschaft von der beginnenden Literatur getrennt hatten. Er begleitete einen römischen Feldherrn als Lagerpoet in den ätolischen Krieg, nach vielgeübter griechischer Sitte; die Scipionen verkehrten mit ihm wie die griechischen Fürsten mit ihren Hofpoeten; viele römische Große beachteten ihn, für deren Taten und die ihrer Väter

er ein poetisches Denkmal aufrichtete. Auch in diesen Äußerlichkeiten deutete er eine neue Zeit an, die der aufsteigenden römisch-griechischen Bildung. Es gab damals schon Männer im Senat, die ein eignes Verhältnis zur griechischen Literatur hatten, ja die als griechische Literaten römische Geschichte auf griechisch schrieben. Bald kamen die Griechen selber und fanden in dem neuen Zentrum der politischen Weltbegebenheiten Bildungskreise vor, in die sie als Vertraute treten und in denen sie wie mit ihresgleichen reden konnten.

Griechisch-römischer Bildungsverkehr

Gleich nach dem hannibalischen Kriege begann Rom über Italien hinaus- und in die Verhältnisse der griechischen Monarchien und Stadtgemeinden einzugreifen. Von der Zeit an strömten Gesandte der Könige und Städte nach Rom, oft als Redner, Gelehrte, Philosophen die ersten Männer daheim. Während der Monate, die sie vor den Pforten des Senats harrten, teilten sie den aufsteigenden Herren der Welt von ihrer Redekunst, Philosophie und Philologie mit; die Griechen waren längst gewohnt, die Barbaren in die Schule zu nehmen, sie kannten längst die politische Bedeutung der überlegenen Bildung. In Rom fanden sie ein lernbegieriges Publikum unter den Jungen und Alten. Der beste Römer seiner Zeit, der junge Scipio Aemilianus, kam unter den Einfluß des Polybius, der daheim als Staatsmann gescheitert war und als römischer Staatsgefangener, da er in langjährigem erzwungenem Aufenthalt die Größe des römischen Volkes und Staates erkannte und in seiner Geschichte der römischen Welteroberung darstellte, einen besseren Ruhm erwarb als in Megalopolis dem griechischen Kleinpolitiker geblüht hätte. Aemilianus wurde das Haupt eines Kreises, in dem, mit der männlichen Reife des Römertums verbunden, eine auf das Geistige gerichtete Lebensführung zur Erscheinung kam. Hier fand auch die stoische Ethik ihre erste Stätte in Rom, eine Lehre, die, durch ihre Forderung eines mit der Weltvernunft und der eignen Seele, als einem Teile des Göttlichen, übereinstimmenden Lebens, der altrömischen Lebensmoral einen völlig zutreffenden theoretischen Ausdruck zu geben schien. Den Römern von Scipios Art war es eine begeisternde Wahrheit, daß geistige Bildung auf sittlicher Grundlage aufgebaut werden muß, denn die sittliche Grundlage fanden sie in der Vorratskammer ihrer häuslichen Überlieferungen.

Seit jener Zeit zogen auch Römer in die griechischen Länder. Als Eroberer in Feindesland suchten sie bereits die berühmten Stätten der Bildung, die Denkmäler geistigen Ruhmes, die lebenden Träger vielgenannter Namen auf. Zu den Unterworfenen zogen Gesandte, die ihre Verhältnisse ordneten, ihre Streitigkeiten schlichteten. Die Statthalter und ihre vornehmen Begleiter wohnten jahrelang an den Hauptsitzen der Provinzen. Reiche Römer gründeten Handelsniederlassungen auf den Inseln und in den Küstenstädten. Als die griechische Welt sich an die römische Herrschaft gewöhnte, gewöhnte sich auch die römische Gesellschaft daran, unter der Bildung, die sie suchte, die griechische Bildung

zu verstehen und nach der alten und neuen griechischen Literatur, Weltweisheit und Wissenschaft Umschau zu halten. Nun war kaum ein vornehmes Haus ohne seinen griechischen Berater. Allmählich wurde es Sitte, daß der junge Römer Athen und die kleinasiatischen Kulturorte bereiste; da lernte er bei den Rednern und Philosophen.

Prosa. Als diese Berührungen begannen, waren auch Männer der vornehmen römischen Gesellschaft in die von zugewanderten kleinen Leuten angeregte und unterhaltene literarische Bewegung eingetreten. Aus diesem Zuzuge erhob sich die römische Prosa. Es ist ein Zug organischen Wachstums, daß sie so weit hinter der Poesie zurückblieb; denn die Prosa pflegt heranzuwachsen erst wenn die Sprache in der Poesie ihrer Kraft inne geworden ist. Ennius' Euhemerus war vielleicht die erste Prosaschrift der neuen Literatur. Aber Stoff und Form der Prosa kamen aus andrer Richtung.

Der Stoff der römischen Prosa ist römische Geschichte und Politik, römische Senats- und Gerichtsverhandlung. Sie ist durchaus politisch-national, national im Gegensatz zum Fremden, politisch als Waffe im Parteikampf. Sie ist in den Händen vornehmer Römer, die sich ihrer zum Zwecke bedienen und eine lediglich literarische Beschäftigung erst vornehmen, wenn sie ihr Teil an Taten hinter sich haben und nur noch als Ratende im Senat sitzen. Dennoch ruht die römische Prosa in der griechischen Geschichtschreibung und Redekunst, wie die römische Poesie im griechischen Epos und Drama, nicht so augenscheinlich, aber nicht minder gewiß; nur hat vielleicht die griechische Einwirkung hier von primitiven Bildungen mehr zu überwinden gehabt als auf poetischem Gebiet.

Cato (234—149). Kaum in der Geschichtschreibung. Es gab rein stoffliche Aufzeichnungen der römischen Geschichte, die fortlaufend geführt und dann im Archiv des pontifex maximus aufbewahrt wurden. An sie hat sich das Epos des Ennius und die folgende Annalistik, wenigstens dem Namen nach, angelehnt. Die ersten römischen Historiker, Männer, die gegen Hannibal gefochten haben, schrieben für Griechen in griechischer Sprache römische Geschichte. Der alte Cato, der ärgste Feind der römischen Philhellenie und recht eigentlich Begründer der römischen Prosa, schrieb eine Geschichte Italiens als Geschichte des italischen Volkes und verschwieg die Namen der vornehmen Offiziere, ganz im Gegensatz zu Ennius und der auf die Verherrlichung der Persönlichkeit gerichteten hellenistischen Geschichtschreibung; aber seine Abhängigkeit von den Griechen tritt darum doch aufs deutlichste hervor, in den Gründungsgeschichten, den ethnographischen Schilderungen, den eingelegten Reden. In diesem Werk erzählte Cato die römische Königszeit und die Urgeschichte der italischen Städte, dann die punischen Kriege und die folgenden bis in sein letztes Lebensjahr hinab. Die Zeit vom Anfang der Republik bis zum ersten punischen Kriege scheint er nicht behandelt zu haben; vielleicht

hatte er einen schärferen Blick für die Unzuverlässigkeit der Überlieferung als seine Nachfolger, und, wie er selbst sagt, nach den offiziellen Annalen über Teuerungen und Finsternisse zu berichten machte ihm kein Vergnügen.

Die politische und Gerichtsrede hatte ohne Frage in Rom eine frühe Ausbildung erfahren, eine unserer Überlieferung vorausliegende Ausbildung, von der wir weiter nichts sagen können; daß sie stattgefunden hat, folgt aus einer staatlichen und rechtlichen Entwicklung, wie es die römische war, mit Notwendigkeit. Aber wo uns die römische Rede zuerst entgegentritt, beim alten Cato selbst, der seine Reden, ein ganz griechisches Verfahren, als literarische Leistungen ins Publikum brachte, steht die Formung der Sprache unter der deutlichen Einwirkung der modernen griechischen Rhetorik. Diesen Einfluß finden wir schon bei Plautus und, wie oben erwähnt, bei Ennius; kein Wunder, denn die griechische Rhetorik griff über die Rede hinaus in alle Poesie und kunstmäßige Prosa hinein, sie ist in Rom mit der Literatur und griechischen Bildung zugleich heimisch geworden. Aber in der übrigen Kunst bedeutet sie das Beiwerk, in der Rede die Technik. Bald setzten sich Rhetoren zur Unterweisung der vornehmen Jugend in Rom fest; lange vorher hatte der römische Staatsmann aus Büchern und persönlichem Verkehr die Lehren der griechischen Rhetorik aufgenommen.

Dagegen echt römisch waren Schriften Catos zur Unterweisung seines Sohnes in Tugend und Hantierung der Vorfahren und ein Leitfaden zur Bewirtschaftung des Gutes, das einzige was uns geblieben ist, in einer Fassung freilich, die durch jüngere Zutaten und durch Veränderungen, wie sie im Gebrauch sich einstellen, der ursprünglichen Gestalt sehr unähnlich geworden ist.

Auf Catos Geschichtswerk folgte eine lange Reihe von Darstellungen der römischen Geschichte, deren Verfasser nur darin Catos Beispiel nachgingen, daß sie lateinisch schrieben. Im übrigen haben diese Annalisten, die jeder von den Anfängen Roms bis auf ihre Zeit die Ereignisse auf allen italischen und fremden Schauplätzen Jahr für Jahr heruntererzählten, durch Verewigen und Ausspinnen der Legende, durch kritikloses Nachschreiben und Ausschmücken, durch Erfindungen zur Verherrlichung von Personen und Familien, bald auch durch Fälschung zu politischen Zwecken, die Verwilderung der römischen Geschichtsüberlieferung auf dem Gewissen. Diese Schriftstellerei, in der für die älteren Zeiten jeder die Vorgänger überbot und aufhob, die eigne Zeit jeder mit seinem Parteilämpchen beleuchtete, dauerte bis ans Ende der Republik und hat es verschuldet, daß dem Erforscher der altrömischen Geschichte nichts hinderlicher ist als die Nachrichten der römischen Historiker. Zwischen sie hinein trat Polybius; sein Werk brachte sofort die Wirkung hervor, daß ein römischer Schriftsteller auf den Plan trat, der den Namen des Historikers verdiente. Coelius Antipater schrieb die Geschichte des hannibalischen Krieges. Ihn be-

Die Annalisten.

Coelius Antipater (um 130).

wegte nicht die universalhistorische Idee des Polybius, wohl aber die Absicht, einen Hauptabschnitt der römischen Geschichte wirklich zu erforschen und nach den gesichteten Berichten darzustellen. Durch die Beschränkung des Gegenstandes, durch die Befragung aller Berichterstatter, von Cato und dem Römerfreunde Polybius bis zu Silen dem Historiographen Hannibals, durch die Kritik, die er an den Zeugnissen zu üben suchte, trat er in die Reihe, deren großer Führer Thukydides war. Dazu war er ein Stilist, den noch Cicero beachtete, alles in allem zwischen Cato und Cicero der Hauptvertreter der römischen Prosa.

Drama der Gracchenzeit.

In den Friedensjahren nach der Zerstörung Karthagos und Korinths, als die drohenden Fragen der inneren italischen Politik in den Vordergrund traten, war in der neuen Weltstadt ein buntes literarisches Leben. Rom entwickelte in dieser entscheidenden Epoche seine beste Fähigkeit der Aneignung wie der eignen Gestaltung. Ein Fundament besaß es in der bisherigen Entwicklung seiner eignen Literatur. Die Tragödie setzte sich nach Ennius durch zwei lange Generationen, die durch die Namen Pacuvius und Accius bezeichnet sind, in gesteigerter Ausdrucksfähigkeit fort. Gegen die zu attisch werdende Komödie wehrte sich das römische Publikum. Das selbsterfundene Lustspiel römischen Stoffes, ganz in der menandrischen Form, trat damals an die Stelle der Bearbeitungen griechischer Originale; und als auch das zu fein und attisch wurde, drängte sich die italische Volksposse in literarischer Gestaltung ans Licht. Die szenischen Spiele erhielten nach griechischem Muster einen Dichterwettkampf; nun paßten sich die Zunftgenossen gegenseitig aufs Handwerk, und es bildete sich eine Technik dieser Übersetzungsliteratur, die ihre eignen Wege gehen mußte, da sie nicht ihresgleichen hatte. Auf den Höhen der Gesellschaft begann man sich für diese Kunst zu interessieren und, wie man selbst auf ein stadtrömisches reines Latein ein ähnliches Gewicht zu legen begann wie der Grieche auf ein reines Attisch, dergleichen auch von der Bühne zu verlangen. Terenz widerstrebt in seinen Prologen dem Scheine nicht, daß ihm vornehme Römer beim Dichten halfen; von ihm sagte man, daß er auf einer Studienreise nach Asien und Athen umgekommen sei.

Lucilius (um 180—102).

Zum Kreise des Scipio Aemilianus gehörte Lucilius, dessen Name den freigewordenen Flug einer eignen römischen Literatur bedeutet. Er war kein Literat wie die bisherigen Poeten. Einem vornehmen Hause der latinischen Kolonie Suessa an der kampanischen Grenze angehörend lebte er als reicher Mann in Rom, innerlich und äußerlich beteiligt an der politischen Bewegung für und gegen die italischen Bündner, nicht minder bewegt von literarischen Interessen jeder Art; ein Mann von originalem Denken und freier Weltbildung, das heißt griechischer Bildung. Seine Sprache zeigte wie ein Spiegel das Nebeneinander griechischer und lateinischer Elemente im kultivierten Römertum der Zeit; es ist die Verkehrssprache seiner Kreise, keine stilisierte Literatursprache wie die des Terenz. Seine Dichtung führt weder eine vorhandene römische Produktion fort,

noch führt sie einfach eine neue griechische Gattung ins Lateinische ein. Es ist die Satire. Man hat später in Rom gemeint, die Satire sei die freie Erfindung des Lucilius; und richtig ist, daß die in Rom und später in der Welt lebendig und triebfähig gebliebene Satire von Lucilius stammt. Von den Griechen kam ihm außer reichem Stoffe die Anregung, seine persönlichen Meinungen in freier Betrachtung dem Publikum vorzutragen; sie kam ihm von Archilochos selber oder dessen hellenistischen Nachfolgern, denn dieses Vorbild zeigen die zuerst, ehe er den Hexameter ergriff, von ihm angewendeten Versmaße. Darum ist aber seine Gattung nicht der griechische Iambus; viel eher findet man sie in der hellenistischen Prosa wieder. Dort gab es vieles von ähnlicher Art, vor allem in den Kreisen der kynischen Popularphilosophie, im belehrenden Ton der Wanderpredigt oder mit humoristisch-polemischer Erfindung. Für diese freie Aussprache der Persönlichkeit hat Lucilius den Römern die poetische Form und damit die Gattung geschaffen; denn was römische Vorgänger unter demselben Titel gedichtet haben, hatte entweder nur den Titel gemein oder ist doch ohne Wirkung geblieben. Ganz sein eigen war der Geist: ein kühner, mit jeder Waffe des Wortes scharf treffender Witz, ein die Dinge und Menschen frei und von oben schauender Humor. Die Gegenstände waren das Leben um ihn her: eigne Erlebnisse, die römische Gesellschaft, der Staat, mit heftigen Angriffen auf seine und seiner Freunde politische Feinde; moralphilosophische Betrachtung und Erotisches, grammatische Erörterung und literarische Kritik. Als Versmaß der Satire legte er, nachdem er den Iambus aufgegeben, für alle Zeit den Hexameter fest. Dieser war in der modernen griechischen Poesie oft für leichteren Ausdruck verwendet worden und verdrängte überhaupt allmählich die anderen Maße; in der römischen war er seit Ennius der hochschreitende Vers des Epos und es war eine Kühnheit, ihn auf den tieferen Boden der neuen Gattung hinunterzudrücken und dem Umgangston gefügig zu machen. Die Satire war eine Bereicherung der Ausdrucksfähigkeit in Versbehandlung und Sprache zugleich. Das Publikum lauschte und ließ es sich gefallen, daß Lucilius rasch arbeitete, mitgehn ließ was ihm in den Wurf kam und sich gehen ließ in der Ausführung des Gegenstandes, dem Ausspinnen eines Gedankens, dem Ausschütten von Lesefrüchten. Das Epos des Ennius und die Satire des Lucilius gaben dem Römer zuerst das Gefühl, auf eignem Boden zu stehen und selbstgewonnene Frucht zu genießen. Lucilius hatte noch unter Domitian, lange nachdem sein größerer Nachfolger ihn verdunkelt hatte, Leser, die ihn allen römischen Dichtern vorzogen. Dann ist er bis auf etwa 1000 versprengte Verse, deren wenige größere Gruppen bilden, verloren gegangen, wohl der größte Verlust, der den Besitz der Nachwelt an römischer Literatur getroffen hat.

Zeitgenosse des Lucilius war Accius aus der Bürgerkolonie Pisaurum in Umbrien. Er beschloß die Reihe der älteren Tragödiendichter und sein Ruhm als solcher dauerte tief in die Kaiserzeit hinein. Schon bei seinem

Accius (170—ca. 85).

Vorgänger Pacuvius, in stärkerem Maße bei ihm tritt die Hinneigung zur nacheuripideischen, das bedeutet wohl zur zeitgenössischen Tragödie hervor, wie sie auf der griechischen Bühne fortwucherte und durch ihre Wandertruppen in die Länder getragen wurde. Wenn er ältere Stoffe behandelt, so sind es zum großen Teil die von Ennius schon vorgeführten: er behandelt Ennius wie dieser den Naevius und schiebt ihn in die Reihe der Überwundenen zurück. Auch sonst erscheint er in seiner über die Tragödie weit hinausgehenden Schriftstellerei als ein den Zeitströmungen zugewendeter Mann. Er mischt nicht griechische Wörter in seine Sprache, wie Lucilius, aber er sucht das Griechische in Titeln, Namen, selbst in orthographischen Neuerungen; eine aus Vers und Prosa gemischte modern-griechische Form der Darstellung, die später bei Varro, Petron und Seneca wiedererscheint, bringt er zuerst. Die andern Schriften hatten poetische Form, aber meist lehrhaften Inhalt, und dieser ging mit Vorliebe auf Grammatik, von der Rechtschreibung der Wörter bis zur Echtheitskritik plautinischer Komödien, und auf die Fragen der griechischen und römischen Literaturgeschichte. Die Forschung ist gering, der aufgenommene griechische Stoff noch unverarbeitet; aber aucb die Formen und Wege der Arbeit werden übertragen. Die ästhetisch-literarischen Neigungen finden sich zusammen und kämpfen bereits gegeneinander. Lucilius und ein jüngerer Literat Valerius aus dem latinischen Städtchen Sora polemisierten gegen Accius' Stil und Sprache wie der Komiker Luscius gegen Terenz.

Lucilius und Accius zeigen uns, wie damals das Interesse am Technischen der literarischen Produktion allgemein wurde. Die literarischen Wissenschaften setzten sich in Rom fest, Rhetorik und Philologie. Griechische Freigelassene zuerst wendeten die kritischen Methoden der Textbearbeitung auf lateinische Schriftwerke an; römische Gelehrte richteten die philologische Technik auf die Entzifferung der eignen ältesten Sprachdenkmäler und gaben der Erforschung der ältesten Rechtsquellen eine Grundlage durch die Untersuchung der Wortbedeutungen. Die erste griechische Bibliothek brachte Aemilius Paullus, der Vater des Aemilianus, aus Macedonien nach Rom, die zweite Lucullus aus dem Pontus. Bald gehörten griechisch-lateinische Bibliotheken zum Bestand jedes wohleingerichteten Hauses.

II. Sullanisch-cäsarische Zeit. Allmählich vollzog sich die Verschmelzung, aus der eine neue römisch-griechische Kultur hervorgegangen ist. Es sind nur einzelne Zeichen dieses Prozesses, die wir hier beobachten konnten. Man muß die Unterströmung hinzudenken, die durch die vielen in der Masse des niederen Volkes sich bewegenden Griechen und Halbgriecben erhalten wurde, und bedenken, daß in jedem Hause wie im Treiben des städtischen Lebens sehr verschiedene Bildungsschichten übereinander lagen. Die römiscb-griechische Kultur, in deren Kreise von nun an fast ausschließlich die römische Literatur sich bewegt, gehört der

obersten dieser Schichten an; sie entfernt sich immer entschiedener vom ungebildeten Volke und läßt ihre Literatur und deren Sprache allmählich zum ausschließlichen Besitz der höheren Bildungskreise werden.

Der gebildete Römer hat sein Volkstum beibehalten, aber er ist zweisprachig geworden. Er hatte den großen Vorteil, in seinem eignen Wesen wurzelnd in ein fremdes hineinragen zu können. Er gewinnt den Stolz auf die eigne geistige Leistung, aber er ist den Bildungsströmungen und literarischen Moden der gleichzeitigen griechischen Welt so gut ausgesetzt wie jeder Grieche, und Rom in höherem Grade als jede griechische Stadt, denn alles geistige Streben und Wirken richtet sich nun zunächst auf Rom und die Römer. Man denke an die Männer, die jetzt auf dem Welttheater erscheinen — Sulla, Lucullus, Pompejus, Cäsar; sie sind nicht mehr Gräkomanen wie die Flamininus und Albinus, sie sind durchaus Römer, aber ebensogut hellenistische Persönlichkeitshelden und ohne griechische Kultur nicht denkbar; der Gegensatz des früheren italischen Volkstums erscheint ihnen gegenüber in dem Bauernsohne Marius.

Es war das Jahrhundert der Revolution, des Todeskampfes der Republik; Rom hatte das Schicksal, in diesen Zeiten der Fäulnis und des Zusammenbruchs seine geistige Höhe zu ersteigen. Die Kultur, die sich in diesen Generationen vollendete, ist es, die dann den Westen romanisiert und die geistige Eroberung der Barbarenwelt vollzogen hat. Die Spitze dieser Kultur war Cicero.

Poesie der sullanisch-cäsarischen Zeit.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die römische Poesie der Zeiten, die das Zeitalter Sullas, Cäsars und Ciceros waren. Es ist eine ausgebreitete und vielfache Produktion, Altes und Modernes, Einheimisches und Fremdes; jedes Talent dilettiert eine Zeitlang auf gebahnten Wegen, wohlgeformte Verse zu bilden gehört zu den Künsten des Weltmannes. Literarische Cliquen und literarische Gönner treten neben die aristokratischen Bildungskreise höherer und exklusiver Art. Aber wenig Bleibendes erhebt sich über das laute Treiben und über die Anerkennung des Tages.

Tragödie.

Die Zeit wurde entscheidend für die römischen Bühnenverhältnisse. Das importierte Drama starb aus; die Tragödie etwa anderthalb Jahrhundert nach dem Einsetzen des Andronicus. Die Nachfolger des Accius sind vornehme Dilettanten, und in aller Folgezeit hat es keine andere als vereinzelte tragische Produktion in Rom gegeben. Diese ist freilich für die dramatische Literatur der Welt noch wichtig genug geworden.

Togata.

In der Komödie zeigte der römische Geist mehr eigene Triebkraft. Er warf nicht nur, wie wir sahen, die übertragene Komödie ab, er setzte ein römisches Lustspiel, in dem nicht Athener und Epidamnier im griechischen Gewand, sondern Römer in der Toga auftraten, an ihre Stelle; und neben dieses Lustspiel, das nur im Stoffe römisch, in der Gestaltung, Atellana. Charakterisierung und Rede so attisch wie Terenz war, trat bald die süditalische Volksposse, die, von altersher in ihrer ursprünglichen oskischen

Sprachform auch in Rom lebendig, nun als latinisierte Atellana der großen Bühne zugeführt und literarisch gemacht wurde. Dies ist ursprüngliches dramatisches Spiel; hier wird sich der Römer der Elemente bewußt, die einer künstlerischen Ausbildung harrend im italischen Volksleben lebendig waren. Aber über eine grobe Zubereitung der derben Kost ging diese Kunst nicht hinaus. Es ist dasselbe lustige Spiel, das noch heute in Italien auf der Straße und in kleinen Theatern und dessengleichen überall in der Welt tausendjährige Späße zum besten gibt.

Mimus. Neben die Atellane trat, gleichen Ursprungs und ähnlichen Charakters, auch in Rom von alters her nicht unbekannt, der aus dem griechischen Leben Unteritaliens stammende Mimus. Er war dort wie in Sizilien bereits literarisch gestaltet worden und bot sich zu leichter Nachahmung dar; denn wir sehen nicht, daß vorhandene griechische Mimen übertragen worden wären; ein ausgelassenes Spiel, das nicht, wie die Atellane, der Karikatur zuneigte, sondern wirkliche Kopie des niederen Lebens bieten wollte. Daher traten die Mimen ohne Masken auf und die weiblichen Rollen wurden von Schauspielerinnen gegeben: beides, die hier erforderte Kunst des Mienenspiels und die Frauen auf der Bühne, machten bald den Mimus zum anziehendsten Bühnenspiel, jetzt und in den folgenden Jahrhunderten, wie er denn auf die Schauspielkunst und die dramatische Typenbildung weithin gewirkt hat. Aber zu selbständiger literarischer Bedeutung hat er es nur selten gebracht. In Rom dichtete Laberius, ein römischer Ritter, literarische Mimen. Als Cäsar ihm den entehrenden Zwang antat, gegen den Freigelassenen Publilius, der mit seiner Truppe die mimische Bühne beherrschte, im Wettkampf aufzutreten, sprach er vorher den erhaltenen Prolog, der zu den schönsten Stücken dramatischer Redekunst gehört. Publilius hat, wie es scheint, seine Stücke nicht veröffentlicht. Eine Menge treffender Kernsprüche, die sie enthielten, wurde aufbewahrt und weiter gegeben. Im ganzen lag stets ein Hauptreiz des Mimus in der Improvisation.

Neoteriker. An dieser dramatischen Produktion beteiligten sich, wie wir sahen, auch vornehme Römer, teils als Dilettanten, teils ernsthaft dem Berufe hingegeben. Aber fern vom Bühnentreiben und durch keine Verfassergleichheit mehr mit ihm verbunden, entwickelte sich in diesen Zeiten eine lyrische und halblyrische Produktion, eine „neoterische“, d. h. moderne Poesie, die, direkt von der modernen griechischen Dichtung abgeleitet, deren sämtliche charakteristische Zeichen trägt. Die hellenistische Poesie war seit zwei Jahrhunderten eine Poesie für Gebildete. Einer der ersten alexandrinischen Gelehrten hatte ihr die Wege gewiesen, in den Händen von Gelehrten war sie geblieben. Sie verließ die gewohnten Bahnen der Klassizität und suchte nach entlegenen Legenden und mythologischen Stoffen, aber der ganze Schatz des geprägten Poetengutes mußte dem Dichter für Anspielung und Schmuck zur Hand sein. Die Zeiten waren, wie es rückwärts gerichtete Zeiten sind, wissenschaftlich und sentimental.

Was man von Natur und Welt wußte, konnte Gegenstand dieser Dichtung werden; der Dichter mußte die Sprache für jeden erdenklichen Gegenstand durchsuchen und poetisch zubereiten. Wenn er Menschenschicksal behandelte, so war es Leidenschaft und Liebe, die Stimmung Vergangenheitsgefühl, Naturempfindung, Bildungsgenuß. Die Technik war so gesteigert, daß jeder Vers den Kenner als Kunstwerk zur Betrachtung lud. Solche Dichtung ist lehrbar. Der Lehrer mußte Philolog und Dichter sein. Wir treffen jetzt öfter solche Männer in Rom; aber Epoche macht ein Römer, der ganz im alexandrinischen Sinn grammaticus und poeta ist, Dichter erklärt und Dichter macht, der eine vornehme Jugend um sich versammelt, die nach solcher Lehre und Dichterweihe begehrt, Valerius Cato. Er veranschaulicht uns, daß eine Übertragung dieser Art nicht von außen gebracht werden konnte, wie es Ennius und andere versucht haben, sondern daß sie, nachdem sich die gleichen Kulturbedingungen allmählich eingestellt hatten, als ein von der gemeinsamen Kultur Unzertrennliches gleichsam von selbst einströmen mußte. Es gibt jetzt auch in Rom Kreise, deren Lieblingsdichter ihre Studien gemacht haben müssen, um das leisten zu können was von ihnen erwartet wird; auch in Rom den Typus der gebildeten Frau, auf deren Empfindung Anspielungen und Gleichnisse eines gelehrten Dichters wirken. Die Kenntnis der großen griechischen, der älteren hellenistischen und der berühmten Dichter der Zeit ist gemeinsam, Neues wird als solches begrüßt, sei es eigne Erfindung in einem modernen Stil oder nur ein Gewinn der Form durch lateinische Reproduktion bekannter Gedichte. Der Sprache mußten hier wie bei den Griechen neue Fähigkeiten des Ausdrucks, der Wortbildung und Bedeutung abgewonnen, Volkstümliches in höhere Sphäre gehoben, Veraltetes ausgeschaltet werden. Der Hexameter des Ennius und das elegische Distichon wurden in Anlehnung an die hellenistischen Regeln neu gestaltet, die Versarten, die aus der klassischen Lyrik in die hellenistische übernommen waren, zu eignem römischem Leben erweckt; dabei erinnerte sich schwerlich jemand, daß viele von diesen schon bei Naevius und Plautus zu finden waren.

Cicero hat sich in seiner Jugend an den Anfängen dieser Produktion beteiligt. In seinen höheren Jahren war sie zu einer Flut angeschwollen, darunter eine Menge von Namen, deren Träger im öffentlichen Leben etwas zu bedeuten hatten. Das überragende Talent war Catull; er ist uns erhalten. Catull (87—ca. 54).

Catull zeigt uns, was auf diesem Boden gedeihen konnte. Die Sammlung seiner Gedichte enthält Übertragungen und Nachdichtungen berühmter griechischer Gedichte, deren Abglanz uns dadurch geblieben ist; eigne, aber unter Nachahmung bestimmter moderner griechischer Stileigenheiten abgefaßte Gedichte, darunter die erste römische Elegie, die schöne Elegie an Allius; ein herrliches Hochzeitscarmen für eine römische Hochzeit in anakreontischen Liedstrophen; Epigramme vom Tage und manches

Hingeworfene; daneben aber strömt aus dem Buche „ein Quell gedrängter Lieder“, die Catull zu einem der ersten Lyriker der Welt machen, wie er der Reihe nach, bis von Archilochos und Sappho Bücher statt Fetzen aus der Erde steigen werden, der erste antike Lyriker ist.

Ein solches Liederbuch, das wir in der Hand halten, gibt gleich über viel Persönliches Auskunft. Catulls Lieder sprechen durchaus die Sprache des Erlebten. Er kam aus Verona, einer kürzlich nach latinischem Recht eingerichteten Stadt im gallischen Lande, aus dem Hause eines wohlhabenden Vaters. Cäsars Politik vereinigte das cisalpinische Gallien mit Italien, wie seine Kriege das transalpinische der Romanisierung öffneten. Catull, vielleicht keltischen Blutes, war einer der ersten von vielen, die nun aus jenen Gegenden nach Rom zogen und im römischen Geistesleben eine Rolle spielten. Wir finden ihn dort in aristokratischen Kreisen, in lebhaftem Verkehr mit den Spitzen der literarisch angeregten Jugend. Er fiel der Schönheit und den Künsten einer vornehmen Verführerin zum Opfer, in deren Erlebnissen der junge Provinziale nur eine flüchtige Episode bildete; er verschwendete an sie den Sturm seines Herzens und sang Genuß und stilles Glück, Enttäuschung und Zorn in Liedern, wie sie in lateinischer Sprache bisher nicht erklungen waren. Jeder Ton ist sein, tändelnd und weich, feurig und zürnend, resigniert und mutsuchend. Die Bitterkeit des Affekts gegen Nebenbuhler und die Treulose wie auch die Gewalt des Angriffes im politischen Tageskampf erinnern an den jonischen Iambus im Guten und Bösen. Catull und seine poetischen Freunde stehen mit Mut und Leidenschaft auf Seiten der Republik gegen die Gewalthaber. Die politische Lyrik tritt neben das Pamphlet. Wie Liebe und Freiheit so klingt aus Catulls Liedern Freundschaft und Naturempfindung, Freude an der Heimat, der Schmerz über den Verlust des Bruders, jede Stimmung des Lebens mit gleich einfacher Wahrheit.

Catull ist jung gestorben oder doch verstummt, seine Gedichte, voll von Anklängen an Ereignisse und Personen, reichen über wenige Jahre.

Lucrez (98—55). Ihm und seinem Kreise gegenüber steht eine einsame Dichtergestalt, Lucretius. Der Stoff seines Gedichtes ist modern, die Darstellung eines der philosophischen Systeme, die in der hellenistischen Welt um die Herrschaft über die Gemüter ringen; in jedem andern Betracht öffnet er eine von der Catullischen verschiedene Welt. Ein Mann wahrscheinlich niederen Standes, im Besitz der griechisch-römischen Bildung seiner Zeit, ist er durch Vorträge der in Rom lehrenden Epikureer und durch das Studium von Schriften Epikurs (das eine wahrscheinlich, das andere gewiß) zu einem begeisterten Anhänger der epikurischen Lehre geworden. Das ist vielen, auch in Italien damals bereits vielen begegnet. Aber es ist etwas Einziges, daß in Lucrez dadurch ein poetisches Vermögen zu hoher Tat aufgeweckt worden ist. Das ist auch keinem Griechen begegnet. Epikurs Welterklärung aus der Mechanik der unteilbaren und unvergänglichen Urkörper war das Resultat von Demokrits Naturforschung; wenn

sie ein poetisches Element enthielt, so trat es in der scharf dogmatischen Vortragsweise nicht zu Tage. Sie schaltete die Existenz nach dem Tode und die Einwirkung der Götter auf die Menschenwelt, und damit die Furcht vor übermächtiger Gegenwart und dunkler Zukunft, aus und ließ als Ewiges nur die ewige Materie bestehen, aus der wir entstanden sind und in die wir uns auflösen. Dem Epikureer war diese Naturlehre nur die Grundlage, auf der Epikur seine Ethik hatte aufbauen können, die den Menschen auf einen durch keine Leidenschaft und Unruhe beirrten, durch alle Mittel der griechischen Kultur erhöhten Lebensgenuß hinwies. Lucrez fühlte sich gerade durch die Naturlehre im Innersten ergriffen. Sie hat ihn offenbar aus einer Befangenheit der Anschauung, die ihn quälte und der er zu entrinnen trachtete, befreit, sein Auge geöffnet und seine Seele geklärt. Etwas Ähnliches haben die Schüler Epikurs und seine Anhänger allezeit empfunden, darum vergötterten sie seine Persönlichkeit; Lucrez hat durch ihn das Göttliche in der Natur erkannt. Er nahm im Bewußtsein seiner poetischen Bestimmung das alte Prophetenamt des Dichters auf sich und begann die beglückende Lehre der italischen Welt zu verkünden. So hatten vor Jahrhunderten Parmenides und Empedokles ihre Philosophie gedichtet. Aber alle diese altgriechischen Weltsysteme, von den jonischen Urprinzipien bis zu Platons Welt des idealen Seins, sind in ihrem Kern poetische Konzeptionen; es war nur natürlich, wenn sich eine neue Welterklärung solcher Art aus dem Geiste ihres Urhebers in poetischer Form ans Licht drängte. Lucrezens Gedicht läßt uns schmerzlich empfinden, daß es nicht Frucht aus seinen Keimen ist, daß ihm der Stoff von außen kam und unmöglich in des Dichters Mühle ohne Rest zerrieben werden konnte. Diese neue Religion trat im Gewand der Wissenschaft auf, sie mußte beweisen und widerlegen, technische Ausdrücke und einen ganzen Apparat des Unpoetischen mitführen. Das war nicht zu überwinden, wenn nicht durch die Diktionskünste des hellenistischen Lehrgedichts, die Lucrez fernlagen. Zu Hilfe kam ihm hier Epikurs Weise, seine Sätze mit Beispielen aus Natur und Leben zu belegen; für Lucrez sind diese Bilder ein sich immer erneuernder poetischer Stoff, der aus teilnehmender Beobachtung gestaltet den Vortrag belebt. Es ist was Goethe an Lucrez als erstes hervorhebt, 'was ihn als Dichter so hoch stellt und seinen Rang auf ewige Zeiten sichert, ein hohes tüchtigsinnliches Anschauungsvermögen, welches ihn zu kräftiger Darstellung befähigt'; sodann eine Einbildungskraft, die 'das Angeschaute bis in die unschaubaren Tiefen der Natur' verfolgt. Das ist es, was seinen Geist und Ton erhebt, die Unschaubarkeit der Atome, das stets erneuerte Entstehen und Vergehen, die Unendlichkeit des Raumes und der Weltenzahl, der Triumph des Menschengeistes über Himmel und Hölle; aber auch die Zustände des menschlichen Lebens, die beobachteten um uns her und die mit der Phantasie ergriffenen der Vergangenheit, die Kämpfe der Seele, die Leiden des Leibes. Eine hohe und herbe Schönheit geht durch das

Gedicht, die an Dante erinnert. Für uns tritt ein Reiz des Altertümlichen hinzu. Denn es ist das älteste erhaltene lateinische Gedicht epischer Form; auch mit der übrigen Kunst seiner Zeit verglichen hat es archaische Farbe, denn Lucrez konnte sich von römischen Vorgängern nur an Ennius anlehnen. Die Verskunst ist nicht unberührt vom Modernen, aber keineswegs modern.

Wir sehen an Lucrez zuerst, wie sich die hellenistische Philosophie in der römischen Welt ihre Bahn bereitet hat. Vor ihm hat kein innerlich religiös gestimmter Dichter in lateinischer Sprache geredet. Das ist für das römische Wesen sehr bezeichnend; und nicht minder ist es für die innere Kraft dieser auf die menschliche Lebensführung gerichteten Philosophien bezeichnend, daß der erste religiöse Dichter in Rom durch Epikur zum Dichter geworden ist. Wenn er über die Armut der lateinischen Sprache klagt, so ist es nicht nur die philosophische Kunstsprache, die ihm fehlt, er empfindet auch, daß auf gewissen Gebieten des tieferen Gefühlslebens das Lateinische noch nicht zu Worte gekommen ist.

Das Gedicht ist dem Umfang nach vollendet, aber nicht zu Ende gearbeitet. Der Dichter starb über der Arbeit in geistiger Umnachtung. Cicero nahm sich des Werkes an und publizierte es, wie es antike Sitte war, in seiner unvollendeten Gestalt. Der nächsten Generation war Lucrez ein Klassiker. In der Geschichte des europäischen Geistes hat er dann eine doppelte Rolle gespielt: eine negative als Hauptobjekt der altchristlichen Polemik (einen 'Prologus der christlichen Kirchengeschichte' nennt Goethe das Gedicht), eine positive als Hauptquelle für die Kenntnis der demokritisch-epikurischen Welterklärung, die sich nach ihrer Wiederentdeckung durch Gassendi als die fruchtbarste und lebenskräftigste aller naturwissenschaftlichen Hypothesen der Geschichte erwiesen hat.

Cicero (106—43). Während Catull in seiner Zeit ein moderner Dichter, Lucrez eine vereinzelte Erscheinung ist, gipfelt in Marcus Tullius Cicero (geboren 3. Januar 106, gestorben 7. Dezember 43 v. Chr.) die Entwicklung, die der römische Geist auf literarischen Wegen und in der kunstmäßigen Gestaltung seiner Sprache genommen hat. Cäsar selbst nannte ihn in seinem Buche über die lateinische Sprache den Führer und Entdecker auf diesem Gebiet; die Zeitgenossen sahen in ihm zwar nicht, wie er gewünscht hätte, ihr politisches, aber ihr geistiges Oberhaupt und umgaben ihn mit einer Verehrung, die den gescheiterten Staatsmann in der letzten Katastrophe der Republik an die Spitze des Senates rief. In den nächsten Generationen war seine literarische Bedeutung bestritten, aber er wirkte unmittelbar fort und rang sich durch; etwa anderthalb Jahrhunderte nach seinem Tode begann er die Schule zu beherrschen und war von da an das Haupt der römischen Bildung und ihrer Propaganda. Durch die Renaissance wurde er wieder eine Macht und blieb es auf allen Gebieten der europäischen Kultur, von der Schule bis zu den Parlamenten. Kein Zeitalter hat seine Schwächen verkannt, so wenig es sein eignes Zeitalter tat; am schärfsten

erkannten sie einige von denen, die ihn am entschiedensten zur Geltung brachten, wie Petrarca. Aber solange man die Alten las, um ein persönliches Verhältnis zu ihnen zu gewinnen und zu pflegen, so lange hob der Eindruck des Gesamtbildes immer wieder über Anstoß und Bedenken fort. Denn Cicero ist nicht nur die erste, er ist auch die einzige große Persönlichkeit des Altertums, die uns als Schriftsteller und als Mensch vollkommen klar vor Augen steht, in seinen Werken, die zum größten Teil erhalten sind, und in seinen Briefen. Erst im neunzehnten Jahrhundert, als die historische Forschung die Teilung der philologischen Arbeit herbeiführte, wurde für den Einzelnen das Einzelne zum bloßen Material. Nun sah der Historiker der politischen Geschichte nur den Staatsmann Cicero und fand es unerträglich, daß ein politischer Schwächling die Wege Cäsars kreuzte; der Historiker der Philosophie nur den Philosophen, der seine Vorlagen mißverstand; der Interpret nur den Advokaten, der es mit der Wahrheit nicht genau nahm; und die vertrauten Briefe an den Freund bewiesen die Haltlosigkeit einer schwankenden Seele. Seitdem hat die Verwundende, wie es in der Wissenschaft die Regel ist, begonnen sich an ihr Geschäft der Heilung zu machen und das Bild des Ganzen wieder herzustellen. Wir haben gelernt (was wenigstens die Engländer nie bezweifelt haben), daß auch der Staatsmann paktieren darf; wir sehen, daß Drumann mit Ciceros intimer Korrespondenz einen schnöden Mißbrauch getrieben hat. Wir verstehen, daß die philosophischen und rhetorischen Schriften im Zusammenhang der antiken Prosakunst als Kunstwerke verstanden, daß die literarische Bedeutung der Rede gewürdigt werden muß; wir verstehen was es bedeutet, der Vollender der Sprache seines Volkes zu sein, eines Volkes, das mit seiner Sprache die westliche Welt kultiviert hat.

Vor allem war Cicero Redner, darauf ging seine Bildung hinaus, darin ruhte die Beschäftigung seines Tages, seine Tätigkeit als Politiker und Schriftsteller. Von Jugendversuchen abgesehen hat er erst als Fünfziger sich großen Aufgaben andrer Art zugewendet. Die Geschichte der römischen Beredsamkeit ist, wie oben angedeutet, in der römischen Geschichte gegeben. Mit der inneren politischen Bewegung wuchs die Macht der Rede, damit ihre Ausbildung, und je mehr die politische Rede ein Machtmittel wurde, um so größere Bedeutung gewann auch die Gerichtsrede. Aber man muß die gesprochene Rede von der geschriebnen sondern, sie stehen zueinander wie Stoff und Form, jene hat ein politisches und juristisches, diese ein literarisches Interesse.

Vielleicht war die größte Erscheinung in der Geschichte der römischen Rede Gaius Gracchus, der Urheber der Revolution gegen das Senatsregiment, ein Jüngling allen römischen Staatsmännern voran an Freiheit des Sinnes und Reichtum der Gedanken. Cicero selbst reicht ihm unbedenklich den Kranz; aber 'seinen Schriften fehlt die Feile; vieles ist herrlich angelegt, aber nicht vollendet'. Das heißt, Gracchus veröffentlichte seine Reden als Pamphlete, nicht für literarische Dauer.

Diese Pamphletenliteratur war in Rom wie in Griechenland lebendig. Die Athener haben sie kunstmäßig gestaltet und neben die von Natur literarische Prunkrede und die von Literaten ausgebildete Gerichtsrede gestellt. Der römische Politiker wollte nicht Schriftsteller sein solange er seine Kraft zum Steigen brauchte. Die Rede erschien im Publikum als eine Waffe im Kampf des Tages; wer nicht kämpfte, sah den Zweck seiner Rede erfüllt, wenn sie gesprochen war. Die beiden Redner, die Cicero als seine und seiner Generation eigentliche Vorläufer ansieht, Antonius und Crassus, haben der eine gar nicht, der andere wenig und skizzenhaft publiziert. Cicero dagegen hat von Anfang an die Rede sowohl aktuell als literarisch behandelt. Als in seinem ersten großen politischen Prozeß der Gang der Sache dazu führte, daß die Anklagereden ausfielen, veröffentlichte er die Reden als literarisches Kunstwerk. Von seinem Meisterstück späterer Zeit, der Rede zur Verteidigung Milos, besaß man eine Nachschrift, an der man den Unterschied der wirklich gehaltenen von der publizierten Rede ermessen konnte. Die künstlerische Ausarbeitung der Reden, die er bewahren wollte, ließ Cicero stets auf die Aktion folgen. Er war in gewissem Sinne der Begründer, in jedem Sinne der Vollender der literarischen Rede in Rom.

Ein Volk von starkem politischem Leben erfährt durch die Rede eine besondere und eigentümliche Entwicklung seiner Sprache. Es liegt in der Natur der öffentlichen Rede, daß sie auf allen Gebieten des menschlichen Lebens die Fähigkeiten der Sprache hervorlocken und für ihre Zwecke gestalten muß. Die großen und kleinen Leidenschaften des Kampfes, die patriotische Empfindung, die Pflicht des Bürgers in der politischen Rede; in der Gerichtsrede alle Empfindungen, die den Menschen in Handel und Wandel, in der Familie, im Verhältnis zum Staat bewegen, in allen Erfahrungen und Erlebnissen, die ihn veranlassen sein Recht zu suchen und zu verfechten; jeder Affekt und jedes Ethos des Lebens muß in der Rede einen so starken Ausdruck finden, daß sich Affekt und Ethos auf den Hörer übertragen. Die Kunst der prosaischen Erzählung ist von der Rede ausgegangen. Der ganze Vorgang dieser Entwicklung würde, was das Altertum angeht, im Dunkeln geblieben sein, wie er für Griechenland vor dem peloponnesischen Kriege, für Rom während der ersten sechs Jahrhunderte seines Bestehens im Dunkeln liegt, wenn nicht die Rede zu einer literarischen Gattung geworden wäre. Sie zu einer solchen zu machen, dazu zwang den Gestaltungstrieb der Griechen eben jene der Rede von Natur innewohnende Kraft. Die Rede hat in Athen auf dem Gebiete der Prosa dieselbe Aufgabe erfüllt wie ein Jahrhundert früher das Drama auf dem Gebiete der Poesie: die Aufgabe, das menschliche Leben mit allem Erlebten und Empfundenen sprachlich zu gestalten. Es war wiederum eine natürliche Entfaltung der gelegten Keime, daß in Rom genau dieselbe Entwicklung stattfand: als das Drama seine Aufgabe erfüllt hatte, trat die literarische Rede ein und schöpfte

für die Prosakunst alle Fähigkeiten der lebendigen Sprache aus. Eine vollkommene Parallele gibt die Geschichte der englischen Literatur; das Gegenbild die der deutschen: wir haben erst durch Bismarck erfahren, was die Rede literarisch bedeuten kann.

Damit ist der literarische Wert von Ciceros Redekunst beschrieben. Ob Cicero als Advokat immer bei der Wahrheit geblieben, ist eine für die Einzelinterpretation wichtige, für die Geschichte lächerliche Frage. Durch Ciceros Rede sah der Römer die Breiten und Tiefen seiner Sprache geöffnet; und dieser Gewinn war für alle Zeiten. In Ciceros Jugend war der modernste, mit Schwulst und Putz überladene griechische Redestil in Rom Mode. Cicero hat sich rasch von ihm befreit, aber nicht die Reaktion mitgemacht, die bald in Rom ihren Mittelpunkt fand. Er erkannte die Vollendung der Kunst in Demosthenes und setzte sich das Ziel, wie jener jeden Stil zu beherrschen, das heißt die Sprache für jede Stimmung und jeden Ton zu gestalten. Darin lag zugleich, daß er den Zusammenhang der Literatur mit der Sprache des Lebens sicherte, den die Poesie längst aufzugeben in Gefahr war und in der Folge wirklich aufgab.

In zwei Perioden seines Lebens hat sich Cicero, ohne durch seine Tätigkeit in Senat und Forum unmittelbar dazu veranlaßt zu sein, einer Schriftstellerei großen Stiles zugewendet: zuerst als er sich in seiner Hoffnung, eine dauernde Machtstellung im Senat zu gewinnen, zum zweitenmal betrogen, im Gefühl seiner höchsten Kraft beiseite geschoben und die Verfassung, die ihm allein die Möglichkeit zu wirken gab, in den Händen ihrer Zerstörer sah; dann ein Jahrzehnt später, als die Republik tot und auch sein häusliches Glück zu Grabe gegangen war. Er hat das eine wie das andre mal gezeigt, daß er in seinem Geist die Mittel hatte sich über das Unglück des Tages und des Lebens hinauszuheben.

In der ersten jener beiden Perioden entstanden seine Hauptwerke 'über den Redner' und 'über den Staat', die zugleich Hauptwerke der antiken Literatur sind. In den Büchern vom Redner gibt Cicero die Theorie der Redekunst, nicht in einem System von Regeln, sondern indem er die Anforderungen begründet, die an die Ausbildung des vollkommenen Redners und an die Ausübung der Kunst zu stellen sind. Es ist das Buch eines unerreichten und auch der griechischen Kunst, wie sie seit dem politischen Ende Athens, das heißt seit fast drei Jahrhunderten, war, überlegnen Sachkenners, der aus den Erfahrungen seines Berufslebens das Fazit zieht. Die technisch-rhetorische Literatur der Griechen hat nichts Ähnliches aufzuweisen. Es ist das Buch eines Römers, der, von nationalem Stolz erfüllt und im Bewußtsein, dem griechischen Geist in dieser mit römischer Geschichte und Einrichtungen aufs engste verwachsenen Kunst Widerpart zu halten, doch das vollkommenste Zeugnis von der Vereinigung des römischen mit dem griechischen Geistesleben abgibt. Denn das Lebens- und Bildungsideal, das Cicero seinem Redner vorzeichnet, stammt nicht vom römischen Forum, sondern aus dem Hörsaale

der Akademie. Die in Athen entstandene Lehre, die nur die Phase eines langen zwischen Rhetoren und Philosophen um die Jugendbildung geführten Kampfes war, die Lehre, daß der Redner in der Philosophie wurzeln und von allem menschlichen Wissen gekostet haben müsse, um zur wahren Ausübung seiner Kunst zu gelangen, hat Cicero als junger Mensch ergriffen, sich selbst zu ihrem Beispiele gemacht, sie durch seine Persönlichkeit und durch die hohe Bedeutung, die in Rom der Redekunst in der Tat beiwohnte, mit neuem Inhalt erfüllt und durch dieses Buch für die Zukunft des römischen Bildungslebens zur Geltung gebracht. Für Griechenland bedeutete jene Lehre nicht viel mehr als allgemeine Bildung; für Rom hatte, was man im allgemeinen Bildung nennt, einen tieferen Sinn; da war es der Schritt, den die Führer des geistigen Lebens zur Weltkultur machten. Die Ausbildung des Redners in Ciceros Sinne bedeutet die Bildung eines ganzen Mannes, der mit der staatlichen Gesinnung des Römers die griechich-menschliche Kultur verbindet.

In ähnlicher Weise ruht das Buch vom Staat in griechischer Gedankenarbeit, die es fortsetzt, und ist doch ganz römisch und Ciceros eignes Werk. Plato hatte den Idealstaat erbaut, Panätius und Polybius hatten das Ideal in Rom gefunden; diesen Gedanken ergriff Cicero und entwickelte an der römischen als an der vollkommenen Verfassung die politischen Gedanken, die die Summe seines öffentlichen Lebens ausmachten. Wir besitzen das Werk nur in Resten, die die Struktur des Ganzen erkennen lassen. Cicero legt seine eignen Anschauungen dem jüngeren Africanus in den Mund, wie im Buche vom Redner dem Lucius Crassus. Hier wie dort drückt er damit aus, daß er sich als den Fortsetzer der von jenen Männern herrührenden Tradition betrachtet; und in der Tat lebte in ihm die höhere und reinere Auffassung des römischen Staates und des ganzen römischen Nationalwesens fort, die wir als die im scipionischen Kreise geltende aus Polybius kennen. Daß er seine Taten überschätzte und an seiner Kraft meist verzweifelte ehe er sie erprobt hatte, war seine Schwäche; daß er seine beste Kraft in den Kämpfen der Zeit, die keine moralische Einwirkung duldeten, nicht anwenden konnte, war sein Schicksal, das aber auch mit dem über Scipios letzten Jahren liegenden Schicksal nahe verwandt ist.

Beide Werke haben die Form des philosophischen Dialogs. Es ist die von Plato gestaltete Kunstform, die Aristoteles und seine Schüler in einer vom Poetischen abführenden Richtung verändert haben und die iu der kynischen und stoischen Popularphilosophie nur dem Namen nach weiterlebte. Cicero ist, nach kaum nennenswerten Vorgängern, der wahre Erneuerer dieser Kunstform; er griff auf die Peripatetiker, aber auch mit Entschiedenheit über sie hinaus auf Plato zurück, dessen eigentlicher Nachfolger er für uns geworden ist. Die meisten Schriften seiner letzten Periode haben diese Form. Die Szenerien und Personenkreise, die er vorführt, sind zum Teil ganz im platonischen Geiste dramatisch gestaltet;

manches, wie der Traum Scipios, der aus dem Schlußteil des 'Staates' besonders erhalten ist, oder das erste Buch der Tusculanischen Gespräche, reicht durch reife Schönheit der Sprache und innere sittliche Bewegung in Platos Sphäre hinein. Wie sicher ihn das Kunstgefühl leitete, lehrt die Wahl der Zeiten in jenen beiden Werken: der 'Staat' spielt im Todesjahre Scipios, der 'Redner' unmittelbar vor dem gewaltsamen Tode des Crassus; der 'Traum' muß einen tragischen Schimmer über das ganze Werk zurückgeworfen haben, die Einleitung des dritten Buches vom Redner, in der die schrecklichen Ereignisse der nächsten Zeit gemeldet sind, übt eine solche Wirkung vor- und rückwärts.

Die zweite eigentlich schriftstellerische Periode Ciceros reicht von Catos bis Cäsars Tod und darüber hinaus in Ciceros letzte Tage. Bei Pharsalus war das Ideal seines praktischen Lebens gestürzt; als er seiner persönlichen Sicherheit durch Cäsars Entgegenkommen gewiß war, verbarg er sich in literarischer Arbeit. Vor allem drängte es ihn, sich über die Bewegung auszusprechen, die in den letzten Jahren auf seinem eigensten Gebiet hervorgetreten war. Eine in der griechischen Schule gegen die moderne Rede aufgekommene Reaktion, die nur noch die älteren attischen Muster gelten ließ und sich gegen Fluß und Fülle wie gegen Überfluß und Überfülle der Rede richtete, hatte in Rom ihren Mittelpunkt gefunden und sah den neuen Monarchen selbst auf ihrer Seite. Cicero mußte dieses Extrem so gut wie das andere verwerfen. Aber seine Natur vermied die nur negierende Polemik und strebte dem Positiven und Ganzen zu. Er schrieb zuerst eine Geschichte der römischen Redekunst in Dialogform, indem er die wichtigsten Persönlichkeiten charakterisierte und die in seiner eignen Person gipfelnde Entwicklung verfolgte. Dann entwarf er in einer eignen Schrift das Idealbild des Redners. Er wußte sehr gut, daß das keiner machen konnte wie er, und schrieb im Vollgefühl der persönlichen Autorität, die denn auch seinen rhetorischen Schriften die Stelle an der Spitze aller rhetorischen Literatur sichert.

Die politischen Wirren hatten auch seine häuslichen Verhältnisse getrübt; da starb seine leidenschaftlich geliebte Tochter. Er suchte das Gleichgewicht der Seele und fand es in der Philosophie, die ihn von Jugend auf beschäftigt, aber bisher nur mittelbar zur Produktion angeregt hatte. Er vertiefte sich in die Trostschriften aller Schulen; wie immer trieb ihn die eifrige Lektüre dazu, selbst zu gestalten. Die Trostschrift, die er verfaßte, ist verloren und klingt nur in den folgenden Schriften nach. Dieser Anfang aber erweckte in ihm den Gedanken einer großen und zusammenfassenden philosophischen Schriftstellerei. Er entwarf einen Plan, der nach einer einleitenden Schrift über das philosophische Studium eine Reihe von Werken über die drei großen Gebiete der Erkenntnistheorie, Ethik und Theologie umfaßte; und die wenigen ihm noch bestimmten Jahre reichten hin, den Plan zur Ausführung zu bringen. Auf diese Weise konnten keine auf eindringende wissenschaftliche Forschung

oder auf originale Gedankenarbeit gegründeten philosophischen Werke entstehen. Das wußte Cicero sehr gut und sprach es aus. Was er wollte war dieses. Es gab, von Lucrez abgesehen, noch keine lateinisch geschriebene philosophische Literatur. Die erste Erscheinung auf diesem Gebiet war Ciceros 'Staat'; Epikurs Lehren hatten mehrere römische Anhänger ins Publikum gebracht, aber ihre Übersetzungen der griechischen Lehrschriften oder Lehrvorträge standen unter Ciceros literarischer Kritik. Leser dagegen gab es in immer steigender Zahl; und je ständiger die Sitte wurde, daß die jungen Römer die Universität Athen besuchten, je mehr auch der allgemeinsten römischen Bildung die Grundlehren und Schlagworte der griechischen Schulen unerläßlich schienen (es ist sehr hübsch zu sehen, wie Cicero 18 Jahre früher in der Rede für Murena bei den Geschworenen als gebildeten Männern diese Kenntnis höflich voraussetzt und ihnen zugleich die trivialen Anfangsgründe vorschneidet), um so stärker empfand es der geistige Römerstolz dieser Zeit, und Cicero voran, daß dieses Gebiet noch nicht latinisiert, daß Philosophie nur in griechischer Sprache zu lesen war. Darum war aber Philosophie ein griechischer Besitz und es konnte sich nur darum handeln, ihn für den römischen Gebrauch zu erwerben. Das konnte durch Übersetzungen geschehen, wie es auch Cicero hier und da versucht hat; der Höhe seiner literarischen Ansprüche und Stellung genügte nur die kunstmäßige Formung der griechischen Gedanken. Diesen Weg hat Cicero gewählt. Er bediente sich zumeist der Kunstform des Dialogs, die er nach verschiedenen Richtungen ausgestaltete; sie war besonders geeignet, die verschiedenen widereinander kämpfenden Systeme zu Worte kommen zu lassen. Männer der römischen Gesellschaft, aus Ciceros Jugend und Gegenwart, Führer und Jünger der griechisch-römischen Bildungsbewegung, belehren und bestreiten einander in diesen Dialogen, so daß das griechische Schulgezänk sich in den gemessenen Ton der urbanen römischen Gesellschaftssprache umsetzt. Dabei ist manches Tiefgedachte verflacht, manches feine Gewebe verzettelt worden; man merkt deutlich, daß Cicero erst dann sich in dieser Gedankenwelt mit freier Sachkennerschaft bewegt, wenn er auf sein eigentliches Studiengebiet, die akademische Philosophie, gekommen ist. Aber er hat seinem Volke eine zusammenhängende Reihe literarischer Kunstwerke gegeben, eine Lektüre edelsten Stoffes in der geläuterten Form besten griechischen Stils, dessen Meister kein Grieche um ihn her war wie Cicero. Nur Posidonius dürfte man neben ihm nennen; und freilich glänzen die von Posidonius beeinflußten Stücke, wie der Traum Scipios, vor den anderen. In der älteren christlichen Literatur erscheinen Ciceros philosophische Schriften als die Zeugen der griechischen Philosophie, gegen die sich die Polemik wendet. Für uns sind sie die Hauptquellen der hellenistischen Systeme und darum auch materiell unschätzbar. Wir danken Cicero also auch, daß er, wie es in einem Briefe an den vertrauten Freund heißt, 'die Sachen abgeschrieben habe, nur die Worte ge-

hörten ihm'. Aber wir vergessen nicht, daß das in die Sprache der Geschichte umgesetzt bedeutet, die Form gehöre ihm, das heißt die Kunst, durch die aus dem Stoff der philosophischen Untersuchungen Produkte von literarischer Dauer entstanden sind.

Wir besitzen, wie bemerkt, umfangreiche Sammlungen von Briefen Ciceros, darunter die Korrespondenz mit seinem nächstverbundenen Freunde Atticus. Cicero war ein großer Briefschreiber, in seinen Briefen tun sich alle Fähigkeiten eines reichen Geistes kund und mancher in höchster Erregung hingeworfene Zettel ergänzt durch Gewalt und Feuer des momentanen Ausdrucks das Bild seiner vom Verstand zurecht geschliffenen Rede. Andrerseits ergänzen die Reden und Dialoge, die nirgends die Persönlichkeit verbergen, das Bild des Mannes; und so liegt Cicero wie er war und wurde offen vor unsern Augen. Er kam aus seiner provinzialen Umgebung in die Sphäre des Weltregiments, erfüllt von altrömischen Idealen und der Größe des Senats. Sein Talent hob ihn so rasch wie sonst die Söhne der in der bösesten Tradition des Eigennutzes verkommenen Nobilität. Als Konsul bewies er Geschick und sogar Kühnheit. Als aber dann die positiven Mächte in Aktion traten und die Entscheidung des Weltschicksals mit raschen Schritten herankam, brach seine auf Überredung und Vergleichung gestützte Stellung zusammen und er verlor was ihm das Beste seines Lebens schien. Nun zeigte sich wohl wo seine eigentliche Bestimmung lag; der unwiderstehliche Drang nach literarischer Produktion beweist es; aber der Zwiespalt war aus seinem Leben und aus seinem Charakter nicht mehr zu entfernen. Der Überlegenheit ging die Überhebung, der Leistung die Verzagtheit, dem Wesen der Schein zur Seite. Das Schicksal hat diesen Zwiespalt grausam symbolisiert, als es ihn in den letzten Monaten seines Lebens plötzlich mit dem Schein der sehnlich erstrebten Macht umkleidete, um die geliebte Verfassung und ihn selbst dem Todesstreich auszuliefern.

Man kann wohl sagen, daß Cicero, dies Wort in hohem Sinne genommen, der gebildetste Mann des Altertums war. Die römische Bildung hatte, wie wir bemerkten, vor der griechischen voraus, daß sie zweisprachig war. Die lateinische Sprache selbst, die noch in der Hand von Ciceros unmittelbaren Vorgängern und Zeitgenossen ein augenscheinlich sprödes Material ist, hat sich durch ihn gestaltet und entfaltet in einem Maße, das nur durch die Berührung eines sprachschöpferischen Geistes mit der höchstentwickelten Literatursprache begreiflich ist. Aber die Zweisprachigkeit soll nicht nur in dem Sinne verstanden werden, daß dem Römer beide Sprachen offenstanden, sondern in dem, daß der Römer, in seinem eignen Volkstum stehend, an allem geistigen Besitz der griechischen Welt lebendigen Teil hatte. Daraus entstand die im Scipionenkreise erscheinende und in Cicero ausgeprägte Lebensanschauung, die das politische Lebensspiel und den Stolz des Weltregiments zusammenfügt mit der in Stoa und Akademie lebenden menschlichen Gesinnung, die auf

das wahrhaft Bleibende und die Menschen Verbindende gerichtet ist. Man hört auch in Ciceros Kreise schon die epikureische Parole, der die folgende Generation gehorcht, nachdem das Herrschergefühl des einzelnen Römers für immer beseitigt ist: da fügen sich die nationalen Elemente unmerklicher mit den griechischen zur Lebensanschauung zusammen. Aber in Cicero besitzt sie noch die altrömische Haltung; zu seiner Überlegenheit sahen alle empor, wenn nicht Tagesfragen den Blick trübten.

Cicero ist einer von denen, deren besseres Leben mit dem Tode beginnt. In jeder bedeutenden geistigen Bewegung hat er seine Wirkung bewährt und wird es ferner tun. Freilich ist er keine Lektüre für Kinder; wenigstens das Sekundanerurteil sollte in der Diskussion über seinen Schatten minder hörbar sein.

Cäsar (100—44). Während Cicero redete und schrieb, wog Cäsar das Schicksal der Welt in seinen Händen. Auch er war Redner und Schriftsteller, wie er es für seine Zwecke brauchte, und ein Meister darin, wie in allem, was er unternahm. Mit seiner Ausbildung auch zu diesem Geschäft hatte er es nicht leicht genommen: während er das Stück Weltgeschichte machte, das er zu beschreiben gedachte, verfaßte er, in den Kriegspausen, eine Schrift über die Gesetzmäßigkeit der lateinischen Sprachformen und widmete sie dem Meister, den er anerkannte, ohne mit seinen stilistischen Anschauungen übereinzustimmen, Cicero. Sein Bericht über die Kriegführung in Gallien ist von der Art der persönlichen Kriegsgeschichten, die es von hellenistischen Heerführern gab; er ist mit politischer Absicht für das römische Publikum geschrieben, dem jede Phase der Unterwerfung Galliens als eine unvermeidliche Defensivmaßregel dargestellt werden sollte. Die Signatur des überlegenen Geistes ist, daß eine solche Schrift zu einem Kunstwerk eignen Rechts geworden ist. Cäsars 'Commentarien' sind unvergleichlich durch ihre aus bewußtester Feder geflossene Einfachheit und Unbefangenheit des Ausdrucks; die goldreine Sprache mit ihrem Schein der Anspruchslosigkeit ist das Bild zugleich attischer und römischer Urbanität. Dabei kann man doch nie vergessen, daß die Schrift 'selbst ein Stück Geschichte' ist und uns den gewaltigsten Römer, der zugleich einer der geistvollsten war, in seiner Kraft und Anmut zeigt.

Sallust (86—36). Sallust schrieb zwar erst nach dem Tode Cäsars; aber er gehört mit Form und Gegenstand, mit Tendenz und Geist seiner Schriftstellerei in die cäsarische Epoche, ja in die Umgebung Cäsars, dessen Parteigänger er war und dessen Tod ihm die Muße gab, seinem Talente Raum zu geben. Er richtete die Spitze seiner Geschichtschreibung gegen die von Cäsar gestürzte Nobilität, eine nachträgliche und für das Forum der Weltgeschichte bestimmte Apologie des Verfassungsbruchs. Der erste römische Historiker von allgemeiner Bedeutung ist er zugleich für uns der bedeutendste antike Historiker nach Polybius, von dessen Zeit bis auf Augustus kein griechisches Geschichtswerk erhalten ist. Das letzte und Hauptwerk Sallusts, das die unruhvolle Zeit von Sullas Tode bis zur Suprematie des

Pompejus behandelte, ist bis auf geringe Reste und eine Sammlung der Reden und Staatsschriften, die es enthielt, verloren; wir sehen aus der späteren historischen Literatur, daß es für die Überlieferung und Auffassung dieser Periode maßgebend gewesen ist. Wir besitzen die beiden kleinen Bücher über den Jugurthinischen Krieg und die Verschwörung Catilinas. In jenem Kriege trat zuerst die Verdorbenheit der Nobilität und, durch Marius den Helden der Popularpartei repräsentiert, die frische Kraft des niederen italischen Volkes vor aller Augen. Catilinas Anschlag war nur ein Zeichen von der Fäulnis des Herrenstandes; hier konnte Cäsar in den Mittelpunkt gestellt werden und zugleich galt es, ihn von dem Verdacht zu reinigen, daß ihm ein Helfer wie Catilina nicht zu schlecht gewesen sei. Beide Schriften wollen in einem eng geschlossenen Bilde das Allgemeine geben, die Strömungen und Motive, die das Schicksal des römischen Staates bestimmten und bestimmen mußten. Die Persönlichkeiten treten so scharf hervor wie der Senat, das Volk, das Heer. In der Darstellung ist keine Tendenz zu merken, die liegt nur in der Wirkung des Ganzen. Sallust ist weit entfernt, Marius und Cäsar in der Schilderung gegen die anderen Hauptfiguren zu bevorzugen; ihnen stehen Sulla und Cato in vollem Lichte gegenüber; die Reihe der Charaktere, die normalen und abnormen Bildungen von Catilina bis Cato stufen sich unter politischem und sittlichem Gesichtspunkt ab und treten so zum Ganzen zusammen.

Die Kunst Sallusts lernen wir durch den Catilina und Jugurtha kennen, die Reden und Briefe aus dem Hauptwerk tun nur einzelne Züge hinzu. Zunächst fällt der vollkommene Gegensatz gegen Cicero ins Auge. Cicero hat mehrfach eine kunstmäßige Darstellung der römischen Geschichte verlangt und hatte eine Zeitlang nicht übel Lust, sie selber zu schreiben. Die Zeit, da es ein anderer in seinem Sinne tat, sollte noch kommen; aber Sallusts Arbeit war eine schneidende Verneinung von Ciceros Forderungen und Beispiel. Sein Ausdruck ist von berechneter Kürze, streng wie die sittliche Anschauung, die er zur Schau trägt, sichtliche Anwendung rhetorischer Kunstmittel ist vermieden, die Wahl der Worte bezweckt altertümliche Färbung, es rollt keine Periode, die stilistische Absicht ist in Sätzen und Sätzchen versteckt. Das ist nicht nur die attizistische Tendenz, die Sallust mit seinem Herrn und Meister teilte, es ist auch die persönliche Abneigung gegen den politischen Gegner, dem er sein eigenstes Gebiet streitig machen wollte, so viel an ihm lag. So wenig wie auf Ciceros Spuren geht er auf denen des größten griechischen Historikers seiner Zeit, des Posidonius. Dieser lieferte ihm ethisches Material für seine Proömien und geographisch-ethnographisches für Exkurse in seinen Historien, aber Sallust verschmäht nicht nur den Reichtum und Glanz der Sprache, auch die blühende und pathetische Schilderung bewegter Szenen die Steigerung auf merkwürdige Momente der großen Handlung, die für Posidonius' Kunst charakteristisch waren. Viel näher steht er Thukydides und auch dem alten Cato, den er den beredtesten des Römervolks nennt;

und diese Beziehungen mußte man bei dem Attizisten erwarten; aber auch von Thukydides trennen ihn sehr wesentliche für den Kunstcharakter bestimmende Momente. Sallust mit seiner in knappen Strichen die Handlung vorführenden, durch Einzelheiten nur sparsame Lichter aufsetzenden, an wohlberechneten Hauptstellen durch eingelegte Reden und psychologische Analyse die Hauptpersonen oder die er als solche vorschieben will wuchtig charakterisierenden Darstellung folgt wahrscheinlich einer in der attizistischen Bewegung seiner Zeit im Gegensatz zur geltenden Kunst aufgestellten Stiltheorie. Für uns steht er allein. Er hat durch seine Sprachbehandlung auf das nachaugusteische Schriftlatein, durch seine ganze Kunst auf Tacitus gewirkt, der mit seiner Anlehnung an Sallust diesem ein hohes Zeugnis ausgestellt hat.

Varro (116—27). Als ein Gegenbild zu Cicero von ganz anderer Art hebt sich aus der geistigen Bewegung dieser Zeit Marcus Terentius Varro heraus. Sohn eines sabinischen Bergstädtchens, ein Jahrzehnt älter als Cicero, ein Römer alten Schlages in seiner Zeit wie der alte Cato in der seinigen, allem modernen Wesen der Attizisten und Cäsarianer fremd, Legat des Pompejus im Seeräuberkriege und, fast ein Siebziger, gegen Cäsar in Spanien, ist er der Träger der römischen Wissenschaft geworden. Er erscheint als Person und auf den ersten Blick in seinen Schriften so ganz römisch, daß man nur langsam sieht, wie auch er Anregungen und Material direkt oder indirekt von den Griechen erhalten hat. Seine Produktion war zum einen Teil poetisch oder halbpoetisch oder machte doch auf kunstmäßige Form Anspruch, zum andern Teil ganz auf Sammlung und Ordnung wissenschaftlichen Stoffes gerichtet. Wir besitzen von der ersteren Art die drei Bücher vom Landbau, in denen eine bloß stoffliche Belehrung über römische Gutswirtschaft in den Rahmen der dialogischen Kunstform gebracht ist. Von Ciceros Kunst in der Darstellung des Stoffes hat Varro gar nichts gelernt, auch nichts lernen wollen; aber die Einkleidungen der drei Gespräche geben frisch und anschaulich geschriebene Bilder römischen Lebens und zugleich in zusammenhängenden Stücken ein Bild des Stils, den er in zahlreichen moralphilosophischen Aufsätzen und in den aus Prosa und Vers gemischten Satiren in des Kynikers Menippos Art angewendet hat. Die Sprache ist voll von Erscheinungen, die für uns überraschend sind. Er schrieb wie er sprach und entfernte sich beständig von den gebahnten Wegen der Kunstsprache; dadurch eröffnen uns seine Schriften zum erstenmal wieder seit Plautus den Blick in das ungehemmte Sprachleben des Tages.

Von Varros wissenschaftlicher Produktion besitzen wir eine Gruppe von Büchern aus dem Werk 'über die lateinische Sprache'. Philologie gab es, wie wir sahen, in Rom seit einiger Zeit, da griechische Freigelassene die einheimische philologische Technik auf lateinische Dichtungen anwendeten. Aber in den letzten Generationen hatte auch, durch die tiefergehenden Interessen des Scipionenkreises angeregt, wie wir an Lucilius sehen, die stoische Sprach- und Stillehre in Rom Eingang gefunden.

Aelius Stilo, der ältere Freund Varros, war der wissenschaftliche Begründer einer auf diesem Boden ruhenden Philologie; ihm hat sich Varro angeschlossen und vieles von seinen Forschungen für die Nachwelt erhalten.

Lateinische Sprache und römische Literatur und 'Altertümer' sind die Gebiete, die Varro vorzüglich mit unermüdlichem Fleiß in einer unerschöpflichen Fülle umfangreicher Werke behandelte. Seine enzyklopädische, juristische, geographische Schriftstellerei und was der Polyhistor und Vielschreiber sonst hervorgebracht hat, tritt gegen diese Werke zurück. Im Mittelpunkt standen die 'Altertümer der römischen Religion' und 'des römischen Lebens'. Auch hier wie in den Schriften über die römische Kulturgeschichte ist der Einfluß des Posidonius, seines Materials und seiner Ideen, kenntlich. Die Absicht aller dieser Bücher ist in erster Linie Materialsammlung, um die Äußerungen des nationalen Lebens zu buchen. Die 'lateinische Sprache' ist eine sehr formlose Materialsammlung, formloser als das Prinzip der antiken wissenschaftlichen Literatur, das die kunstmäßigen Formen abwies, es verlangte; die Sammlung selbst ist zufällig und unzureichend, die wissenschaftliche Durcharbeitung, das Verständnis der griechischen Muster, die Anwendung der griechischen Begriffe auf den lateinischen Sprachstoff, dies alles steht, philologisch angesehn, auf sehr tiefer Stufe. Varro hat nicht etwa, wie andre um ihn her, die griechischen Zeitgenossen übertroffen: kein griechischer Grammatiker hätte so arbeiten dürfen. Diese ganze kunstlos registrierende Schriftstellerei ist nur unter dem Gesichtspunkte des nationalen Impulses, aus dem sie hervorgegangen ist, verständlich.

Panaetius und Polybius haben die Größe des römischen Staates und Volkes gleichsam für die Römer entdeckt und wissenschaftlich nachgewiesen; Posidonius ist ihnen darin gefolgt. Sie haben Leben, Geschichte und Institutionen der Römer untersucht, dazu bedurften sie auch des Verständnisses der altrömischen Sprachdenkmäler; wir sehen vor Augen, wie Polybius die gebildetsten unter seinen römischen Freunden antreibt, dem Latein der karthagischen Verträge auf die Spur zu kommen. Diese Anstöße sind es, die auf Aelius Stilo gewirkt haben. Er kommentierte die 12 Tafeln und uralte Kultlieder; das führte beständig zu antiquarischen Untersuchungen. Auf seinen Wegen ging Varro weiter und strebte nach allseitiger Zusammenfassung; das gesammelte römische Material brachte er in die bereiten Fächer griechischer Systematik: anders als Cicero, der das griechische Material übernahm und selber ein Kunstwerk daraus machte. Varro wurde durch diese Arbeit auch auf die Geschichte der römischen Literatur geführt. Hier gelang es ihm, die bei dem Mangel jeglicher Forschung herrschenden dunklen Vorstellungen durch die Auffindung der maßgebenden Dokumente, indem er nach dem Muster griechischer Vorgänger die Archive der Staatsbeamten untersuchte, aufzuhellen und die Grundlage einer literarhistorischen Chronologie zu legen. So liegt es an seinem Gegenstande, ob er als sammelnder Dilettant oder als wissen-

schaftlicher Forscher erscheint. Das ihn bewegende Motiv ist die Freude am römischen Altertum, das Verlangen, die altrömische Welt aus den mühsam herbeigebrachten Trümmern wieder aufzubauen, um in ihr das ursprüngliche Leben und dann die Kraft und Blüte der eignen Nation wieder zu erkennen.

Durch diesen echt philologischen und zugleich entschieden nationalen Grundzug hat die römische Wissenschaft, trotz ihrer völligen Abhängigkeit von der griechischen in allem was über das rein Stoffliche hinausgeht, trotz ihrer empirischen und begrifflichen Unzulänglichkeit eine eigentümliche Kraft gewonnen. Varro blieb ihr Hauptvertreter; er wirkte über die augusteische Zeit hin, dann wurde er vergessen, um in der Flavierzeit mit doppelter Kraft wieder zu erstehen. Solange die römische Kultur dauerte, blieben seine Werke die Fundgrube zunächst für die Grammatiker und Antiquare, weiterhin aber für die Polemik der christlichen Schriftsteller. Überall auf den aus dem Altertum in die neuere Zeit geleiteten Pfaden begegnet man seinen Spuren.

Einfluß des Posidonius.

Wenn wir auf diese Periode zurückblicken, so finden wir überall die mächtige Gestalt des Posidonius im Hintergrunde. Dieser letzte wahrhaft große Vertreter der griechischen Weltkultur war aus seiner syrischen Heimat nach Rhodos gekommen, wo er als Schüler und Nachfolger des Panaetius lebte und in hohem Alter etwa gleichzeitig mit der römischen Republik seine Tage beschloß. Auf Forschungsreisen hatte er Spanien, Gallien, Germanien gesehen, Rom als Gesandter in dem Schreckensjahr von Marius' siebentem Konsulat. Kein Wunder, daß ihm Sulla lieber war als Cinna. Von Panaetius und Polybius her, an dessen Geschichtswerk das seinige äußerlich anknüpfte, freilich mit sehr verschiedener Kunst der Darstellung, stand er in Beziehung zur römischen Nobilität; in ihr sah er den Hort der alten Verfassung, die sein politisches Ideal wie das des Polybius war, aber ihren Niedergang und die Verkommenheit der alten Tradition sah er nicht. In den römischen Bildungskreisen war er ein vertrauter Gast, in der römischen Welt so berühmt wie in der griechischen. Cicero, Pompejus, Varro und alle jungen Römer, die der griechischen Bildung zureisten, besuchten ihn in Rhodos. Die Geschichte des römischen Kulturlebens mit ihrer Verbindung von anschmiegender Hingabe und schöpferischem Vorwärtsstreben interessierte ihn als Theoretiker der Kulturgeschichte im Gegensatz zu anderen Barbarenvölkern, die sich innerlich oder äußerlich hellenisierten oder dem Griechentum widerstanden. Doch all diese Beziehungen reichen nicht aus, die Einwirkung zu erklären, die er auf die römische Literatur geübt hat; er war in der Tat der überragende Geist seiner Epoche. Über die Stoa ging er weit hinaus. Von ihr hatte er das Systematische, die methodische Behandlung jeder Einzelwissenschaft, den pantheistischen Grundzug. Aber er wurde zum eigentlichen Nachfolger des Aristoteles durch das Umfassen der exakten Wissenschaften und der historischen Forschung; und durch die Verbindung

mathematischen Denkens mit der poetischen Kraft, die Lücken des menschlichen Wissens durch ahnende Konzeption auszufüllen, der eigentliche Nachfolger Platons. Nicht durch rationalistische Konstruktion, sondern durch den Flug einer religiös gestimmten Seele gelangte er zur Anschauung der Einheit und Schönheit des Weltganzen und einer einheitlichen Gottheit. Zu aller Wissenschaft besaß er die Kunst der Rede, die seine Werke über die hellenistische Welt ausbreitete. Bis ins sinkende Altertum hinein hat er durch Stoff und Ideen mächtig gewirkt, nicht nur auf Wissenschaft und Weltanschauung durch sein Wissen und Ahnen, auch durch sein dunkles Glauben auf den Zwischengebieten der Mantik und Astrologie, an die ihn seine stoische Herkunft fesselte. Da macht Lateinisch und Griechisch keinen Unterschied. Es ist eines der sichersten Zeichen für die Vereinigung der römischen mit der griechischen Kultur im Zeitalter des Posidonius, daß bei seinen römischen Zeitgenossen, Cicero Varro Sallust Cäsar, wie später bei Vergil Vitruv Seneca Tacitus, und wo nicht, die Spuren des Posidonius so tief eingegraben sind wie bei Strabon oder Plutarch.

Auch die eigentlich römische, die Rechtswissenschaft, trat in dieser Epoche unter den Einfluß der Stoa: in ihrem Anfang durch Q. Mucius Scaevola, den die Disziplin der stoischen Dialektik zur Systematisierung des Zivilrechts führte; in ihrer letzten Zeit durch Servius Sulpicius, dessen theoretische Arbeiten nach Ciceros Äußerung den Stempel dialektischer Durchbildung trugen. Jurisprudenz.

B. Augusteische Zeit.

I. Erste Hälfte (43—ca. 14 v. Chr.). Nur die französische Revolution hat zwischen zwei benachbarte Zeitalter einen Einschnitt gemacht wie der Untergang der Republik zwischen die Zeitalter des Cäsar und Augustus. Es war ein andrer Staat, trotz der republikanischen Formen, in dem ein Vipsanius die Kriege führte und ein Maecenas im Kabinett regierte; eine andre Gesellschaft, die nach einem Hof, nach Prinzen und Prinzessinnen aufschaute, in der ein kaiserlicher Beamten- und Offizierstand aufkam und Maecenas, Messalla, Pollio Musenhöfe hielten, jener weil es zur Politik seines Herrn gehörte, diese weil sie ihre Zeit frei hatten. Es waren fast alles neue Menschen, wie der Herrscher. Die letzten Zeiten der Republik hatten ein frühsterbendes Geschlecht getragen. Nicht nur die im Kampf Gefallenen, Cäsar und Cicero, die Tyrannenmörder und die Republikaner bei der Fahne, auch die Jugend war dahin, die Lucrez und Catull, die Calvus und Caelius. Ein Weiterlebender wie Atticus, Ciceros vertrauter Freund und Korrespondent, fügte sich mit seinem epikureischen Sinne ohne weiteres in die neue Welt; aber Varro überlebte sich und seine Zeit. Das Lebensideal des Atticus wurde bestimmend für die ersten Männer der römischen Gesellschaft und Kultur und für die Tausende ohne Namen.

Augustus selbst empfahl es der Nobilität und Bildung, obwohl er unter epikureischer Hülle ein stoisches Pflichtleben führte und durch eine Verbindung stoischer und altrömischer Moral das römische Leben zu regenerieren suchte. Die brennende Sehnsucht der italischen Welt nach bürgerlichem Frieden machte allmählich dem süßen Gefühl der Ruhe, der sicher schützenden Hand, des 'Augustusfriedens' Platz. In dieser Atmosphäre entstand eine neue Literatur.

Die literarische Erbschaft, die das Zeitalter antrat, war die Erbschaft Ciceros. Er hatte die Fähigkeiten der lateinischen Sprache entwickelt und dem Poeten das Material bereitet. In der Prosarede war der Römer an das Vollkommene gewöhnt; in der Poesie schlug nun der Wohllaut der horazischen Ode und der Klang und Glanz des vergilischen Hexameters als etwas ganz Neues an sein Ohr. Der Zauber hat sich fast zwei Jahrtausende lang stets für den durch Natur und Bildung Bereiteten erneuert; für die eigne Zeit war es eine Offenbarung der Schönheit.

Am Ende dieses Zeitalters erinnert sich Ovid seiner Jugend: 'oft hat mir Properz seine Liebesgedichte vorgelesen; ich lauschte dem Wohlklange des Horaz; Vergil sah ich nur, und Tibull mußte zu früh sterben als daß ich seine Freundschaft hätte genießen können.' Zwischen diesen Namen nennt er andere minder klingende. Horaz in seiner Jugend stellt in erste Reihe außer Vergil eine Anzahl rasch verklungener. Da sollte Tragödie und Komödie neu erweckt werden: das blieb ohne Erfolg, auch der erste Epiker versagte, den man auf den Schild hob. Um die Zeit, da Augustus dem vereinigten Imperium die neue Verfassung gab, wußte man, daß Horaz und Vergil die Führer der literarischen Bewegung waren.

Horaz (65—8 v. Chr.). Wieder treffen sich, wie einst Plautus und Ennius, der Nord- und Süditaliener; Vergil der Sohn eines Gutsbesitzers bei Mantua im Gallierlande, Horaz eines Freigelassenen aus Venusia in Apulien. Aber beide erhalten in Rom die römisch-griechische literarische und philosophische Bildung, beide suchen später in Athen die Quellen auf, Horaz im Studentenalter. Da wurde er in den Entscheidungskampf nach Cäsars Tode gerissen und focht, der Libertin als Legionstribun, bei Philippi mit. In der Not der folgenden Jahre gab er den politischen Freiheitsdrang daran und bildete dafür die persönliche Freiheit seiner Individualität so siegreich aus, daß er allen Vorurteilen der römischen Gesellschaft und der Freundschaft des Maecenas und Augustus gewachsen war.

Horaz war theoretisch und produktiv der Führer, so daß der Kampf um die neue Dichtung mit der Produktion eng verbunden ist; Lessing hat sich nicht umsonst ihm verwandt gefühlt. Er verlangte eine eigne Kunst für die neue Zeit; er verwarf an der alten römischen Poesie die Formlosigkeit, an der hellenistischen der letzten Generation den Mangel an eignem Gehalt. Es blieb nichts übrig und mußte alles neu geschaffen werden, wie Augustus eine neue römische Welt geschaffen hatte. Die

Erneuerung demonstrierte er praktisch an der Satire des Lucilius, dem freiesten Erzeugnis des römischen Geistes.

Lucilius war eine unbestrittene Größe; er war auch für Horaz eine Größe, der im übrigen fand, daß man Euripides statt Ennius und Menander statt Plautus lesen könne. Aber er war ihm ein Vorgänger, der seinen Ansprüchen nicht genügte, der ihn zur Produktion anregte und den er folglich zu übertreffen, ja zu ersetzen hatte. Hier, wo er die eigentliche Heimat und Verwandtschaft seines Geistes fand, suchte er nach keiner neuen Form; nur gab er der Sprache Reinheit, dem Verse Rundung, dem Gedanken Prägnanz und Maß. Dies war das Gefäß, in das er seine Anschauung von Welt und Menschen niederlegte, wie sie ihm aus Lektüre und Nachdenken, aus Beobachtung und Erlebnis erwachsen war. Er hatte viel erlebt, als er, noch ein Jüngling, sich diesem Berufe hingab; er durfte es tun, weil er die Persönlichkeit in sich fühlte, in der allein die Satire wurzeln kann. Diese Persönlichkeit liegt, von den frühen Produkten bis zu der im Buche von der Dichtkunst und in der Epistel an Augustus erreichten Höhe, vor Augen; mit ihr haben die geistreichen Männer der alten und der neuen Zeit innigen Verkehr gepflogen. Man muß bis zu Montaigne weitergehen, ehe man wieder einen Geist antrifft, der wie Horaz den eignen Kreis der Gedanken und Erfahrung zu einem allgemeingültigen Bilde des menschlichen Lebens erweitert.

Die Satire wendet sich an das Publikum, dem sie die Exemplare der Menschlichkeit vorhält, damit jeder sein Bild erkenne. In späteren Jahren, als die polemische Neigung zurücktrat und seine Gedankenrichtung zugleich positiver und intimer wurde, zog Horaz die Form des Briefes vor. Nun konnte er in seinen literarischen Betrachtungen auf eine vorhandene neue Dichtung, zu der seine eigne Produktion gehörte, Bezug nehmen.

Die Satire des Lucilius traf die innerste Neigung des jungen Dichters in der Zeit, da seine Stimmung dazu neigen mußte, eine polemische Richtung zu nehmen. Schon vorher, in der athenischen Studentenzeit, muß ihn der Geist des Archilochos ergriffen haben, der auch in den politischen Gedichten der älteren Generation wehte. Im archilochischen Iambus fand er eine griechische Gattung, die noch der durchgreifenden römischen Umbildung harrte. In dieser Form hat er, noch ein Schiffbrüchiger der letzten Stürme, einige Lieder gedichtet, in denen der endlose Jammer der Zeit wahr und stark erklingt; ein Jahrzehnt später, als Augustus dem Fluch ein Ziel setzte, begleitete er die Entscheidungstage von Aktium mit einem aus Sehnen und Zorn, Triumph und Bangen wunderbar gemischten Iambus.

Von hier aus ging Horaz zur eigentlich lyrischen Dichtung, den für den Gesang zur Leier bestimmten Oden hinüber. Er hat es später selbst so dargestellt, daß ihn Archilochos zu Sappho geführt habe. Die Ode auf den Tod der Kleopatra folgt dem Iambus auf Aktium; um diese Zeit drängte die neue Lyrik, die er schuf, die Satire und den Iambus in den Hintergrund. Es war mehr als ein poetisches Vermögen in ihm, eine

Vielseitigkeit, die zu erklären die griechisch-römische Stilvirtuosität keineswegs ausreicht.

Horaz verpflanzte durch seine Oden die lesbische Lyrik nach Rom, das heißt die Formen des Alcaeus und der Sappho, die er nach einem sehr strengen und die Mannigfaltigkeit des Originals beschränkenden Gesetz romanisierte. In dieser Strenge und Beschränkung findet er den nie gehörten Wohllaut, von dem wir sprachen. Es ist die erste (und einzige) Lyrik von großem Stil und hohem Ton in lateinischer Sprache, oft gemildert durch ein Lächeln, durch einen Blick auf Kleinigkeiten des Lebens, durch eine persönlich läßliche Auffassung. Die Motive sind aus dem kleinen und großen Leben, was die eigne Seele beschäftigt, was die Freunde erleben, was dem Staate frommt oder den Frieden bedroht; das Glück der neuen Zeit klingt wieder, aber auch die alten Wunden bluten. Es ist im griechischen Gewande ganz römischer Sinn nicht nur, sondern es ist das römische Leben dieser Epoche. Auch die Weisheit kluger Lebensfreude, so allgemein sie klingt, ist eine Weisheit, deren jetzt der Römer genießen mag, nachdem Generationen hindurch der Genuß nur ein Mittel des Vergessens war. In der Mitte steht Augustus, und alle Männer, die etwas bedeuten, um ihn her; auch die unpersönlichen Gedichte von Römertugend und -stolz haben Beziehung zu ihm. Im ganzen muß dem Leser auffallen, daß an dieser Lyrik der Verstand so viel Anteil hat wie die Empfindung; sie zwingt eben so oft zum Nachdenken wie zum Mitempfinden. Man kann sagen, daß Horaz durch sein Gefühl allein nicht zum Dichter geworden wäre; aber die Mischung von Gefühl und Geist ist so besondrer Art, daß es nie ernstlich auch nur versucht worden ist, ihn nachzuahmen.

Damit ist schon gesagt, daß Horaz trotz des griechischen Gewandes original ist. Von den lesbischen Dichtern hat er nur die Formen übertragen. Einzelne Anklänge an sie und andre, auch an Pindar und Bakchylides, sind nachweisbar, aber kein Gedicht, das als Ganzes übernommen wäre; dagegen eine Menge, an deren Erfindung keiner als Horaz beteiligt sein kann. Am meisten sein eigen sind die Lieder, die am entschiedensten aussprechen was die Gemüter und die Zeit bewegt und das Schicksal des römischen Volkes bestimmt; da werden gewichtige Gedanken von starkem Gefühl getragen. Wie die Form mit Alcaeus und Sappho, so verbindet ihn der Gehalt vieler Lieder eher mit Pindar. Es ist auch hier eine Versammlung griechischer Einwirkungen, die im Rom des Augustus gleichsam den zehnten griechischen Lyriker hervorgebracht hat, als welchen sich Horaz im Widmungslied an Maecenas bezeichnet.

Dabei ist er ein Künstler der Sprache, den man nie zu Ende kennt. Der Wortschatz der Oden ist mit Absicht beschränkt, die Satiren und Episteln greifen tiefer in die lebendige Sprache; niemand berechnet wie er die Kraft und Bedeutung der Wörter und die Fähigkeiten, die sie im Satze zusammentretend entwickeln. Auch dies, der Geist der Sprachbehandlung, erzeugt immer von neuem den Reiz, den Horaz allezeit ausgeübt hat.

Horaz dem kampflustigen und vielseitigen, der ebenso bereit ist Vergil
seinem Genius zu folgen wie ihm zu gebieten, der als Fünfziger, in der (70—19 v. Chr.).
Zeit da er im poetischen Briefe den vollkommensten Ausdruck seiner Anschauungen über Kunst und Leben findet, die fortgelegte Leier wieder ergreift und jugendkräftige Lieder singt, ihm steht Vergil, der engverbundene Freund, als eine zartere und zurückhaltende Natur gegenüber. Er schreitet überlegend von einer Aufgabe zur nächsten, größeren, vor, faßt immer nur eine mit ganzer Kraft an und übt in jedem, auch dem unpersönlichsten Gedicht, durch seine menschlich anziehende Persönlichkeit eine reine Wirkung auf den Leser. Er war fünf Jahre älter als Horaz und starb elf Jahre vor ihm, 19 v. Chr. Auch er knüpfte, wie Horaz mit dem Iambus, an die hellenisierende Dichtung an, die in seiner Jugend galt. Die Sammlung von zehn Idyllen, mit der er zuerst vors Publikum trat, setzte in der Reihe der griechischen Nachahmer Theokrits die Bukolik dieses Dichters fort und machte sie zu einer neuen römischen Gattung, der es auch an der hellenistischen Künstlichkeit nicht fehlte. Es sind Gedichte in der Sammlung, die sich eng an Theokrit anlehnen, andere von freier Erfindung. Vergil war selbst ein Landkind, die Hirtenszenerie und -stimmung brauchte er nicht aus Büchern zu holen. Er hatte den Einbruch von Octavians Veteranen in den alten Besitz der norditalischen Gutsbesitzer und Kolonen erlebt, und die Schrecken der Zeit bildeten den Hintergrund seiner Idyllen. Hier lebt noch ganz, wie in Horazens Iamben, die Friedenssehnsucht der letzten Sturmjahre, die Italien aufführten und dann erst der Ruhe eines vollen Jahrhunderts wichen; und die Stimmung der Gedichte ist die romantische Flucht in einen vorgezauberten Zustand stillen und anspruchslosen Glückes. Sie waren dem Zeitgenossen wie eine Verheißung, und der neue Glanz des Verses, die kunstreiche doch wie von selbst quellende Sprache, der weiche und lieblich spielende Ton dieser ländlichen Muse bannte die Verwöhnten und die Naiven in ihren Kreis.

Danach ergriff Vergil einen größeren Gegenstand, aber ohne aus dem Kreise des Landlebens herauszutreten. Er stellte die Arbeit des Landmannes im Gedichte dar. Das war seit Hesiod ein Gegenstand der Dichtung; die hellenistische Poesie hatte einen eignen Stil des didaktischen Gedichtes ausgebildet, der für das Alltägliche durch poetische Herrichtung des technischen Sprachstoffes einen bedeutenden Ausdruck verlangte. Vergil schuf diese Gattung ins Römische um; aber er konkurriert nicht mit dem griechischen Stil des Lehrgedichts, seine Absicht geht auf direkte poetische Wirkung, das heißt auf etwas was nicht durch fleißige Arbeit oder geschickte Sprachbehandlung zu erreichen war. Daß Vergils Georgica geworden sind was sie sind, liegt einzig daran, daß er das ländliche Leben und seine Beschäftigungen poetisch empfand. Sie waren ihm mehr als pflügen und pflanzen, weiden und zeideln, er sah in allem den Verkehr des Menschen mit der Natur, des natürlichen Menschen mit der allzeit

Gleichen, die Mühe freundlich Lohnenden, den Genuß im Ausruhen, die Fülle im Bedürfnis Spendenden. Er fühlt und lebt mit den Erscheinungen um ihn her, mit der Welle und dem Monde, dem Acker und Weinstock, von ganzer Seele mit den Tieren und Menschen, so daß Lehre und Regel, von andern Gesammeltes und eigne Beobachtung gleichermaßen beseelt erscheinen. Der Lauf des Tages, der Kreis des Jahres bedeutet dem einen Staub und Schweiß der Arbeit, ihm ist er der Tanz der Horen. Der Stoff verklärt sich in der Sphäre der bukolischen Stimmung des Dichters und ist doch einfachstes Leben; denn nirgends wird die Wirklichkeit verlassen, der Leser dieses Gedichtes erlebt den Zustand des italischen Bauern, aber in Vergils Gesellschaft. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es ein ähnliches Lehrgedicht in griechischer Sprache gegeben hat.

Die Stimmung der Zeit kam, wie gesagt, dieser ländlichen Dichtung entgegen, vielmehr sie trieb sie hervor. Phantasie war keine römische Eigenschaft; aber die Not der Zeit zwang den Sinn jener Generation in die Vorstellung eines von Frieden und unschuldigem Genuß erfüllten weltentfernten Glückes hinein. Das Urbild solchen Zustandes gab die römische Vorzeit, die in Frömmigkeit, Genügsamkeit und Tapferkeit alle Tugenden besaß, aus denen die römische Größe hervorgehen sollte, um das weltbeherrschende Rom mit Laster und Zwietracht zu überschütten. Die Reste dieser Vorzeit hatten Stilo und Varro erforscht und gesammelt; jetzt kam der Dichter, ihr Bild zu gestalten mit dem Stammvater des römischen Volkes in der Mitte.

Ob Vergil je die Absicht wirklich gehegt hat, die er in den Georgica ausspricht, Augustus' eigne Taten, das heißt die Geschichte des letzten Jahrzehnts, als Epos zu behandeln, darf man bezweifeln. Er wird an Einsicht in seine Kunst dem Hofe, der dergleichen wünschte, schon damals voraus gewesen sein. Das nationale Epos, das er zu schaffen gedachte, durfte den Befreier des Erdkreises nur von ferne und im Gleichnis erscheinen lassen; darum waren doch die Gedanken, die er verkörperte, der Gehalt des Gedichtes. Der aus dem Osten kommende, die griechische und römische Welt verbindende Stammesheld Roms und zugleich des julischen Hauses, geleitet durch die Eigenschaften, in denen das neue Leben des regenerierten Rom wurzeln sollte, seine Leiden und die Erfüllung der Aufgabe durch seine Taten: das war der Gegenstand des Epos, durch das Vergil Ennius ersetzen und der italischen Zeit und Nachwelt geben wollte und gab was dem nationalrömischen Sinne von damals und der römischen Welt danach etwas Ähnliches bedeutete wie Homer den Griechen.

Das römische Epos war von Naevius an national gewesen; epischen Stoff fand der Römer im eignen Hause. Ennius gräzisierte die Form und ahmte homerische Glanzstellen nach; die folgenden waren Ennianer. Vergil verleugnete den Zusammenhang mit Ennius keineswegs, er trug

ihn offen zur Schau. Aber als Dichter war er Homeride; der Held ein Göttersohn, aus Troja entronnen, die Götter in helfender und hemmender Tätigkeit, die erste Hälfte des Gedichts eine Odyssee, die letzte eine Ilias: Vergil sah sich ohne Zweifel in der Reihe der griechischen Epiker, wie Horaz in der der griechischen Lyriker; und ohne Zweifel war es sein Stolz wie der des Horaz, wie es Ciceros Stolz gewesen war, daß nun der römische Dichter neben die griechischen treten durfte. Diese Zeichen der Abhängigkeit befremden uns; aber sie sind unzertrennlich von aller antiken Kunst. Wie Vergil so hängt das griechische Epos an Homer; und wir sehen nicht, daß ein Grieche oder Römer nach Homer eine epische Komposition von solcher Selbständigkeit hervorgebracht hätte wie Vergil.

In der Ausführung, der eigentlichen Ausübung seiner Kunst, geht er andre Wege als Homer, und wir können nicht sagen, daß er sie andern nachgeht. In solchen Teilen, die am deutlichsten Homer nacherfunden sind, tritt das am schärfsten hervor. Die Leichenspiele des Patroklos sind ein Stück Leben, die wohlbekannten Personen handeln wie es der Augenblick bringt, der Dichter erzählt wie es gewesen ist. Vergils Leichenspiele des Anchises richtet der Dichter ein; jeder Wettkampf hat seinen wohlberechneten Verlauf, die einzelnen greifen ineinander, das Ganze rundet sich ab und bekommt noch durch den Schiffsbrand einen unvermuteten, für die Gesamthandlung bedeutsamen Abschluß. Die homerische Erzählung verläuft in gerader Linie, durch Episoden unterbrochen, durch Hindernisse verzögert, stets die Handlung durch Gespräch belebend. Vergil dichtet eine Folge dramatisch gedachter Szenen, durch eine entscheidende Wendung gestört, dann durch eine Lösung wieder in Harmonie gebracht; er vermeidet die Episoden und beschränkt das Gespräch, dafür tritt die Rede hervor. Das Zufällige und Unbedeutende wird nicht ausgesprochen, das Ausgesprochene gewinnt Gewicht und Farbe; die Empfindung ist immer hoch gespannt, jedes Erlebnis von der Art, daß es den Affekt erregt. Die Sprache gleitet in stolzer Ruhe und läßt nur den schärfer Hörenden merken, daß sie tausend Kühnheiten wagt, alles Gewöhnliche und Platte scharf abschneidet, alle Sprachmöglichkeiten anwendet, die dem großen Stile dienen. Den Vers befreite Vergil von kleinen Regeln, die ihm die letzte Generation aufgelegt hatte, aber das Gesetz des Baues schrieb er um so strenger. Gegen seine Sprache und seinen Vers klangen Lucrez und Catull veraltet.

Als Vergil starb, war die Aeneis äußerlich abgeschlossen, aber innerlich unvollendet. Vergils Testament bestimmte, daß sie vernichtet würde, Augustus hat sie gerettet. Er schenkte damit dem römischen Altertum, der Schule des Mittelalters, der Renaissance, der französischen und englischen Dichtung, der Weltbildung bis an die Grenze des 19. Jahrhunderts einen Führer und Meister. Den Römern war er 'der Dichter' wie Homer den Griechen; Petrarca, Tasso, Milton und wie viele wären zwar auch ohne

ihn, aber andre als sie sind. In Deutschland verblich sein Glanz mit der Entdeckung Homers im 18. Jahrhundert; nicht in England und Frankreich. Jetzt lebt er in der Schule fort, für die er zu schwer ist, wie leider alle großen Erzeugnisse der römischen Literatur, aber durch die Schönheit des Klanges, die vollkommene Sprache, die hohe Gesinnung unersetzlich.

Wir sahen, daß Vergil und Horaz beide mit ihren frühesten Dichtungen an die Weise ihrer unmittelbaren Vorgänger angeknüpft haben. Eine wirkliche Fortsetzung fand jene neoterische Poesie in der Elegie des Tibull und Properz; richtiger gesagt, in der Dichtung dieser beiden setzt sich ebenso die griechische Elegie fort wie das griechische Epos in Vergil, die Lyrik in Horaz.

Tibull († 19 v. Chr.) und Properz († um 15 v. Chr.).

Die Liebeselegie des alten Mimnermos war eine Spiel- oder Tonart der jonischen Elegie, die an sich weder verliebten noch klagenden Inhalt hatte. In der hellenistischen Poesie wurde die Elegie in erster Linie Liebeselegie; leider läßt uns die Überlieferung im Stich; wir können dieses Gebiet der hellenistischen Elegie nur indirekt erschließen und nur das Stoffliche beurteilen. Was uns erscheint und vorliegt, ist in der Hauptsache mythische Liebeserzählung in elegischer Form, die allen Wendungen erotischer Erfindung Raum gibt und auch die persönliche Empfindung des Dichters anklingen läßt. Dagegen ist uns das durch Entwicklung, Stoffe und Motive mit der Elegie verwandte Liebesepigramm reichlich erhalten. Tibull und Properz hatten einen Vorgänger an Cornelius Gallus, dem Helfer und Freunde des jungen Augustus; dieser dichtete in engem Anschluß an die hellenistische Poesie. Tibull und Properz knüpften an ihn an, aber auch direkt an ihre griechischen Vorgänger. Tibull verdeckt diesen Zusammenhang, Properz kehrt ihn hervor.

Diese beiden Dichter, in denen die griechische wie die römische Elegie gipfelt, sind von sehr verschiedner Art. Properz ist das größere Talent, Tibull der größere Künstler. Properz zeigt sich in seiner ganzen Menschlichkeit, Tibull stilisiert die Leidenschaft. Properz läßt sich vom Leben der großen Stadt umtreiben, seine Cynthia ist nach alter literarischer Sitte der einzige Name, der im Buche erscheint, aber die Gedichte besagen, daß sie die erste nicht war und auch die letzte nicht; seine Stoffe reichen über Lust und Kummer des Liebesgedichts hinaus, in seiner späteren Zeit hat auch er sich in die römische Vorzeit versenkt. Tibull lebt in der Stille den Beschäftigungen des gebildeten Römers, seine Gedichte sind erfüllt von der Sehnsucht nach ländlichem Frieden, es ist eine andre Äußerung der idyllischen Jugendstimmung Vergils; das Glück seiner Liebe ist ohne Erfüllung, nur für andere stimmt er heiteren Ton an, es liegt in der Sehnsucht und Phantasie. Diese dem römischen Geist selten gewährte Eigenschaft besitzt Tibull, die Phantasie belebt ihm jedes Bild und ist der Nerv seiner Dichtung. Properz geht zumeist einen raschen und feurigen Gang, ein bestimmtes Motiv mit entschiednem Gefühl umfassend. Tibull

läßt sich hingleiten; er hängt seinen Gedanken nach, und wohin ihn der Nachen trägt, da landet er. Das ist die Kunst, in der ihn keiner erreicht: das Gedicht scheint zu zerfließen und wird von einer inneren Disposition scharf zusammengehalten. Die Sprache des Properz gestattet keinen leichten Genuß, weil er andeutet, Übergänge vermeidet, den bildlichen Ausdruck häuft ohne zu sondern, rhetorische Mittel verwendet ohne sie verarbeitend zu verbergen, oft auch mit leidenschaftlicher Kraft die Schranken der kunstmäßigen Rede durchbricht. Tibulls Stil ist weicher als man es vordem in lateinischer Sprache findet, der Ausdruck ist wie der Vers außerordentlich genau berechnet, aber auch hier ist die Arbeit versteckt, die Sprache strömt wie Milch, wie man von Livius gesagt hat. Properz führt die ganze Gelehrsamkeit der hellenistischen Elegie mit sich, manche seiner Gedichte könnten, wie kein andres Produkt der augusteischen Zeit, durch bloße Übersetzung griechische Gedichte sein. Tibull würde, wenn nicht doch sein Zusammenhang mit der griechischen Poesie so vielfach nachzuweisen wäre, ganz als nationalrömischer Dichter erscheinen, so einheimisch ist die Sinnesart und der Lebenskreis, in dem er sich hält; so ist er auch der römische Dichter, der am sichersten, der vielleicht allein völlig die Übersetzung in moderne Sprache verträgt.

Wenn das Schweigen der Überlieferung wirklich bedeuten sollte, daß es eine von der persönlichen Empfindung des Dichters erfüllte, seine Erlebnisse poetisch gestaltende hellenistische Liebeselegie, also eine der römischen Elegie entsprechende hellenistische nicht gegeben hat, so würden freilich Tibull und Properz in ihrer literarischen Bedeutung ganz beträchtlich steigen. Dann hätten sie das feine, gescheite, zierliche, empfindsame Epigramm zu einer poetischen Gattung höheren Stiles erhoben. Unter Properzens Gedichten ist eine gewisse Anzahl, die man als erweiterte Epigramme ansehen darf; die große Masse ist nicht von der Art; unter Tibulls Elegien keine, er erinnert von dem was wir von griechischer Elegie besitzen, am ehesten an Solon. Auf die Frage, die hier vorliegt, wird vielleicht einmal der ägyptische Boden die Antwort bringen.

II. Zweite Hälfte (ca. 14 v. Chr. — 14 n. Chr.). Neben dieser Blüte der Dichtkunst erhob sich bereits in Augustus' früher Zeit eine neue Macht, die aus den kleinasiatischen Städten nach Rom eingewanderte Schulrhetorik. Da die öffentliche Beredsamkeit unter dem neuen Regiment naturgemäß abnahm, gewannen die Schulreden über fingierte Themata, Gerichtsreden und Beratungsreden, einen breiten Boden. Sie setzten die allgemeine rhetorische Bildung, dazu einige juristische und historische Kenntnisse und genaue Bekanntschaft mit der herrschenden Poesie voraus und waren in der Form, die sie nun gewannen, nicht für Knaben bestimmt; es wurde eine Kunst, die von Männern jeden Alters und Talents, in jeder Lebensstellung geübt oder doch mit starkem Interesse beachtet Rhetorik.

wurde. Ein Buch des alten Seneca, des Vaters des Philosophen, der Augustus' und Tiberius' Regierungszeit in der Hauptstadt durchlebte, 'Erinnerungen aus den rhetorischen Hörsälen', eins der wenigen das volle gegenwärtige Leben darstellenden Bücher des Altertums, schildert aufs anschaulichste dies Treiben und die Berühmten und Unberühmten des Zeitalters mitten darin. Nun sah man was dem römischen Geist, und zwar nicht nur im Durchschnitt und in der Masse, gemäß war. Cäsars Attizismus und das ciceronische Bildungsideal waren vergessen; der neue Stil, der im wesentlichen der vor Cicero auf der römischen Rednerbühne übliche Stil war, nahm alles gefangen. Seine Tendenz war in erster Linie die geistreiche Formung des Ausdrucks: klare Fassung und Folge, helle Schlaglichter des Gedankens, scharf zugespitzte allgemein gefaßte Folgerungen, antithetische Wendungen, künstlich immer weiter geführte Variierung eines Gefühls, einer Beobachtung. Es kam offenbar ganz auf den Mann an, der ein solches Werkzeug handhabte. Wenn er Geist und Wissen hatte, so lag zwar die Gefahr nahe, daß er zuviel davon auf den in der Schulrede ausgebildeten Stil verwendete, aber es konnte eine neue Meisterschaft der Form ausgebildet werden, die sich ihres Gehalts nicht zu schämen hätte. Ein Talent ohne Tiefe mußte darauf ausgehen, mit geistreichem Spiel zu blenden. Unten an der Stufenleiter war ein ödes Virtuosentum zu erwarten, das darauf angewiesen war, mit dem durch Übung Erreichbaren zu prunken.

In zweiter Linie stand die Pracht und Auswahl der Worte, der gesuchte Schmuck. Hier beginnt eine für die lateinische Literatursprache verhängnisvolle Entwicklung, in doppelter Richtung. Einmal wurde die Sphäre der in der kunstmäßigen Literatur anerkannten und zugelassenen Rede künstlich gehoben und damit der vorhandene Abstand von der Volks- und Umgangssprache so sehr erweitert, daß zwischen beiden, in der Sprache aller Kulturvölker parallel gehenden Sprachrichtungen der Verkehr und die gegenseitige Befruchtung so gut wie aufgehoben wurde. Zum andern lehnte sich der neue Stil, wie es schon auf griechischem Boden geschehen war, an die übermächtig gewordne Dichtung an. Es handelte sich dabei sowohl um das Wortmaterial wie um die Anwendung der Wörter und die Umbiegung ihrer Bedeutungen wie um die Kühnheiten des Satzbaues, die an die Stelle der von der neuen Prosakunst verlassenen ciceronischen Periodisierung traten. Vergil hat auf die Sprachbehandlung der neuen Prosa direkt so stark gewirkt wie Cicero indirekt auf Vergil. Dadurch verschoben sich die von Cicero scharf eingehaltnen Grenzen zwischen prosaischem und poetischem Ausdruck; nach kurzer Zeit sind sie verwischt, man nennt dieses Latein, dem die Stilgrenzen verloren gegangen sind, das silberne.

Horaz und Vergil, Tibull und Properz sind noch frei von der modernen Rhetorik und ihren Folgen; bei Livius zeigen sich die Anfänge; ihre Herrschaft beginnt mit Ovid.

Livius konnte der neuen Richtung nicht freundlich gegenüberstehen; die Einwirkungen, die bei ihm besonders in der Sprachbildung hervortreten, sind die aufgezwungnen einer herrschenden Zeitströmung. Denn er war Ciceronianer und erfüllte das Ideal der Geschichtschreibung, das Cicero aufgestellt hatte. Er stammte aus Padua, aus gallischem Lande wie Vergil; die ersten Teile seines Werkes entstanden gleichzeitig mit der Aeneis, die letzten nach dem Tode des Augustus. Er war mit Augustus befreundet wie Vergil und Horaz und vertritt allein mit ähnlichem Glanz die Prosa der augusteischen Zeit. Livius (59 v. Chr. — 17 n. Chr.).

Wie Vergil das Epos so schuf Livius das Geschichtswerk der neuen Zeit; er tat es, indem er die römische Geschichte von der Gründung bis auf die Gegenwart schrieb. Das bedeutete sowohl den Abschluß der annalistischen Geschichtschreibung der Republik als die Begründung der monarchischen Zeitgeschichte, die damit auch gleich unter die annalistische Form gebracht wurde. Livius empfand republikanisch, in der Weise wie auch Augustus dies tat oder wünschte, daß seine Römer es täten, denen er, mit Überspringung des letzten Jahrhunderts, den Blick in die ehrenfeste alte Römerzeit zurücklenken wollte, zu deren Gunsten dann auch die Gegenwart mit ihrem Abfall von der alten Römersitte gescholten werden mußte. Darum war doch der Bringer des neuen Heils, durch den Rom wieder Rom wurde und unter dem das Reich seine Bestimmung vollenden würde, erschienen und herrschte wie er es verdiente. Dieser Anschauung war die Flut der annalistischen Überlieferung mit aller Ruhmredigkeit und Beschönigung gelegen; dann ging die Darstellung durch das nächtliche Grausen der Revolutionszeiten zu ihrem Gipfel, dem von Cäsar heraufgeführten und von dem jungen Cäsar beherrschten Tage. Wie in den alten Annalen trat die letzte Zeit durch die Ausführlichkeit der Erzählung hervor. Die ersten beiden punischen Kriege, 63 Jahre sehr ausführlich erzählt, umfaßten 15 Bücher, die 35 Jahre von Cäsars bis Drusus' Tode 33 Bücher. Was wir von dem Werke besitzen, gehört ganz in die alte Zeit, die Livius den Annalisten, aber auch Polybius nacherzählte; wir würden von dem Historiker ein ganz andres Bild erhalten, wenn von der Zeitgeschichte etwas geblieben wäre. Von dem Historiker längst vergangner Zeiten erwartete das Altertum keine wissenschaftliche Forschung, sondern kunstmäßige Darstellung. Was er zu tun hatte, wenn er hohe Ansprüche erfüllen wollte, war, aus dem Stoff der vorhandnen Berichte ein neues, den Stilforderungen der Zeit entsprechendes Kunstwerk herzustellen. Als historischer Gewährsmann ist Livius erwünscht wo er verlorne Teile des Polybius reproduziert; aus der römischen Annalistik hat er nicht die besten sondern die letzten Darstellungen bevorzugt, und das waren die unzuverlässigsten. Mit den Annalisten können wir ihn nicht vergleichen, wohl aber mit Polybius. Da sehen wir, daß er nach fester Methode den wissenschaftlichen Charakter von dessen Darstellung abstreift, die Untersuchung durch Erzählung ersetzt, die Charaktere der bestimmenden Per-

sönlichkeiten allmählich aus ihren Handlungen hervortreten läßt, nicht, wie Polybius, die Elemente des Charakters an den Hauptetappen ihrer Tätigkeit einer immer fortgesetzten Prüfung unterzieht. So verschieden seine Quellen, so einheitlich ist seine Darstellung. Das ist es was er in einer Lebensarbeit von vierzig Jahren geleistet hat, unermüdlich der gewaltigen Aufgabe hingegeben: ein schöner und geschlossener Aufbau der Geschichte seines Volkes, über die Taten und Katastrophen der sieben Jahrhunderte das Licht einer vollendeten Erzählungskunst gebreitet.

Ovid (43 v. Chr. — 17 n. Chr.). Livius gravitiert nach Ciceros Seite hin, den er noch hat sehen und seine Rede hören können; Ovid, in Ciceros Todesjahr geboren, ist das Kind einer Generation, die die Republik nicht mehr gekannt hat, ist der eigentlich moderne Dichter seiner Zeit, der Dichter des weltstädtischen Rom. Dieses Rom wird nicht mehr durch Magistratswahlen und Straßenkämpfe erregt; eine Prinzenheirat bedeutet mehr als vordem der Triumph eines Feldherrn der Republik, die Deklamation oder Rezitation eines vornehmen Dilettanten mehr als ein Staatsprozeß, in dem Hortensius und Cicero sprachen. Weltregierer gibt es in der Kurie noch dem Namen nach, aber sie entziehen sich gern auch den dringenden Verwaltungsgeschäften, und die Macht ist zum Geheimnis des Princeps und seines Kabinetts geworden. Das Volk freut sich an Sicherheit und Ruhe, Senator und Ritter an Reichtum, Geselligkeit, Hofgunst oder dem Streben danach. Rom ist längst keine Barbarenstadt, es ist nun die Metropole der feinsten Gesittung, der römische Literat kann sich dreist mit dem griechischen messen und die römische Hetäre mit der athenischen oder ephesischen.

Das Spiegelbild dieser Welt sind Ovids Gedichte; darin liegt ihr materieller Reiz. Eine unbeschreibliche Leichtigkeit und Biegsamkeit von Vers, Sprache und Gedanken tut den formalen Reiz hinzu. Beides gehört zusammen: eine solche Form begehrt nach einem solchen Stoffe; ein Stoff wie dieser bedarf des Dichters, der ihn in die heitere Grazie einer solchen Form aufzulösen versteht. Ovids Liebeselegien haben nicht mehr den gelehrt hellenistischen Hintergrund des Properz oder den ländlich idyllischen Tibulls; sie spielen in den Salons und Straßen Roms. Die Liebeskunst operiert mit allen Motiven der hellenistischen Elegie, aber sie ist wie ein Gewächs der neurömischen Gesellschaft. Die Metamorphosen und Fasten führen Götter und Helden vor, griechische und römische, aber die feierliche Würde, die sonst von solchen Gegenständen unzertrennlich war, ist der heiteren Helligkeit eines Festsaals gewichen, in dem auch die Götter am liebsten jung, schön und verliebt sind. Augustus mußte diese Poesie und diesen Poeten hassen. An Horaz, Vergil und Livius hatte er die literarischen Helfer seiner auf eine sittliche Regeneration der römischen Gesellschaft gerichteten Gedanken; Ovids Dichtung war nicht nur diesen Gedanken schädlich, sie war vor allem dem Kaiser ein drohendes Symptom, daß die Entwicklung der Dinge über seine besten Absichten hinwegging. Er tat dem Dichter das Ärgste an, indem er ihn, aus dunklem

Anlaß, an die Nordgrenze des Reiches, in einen Winkel des Schwarzen Meeres verbannte. Da blieb ihm nur, solange er leben mußte, die Klage um das Element seines Lebens und Dichtens.

Ovid hat allem, was er anfaßte, eine neue Gestalt gegeben. In der Liebeskunst schuf er eine der neurömischen Lebens- und Denkweise angepaßte Erneuerung des didaktischen Gedichts. In den Metamorphosen gab er einen Zyklus unterhaltender Geschichten, die sich von der Weltschöpfung her durch alle Mythologie bis zur Apotheose Cäsars fortsetzten; sie verhalten sich mit ihrer epischen Form zu Vergil wie Ariost zu Tasso. Die Fasten behandeln in elegischer Form den römischen Festkalender und alle mit ihm verbundnen Gründungslegenden, einen römisch-religiösen Stoff in unnachahmlich leicht und ungravitätisch fließender Erzählung. Auch hier waren hellenistische Dichter die Vorbilder und ihre Gelehrsamkeit handhabt er ohne Mühe, aber sie ist ihm nur noch Schmuck und ein allen vertrautes Beiwerk. Jeder Stoff ist ihm ein Objekt, seine rhetorische Erfindungskunst zu zeigen. Neue Motive schillern in immer neuen Farben, dem verbrauchtesten gewinnt er neue Seiten ab. Von Geschichte zu Geschichte findet er einen kecken Übergang, den Affekt verfolgt er in alle Schlupfwinkel. Von der Rhetorenschule aus erfand er eine neue Gattung, die Briefe mythischer Frauen, die an ihre entfernten oder ungetreuen Liebhaber schreiben. Die Situationen waren bekannt und einfach, aber er findet tausend Wendungen, um immer wieder die Empfindungen der Einsamen oder Verlassenen in einem neuen Lichte zu zeigen.

Die moderne Rhetorik ist sein Handwerkszeug, alle ihre Mittel, die großen und kleinen, die starken und schwachen, wendet er als Virtuose an. Sie dient ihm sowohl einer wahren Empfindung wirksamen Ausdruck zu geben wie mit einer gemachten zu blenden; sie wirft einen anmutigen Schein über den Fluß seiner Rede, hält durch die unablässige Folge absichtlicher Wortfiguren den Verstand in Spannung und ärgert oft durch aufdringlichen Witz den Leser, der sich einer Stimmung hingeben möchte. Die Kenner unter seinen Lesern und Hörern haben ihm das oft gesagt, er sei in seine Fehler verliebt oder er könne nicht aufhören wenn er fertig sei, weil ihm noch etwas Zierliches einfalle. Aber wie die Kunst den Kenner befriedigte, so fand der Zeitgeschmack auch an den Auswüchsen sein Wohlgefallen. Ovid hat den rhetorischen Stil in die Dichtung eingeführt, und seitdem blieb in Poesie und Prosa die Herrschaft dieses Stiles unbestritten.

C. Kaiserzeit.

I. Bis Hadrian (14 n. Chr. — Mitte des 2. Jahrhunderts). Die Poesie der augusteischen Zeit, wie sie den Zeitgenossen ein schönes Wunder war, galt auch den Nachkommen als das unbestreitbar Hohe und Große. In

der Tat haben die Römer und das Altertum überhaupt nach Augustus nichts annähernd Gleichwertiges hervorgebracht. Wenn man das Ephemere abrechnet, so waren Lyrik und Elegie mit Horaz und Ovid zu Ende; unter den Nachahmern des vergilischen Epos und der horazischen Satire sind große Namen, auch beträchtliche Talente, aber keine großen Dichter. Wahrhaft Großes in lateinischer Sprache sollte fortan nur noch auf dem Gebiete der Prosa erscheinen. Was alle erstrebten und viele erreichten war die rhetorische Kunst und damit verbunden eine vollkommene Technik des Verses. Denn Poesie und Prosakunst gingen leicht zusammen, seitdem der poetische in den prosaischen Stil eingebrochen und die Rhetorik in beiden zur Herrschaft gekommen war.

Zunächst gab es überhaupt keine nennenswerte Produktion. Die unter Tiberius und Caligula schreibenden Epigonen verdienen kaum diesen Namen. Poetischen Wert hat das große unter dem Namen des Manilius gehende astrologische Gedicht, das uns zeigt wie sich der lucrezisch-posidonische Ton ausnimmt, nachdem er durch die ovidische Rhetorik gegangen ist. Für die Zukunft wichtig geworden sind das Fabelbuch des Phaedrus und die unter Claudius geschriebne Alexandergeschichte des Curtius. Die Enzyklopädie des Cornelius Celsus war ein ansehnliches Werk; wir besitzen nur den die Medizin behandelnden Teil. Ein Talent höheren Ranges hat es zwischen Ovid und Seneca nicht gegeben.

Seneca (4 v. Chr.—65 n. Chr.). Neronische Zeit.

Seneca war in Corduba zu Hause, der alten Hauptstadt des jenseitigen Spaniens, der Sohn eines Mannes von Geist und Bildung, dessen rhetorische Memoiren uns begegnet sind. Er wuchs in Rom auf und spielte früh eine Rolle in der Gesellschaft, die ihm den Haß Messalinas und ein achtjähriges Exil auf dem wilden und einsamen Korsika eintrug. Agrippina rief ihn zurück und machte ihn zum Lehrer ihres Sohnes, eines schönen und begabten Knaben, damals im elften Jahre. Daß aus dem Philosophenschüler auf dem Thron eine Bestie wurde, die den alten Claudiernamen für immer befleckte, darf man dem Lehrer, der mit einer Mutter wie Agrippina zu konkurrieren hatte, nicht zur Last schreiben. Wohl aber kommt ihm ein Verdienst daran zu, daß die wahre Natur des jungen Kaisers während seiner ersten Regierungsjahre nicht hervortrat; denn in dieser Zeit war Seneca sein Minister und lange gab sich Nero dem politischen Einflusse des klugen Mannes hin. Vor der wachsenden Ruchlosigkeit des Kaisers zog sich Seneca zurück und fiel ihr doch nach wenig Jahren, als hoher Sechziger, zum Opfer.

Die Zeitgenossen haben ihn sehr verschieden beurteilt. Wie seine Reichtümer und Ehren den Neid erregten, so sein Einfluß im Kabinett die Mißdeutung; aber sein Tod gab ihm das unbestreitbare Zeugnis einer im stoischen Sinne über Menschenschicksal erhabnen Seele. Wie können in der historischen Erscheinung eines Mannes die inneren Widersprüche fehlen, der sich als Minister und Hofmann gebunden, als Philosoph und Schriftsteller frei fühlte, den sein Geist über seine Umgebung erhob und

seine Macht und Unmacht zur Verstellung zwang, der stets mit Stoa und Epikur und mit den Intrigen des verderbtesten Hofes zugleich verkehrte. Daß er mehr als ein Gesicht hatte, bezeugt er uns selbst durch die Satire über den Tod des Claudius, ein Büchlein voller Witz und Bosheit, zur unbarmherzigen Verhöhnung des eben vergifteten Kaisers, den auch Seneca zu hassen Grund hatte, geschrieben; ein Dokument zugleich für die Moral dieses Hofes.

Der Hauptinhalt seiner Schriften ist die stoische Moral, eine gemilderte Lehre, die den Tugend- und Pflichtbegriff dem menschlichen Können angleicht und sich gegen die verwandten Lehren andrer Philosophen, auch Epikurs, nicht verschließt; Betrachtungen erbaulichen Inhalts, aus dem Kreise einer festbegründeten praktischen Religion, mit dem Zweck auf die Lebensführung des Lesers zu wirken. Es ist die stoische Moral, die der christlichen so nahe und historisch mit ihr verbunden ist; daher entstand später die Meinung, daß Seneca heimlicher Christ gewesen sei, und führte zur Fälschung eines Briefwechsels mit Paulus, an dessen Echtheit Hieronymus glaubte.

Seneca behandelt Gegenstände dieser Art: vom Zorn, von der Seelenruhe, vom Glück, vom Wohltun, von der Kürze des Lebens; ein griechischer Philosoph gibt ihm wohl meist den Faden; aber er steht ganz anders zu diesen Vorgängern als Cicero. Seine Absicht ist durchaus, den Gedankengang der Schule zu erweitern und zu variieren, persönlich neu zu produzieren. Nicht ganz so in den 'moralischen Briefen' seiner späteren Zeit: da spricht er irgend ein oft behandeltes oder gelegentlich aufsteigendes Thema durch, nicht um zu untersuchen oder Neues zu bringen, sondern um in der intimen Form des Briefes philosophische Seelsorge zu üben. Hier wie dort ist es kein Zweifel, daß jede Seite seiner Schriften den Stempel von Senecas Geist und Persönlichkeit trägt. Das ist der Erfolg des Künstlers mehr als des Philosophen.

Denn in Senecas Gedanken- und Sprachbehandlung stellt sich der seit einem halben Jahrhundert herrschende Stil in der höchsten Entwicklung dar. Es ist ein vollkommener Gegensatz zu Cicero: die Sätze in innerer Beziehung, ohne sichtbare Verbindung nebeneinandergestellt, die Perioden in Teilchen aufgelöst, jedes Teilchen mit einer stilistischen Absicht geformt, jedes Wort berechnet; jeder Gedanke künstlich hin- und hergewendet und hier und da, besonders zum Schlusse, in eine scharfe Pointe gefaßt. Ein solcher Stil ist nur zu ertragen, wenn ein geistreicher Mann wie Seneca ihn handhabt; auch von ihm nimmt man nicht gern viel auf einmal, aber es liegt ein großer Reiz in dieser Übereinstimmung des scharf ausgeprägten Gedankens mit der zugeschliffenen Form.

Die Form der Bücher ist die des stoischen Dialogs, der als zusammenhängender Vortrag vor einem gedachten Zuhörerkreise nur noch den platonischen Namen und in Einwürfen aus dem Publikum, die der Verfasser fingiert, einen Rest der alten Gesprächsform bewahrt. Die Abkehr

von Cicero ist auch hierin vollständig und absichtlich. Daneben die Episteln. Es sind die beiden Formen, die in einer andern Entwicklungslinie aus derselben Wurzel Horaz anwendet; wie Horaz hat auch Seneca in höheren Jahren die briefliche Ansprache an einen jungen Freund mit ihrem vertraulichen Ton vorgezogen.

Dieselbe Kunst, kein tieferes Vermögen der Seele, machte Seneca auch zum Dichter. Wir besitzen neun Tragödien von ihm, die nicht nur als die einzigen erhaltnen römischen Tragödien, auch als die Ausläufer des griechischen Dramas interessant genug sind. Wir sahen, daß die römische Tragödie mit Accius aufhörte. In der augusteischen Zeit versuchten viele sie neu zu beleben, unter ihnen Ovid; jetzt, ein halbes Jahrhundert später, erneuerte Seneca, auch er nicht als der einzige, den Versuch. Es wäre wunderbar gewesen, wenn der neue Stil die Tragödie nicht in seinen Kreis gezogen hätte; nirgends fand er wie hier die Gelegenheit zu überraschender Formulierung des momentanen Gefühlsausdruckes, zu glänzenden Beschreibungen, prunkhaften Reden, leidenschaftlichen Betrachtungen, nirgends besseren Anlaß zu tönenden Sentenzen. Seneca lehnte sich an Ovid an, nicht an die früheren römischen Tragiker, die er verachtete, aber er arbeitete direkt nach den griechischen Originalen, besonders nach Euripides. Er suchte die schrecklichsten Stoffe aus, Medea, Ödipus, Phädra, Thyestes, Agamemnon, und regelte ihre Behandlung ganz nach den Forderungen des rhetorischen Stils. Die Handlung wird auf die von Affekt und Sensation strotzenden Hauptmomente gebracht, dafür verschwinden Ethos und innere Empfindung so gut wie ganz, es bleibt Raum für prächtige Erzählungen, für beschreibende Szenen, für aufregende Episoden. Den Charakteren wird die lebendige Existenz abgestreift und die Typen der Rhetorenschule daraus gemacht, denen jeder Gemeinplatz im neuen Aufputz zu Gesicht steht. Die Sprache ist teils dem stets gespannten Pathos entsprechend voller Schwulst (der Senecas Prosa fremd ist), teils ganz wie die Prosa in witzige Sätzchen aufgelöst und durch Schlaglichter beleuchtet. Die Chorlieder sind vom Dramatischen unabhängig, zum Teil sehr eindrucksvolle Behandlungen moralphilosophischer Sätze; in der Form Nachahmungen der horazischen Verse.

Trotz allem Hinderlichen wirken auch diese Tragödien durch die Technik der Sprach- und Gedankenbehandlung. Ihr Einfluß ist in der italienischen wie in der englischen Renaissance der einzig geltende gewesen, in Shakespeares Jugenddramen ist er nur zu kenntlich, für die französische Tragödie war er bestimmend; und Lessing hat als Fünfundzwanzigjähriger vieles an ihnen bewundert, was seinem eignen Stilgefühl verwandt war.

Überhaupt ist die Nachwelt mit Seneca gut verfahren. Die Christen ließen ihn gelten, darum las und exzerpierte ihn das Mittelalter. Der Humanismus freilich nährte sich an Cicero, und für Engländer und Deutsche hatte Seneca immer etwas Fremdes. Aber dem französischen Geiste war

er lieb; Montaigne hielt Vergils Georgica für das vollkommenste Werk der Poesie und als Prosaiker stellte er Plutarch und Seneca allen voran. Die französische Aufklärung war eine neue Blütezeit für Seneca, und die feinste französische Eloquenz von heute ist ein Abkömmling des von Seneca am glänzendsten ausgebildeten Stils.

In Neros Zeit erhob sich um Seneca her, auch unter den Anregungen, die nun wieder vom Hofe ausgingen, von neuem ein starkes literarisches Leben. Es ist bei einer Kunstübung wie diese war schwer zu bestimmen, ob die Talente gerade dazu ausreichen, eine schwierige Technik mit Meisterschaft zu handhaben, oder ob die Technik mit ihren hochgespannten Ansprüchen die Talente aufzehrt und ihre inneren Eigenschaften nicht wirksam werden läßt. Denn diese Rhetorik formt nicht nur den sprachlichen Ausdruck, sie hilft auch bei der Geburt jedes Gedankens.

Persius (34—62). Persius rhetorisierte die Satire, ungefähr ein Jahrhundert nach dem ersten Satirenbuch des Horaz. Die wenigen Gedichte geben das Bild eines jungen Mannes, den die stoische Moral innerlich ergriffen hatte. Es fehlt nicht an Tönen echten Gefühls und eines individuellen sittlichen Bewußtseins; wohl aber an der freien Grazie, mit der Horaz den Gehalt seines eignen Wesens entfaltet hatte, vor allem an der Lebenserfahrung, die empfangene Lehre in wahres Leben umzusetzen. Selten erscheinen charakteristische Einzelzüge, kaum interessante Charaktere aus der Gesellschaft; er stellt einen Satz auf und malt in allgemeinen Farben einen Typus aus, der die Abweichung der Welt von der Vernunft vor Augen stellt. Der Ausdruck ist aufs schärfste pointiert; mit besonderer Absicht sind, um den Stil der Gattung zu wahren, Worte aus niederer Sprachsphäre gewählt. Sehr fühlbar, ja vordringlich ist die Manier, einfache Begriffe durch umschreibende Wendungen zu geben; dadurch wird die Sprache dunkel, eine recht unhorazische Eigenschaft.

Lucan (39—65). Lucan, Senecas Bruderssohn, rhetorisierte das Epos großen Stils. Hier hatte es nicht an Vorgängern gefehlt, aber Lucan griff durch. Sein Gegenstand war der Entscheidungskampf zwischen Cäsar und Pompejus; die Wahl ist merkwürdig, weil sie ein Symptom für das Wiedererwachen des republikanischen Gedankens in der Literatur ist und ein Zeichen, daß solche Gesinnung aus der Geschichtschreibung in die Poesie flüchten mußte. Hier kämpft der Senat gegen den Ehrgeiz des einen, Cato tritt wieder als republikanischer Heiliger voran; um dieselbe Zeit, da sich im Senat gegen Nero eine stoische Oppositionspartei regt. Lucans Epos strotzt von prunkvoller Deklamation der Handelnden und des Dichters; Redefiguren und Sentenzen sind von erstaunlicher Lebendigkeit, oft wird der Inhalt ganzer Gedankenreihen in eine zugleich antithetische und steigernde Wendung weniger Worte gepreßt. Wir verstehen die freudige Aufregung des Publikums, wenn ihm solche Virtuosenstücke rezitiert wurden. Aber es ist eine Lust des Verstandes, die Erhebung der Seele fehlt dem Gedicht und dem Dichter; nie hätte er eine Wirkung erreicht

wie Vergil, als er vor Augustus und Octavia das sechste Buch der Aeneis las.

Petron († 66) Ein Talent hat Neros Zeit und Hof hervorgebracht, das seine eignen Wege ging. Petron war als Neros Günstling emporgekommen, hatte aber als Statthalter einer Provinz mehr als gewöhnliche Fähigkeit bewiesen. Dann leitete er die Vergnügungen des Hofes; man versteht was das sagen will; Tacitus gibt das Bild des genialen Wüstlings in brennenden Farben. Von seinen Feinden in die pisonische Verschwörung verwickelt stirbt er mit demselben Todesmute wie Seneca und Thrasea, aber mit der ganzen Frivolität seines Lebens. Wir besitzen von ihm spärliche Reste eines großen Zeit- und Sittenromans, die bei weitem das Geist- und Gehaltreichste sind was aus dem Altertum von unmittelbarer Menschen- und Lebensschilderung gekommen ist. Petron steht mit seiner frischquellenden, durch eingestreute Verse lustig variierten Prosa hoch über der Rhetorik. Er schildert seinen Abenteurer von Helden aufs anschaulichste in der Icherzählung, nebst Genossen und wer ihm in den Weg kommt, darunter den unsterblichen Trimalchio und seine Tischgäste. Es sind die niederen Regionen einer entsetzlich liederlichen Welt, der ungesunden Mischwelt, die in den griechischen Gegenden der Halbinsel zusammengewachsen war. Petron sieht das alles mit dem freien Blick des Weltkindes und läßt eine wohlgelaunte Kritik der in Rhetorik, Poesie und Malerei herrschenden Tendenzen darüber schweben. Die Form des Schelmenromans, die das Buch hatte, war gewiß in den Unterschichten der griechischen Literatur vorhanden; was solche Produktion wert ist, das hängt ganz von der Persönlichkeit ab, die das Ihrige in die Form hineinlegt. Derselbe Gegenstand von irgend einem Literaten behandelt, der ein lüsternes Publikum in die Popine lockt, würde unerträglich sein; aber der Stadtrömer auf der Höhe von Geist und Bildung, den das kleinstädtisch protzenhafte Wesen unter ihm, das bunte Treiben in Spelunken und Tabernen, das travestierte Menschenschicksal selber herzlich belustigt, fesselt uns mit unwiderstehlichem Reiz. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Petron der erste war, der diese Form mit Geist versehen hat. Übrigens ist hier alles, so ganz italisch es ist, halbgriechisch, wie der Schauplatz und die Hauptpersonen. In Pompeji findet man Petron wieder wie die Odyssee am Strande Siziliens.

Zeit der Flavier (69—96). Die pisonische Verschwörung reißt auf einmal Seneca, Lucan und Petron in den Tod; Persius war einige Jahre vorher jung gestorben. Die flavische Dynastie gewann das Reich. Aber es entstand kein Einschnitt wie nach der republikanischen und augusteischen Zeit; die Produktion schritt weiter auf gebahnten Wegen.

Das Epos blühte. Zunächst wird das gelehrte mythologische Epos rhetorisiert, ganz wie Seneca die attische Tragödie für die Empfindung der Zeit hergerichtet hatte. Die Argonautica des Valerius Flaccus verhalten sich zu seinem Vorbilde Apollonios etwa wie Senecas Medea zu

Euripides. Ein Talent, das über das Formale hinausreicht, ist der Neapolitaner Statius; er übertrifft auch größere Dichter durch Lebendigkeit der Anschauung, und seiner Thebais fehlt es nicht an Kraft und Schwung. Aber die Verkünstelung des Ausdrucks treiben diese Dichter über das Maß. In Lucans Nachfolge behandelt der vornehme Silius Italicus einen nationalen Stoff, den hannibalischen Krieg; mit dem Unterschiede, daß dort ein junger Feuerkopf den für die Gegenwart aufregendsten Stoff in Flammen setzen möchte, hier ein zur Ruhe gesetzter Konsular die Annalen des Livius verwässert. Keiner dieser Epiker wollte Vergil ersetzen, wie Vergil seinerzeit den Ennius, und keiner hat ihn auch nur auf eine Zeit verschattet. Nicht nur weil sich keiner mit ihm messen konnte; das würde der Zeitgeschmack übersehen haben; vielmehr weil die Poesie der augusteischen Zeit für die römische Welt immer der vollkommenste Ausdruck ihrer Kultur geblieben und nie in antiquarisches Dunkel zurückgetreten ist.

Martial († um 102).

Größere Bedeutung für die Weltliteratur hat Martial gewonnen. Er war Spanier von bescheidener Herkunft und konnte auch nur ein bescheidenes Glück machen; es ist interessant, ihn und Statius auf diesen Wegen mit Horaz zu vergleichen, um die Verschiedenheit nicht sowohl der Zeiten als der Seelen zu ermessen. Er wurde Epigrammatiker von Beruf. Lateinische Epigramme hatte es seit Ennius gegeben, Catull und sein Kreis imitierten fleißig dieses feinste Produkt der hellenistischen Dichtung, die Stilprobe für den Kenner; auf den Grabsteinen Italiens stand das Epigramm seit Jahrhunderten. Aber in der Regel blieb es doch griechisch, in Rom gab es unzählige Griechen, die solch zierliche Gebilde verfertigten, und Römer konnten es auch. Wie sich das griechische Epigramm unter den ersten Kaisern entwickelt, erläutert es den Gang der römischen Dichtung seit Ovid. Auch dort dringt die moderne Rhetorik ein und wirkt vor allem auf blendende Pointierung des Gedankens. Daraus entsteht eine für sich wuchernde Ausbildung des witzigen und spottenden Epigramms und zugleich des witzig schmeichelnden, wie es gerade in Rom die Griechlein in den Häusern der römischen Großen seit einem Jahrhundert produzierten; unter Nero stehen die Epigrammatiker dieses Schlages, wie Lucilius, in Blüte. Auf die Höhe hat dieses moderne Epigramm Martial geführt, der erste Lateiner, der in die Reihe der großen Epigrammatiker getreten ist. Persönliche Würde hatte er so wenig wie seine griechischen Kollegen; mit Schmeicheln tat er es dem Geübtesten gleich, mit Schmutz und Bosheit allen voraus; und vieles, was er in seine Bücher aufgenommen hat, verdiente nur dem Moment zu leben, für den es entstanden war. Aber in ihm schlug die Ader des Epigramms, es war etwas Schöpferisches in ihm, das einer matt und niedrig gewordnen Produktion künstlerisches Leben einblies. Das erotische, das sepulkrale, das gesamte Schulepigramm kümmerte ihn nicht, wie wir auch an ihm wiederum sehen, daß das spezifische Talent sich von der Rhetorik freimacht. Er

ergriff vor allem das polemisch-satirische Epigramm, aber nicht mit den bloß persönlichen Spitzen und Witzen, sondern es war ihm das Mittel, die römische Welt und Gesellschaft um sich her zu schildern; wie Ovid durch die Elegie so Martial durch das Epigramm. Er wirft in der Tat durch tausend Streiflichter ein helles Licht auf die Menschen und Zustände; und es gehört wohl zur Sache, daß man an seiner Hand auch durch Pfützen waten muß.

Plinius (23—79). Auch die prosaische Schriftstellerei war mächtig angewachsen. Die nachrepublikanische Geschichte wurde von vielen geschrieben. Andere beschäftigten ihre Muße mit technischer und halbwissenschaftlicher Produktion, Columella brachte noch unter Nero die Lehre von der Landwirtschaft in schönen Prosastil. Die Tendenz des Zusammenfassens und Exzerpierens stellte sich wie bei den Griechen ein; eine Schätzung des Wissens um des Wissens willen, ein Durst nach Notizen, immer begleitet von der dem gebildeten und für das große Publikum schreibenden Schriftsteller selbstverständlichen Forderung, die Notiz in kunstmäßige Sprachform aufzulösen. Das umfangreichste und am eifrigsten zum Ganzen gestaltete Produkt dieser Art, die Naturgeschichte des Plinius, hat bei der Nachwelt einen gewaltigen Erfolg gehabt.

Plinius war auch aus dem gallischen Italien: ein tüchtiger Offizier und Verwaltungsbeamter, bei Vespasian und Titus angesehen, in den nördlichen und südlichen Provinzen des Reiches tätig; zuletzt Befehlshaber der Flotte in Misenum; dabei unermüdlich mit literarischen Arbeiten und Sammlungen beschäftigt. Er schrieb allgemeine Geschichte im großen Stil, ein besonderes Werk über die Kriege in Germanien; dazu ein grammatisches Sammelwerk, eine Fundgrube für die Späteren. Er hinterließ seinem Neffen 150 Bände Kollektaneen, für die ihm ein reicher Mann ein Rittervermögen geboten hatte. Durch den Neffen erfahren wir, wie er es trieb, um jede von Amtspflichten freie Stunde, darunter die Mahlzeiten, die Stadtwege in der Sänfte, die Bäder zur Lektüre, zum Notieren und Exzerpieren auszunutzen. So entstand die 'Naturgeschichte', das heißt nach dem antiken Begriff von historia die Zusammenstellung alles Wissenswerten der äußeren Welt, ein Werk, von dem er selbst in der Widmung an den Kaiser Titus sagte, kein Römer habe vor ihm etwas Ähnliches versucht und auch kein Grieche allein das Ganze umfaßt. Die Reihenfolge ist: Weltall und Erde, der Mensch, die Tiere, die Pflanzen, mit besonders ausführlicher Behandlung der Heilmittel aus Pflanzen- und Tierreich, die Mineralien, und im Zusammenhang mit ihnen Malerei und Skulptur. Dem Ganzen geht ein Inhalts- und Autorenverzeichnis voraus; es wird nichts anderes prätendiert als daß aus einer ungeheuren wissenschaftlichen Literatur das Material zusammengetragen ist. Aber die Form gehört ihm, und das ist auch hier wieder die Hauptsache. Die ganze Exzerptenmasse ist in den knappen, figuren- und pointenreichen Zeitstil umgegossen und mit Betrachtungen im Sinne der Zeitmoral reichlich aus-

gestattet. Form und Beiwerk, an denen es hing, daß der gebildete Römer das Werk in den Kreis seiner Lektüre hineinließ, waren einer sachlich wissenschaftlichen Verarbeitung nicht günstig. Es ist auch kein Zweifel, daß es Plinius an den Kenntnissen zur Verarbeitung und auch zur Auswahl des Stoffes fehlte. Alexander von Humboldt, der ihn sehr maßvoll und mit klassizistischer Nachsicht beurteilt, hat doch darauf hingewiesen, daß er die wichtigen geognostischen und anatomischen Ansichten bei Eratosthenes und Aristoteles nicht zu finden gewußt hat. Den Männern, die in unsern Zeiten die griechischen Wissenschaften wiederentdecken, ist Plinius nur ein schwacher Führer. Die Wiedergabe des Stoffes ist, wie wir erkennen, wo seine Autoren erhalten sind, sehr unzulänglich. Dennoch war er ein Mann, den Wissensdurst und Beobachtungsdrang erfüllten und zusammen mit dem Pflichtgefühl des Amtes in den Tod trieben, als der Vesuv Pompeji und Herculaneum verschüttete; wie das sein Neffe in einem Briefe an Tacitus, als Material für dessen Zeitgeschichte, anschaulich geschildert hat.

Eine Fülle sonst unbekannten Materials überliefert Plinius auch uns; das spätere Altertum und das ganze Mittelalter, dem die griechischen Quellen nicht flossen, verdankte ihm direkt und indirekt das meiste seines Wissens. Seine Autorität begann erst zu sinken, als im 18. Jahrhundert Physiologie und beschreibende Naturwissenschaften ihre eignen Wege fanden.

Während Plinius sein Werk kompilierte, bereitete sich eine Reaktion gegen den Stil vor, den er mit der ganzen schönen Literatur seiner Zeit vertrat. Der Kampf wurde nur von einem Manne geführt, aber der eine bedeutete viel. Es war Quintilian, ein Spanier wie Seneca, der wenige Jahre nach Senecas Tode als Lehrer der Rhetorik in Rom auftrat und als solcher jahrzehntelang die angesehenste Stellung einnahm. Im Alter faßte er Lehre und Erfahrung in dem Werke von der 'Erziehung des Redners' zusammen, die Theorie nach der griechischen und römischen rhetorischen Literatur, die Praxis aus dem Ganzen seiner Sachkenntnis und Lebensarbeit heraus. Hier war wieder einmal ein Mann, der das Hauptinteresse der römischen Bildungswelt von innen und mit seinem ganzen Wesen ergriff, wohl wissend, welche Verflachung der literarischen Produktion und Ansprüche entstehen muß, wenn alle Kräfte sich auf ein Virtuosentum des Geistes richten. Durch solche Auffassung wurde Quintilian mit Notwendigkeit zu Cicero hingeführt, nicht nur zu ihm als dem größten Redner, der überall das Muster für die Lehre gab, sondern zu Ciceros Lebens- und Bildungsideal, wie wir es in den Büchern vom Redner niedergelegt fanden. Er ergriff dies Ideal mit voller Überzeugung und hat dadurch offenbar auf Generationen von Schülern starke Wirkung geübt. Dabei bedachte er nicht, daß die Bedeutung der Redekunst, ohne die das akademisch-ciceronische Ideal brüchig werden mußte, seit einem Jahrhundert unwiederbringlich dahin war. Er hat Bildung und Beruf des

Quintilian († um 95).

Redners so geschildert, wie wenn sich die Forderungen des Staatsmannes ohne weiteres in den rhetorischen Hörsaal übertragen ließen. Man kann es ihm nicht verargen, als einer positiv gerichteten, nicht genialen Natur, daß er so dachte; aber es war ein Anachronismus, der ihm die Grundrechnung seiner Berufs- und Lebensanschauung umwarf und ihn nicht dazu kommen ließ, ein dauerndes Fundament der Jugendbildung hinzustellen, wie er es vorhatte. Er war, wie man schon hieraus erkennt, wie aber auch sein Buch lehrt, kein systematischer Denker; mit den Männern, die vor und nach ihm die Theorie der Rhetorik begründet und erneuert haben, konnte er sich nicht messen. Die Seele seines Werkes ist die Praxis, die Erfahrung, und die steht ganz unter dem Zeichen Ciceros, mit dessen Kunst und Lehren er sich erfüllt hat; er wurde auch darin Ciceros Nachfolger, daß zum zweitenmal ein rhetorisches Lehrbuch die Summe eines praktischen Lebens darstellte. So ist eines der erfreulichsten Werke der römischen Literatur entstanden, das einen breiten und schwerfließenden Lehrstoff in gefällige Form bringt, ohne irgend dem Gewicht der Sache zu schaden, in dem vor allem eine würdige, feine, freie Persönlichkeit lebendig ist, von der man wohl versteht, daß sie Ehrfurcht und Liebe erregte; von einer Sprache, die man diesen Zeiten nicht zutrauen sollte, die zu einem Streit unter den Humanisten der Renaissance geführt hat, ob Cicero oder Quintilian das größere Muster sei.

Wie die Reaktion auf Cicero hindeuten mußte, so mußte sie gegen Seneca, als den Hauptführer der rhetorischen Zeitströmung, gerichtet sein. Gegen ihn schrieb Quintilian ein eignes Buch 'von den Ursachen der Stilverderbnis'. Damals war Seneca in aller Händen, die ganze junge Welt ahmte seine Fehler nach; Quintilian war der Meinung, daß die Nachahmer schon so tief unter das Muster gesunken seien, wie Seneca unter die Klassiker; man lasse nichts mehr gelten, was nach Natur aussehe. Er wies auf Cicero und neben ihm auf Vergil zurück.

Quintilian hat wie gesagt auf seine Schüler gewirkt, aber nicht weiter hinaus auf die literarische Entwicklung. Bestimmend ist sein Einfluß für die Schule geworden; solange es römische Schulbildung gegeben hat, regierten in ihr Vergil und Cicero. Vergils Geltung war nie erschüttert, aber Cicero hatte lange nur in einer Unterströmung weiter gewirkt, die durch Quintilians Tätigkeit und Lehre mächtig in die Höhe geführt wurde.

Der jüngere Plinius (62—113).

Zu den Schülern Quintilians gehörte der junge Plinius, eine liebenswürdige, idealistisch gerichtete Natur, durch Vermögen und Gunst getragen, als Sachwalter und in der Ämterlaufbahn hochgestiegen; der rechte Typus einer flachen, doch von ihrem Werte überzeugten Zeitbildung. Seine amtliche Korrespondenz mit Trajan, in der Hauptsache aus der Zeit, in der Plinius als kaiserlicher Statthalter Bithynien verwaltete, enthält wichtige Urkunden für die Provinzialverhältnisse, auch für die älteste Geschichte des Christentums, vor allem für die Person des trefflichen Kaisers, über den wir aus seinen kurzen Briefen mehr Bezeich-

nendes erfahren als aus der Prunkrede, die ihm Plinius bei Antritt des Konsulats im J. 100 gehalten hat. Als Schriftsteller lernen wir Plinius aus der großen Sammlung der an einen weiten Freundeskreis gerichteten Briefe kennen; denn diese Briefe sind als kleine Kunstwerke des Stils in der Absicht geschrieben, dem Publikum vorgelegt zu werden. Jeder Brief behandelt einen Gegenstand, einen Fragepunkt; aber Gegenstände des Lebens, nicht philosophische Fragen, und wenn es Fragen allgemeiner Art sind, so doch unter persönlichem Gesichtspunkt. So lernen wir aus diesen Schulprodukten das römische Leben der Zeit kennen, den Freundes- und Gesellschaftskreis des Plinius, vor allem das literarische Treiben, darin Männer wie Quintilian, Tacitus, Sueton, neben einer unerhörten Triebkraft des der Technik mächtigen, sich selbst mit hoher Kunst verwechselnden Dilettantismus.

Plinius' Brieftechnik stammt aus der Rhetorenschule, in der sie von Isokrates her fortgepflanzt ist. Aber das sprachlich-stilistische Muster ist, wie Quintilian es lehrte, Cicero, unter dessen Briefen viele rhetorisch stilisierte sind, auch solche, deren Adresse über den Adressaten hinaus ans Publikum geht. Plinius ist dann für die folgenden das Muster geworden, der Führer einer breiten Briefliteratur, die in den späteren Jahrhunderten im Vordergrunde der künstlichen Prosa steht.

Wenn man Plinius hört, so gab es keine poetische Gattung, die nicht in seinem Kreise durch Dichter ersten Ranges vertreten war. In der Tat hat sich ein einziger Dichter aus Trajans und Hadrians Zeiten über den Schwarm der Ephemeren erhoben, Juvenal. Juvenal (—ca 130).

Wir wissen wenig von ihm, in seinen Satiren liegt nicht, wie es bei Lucilius war und bei Horaz ist, Wesen und Leben des Dichters vor Augen. Martial redet ihn freundschaftlich an, als einen Mann in bescheidener Lebensstellung, seinesgleichen. Er war Latiner aus Aquinum, wo er einen väterlichen Hof hatte; einen anderen, wenigstens im späteren Lebensalter, bei Tibur. Der Stolz des Italikers auf die römische Vergangenheit, Verachtung der Fremden, besonders der Ägypter, die er aus ihrem Lande kennt, erfüllt ihn; überhaupt eine Bitterkeit, die auf bittere Lebenserfahrungen deutet. Seine geistige Heimat war die Rhetorenschule, wahrscheinlich hat er deklamiert bis er dichtete; das geschah erst spät, die fünf Bücher mit 16 Satiren gehören in seine späte und späteste Lebenszeit. Es erging ihm wie Tacitus von sich erzählt: während der fünfzehn Jahre Domitians gab es kein freies Wort; Juvenals Satire bedurfte wie die Historie der mit Trajan beginnenden Freiheit.

Es ist gewiß richtig, daß Juvenal, wie er selber sagt, durch inneren Drang zur Satire getrieben worden ist; sein Talent zu beobachten und zu schildern ist so deutlich wie sein natürlicher Sinn für die Nachtseiten der menschlichen Natur. Dieselbe römische Gesellschaft, in der sich Plinius so wohl fühlt und die ihm so glänzend und vollkommen erscheint, ist für Juvenal ein Pfuhl des Lasters. Es ist auch richtig, daß ihn der Anblick

der Sünde aufregt; er predigt und schilt in pathetischem Zorn, der sich selbst steigert; aber die natürliche Empfindung in ihm ist nicht von der Stärke, die einen Dichter produktiv macht. Es ist der Affekt, dessen Theorie zugleich mit der Fertigkeit, aus derselben Tatsache zehnfachen Anlaß zur Entrüstung zu holen, in der Schule gelernt wird. Diese Entrüstung ist in einigen Satiren so schulmäßig trocken, daß sie vielleicht den Verstand, aber gar nicht die Seele des Lesers erregen kann.

Es ist zu Juvenals Nachteil, wenn man ihn mit Horaz vergleicht; aber es ist nicht unbillig. Ihm fehlen grade die Eigenschaften, die Horaz groß und liebenswürdig machen; sie liegen zumeist in der Persönlichkeit, wenn auch nicht allein. Horaz beobachtet das menschliche Leben, die Erscheinungen um ihn her sind ihm nur Beispiele; er nimmt sich selber niemals aus, er ist allen überlegen, weil er alle versteht; man könnte nie auf den Gedanken kommen, daß er selber etwas von dem haben möchte, was andere übel mißbrauchen. Juvenal sieht nur die Gegenwart; um nicht anzustoßen projiziert er sie in die Zeit Domitians und Neros; wenn er allgemein wird, deklamiert er. Er steht immer außerhalb, und zwar als ein Benachteiligter, Verbitterter, ärgerlich, nicht ergriffen; darum ist sein Pathos nicht tragisch und der ganze Eindruck nicht persönlich. Horaz hat die hohe griechisch-römische Bildung seiner Zeit, er wohnt mit seinen Gedanken in der philosophischen Ethik, er hat den direkten Zusammenhang mit der griechischen Diatribe. Dadurch bestimmt sich auch seine Methode: er wendet die Betrachtungsweise der griechischen Popularphilosophie auf die römischen Zustände an. Juvenal ist ein rechtes Beispiel für den Niedergang der römischen Bildung und dessen Ursache; er hat weder Lektüre noch Philosophie, seine Bildung ist die rhetorische, die allgemeine Bildung, Philosophisches nur darin soweit es zu dieser gehört. Darum sind auch seine Gesichtspunkte nicht neu, es sind die unzähligemal von stoisierenden Moralisten vorgebrachten Vorwürfe gegen die römischen Zustände. Daher die leeren Stellen, die bloß variieren, deren gleichen bei Horaz nicht denkbar sind.

Die Vergleichung, wie gesagt, ist ungünstig für Juvenal. Nimmt man ihn wie er ist, so findet man ohne Frage ein starkes Vermögen, die Mittel der Rhetorik in neuer Weise nutzbar zu machen. Er ist darin Nachfolger des Persius, der aber nicht wie Juvenal die Deklamation ausspinnt und die horazische Form viel besser begriffen hat als Juvenal mit seiner gesuchten, wie es scheint dem Lucilius nachgeahmten Formlosigkeit. Vortrefflich hat Juvenal die scharfe Prägung der Sentenz oder der momentanen Wendung verstanden; die geflügelten Worte schwirren nur so. Darin liegt ein gutes Teil des Reizes, den er ausübt; ferner in der Fülle von Stoff und Anschauung, die er als Lebensschilderer gibt. Er hat bei der nächsten und bei aller ferneren Nachwelt eifrige Leser gehabt, vor allem um 'seines glühenden Unwillens gegen moralische Verkehrtheit' willen. Schiller stellt ihn als Muster der 'pathetischen Satire'

neben Swift und Rousseau; Victor Hugo hat ihn einmal den größten Römer genannt. Ein Übersetzer, der selbst der Formen kundig wäre und zu streichen verstünde, könnte ihn noch heute populär machen.

Tacitus (um 55—116).

Eine Erscheinung von wahrhafter Größe hat diese Zeit in Tacitus hervorgebracht. Er vereinigt die rhetorische Kunst der Zeit mit Kraft und Tiefe des Geistes und in seiner Persönlichkeit wirken die Eigenschaften, die den römischen Namen groß gemacht haben. So überragt er die Schriftsteller des ersten und zweiten Jahrhunderts, die Griechen eingeschlossen, als der größte römische Historiker neben Sallust und überhaupt für uns nach Thukydides der Hauptvertreter der künstlerischen Geschichtschreibung des Altertums.

Ein glänzendes Bild des jungen Tacitus erscheint in den Briefen seines wenig jüngeren Freundes Plinius, der mit Verehrung zu ihm aufsieht, sonst als Bildungsmensch in einer selbstzufrieden auf das Leere gerichteten Zeit nicht geneigt zu uneigennütziger Anerkennung fremder Überlegenheit. Die Jugendjahre unter Nero, die Katastrophen des Vierkaiserjahrs, zuletzt der Druck unter Domitians Tyrannei haben den von Natur ernsten und zurückhaltenden Sinn des Tacitus nach innen gewendet. Er gewann früh Ansehen als Redner, wurde Konsul unter Nerva und verwaltete später, das vornehmste Amt, die Provinz Asien. Von Trajans Anfängen bis über die ersten Zeiten Hadrians hinaus reicht seine Produktion, mit der er also erst als Vierzigjähriger begann; denn unter Domitian gab es nur die Wahl zwischen Schweigen und einem nutzlosen, von Tacitus nicht gebilligten Märtyrertum.

Vor das Publikum trat Tacitus zuerst mit drei kleinen Büchern, die in rascher Folge erschienen: die Biographie seines Schwiegervaters Agricola, der unter Domitian erfolgreiche Feldzüge in Britannien geführt hatte, der Dialog über die Redner, die Germania. Agricola und Germania gehören zusammen in den Bereich seiner historischen Studien; die Eroberungsgeschichte Britanniens, die ethnographische Schilderung Deutschlands nach gelehrter Überlieferung weisen darauf hin, daß Tacitus mit den Vorarbeiten für sein Geschichtswerk beschäftigt war. Das edle und wahre Ethos des Agricola, das ungemeine stoffliche Interesse der Germania haben diese kleinen Bücher unvergänglich frisch erhalten. Der Dialog ist von andrer Art; keine Jugendschrift, wie man der bequemeren Auffassung wegen wünschen möchte, aber er spiegelt Einwirkungen und Gedanken der Jugend wieder. Die Fragen nach dem Vorrange von Poesie oder Beredsamkeit und nach den Ursachen des Niederganges der Beredsamkeit müssen den Sinn des poetisch begabten und als Redner glänzenden Jünglings viel beschäftigt haben und mußten sich jetzt wieder vordrängen, da er sich der Kunst zuwenden wollte, die der Poesie die verwandteste war. Die Form ist, sowohl in der dramatischen Szenerie mit Charakterisierung der Personen und Ablösung von Reden und Gespräch als in Stil und Sprache, eine Erneuerung des ciceronischen Dialogs. Das ist der direkte Einfluß Quin-

tilians, nicht sowohl des Lehrers auf den Schüler, als die Anerkennung, daß der Dialog als Gattung den ciceronischen Stil verlangt. Zugleich beweist der Schriftsteller, der mehr als einen Stil beherrscht, dem Publikum seine rhetorische Meisterschaft. Denn Agricola und Germania tragen die Charakterzüge des Stiles der Zeit, wie ihn Seneca ausgebildet hat. Dieser Stil ist es, den Tacitus dann in seinem großen Geschichtswerke zur Erscheinung bringt, persönlich gestaltet und von seinem Geiste erfüllt; da ist nichts von virtuosem Spiel und Glanz um des Glanzes willen: jeder Satz trägt das Gepräge einsamen Nachdenkens und verlangt ein solches, alles Entbehrliche ist abgetan, jeder Ausdruck scharf auf die Wirkung zugeschnitten, und die Kraft des einen Wortes hebt Lasten des Gedankens.

Dieses Werk umfaßte, wie es zuletzt dastand, die Zeit vom Anfange des Tiberius bis zum Tode Domitians. Aber Tacitus hatte zuerst die selbsterlebte Geschichte geschrieben, beginnend mit den Wirren, die zur Erhebung des flavischen Hauses führten, später, als Sechziger, die Geschichte der julisch-claudischen Dynastie, so daß nun die Teile zusammenschlossen. Die Historiker der Regierung des Augustus, darunter Livius, ließ er gelten, die der folgenden Zeiten, deren Wahrheitssinn durch die Tyrannei der Kaiser gebrochen war, genügten ihm weder als Zeugen der Wahrheit noch auch durch ihre Kunst. Er setzte seine Geschichte an die Stelle der ganzen Historiographie des ersten Jahrhunderts, wie Livius die Annalistik der Republik ersetzt hatte; Tacitus' Vorgänger sind verschollen bis auf die Namen.

Von diesem Werke ist uns erhalten der ganze Tiberius, freilich mit einer großen Lücke, die zweite Hälfte des Claudius, und Nero ganz bis auf die letzten zwei Jahre; dann das Vierkaiserjahr und die ersten Anfänge Vespasians. Das ist ein übles Spiel des Zufalls; denn das Erhaltene ist schwer geschädigt, da sowohl der Sturz Sejans als die Katastrophe Neros verloren sind, in beiden Fällen die Schlußstücke eines zu gewaltiger Spannung gesteigerten dramatischen Aufbaus; und zum Verlornen gehört, wie bei Livius, die Geschichte der eignen Zeit, die den Historiker nötigte, auch im Stofflichen original zu sein, und seiner eignen Auffassung einen ganz andern Spielraum gab als es die Umformung des überlieferten Stoffes tat.

Denn auch die Geschichtschreibung des Tacitus ist Kunst, nicht Wissenschaft. Es hat seinem Ansehn geschadet, daß man erkannte, wie die erhaltnen Teile des Werks in der Hauptsache das von andern Berichtete neu verarbeiten und gestalten. Aber zunächst war es dies, die Bewährung der stilistischen Kunst, was das Publikum vom Historiker erwartete. Hier empfing es mehr: die durch den gestalteten Stoff dringende Wirkung eines mächtigen persönlichen Wesens, in dem die längst selten gewordenen altrömischen Elemente überwogen, die gehaltne Kraft, der wortkarge Lebensernst. Heute wie damals wirkt diese Persönlichkeit und

nicht zum wenigsten die Motive, die für die Darstellung selbst bestimmend geworden sind: wir sehen den Römer und Senator mit seinem Hasse gegen die im Mittelpunkt seiner Geschichte stehenden Machthaber, die bis in seine höheren Mannesjahre hinein den Senat in entwürdigender Knechtschaft gehalten haben; den Menschen, der seinen Geist in der Gegenwart einsam fühlt und der in der Vergangenheit selten wahre Größe findet und menschliche Tugend, der er trauen mag. Unter dieser immer stärker ausgeprägten Seelenstimmung haben seine Helden zu leiden: helle Gestalten erscheinen fast nur um der Kontrastwirkung willen. Wodurch Tacitus alle uns bekannten Vorgänger übertrifft, das ist ein höheres künstlerisches Vermögen, die wahrhaft poetische Kraft, mit der er den Hauptfiguren allmählich ihr eignes Leben gibt, die Nebenfiguren scharf umrissen um sie her stellt, die große Handlung der Geschichte dramatisch zusammennimmt und die ihr innewohnende Steigerung heraushebt, so daß auch die Katastrophe des Verbrechers tragische Wirkung übt. Dies ist der Gegenstand seiner Geschichtschreibung: die Ereignisse und die Charaktere; nicht die Verfassung, Reichsorganisation, Verwaltung, Kultur; auch die Ereignisse aus beschränktem Kreise, der Hauptstadt und den Kriegsschauplätzen. Wir erwarten anderes vom Historiker; aber was Tacitus bedeutet, hat ein Meister wie Ranke noch in seinem letzten Werk mit rückhaltloser Bewunderung ausgesprochen.

II. Spätere Kaiserzeit (Mitte des 2. Jahrhunderts — 6. Jahrhundert). Archaismus. Das Zeitalter Hadrians sah mehr als eine Entwicklung, die für die literarische Kultur der römischen Welt entscheidend werden sollte, teils vollendet, teils in unaufhaltsamem Gange. In der Flavierzeit ging neben Quintilians Kampf gegen die herrschende Stilrichtung her eine auf die altrömische Literatur zurückweisende Reaktion. Die alten Dichter waren vergessen, seit Horaz sie verworfen und mit den Seinen etwas Besseres an die Stelle gesetzt hatte; die varronische Philologie hatte nicht über Tiberius hinausgedauert. Nun entdeckte Valerius Probus aus der augustischen Militärkolonie Berytus die alte Literatur und zugleich, vielleicht in der syrischen Vaterstadt durch alexandrinische Lehre bestimmt, die alte Philologie. Die wissenschaftlichen Ausgaben, die nun entstanden, fanden ein breites Interesse, weil ihnen eine verwandte Bewegung entgegenkam, die unter Hadrian ihre Höhe erreichte. Es war der sprachliche Archaismus, der von dem sprachlichen Attizismus ausging, wie er sich in griechischen Schulkreisen unter Augustus aus dem rhetorischen Klassizismus, der Neubelebung der großen Attiker, entwickelt hatte. Dieser Attizismus übernahm die Worte und die Ausdrücke der altattischen Literatursprache und perhorreszierte das lebendige Griechisch; der römische Archaismus begab sich mit allem Eifer in die Sprachsphäre des Cato und Ennius und, wenn er Umgangssprache brauchte, des Plautus; und wenn der rhetorische Stil des letzten Jahrhunderts ohne es zu merken sich

von der lebendigen Sprache entfernte, so tat es der Archaismus mit Absicht.

Eine Tendenz wie diese ist das sichere Zeichen der erschlafften künstlerischen Kraft. Seneca und Tacitus überragten die griechische Produktion ihres Jahrhunderts; der Führer der Archaisten, Fronto, ist ein Typus der Nichtigkeit, mag man Gehalt oder Form seiner Briefe und Aufsätze betrachten. Von Tacitus zu Fronto ist ein jäher Sturz. Die römische Produktion sinkt auf das Niveau der griechischen Mittelmäßigkeit hinab und ziert ihre gespreizte Altertümlichkeit durch Flitter und Schwulst wie diese.

Die ganze literarische Kunst dieser Zeiten ist Redekunst, und die Poesie ist ihnen nichts als eine Unterabteilung der Eloquenz. Der Knabe, der seine Kurse in der Rhetorenschule durchgemacht hatte, konnte auch dichten, aus dem Stegreif oder am Schreibtisch. Auch diese Entwicklung lag auf dem Wege, den Ovid gezeigt hatte, sie wurde befördert durch die seit der augusteischen Zeit bestehende Sitte, daß die frisch gedichteten Verse öffentlich rezitiert wurden wie die Prunkreden der Rhetoren. Der Stoff der Schuldeklamationen war so fiktiv wie der Stoff der Dichtung, der Wortschatz von Poesie und Prosa war durcheinander geworfen, der Effekt der prosaischen und der poetischen Komposition lag gleichermaßen in den Künsten der Figur und in den Glanzstellen, mit denen man die Pausen markierte: Erfindung, Wortwahl, Redeform waren gleich gebunden in der ungebundnen, gleich ungebunden in der gebundnen Rede. Wie der Rhetor seine Rede entweder mühsam schreibt und ausfeilt oder auf ein gegebenes Thema improvisiert, so der Dichter: auf die Frage 'mit welchen Worten straft Zeus den Helios, daß er Phaethon hat mit dem Sonnenwagen fahren lassen?' oder 'was spricht Herakles ehe er den Scheiterhaufen besteigt?' strömen die Hexameter von den Lippen in das von der Schulrhetorik bereitgehaltene Schema. Früher extemporierte der griechische Poet in angeregtem Kreise zum Staunen der römischen Gesellschaft; jetzt war die Stegreifdichtung ein Bestandteil der nach dem griechischen Vorbild zuerst von Nero eingerichteten, dann von Domitian seinem kapitolinischen Agon eingefügten musischen Wettkämpfe größten Stils. Diese kannten keine Sonderung von griechisch und lateinisch mehr, die beiden Sprachen zusammen waren die Weltsprache der Ökumene, der Kaiser präsidierte im griechischen Purpurmantel und trug in seinem Kranz die Bilder der kapitolinischen Götter. Wir haben die lateinisch-griechische Grabschrift eines Knaben, des Sohnes eines griechischen Freigelassenen, der mit elf bis zwölf Jahren gestorben ist und vorher im kapitolinischen Wettkampf, nicht ohne Ehren, mit improvisierten Versen aufgetreten ist. Dies griechische Poem hat der Vater unter die Inschrift gesetzt, ein lehrreiches Dokument der Nichtigkeit zugleich und der Bedeutung dieser Schulkunst. Die große Masse der in Versen gebundnen Rede bis in das ausgehende Altertum hinein stieg, plätschernd oder schäumend, aus diesem

doppelröhrigen Springbrunnen; die alten Quellen waren versiegt und das alte Erdreich ließ keinen neuen aufspringen.

Zum Zeichen daß nicht alle Geisteskräfte erschlafften sah die Hadrianische Zeit die Blüte der römischen Rechtswissenschaft, die sich dann bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts fortsetzte; hier hat sich auch eine wahrhaft lebendige und ihrer eignen Kraft bewußte Literatursprache erhalten. Die philologische Wissenschaft fand neues Leben, indem sie, wie wir sahen, an Varro und zugleich von neuem an die griechische Philologie anknüpfte. Sueton, der auch im Kreise des jüngeren Plinius erscheint, eine Zeitlang Geheimschreiber Hadrians, steht durch eine ausgebreitete Produktion im Vordergrunde. Er schrieb die erste römische Literargeschichte, in der alexandrinischen Form, die jede Gattung gesondert behandelte, eine Einleitung über die Ursprünge und dann eine Folge biographischer Abrisse gab. Dieses Buch war stets und ist, soweit es erhalten ist, für uns die wichtigste und meist einzige Quelle des Tatsächlichen; noch wichtiger ist durch seine Wirkung das andre erhaltne Werk Suetons geworden, die Kaiserbiographien. Es ist eine Folge persönlicher Lebens- und Charakterbilder von Cäsar bis Domitian, in derselben Form wie die literarischen Biographien, in derselben sachlich wissenschaftlichen Sprache geschrieben. Der Gedanke Suetons war, eine biographische Ergänzung der historischen, die Geschichte des Kaiserreichs behandelnden Werke zu liefern; er war ohne Zweifel weit entfernt, mit einem Werke wie das des Tacitus, das er zunächst im Auge haben mußte, konkurrieren zu wollen. Nun ist für den Niedergang der römischen Produktion nichts bezeichnender als die Tatsache, daß Suetons Caesares das Muster für die ganze folgende Historiographie der Kaiserzeit geworden sind, die bald und unrettbar in einen Sumpf des Klatsches, der Nichtigkeit und Unzuverlässigkeit versank; während Tacitus erst drei Jahrhunderte nach seinem Auftreten einen Nachfolger und Fortsetzer fand. Es war Ammianus Marcellinus, ein Grieche aus Antiochien, der nach einem bewegten militärischen Leben in großem Sinne, der griechischen, nicht der längst verlassenen römischen Bahn der Geschichtschreibung folgend, die Geschichte von Nerva bis auf die eigne Zeit zu schreiben unternahm. Erhalten ist nur die Geschichte eines Vierteljahrhunderts, von der Alleinherrschaft des Constantius bis zum Tode des Valens, aber das Glück ist Ammian günstiger gewesen als seinen großen Vorgängern Livius und Tacitus: das Erhaltne ist Geschichte der selbsterlebten Zeit, und mit seiner Bewunderung für Julian, seiner individuellen Auffassung der Personen und Dinge gibt Ammian, in der gesuchten und überladnen Kunstsprache der Zeit, eine der lebendigsten und farbenreichsten historischen Darstellungen des Altertums.

Sueton (um 75—ca. 150).

Ammian (— ca. 400).

Ein Niederschlag der literarisch-philologischen Bestrebungen der Antoninenzeit liegt in den 'Attischen Nächten' des Gellius vor, einer Sammlung von Lesefrüchten, zumeist in anmutig erzählte Szenen aus den Gelehrten-

Gellius (2. Hälfte des 2. Jahrhunderts).

und Sophistenkreisen gekleidet, in denen der Verfasser verkehrte. Plan und Ausführung sind im griechischen Zeitgeschmack, der aber jetzt ganz der römische ist; römisch archaisierend nach Stil und Stoff. Von augusteischen Dichtern kommt nur Vergil vor, nicht Horaz; nicht Seneca, dagegen Plautus und Ennius, Cato und Gracchus. Das Buch ist zugleich ein Spiegel der Zeitströmung, wie das Buch des älteren Seneca, und ein Zeugnis für den Mangel an eignen Gedanken sowohl wie für den Kultus der allgemeinen Bildung.

Apuleius (2. Hälfte des 2. Jahrhunderts). Der kühnste und geistreichste Schriftsteller der Antoninenzeit ist Apulejus, aus Madaura in Afrika, ein allen Stilen gerechter, in allen Falten des Zeitgeschmacks heimischer Sophist. Er glänzte mit seinen Prunkreden wie die Griechen und hat uns in seiner in eignem Prozeß gehaltnen Apologie ein merkwürdiges Beispiel der in modernem Prachtstil stolzierenden Gerichtsrede hinterlassen. Sein Roman von den Abenteuern des in einen Esel verwandelten Lucius, einem griechischen Original nacherzählt, muß jeden ergötzen, der dem bunten Spiel dieser Sprache, den mannigfaltigen Tönungen des Stils zu folgen vermag; wenigstens die erste Hälfte, denn die zweite fällt ab, besonders die selbständig erfundnen Schlußteile. Ein ungemein komplizierter Apparat von Sprachkünstelei, archaischem Wortschatz, gewagten Wortbildungen und Bedeutungsbiegungen ist für die lustige Geschichte mit den eingelegten Novellen in Bewegung gesetzt. Das muß man an der Quelle genießen, die Übersetzungen haben den Roman nicht populär machen können. Aber die eine der eingelegten Geschichten, das Märchen von Amor und Psyche, das die alte Räubermagd der geraubten Jungfrau zum Troste erzählt, hat mit all seinem Putz und Flitter, so unmärchenhaft sein Gewand ist, die ewige Jugend, die ihm Bildner und Dichter bis in unsere Tage hinein bezeugt haben. Aber er wollte mehr als den Ruhm des Redners und Erzählers. Wie vor allem der Schlußteil des Romans zeigt, stand er mitten in dem religiösen Mystizismus, der zu jener Zeit so mächtig war, daß sich das aufstrebende Christentum neben ihm wie eine Seitenströmung ausnimmt. Mit dieser Kultschwärmerei verband Apulejus eine neue Art von Platonismus, in der sich bereits das ekstatisch-übervernünftige Element des späteren Neuplatonismus geltend machte. Er fühlte sich durchaus als Philosophen und Platoniker, stellte seine Auffassung der Lehre in Reden und Schriften dar und übersetzte Platons Phädon wie auch die auf Posidonius ruhende, stark religiös gestimmte Schrift vom Weltall ins Lateinische. Die Vermengung von Glauben und Denken ist charakteristisch für das griechische Kulturleben der Zeit wie die Sophistik. Als Zeuge beider Bewegungen auf dem Zukunftsboden Afrikas hat Apulejus eine eigne Bedeutung.

Römische Weltliteratur. Die römische Bildung fühlte sich in diesem Zeitalter der griechischen geistesverwandt und gleichgestimmt; woran man sich freute und was man hervorbrachte war von gleicher Art, das Höchste der blendende Gedanke

und der glänzende Klang des Wortes. Lateinische Schriftsteller, unter ihnen Apulejus, schrieben auch griechisch; es gab sogar nun auch Griechen, die sich um lateinisch Geschriebenes kümmerten. Hadrians Philhellenismus war der Ausdruck dieser geistigen Gemeinsamkeit und zog die Konsequenzen auch auf politischem Gebiet. Rom blieb äußerlich noch lange das Haupt der Welt. Aber in der Tat hat Hadrian Rom und Italien für die Kultur dekapitalisiert, wie es dann Diocletian und Constantin für die Politik getan haben. Wenn Männer wie Herodes Atticus im öffentlichen Leben Roms so viel bedeuteten wie die Häupter vornehmer römischer Familien, so konnten Männer wie Fronto nicht konkurrieren. Sieht man näher zu, so findet man eben, daß die geistige Gleichheit eine Täuschung und daß die Täuschung auf römischer Seite war. In der sophistischen Kunst sind die Griechen den Lateinern ein für allemal überlegen; sobald diese Kunst dominiert, überwiegt das Griechische. Ein Talent großen Stils wie Tacitus zwingt den Flitterkram in sein Nichts, einen Gelehrten wie Sueton, einen Juristen wie Gaius kümmert er nicht; dem römischen Rhetor, dessen einziger Stoff das Wort ist, winkt als Ziel nur die Hellenisierung.

Der Sturz von Tacitus zu Fronto hatten keinen andren Grund, als daß niemand da war, Tacitus zu ersetzen; daß es in Rom und Italien kein Aufsteigen mehr gab, hatte tiefere Gründe. Die römische Produktion hatte sich durch den Archaismus und die vollendete Abkehr von der lebendigen Sprache selbst die Schwungfedern durchschnitten; sie glaubte sich im Äther, aber es war nur noch ein Kriechen. Die Entwicklung stockte, ihre Bedingungen waren gehemmt. Auch in späteren Zeiten, vom 4. Jahrhundert an, als in den andern lateinischen Ländern Neues entstanden war, hatte die literarische Produktion in Italien selbst für die westliche Welt nur untergeordnete provinzielle Bedeutung.

Italien und die Provinzen.

Damit hat Rom und Italien nicht nur seinen geistigen Primat aufgegeben, die ehemaligen Barbarenländer fangen an es ihm zuvorzutun. Seit Hadrian wird es deutlich, daß die romanisierten Provinzen jede für sich ihre römische Kultur entwickeln, die zuletzt in jedem Lande zu einem eignen Volkstum geführt hat. Diese Länder, vor allen Spanien, Gallien, das nordöstliche Afrika, sind nicht nur römisch, sie sind auch lateinisch geworden. Das jenseitige Gallien (Catull Vergil Livius Plinius, wenn sie gallisches Blut haben, sind doch Italiker aus altgallischem Lande) hat gleich nach der Eroberung durch Cäsar begonnen an der römischen Literatur teilzunehmen; wir sahen wie unter Nero und den Flaviern besonders spanische Dichter und Schriftsteller in der Literatur entscheidende Rollen spielten. Dann treten wieder Italiker ein: Juvenal, Tacitus, Sueton. Aber Fronto ist Afrikaner; und Apulejus ist Afrikaner in Afrika: das ist der Markstein. Bis dahin, von Andronicus' Zeiten her, mußte der römische Literat, wo auch seine Wiege stand, in Rom leben um zur Literatur zu zählen; wer auf die Dauer in die Heimat zurückzog, wie Martial, der hatte

seine Laufbahn hinter sich. Vom Ende des zweiten Jahrhunderts an hat jedes dieser Länder sein eignes Kulturleben, das sich freilich in den meisten erst vom vierten Jahrhundert an als literarisches Leben äußert. Spanien tritt am längsten in den Schatten. Gallien, das in früheren Jahrhunderten von Massilia her griechischen Einfluß erfahren hat, ist am entschiedensten eine Filiale der römisch-italischen Bildung, entwickelt diese aber bis in den letzten Ausgang des Altertums stark in eigner Weise.

Afrika. Anders ging die Entwicklung in Afrika. Hier war, über dem Punischen und den Barbarensprachen, eine dünne Schicht römischer Bildung und eine dünne Schicht griechischer Bildung. Keine war stark genug, die andre zu durchdringen und aufzuzehren. Apulejus, der in beiden Sprachen schriftstellerte, machte gleichsam für beide Propaganda; Tertullian schrieb aus Not, der Wirkung wegen, gelegentlich dasselbe Buch in beiden Sprachen. Je stärker der Riß zwischen der östlichen und westlichen Reichshälfte wurde, um so entschiedener wurde Afrika lateinisch, aber nicht lateinisch im Sinne der nun schon alten griechisch-römischen Kultur, sondern das Lateinische war die Schriftsprache eines aus seinen unteren Schichten zur Bildung hinaufdrängenden Volkes. Nun erhob sich das Bedürfnis nach Übersetzungen aus dem Griechischen. Wie schon Apulejus den Phädon für sein lateinisches Publikum übertragen hatte, so entstanden in Afrika die ersten Bibelübersetzungen. Was zuerst ein Mangel war, wurde nun zum großen Gewinn. Denn hier war jungfräulicher Boden, der zur Aufnahme und zur Gestaltung des Neuen bereit war.

Christliche Literatur. Auch für die Literatur war die folgenreichste Entwicklung der Antoninenzeit das Erstarken der christlichen Bewegung, die nun anfing sich der Schriftsprache des Westens als mächtiger Waffe zu bedienen und zugleich die absterbende Literatur mit dem Gehalt und Geist einer neuen Weltanschauung belebte. In griechischer Sprache war die christliche Literatur entstanden und hatte sie sich die literarischen Formen dienstbar gemacht; als sie nun lateinisch werden sollte, ward Afrika ihre erste Heimat, in der sie festwurzelte und wo sie den Gipfel erreichte, der zugleich ein Gipfel der Weltliteratur wurde.

Afrikaner waren Tertullian und wahrscheinlich Minucius Felix, Cyprian und Lactanz, endlich Augustinus, das heißt die ganze Reihe der Männer, durch die sich die christliche Literatur der Lateiner über die griechische erhoben hat. Unter den älteren ist Tertullian die merkwürdigste schriftstellerische Persönlichkeit. Die neue Lehre hat die Kraft und das Feuer, aber auch alles Böse seiner Natur, Haß und Ungerechtigkeit, zu energischem Leben aufgerührt. Er führt den Leser in eine enge, aber beständig von Leidenschaft bewegte Gedankenwelt; er klärt ihn durch sein scharfes Denken auf und täuscht ihn durch Sophismen. Religiöse Vertiefung kann er nicht erzeugen, denn sein theologischer Affekt entspringt nur aus logischer Konsequenz. Erstaunlich ist es, wie in ihm die neuen Gedanken eine neue Fülle der Sprache in Bewegung gesetzt haben. Das Gärende seines Wesens

Tertullian (um 160 — ca. 230).

bringt einen schwer verständlichen Ausdruck hervor; vielleicht hat kein lateinischer Schriftsteller die Sprache so willkürlich behandelt; aber er zwingt sie auch zu nie vernommenen Tönen.

Augustin überragt die christliche Literatur der Griechen und Römer vor allem dadurch, daß er die größte religiöse Persönlichkeit ist, in der die innere Erfahrung von Zweifel und Gewißheit mit der gewaltigen Idee der Kirche, des Gottesreichs, zusammengewachsen ist; sodann durch die Kraft und Weite seiner philosophischen Ideenwelt, vermöge deren er das Mittelalter mit der platonischen und neuplatonischen Anschauung verbunden hat und einer der Urheber des modernen Denkens geworden ist; endlich durch seine literarische Originalität, die ihn zu neuen Schöpfungen geführt hat, neu nach Form wie nach Gehalt: voran das Buch der inneren Erfahrung und das Buch vom Gottesreich. Er hat auf Empfindungen und Gedanken der Nachwelt so stark gewirkt wie außer ihm in lateinischer Sprache nur Cicero und Vergil; aber um so tiefer und in um so größerem Umfang, je entschiedener die Bewegung, die er führte, über das literarische Leben hinaus und in die seelische Verfassung der Menschheit hineingriff. Augustin (354—430).

Nur langsam bemächtigte sich die Poesie der christlichen Überlieferung und Anschauung. Sobald es aber geschehen war, trug auch in der römischen Dichtung das Wirksame und Lebendige den christlichen Stempel. Die Hymnen und Lehrgedichte des Spaniers Prudentius überragen die Masse der spätrömischen Poeten. Ihm steht der einzige Claudian, in denselben Zeiten um die Grenze des vierten und fünften Jahrhunderts, gegenüber, ein ägyptischer Halbgrieche wie Ammianus Marcellinus ein syrischer: so schließt sich der von Andronicus vor sechseinhalb Jahrhunderten begonnene Kreis. Wie Ammian durch den in der griechischen Welt lebendig gebliebnen Sinn der Geschichtschreibung auf Tacitus, so ist Claudian durch eine an Ägypten geknüpfte Erneuerung der griechischen Dichtung auf Ovid gewiesen worden und hat noch einmal den Glanz des ovidischen Verses und den Fluß seiner Sprache wieder erstehen lassen. Seine politischen Gedichte, in denen er Stilicho und Honorius preist, die Minister des Ostreichs Rufinus und Eutropius schmäht, haben das Interesse und die Energie der Gegenwart, aus der sie hervorgegangen sind. Alles andere trägt den abgelebten Zug, den auch Claudians Talent zu verwischen nicht ausreichte, der im übrigen das Gesicht der gesamten heidnischen spätrömischen Produktion bestimmt. Die Werke der Christen trägt ein sieghaftes, zukunftsicheres Ethos; die Anhänger des Alten haben nur den ausgepreßten Stoff der Vergangenheit und die Formen der erstarrten Rhetorik. Das gilt auch von den wackeren Männern, an der Spitze Symmachus, die nicht mehr hofften, dem Christentum den entschiednen Sieg streitig zu machen, aber das Gut der alten Religion und Weltanschauung zu retten suchten und wenigstens um die Bewahrung der Literatur, so daß sie nach tausend Jahren lebendig wieder erstehen konnte, ein anerkanntes Verdienst erworben haben. Es gilt überall, wenn Christliche Poesie.

man die christlichen mit den gleichzeitigen Produkten der alten Bildung vergleicht, z. B. die Dialoge des Sulpicius Severus mit den Saturnalien des Macrobius. Es gilt von den gallischen Dichtern, voran Ausonius und Apollinaris Sidonius, die zwar Christen waren, aber ganz im Banne der Rhetorik standen, die in ihrem Lande eine späte Blüte hatte und auch spezifisch christlichen Schriftstellern verhängnisvoll wurde. Wir greifen den Gegensatz an dem Verhältnis des Ausonius zu seinem jüngeren Freunde Paulinus, den das christliche Ideal im Innern ergriff, in die Einsamkeit trieb und in der Tat zum Dichter machte. Ausonius bittet ihn in poetischen Briefen, die wir besitzen, leidenschaftlich, zurückzukehren und ferner wie er mit den verkommenden Resten einer vormals großen Kultur zu tändeln; leidenschaftlich, denn wenn die armen Götzen sinken, an die er glaubt, die Redefigur und das Versgeklingel, so bleibt dem alten Rhetor und Poeten nichts was ihn innerlich aufrechterhält.

Doch muß hierzu bemerkt werden, daß Ausonius sich mit seinem Gedicht von der Mosel über die Nichtigkeit seiner übrigen Poesien erhebt. Die Mosella ist nicht nur wichtig und anziehend als Beschreibung der Landschaft und altgermanischen Lebens, in ihr findet der Dichter auch neue Töne, die durch die Freude an der Natur und der jungen Kultur des Landes erweckt sind.

Die christliche lateinische Literatur ist nicht der Niederschlag einer römischen, sondern ein Ausschnitt aus einer in sich nicht zertrennlichen die Welt umfassenden Geistesbewegung. In ihr wiederholt sich in größerem Maßstabe und mit breiterer, die zivilisierte und dann die Barbarenwelt ergreifender Wirkung die stete Wellenbewegung von griechischer zu römischer Produktion. Nur daß dieses Mal, durch die originale Entwicklung, die in Afrika aufwuchs, die römische Bewegung mit der griechischen Schritt gehalten und in großem Stil Eigenes hervorgebracht hat.

Übersetzungsliteratur.

Es war zum letztenmal, daß in solcher Weise das griechische Wesen erneuernd und befruchtend auf das römische wirkte. Die griechische östliche und die lateinische westliche Welt gingen auseinander, zuerst politisch, dann in der Kultur. Aber der Riß wurde niemals vollständig. Nicht nur Vergil und Ovid, Seneca und Plinius erhielten unvermerkt die Verbindung durch ihren griechischen Gehalt; in den letzten Jahrhunderten der Gemeinsamkeit und dann über die Trennung hinaus ist es die Übersetzungsliteratur, die den lateinischen Völkern in großen Massen den griechischen Bildungsstoff direkt und ohne stilistische Umbildung übermittelt. Auch hier stehen die Afrikaner voran: ein Juba hat die Metrik des Heliodor übertragen, ein Caelius Aurelianus das große Werk des Soranos von den Krankheiten, der Rhetor und Neuplatoniker Marius Victorinus in Nachfolge des Apulejus Schriften des Platon, Aristoteles und Porphyrios. Durch Hieronymus wurde die Chronik des Eusebius zum weltgeschichtlichen Handbuche des Westens, durch Priscian ging die Formenlehre des Herodian und die Syntax des Apollonios in den Besitz

der lateinischen Schulgrammatik über; und so lange die lateinische Sprache dauerte, folgte eine lange Reihe von Übersetzungen der wichtigsten naturwissenschaftlichen, medizinischen, mathematischen, philosophischen Werke der Griechen, aus denen dann das Mittelalter seinen Bildungsstoff auswählte. Umgekehrt hatte die lateinische Sprache, als der hellenistische Orient Ostrom geworden war, dort eine größere Geltung als in der Zeit Hadrians. Ammian und Claudian sind uns begegnet, Lactanz schrieb in Nikomedia und Justinian faßte in einem großen Sammelwerk das lateinische Kaiserrecht mit der altrömischen Jurisprudenz zusammen.

Boethius († 524).

Ein Werk steht an der Schwelle der neuen Zeit, das mit eignem Leben aus der nicht verwelkenden Gedankenwelt des Altertums hervorgegangen ist, des Boethius 'Tröstung der Philosophie'. Das Buch hat im Geistesleben des Mittelalters eine große Rolle gespielt und dazu mitgewirkt, daß der Zusammenhang des Christentums mit dem Griechentum unter der Oberfläche fortdauerte. Es war im Gefängnis geschrieben von einem Römer, der den Willkürspruch des Gotenkönigs Theoderich erwartete; hier sei es genannt als das Produkt eines nach der vergangenen Größe gerichteten Geistes, das den Schimmer der untergehenden Sonne des Altertums als ein Symbol des künftigen Aufgangs spiegelt.

Rückblick.

Wir fassen noch einmal die Hauptmomente der literarischen Entwicklung zusammen, die im Altertum auf lateinischem Sprachboden stattgefunden hat. Die Römer haben Latium als ihre Basis bereitet und Schritt für Schritt ansteigend Italien nationalisiert, sie haben ihre Sprache für Staats- und Rechtsleben ausgebildet und durch die Latinisierung Italiens erprobt, sie haben eine Fülle griechischer Bildungselemente in ihr Leben einströmen lassen, alles ehe sich, durch das Hinausblicken über Italien, durch das Andringen fremder Bevölkerung, durch den Aufschwung ihrer ganzen Existenz, eine Hinneigung zu literarischer Kunst bei ihnen einstellte. Als dies geschah, hatten die Griechen bereits eine klassische Literatur, deren Propaganda zugleich mit der lebendigen Produktion der Zeit über den Osten und auch nach dem Westen getragen wurde. Eine andre Literatur als die griechische, einen andern Begriff von Literatur gab es nicht und die griechischen Gattungen und Formen waren so selbstverständlich, gleichsam Natur, wie sie es von der Renaissance an gewesen sind. Es gab für den Römer nur zwei Wege: entweder er mußte das hellenische Gut hinnehmen wie es war, das bedeutete Hellenisierung; oder er mußte es seiner eignen nationalen Art angleichen, das bedeutete Übersetzung. Da die Römer die Römer waren, haben sie sich nicht hellenisiert; da sie nicht die Griechen waren, haben sie keine eigne Literatur erfunden. Aber sie haben immer die Fähigkeit gehabt, das Fremde in seinem Wert zu erkennen, und die Wege gefunden, es für ihr eignes Wesen und Leben zu verwerten. So erfanden sie das Übersetzen.

Diese neue Kunst verhalf den Römern zu der Entdeckung, daß auch in ihrer Sprache die Tiefen des poetischen und die Höhen des rhetorischen Ausdrucks vorhanden waren. Das Gefühl der Herrschaft über eine freie und jeden Stiles fähige Sprache führte zu größerer Freiheit in der Erfindung, zum Vorschreiten auf den gewiesenen Pfaden der Form. Das Leben selbst führte so gut die Aufnahme nationalen Stoffes wie die römische Gestaltung griechischen Stoffes herbei. Im ganzen Umkreise des römisch-italischen Bildungslebens vollzog sich, durch Faktoren, unter denen die junge Literatur nur einer von vielen ist, die Verschmelzung, die zu einer römisch-griechischen Kultur führte. Nun erschien, mit den Gedanken und Empfindungen dieses komplizierten Geisteslebens, in den griechischen Formen, eine lateinische Lyrik, in Catull, ein ungeheurer Reichtum der lateinischen Prosakunst, in Cicero, endlich, in den augusteischen Dichtern, die klassische Poesie der lateinischen Welt.

So gewiß es ist, daß die ganze römische Literatur von der griechischen abhängt und ohne sie nicht denkbar ist, ist es doch nur Mangel an literarhistorischem Denken, wenn man die römische Literatur als bloße Nachahmungsliteratur ansieht, nur sekundären oder nur formalen Wertes. Sobald die römischen Literaten anfingen sich freier zu bewegen, traten sie in den Zusammenhang der griechischen Produktion. Seit die literarischen Gattungsformen ausgebildet waren, produzierten die griechischen Dichter genau so, wie es in der Folge die römischen taten. Sie waren auch von Homer, Aeschylos, Menander, Demosthenes, Platon abhängig wie diese; und es ist nur noch die Originalität der Persönlichkeit, die den einen über den andern erhebt. Ennius ist so gut Homeride wie Choerilos, Cicero schließt sich an Demosthenes an, Vergil steht über Apollonios und Horaz stellt sich nach jahrhundertelanger Unterbrechung als zehnter Lyriker in die Reihe.

Die römischen Dichter haben einen doppelten Stolz: einmal, eine Dichtungsart zu bringen, die in lateinischer Sprache noch nicht vorhanden war; davon erhoffen sie einen besonderen Ruhm bei ihrer Nation; zum andern, daß sie mit den Griechen konkurrieren, deren Vorbilder auch die ihrigen sind. Das sprechen sie aus, mancher auch, daß er sich den griechischen Nachahmern überlegen fühlt und sich an den großen Namen früherer Zeiten mißt; unzweideutig gibt Ennius dies zu erkennen, indem er sich über die andern Homeriden erhebt. Cicero hat sich nie mit einem Zeitgenossen verglichen, so wenig wie die augusteischen Dichter; und wie sollten sie auch? In der Tat: zu Ennius' Zeit gab es gewiß noch viele Epiker, die ihm gleich und überlegen waren. Gegen Cicero steht auf griechischem Boden nur Posidonius, ohne Zweifel ihn überragend als Philosoph und Gelehrter, aber kaum als Schriftsteller; und in seiner eignen Kunst durfte Cicero getrost durch die Jahrhunderte zurück an die Seite dessen treten, den er selber als den Größeren anerkannte. Von da an gibt es nichts Griechisches mehr was mit der Poesie der augusteischen

Zeit auf den Plan treten könnte. Die Lucan, Statius, Silius darf man als Vertreter einer Produktion ansehen, die der griechischen parallel läuft; in höherem Sinne auch Seneca; neben Tacitus wieder hat die griechische Historiographie jener Jahrhunderte keinen gleichen. Dann kommt der gleiche Tiefstand der späteren Profanliteratur; in der christlichen ist wieder der Impuls griechisch, die Nachfolge lateinisch, aber in dieser steht Augustin.

Nur in der Wissenschaft sind die Römer stets gleichermaßen von den Griechen abhängig geblieben, und zwar in allen Wissenschaften außer der Jurisprudenz; in der Grammatik, der Philosophie, der Mathematik und allen Naturwissenschaften; auch, obwohl Ciceros rhetorische Schriften schriftstellerisch und durch den persönlichen Gehalt über der ganzen rhetorischen Literatur stehen, auch in der Rhetorik, soweit sie theoretisch und systematisch ist. Was sie selbständig geleistet haben, war entweder direkte Übertragung griechischer Methoden oder stoffliche Sammlung oder persönlich gestaltete Darstellung; nicht Ausbau oder Erneuerung des begrifflichen Bestandes einer Wissenschaft. Dies Verhältnis hat, wie wir sahen, durch ausgebreitete Übersetzungsarbeit bis in die Zeiten des letzten Altertums hinein gedauert.

Die verschiedene Stellung der römischen Wissenschaft und literarischen Kunst zur griechischen bedeutet nicht etwa eine Abstufung der Abhängigkeit, sondern eine Verschiedenheit des Wesens. Jene ist immer äußerlich vom Griechischen abgeleitet worden, diese immer innerlich mit dem Griechischen in Fühlung geblieben. Denn die Einordnung in die griechische Entwicklung, die Fortsetzung der griechischen Literaturgattungen durch die römische Literatur gilt natürlich nur im literarischen Sinne, gilt nur, soweit das Erzeugnis Kunstwerk ist. Im übrigen ist, trotz des stofflichen Zusammenhanges, die römische Literatur innerlich römisch. Das tritt schon bei Naevius und Plautus, stärker trotz der Entscheidung fürs Griechische bei Ennius hervor, und in der Folge immer entschiedner, je stärker die literarische Persönlichkeit ist. Cicero und Vergil, Horaz und Ovid, Martial und Petron, Seneca und Tacitus, jeder drückt in individueller Prägung das Römertum seiner Zeit aus; es ist oben überall darauf hingewiesen worden. In dem Kampf des römischen Grundelements mit der gestaltenden Kraft der Griechen, des römischen Wollens mit dem griechischen Können, der römischen Natur mit der griechischen Kunst ist die römische Literatur geworden, als das Gebilde einer Nation, die durch Leben und Geschichte dazu gedrängt war, alle kulturschaffenden Kräfte in sich auszubilden, und die stets, sei es im Eignen, sei es im Fremden, die Mittel und Wege dazu gefunden hat.

Dies ist das Entscheidende, was die römische Literatur, mit allen folgenden, der griechischen entgegenstellt: sie ist, innerhalb des Kreises unsrer Kultur, die erste aus komplizierten Bedingungen hervorgegangene Literatur; wie nur die griechische es nicht ist, wie die Renaissance-

literaturen und die modernen es alle sind. Um von Italienern und Franzosen zu schweigen: Shakespeare ist nach Stoff und Erfindung oft nicht so original wie Vergil, nicht viel originaler als Plautus; er konnte nur Menschen schaffen und quoll über von Poesie und Geist, darum kommt ihm keiner gleich. Unsre eigne neue Literatur steht fast so direkt unter griechischem Einfluß wie die römische, nur daß ein Stück Geschichte dazwischen liegt und die römische, französische und englische längst auf sie gewirkt hatten und weiter wirkten; und doch ist sie deutsch. An der Mühe, die es dem Fremden macht, Goethe zu verstehen, mag man ermessen, wie unwahrscheinlich es ist, daß ein Mensch von heute Cicero und Vergil auf den ersten Anlauf verstehen wird.

Im römischen Geist brechen sich die Strahlen der hellenischen Erfindung und Gestaltung; in einer stolzen Reihe künstlerischer Persönlichkeiten dringt der Genius der lateinischen Sprache mächtig ans Licht. Mit diesen Kräften hat die römische Literatur den Gang der Weltkultur mitbestimmt und wird sie ihre Wirkung in die Zukunft erstrecken.

Literatur.

Von historischer Forschung auf dem Gebiete der römischen Literaturgeschichte gibt es vor der Begründung der philologisch-historischen Wissenschaften im Anfang des 19. Jahrhunderts einzelne Ansätze, aber nicht mehr. Als die Betrachtung der antiken Literatur mit der des gesamten Lebens der antiken Völker in Zusammenhang gebracht worden war, richtete sie sich naturgemäß vor allem auf die griechische Poesie. Die schöne Literatur der Römer wurde erst durch LACHMANN, RITSCHL, MADVIG in den Mittelpunkt der philologischen Arbeit gezogen, und zwar fast durchweg unter Beschränkung der Forschung auf das Formale. Untersuchungen in WELCKERS Stil, die sich auf das Ganze erstreckten und im einzelnen das Ganze umfaßten, blieben aus. Das Beste, wie die Arbeiten NAEKES und der Genannten, trägt durchweg spezielleren Charakter. WOLFS Schüler BERNHARDY machte in seinem 'Grundriß der römischen Literatur' (1830) einen Versuch, die ganze Entwicklung nach ihrem geistigen Inhalt zu schildern. Geschichte im wahren Sinne, unter dem römischen Gesichtswinkel, bieten die literarischen Kapitel in MOMMSENS Römischer Geschichte (Bd. I 1. Aufl. 1854, Bd. II, III 1. Aufl. 1855) noch heut unübertroffen. Die eigentliche Aufgabe der römischen Literaturgeschichte, die Übertragung der griechischen Literatur nach Inhalt und Form, die Einwirkung der geistigen Strömungen der griechischen Welt auf die römische, den Zusammenhang der römischen Produktion mit der allmählich entstehenden griechisch-römischen Kultur einerseits und dem eignen nationalen Leben andrerseits nachzuweisen, ist bis heute nur von Einzelnen in Angriff genommen worden. Für die römische Prosa ist es geschehen von E. NORDEN, Die antike Kunstprosa (1898). Anderes wird unten angeführt werden.

Zur Orientierung über Material und Forschung dienen die Werke von W. S. TEUFFEL, Geschichte der römischen Literatur, neu bearbeitet von L. SCHWABE, 5. Aufl. (1890), und M. SCHANZ, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian, 2. Aufl. (1898—1905). Eine feine Darstellung der einzelnen Dichter und ihrer Werke gibt O. RIBBECK, Geschichte der römischen Dichtung (1894); SELLAR, The Roman poets (1877—1892). C. WACHSMUTHS Einleitung in das Studium der alten Geschichte (1895) behandelt die römischen Historiker mit einem seltnen Grade von Übersicht über das Ganze und Eindringen in den Zusammenhang. Dazu für die späteren Zeiten: H. PETER, Die geschichtliche Literatur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I (1897). Eine Reihe von Artikeln, besonders von F. MARX (Accius, Albius, Atellana, Ausonius u. a.) und F. SKUTSCH (Ennius u. a.), in PAULY-WISSOWAS Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft (1894 ff.) sind von hervorragendem Wert.

Im folgenden werden einige wichtige neuere Schriften meist allgemeineren Interesses vermerkt und wenige Hinweise auf Älteres gegeben.

S. 322. Völkerverhältnisse: H. NISSEN, Italische Landeskunde (I 1883, II 1902). Alphabet: TH. MOMMSEN, Die unteritalischen Dialekte (1850), A. KIRCHHOFF, Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets (4. Aufl. 1887).

S. 324. Das Griechische in der römischen Religion: G. WISSOWA, Religion und Kultus der Römer (1902).

S. 325. Einwirkung der Etrusker: W. SCHULZE, Zur Geschichte der lateinischen Eigennamen (Abh. der Gött. Ges. d. Wiss. V, 2 1904). Die historischen Folgerungen aus diesem Werke müssen im Zusammenhang erst noch gezogen werden. Außer der Sprachforschung geben die Ausgrabungen eine Hoffnung auf allmähliche Enthüllung der ältesten Geschichte Italiens. Eine Übersicht: Atti del Congresso internazionale di scienze storiche V (Rom 1904).

S. 327. Entstehungslegenden der 12 Tafeln: F. BOESCH, De XII tabularum lege a Graecis petita (1893). Älteste Rechtsliteratur: P. JÖRS, Römische Rechtswissenschaft zur Zeit der Republik (I 1888).

S. 328. Appius Claudius: MOMMSEN, Römische Forschungen I (1. Aufl. 1863) 301 ff.

S. 334. Ennius: MOMMSEN, Römische Geschichte, Buch III, Kap. 14. VAHLEN, Ennianae poesis reliquiae (2. Aufl. 1903). SKUTSCH s. o.

S. 337. Aemilianus bei Polybius XXXII 8—16 (abgedruckt in WILAMOWITZ' Griechischem Lesebuch I S. 106 ff., dazu II S. 65 ff.).

S. 340. Lucilius: F. MARX, C. Lucili carminum reliquiae. 2 Bände (1904. 1905).

S. 343. Atellane und Mimus: A. DIETERICH, Pulcinella (1897). H. REICH, Der Mimus, ein literar-entwicklungsgeschichtlicher Versuch I (1903).

S. 345. Catull: v. WILAMOWITZ, Reden und Vorträge (1901) S. 214 ff.

S. 347. Goethe über Lucrez: an Knebel 14. Fehr. 1821; vgl. Anzeige von Knebels Lucrez (Wke. Bd. 41, 1 S. 351 ff. Weim. Ausg.; v. BIEDERMANN in der Hempelschen Ausg. Bd. 29, S. 597). Unterhaltungen mit Kanzler v. Müller (hg. v. BURKHARDT, 2. Aufl.) S. 59.

S. 348. Würdigung Ciceros: G. BOISSIER Cicéron et ses amis (1867). TH. ZIELINSKI, Cicero im Wandel der Jahrhunderte, ein Vortrag (1897). ED. SCHWARTZ, Charakterköpfe aus der antiken Literatur (1903, 2. Aufl. 1906), S. 96 ff. Die Briefe in chronologischer Folge herausgegehen von TYRRELL u. PURSER (2. Aufl. 1884; I 3. Aufl. 1904).

S. 351. Bildungsideal: H. v. ARNIM, Leben und Werke des Dio von Prusa (1898). Kap. I.

S. 352. Dialogform: HIRZEL, Der Dialog (1895).

S. 356. Cäsars Kommentarien: MOMMSEN, Römische Geschichte, Buch V, Kap. 12. Das Buch über die Analogie in der lateinischen Sprache: HENDRICKSON, Classical Philology I (1906) S. 97 ff.

S. 357. Sallust: E. SCHWARTZ, Die Berichte über die catilinarische Verschwörung, Hermes XXXII (1897) S. 554 ff.

S. 358. Varro de lingua latina: R. REITZENSTEIN, M. Terentius Varro und Johannes Mauropus von Euchaita (1901).

S. 363. Sermonen des Q. Horatius Flaccus, deutsch von C. BARDT (1900).

S. 366. E. NORDEN, Vergils Aeneis im Lichte ihrer Zeit, Neue Jahrb. für das klass. Altert. 1901, S. 249.

S. 367. R. HEINZE, Virgils epische Technik (1903).

S. 368. Römische Elegie und hellenistische Poesie: F. JACOBY, Zur Entstehung der römischen Elegie, Rheinisches Museum LX (1905) S. 38 ff.

S. 371. Livius und Polybius: I. BRUNS, Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten (1898).

S. 378. Petron: R. HEINZE, Petron und der griechische Roman, Hermes XXXIV (1899) S. 494 ff. L. FRIEDLÄNDER, Petronii Cena Trimalchionis, mit deutscher Übersetzung und erklärenden Anmerkungen (1891, 2. A. 1906).

S. 380. Plinius: F. MÜNZER, Beiträge zur Quellenkritik der Naturgeschichte des Plinius (1897). H. BRETZL, Botanische Forschungen des Alexanderzuges (1903), S. 80 ff. 182 ff.

S. 381. A. v. HUMBOLDT, Kosmos II, S. 230 ff. NISSEN, Italische Landeskunde I, S. 20.

S. 382. Der jüngere Plinius: H. PETER, Der Brief in der römischen Literatur (1901).

S. 383. L. FRIEDLÄNDER, Iuvenal mit erklärenden Anmerkungen (1895), Einleitung.

S. 385. Tacitus: L. RANKE, Weltgeschichte III 2 S. 280. G. BOISSIER, Tacite (1902).

DIE LATEINISCHE LITERATUR IM ÜBERGANG VOM ALTERTUM ZUM MITTELALTER.

Von

Eduard Norden.

Hellenismus, Christentum und Nationalität.

Einleitung. „Dräuend naht das Verhängnis des Reiches" hatte Tacitus mit banger Ahnung zu einer Zeit (ca. 100 n. Chr.) geschrieben, als eben dieses Reich eine Ausdehnung besaß, wie nie zuvor und kaum je wieder nachher, und die Reichsangehörigen, von einem machtvollen Kaiser regiert, in sicherer und stolzer Ruhe dahinlebten. Nicht viel mehr als hundert Jahre später begannen die Krisen, in denen die Grundfesten des Weltreiches erbebten; dann, nach abermals etwa hundert Jahren ein letzter Aufschwung, ein Versuch, das morsche Gebäude durch neue Grundlagen zu stützen, freilich mit Verzicht auf die Reichseinheit; endlich der lange Todeskampf der Westhälfte. So erfüllte sich das Prophetenwort des Tacitus. Daß aber der Zusammenbruch erfolgen werde durch den wilden Ansturm der germanischen Barbaren und die stetig wühlende Propaganda des Christentums, hat der ernste Schriftsteller nicht ahnen können: denn mochte er auch der ungebrochenen Volkskraft der Horden zwischen Rhein und Elbe widerwillige Anerkennung zollen, so verachtete er die Barbaren doch im Grunde seiner kulturstolzen Römerseele, und der neuen Religion, deren Ursprung ein Winkel an der Reichsgrenze war, stand der aufgeklärte Aristokrat ebenso gleichgültig gegenüber, wie sein Freund Plinius. Erst als die innerlich vermodernde Rieseneiche dem Sturze nahe war, dämmerte vielen die Erkenntnis, welche Mächte es seien, die unablässig an den ungeheuren Wurzeln sägten. Da aber war es zu spät: alle Versuche, das Alte zu halten, scheiterten an der sieghaften Stärke der neuen Gewalten. Eine altersgraue Kultur, die der Menschheit das Herrlichste in Fülle geboten, den Triumph des Geistes in Kunst und Wissenschaft, Staat und Recht besiegelt hatte, ward zertreten von Barbarenkraft, und der unerhörte Siegeszug des Geistes zerstob vor der schlichten Einfalt religiöser Gemütstiefe. Aber eine Kultur von solcher Größe bricht nicht zusammen, ohne daß aus ihren Trümmern neues Leben erblühe. Großartig wie der Kampf war auch der Friedensschluß. Als fremdartiger Sprößling des jüdischen Volkes, das bei Griechen wie Römern nur Duldung, keine Achtung besaß, hatte das Christentum den Kampf mit der griechisch-römischen Zivilisation begonnen: es verließ ihn durchtränkt mit eben dieser antiken Bildung und ward nun aus ihrem Zerstörer ein Erhalter und Retter der in ihr wirkenden,

wahrhaft lebenskräftigen Keime. Als stammfremde Eroberer traten auch die germanischen Völker in die antike Welt ein; sie brachten alles mit, was dem müden Römertum fehlte, unverbrauchte Volkskraft und frische Siegesgewißheit, aber eine Kultur besaßen sie nicht, und so beugten sie willig ihr Haupt vor der Geistesmacht des Volkes, das von ihnen mit dem Schwerte besiegt worden war. Dieser Sieg war eben damals entschieden, als die neue Religion jenen schönen Bund mit dem Hellenismus geschlossen hatte: als daher auch die Germanen sich zum Christentum bekannten, empfingen sie zugleich mit diesem die antike Bildung. Daß der Tempel unserer modernen Geisteskultur sich erheben kann und muß auf der Grundlage des Hellenismus, daß sein Dach getragen wird von den Säulen christlicher Religion und nationaler Volkskraft, ist in jenen kampfdurchtobten Jahrhunderten entschieden worden, die aus der Disharmonie eine Symphonie, aus dem Durcheinander planmäßige Ordnung entwickelt haben.

Plan dieser Skizze.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Zeitraumes rechtfertigt es, daß seiner Literatur im Rahmen dieses Werkes ein bescheidener Sonderplatz eingeräumt wird. Noch mehr aber als in dessen andern Teilen ist hier eine Begrenzung der Aufgabe nötig. Die großen neuen Gedanken, die jene Kulturentwicklung gezeitigt hat, liegen außerhalb des Planes unserer Skizze: sie gehören teils in die Kirchengeschichte, teils in die Geschichte von den Anfängen der neuern Literaturen. Uns geht hier dieser Zeitraum nur insoweit an, als durch ihn die Verbindung zwischen dem Ausgang des Altertums und dem Beginn des eigentlich sogenannten Mittelalters hergestellt wird. Aber auch innerhalb dieser Grenzen werden wir uns darauf beschränken, einige besonders bemerkenswerte Richtlinien zu ziehen. Die bereits von Leo (oben S. 392ff.) behandelten bedeutenden Vertreter der Literatur in dieser Spätzeit — wie Ammianus, Ausonius, Claudianus — bleiben hier natürlich außer Betracht. Im übrigen ergeben sich die zeitlichen Grenzpunkte aus der Aufgabe von selbst: die Mitte des 4. Jahrhunderts — die Zeit der beginnenden Reichsauflösung und der *ecclesia triumphans* — bezeichnet den Anfang, die neue Reichsgründung durch Karl den Großen den Schluß; die Literatur vom 10. bis zum 14. Jahrhundert liegt jenseits unseres Planes, doch sollen, um den Anschluß an die italienische Renaissance zu gewinnen, die Richtlinien auf einem einzigen Gebiete über die karolingische Zeit hinabgeführt werden. Auch die Anordnung des Stoffes ergibt sich leicht. Eine Literaturgeschichte der untergehenden okzidentalischen Welt des Altertums muß landschaftlich gegliedert werden. Zwar ist auch nach der Trennung der beiden Reichshälften der Begriff von Rom als idealem Mittelpunkte noch immer lebendig, zwar sehen wir Gelehrte und Dichter Galliens und Afrikas mit ihren spanischen und italischen Freunden Briefe wechseln, ein Gedicht wie die Mosella des Ausonius flattert noch wie einst ein Horazbuch durch die Provinzen, gallische Rhetoren lehren in Rom, italische in Gallien. Aber eine gesonderte Entwicklung provinzialer Literaturen ist klar erkennbar trotz des

gewohnheitsmäßigen Stiles, der die Gattungen in Prosa und Poesie band, und trotz des ausgleichenden Einflusses, den das völkerverbindende Christentum ausübte; es kommt hinzu, daß die verschiedenen Schicksale der einzelnen Provinzen auch die Literatur unterscheidend bestimmt haben. Innerhalb der landschaftlichen Gliederung werden wir die zeitliche Reihenfolge nach Möglichkeit einhalten.

Aussterben der griechischen Sprache im Westen.

Bevor wir aber unsere Wanderung durch die Provinzen antreten, sei noch kurz auf das Verhältnis des Griechischen zum Lateinischen in dieser Spätzeit hingewiesen. Die Kultur und Literatur des Kaiserreiches war in den ersten Jahrhunderten zweisprachig. Während jedoch die Griechen ihre vornehme Verachtung der rauhen „Barbarensprache“ nie recht überwanden und sich erst seit dem Wandel der Weltverhältnisse im 4. Jahrhundert herabließen, sie zu erlernen — Ausnahmen der früheren Zeit haben ihre besonderen Gründe —, war Kenntnis des Griechischen bei dem gebildeten Lateiner schon seit dem Ausgang der Republik noch viel selbstverständlicher, als für den gebildeten Deutschen der Gegenwart Kenntnis der französischen oder englischen Sprache. In der Zeit Hadrians und der Antonine schrieben Literaten wie Fronto, Apulejus und Tertullianus in Afrika, Favorinus in Südgallien mit gleicher Kunstfertigkeit in beiden Sprachen, man gab wohl auch eine lateinische Schrift zugleich griechisch heraus, damit sie auch von den Griechen gelesen werden könne; die lateinische Sprache selbst wurde von der griechischen in Syntax und Wortgebrauch damals noch stärker beeinflußt als dies schon früher geschehen war. Diese Verhältnisse änderten sich, als sich seit der Mitte des 3. Jahrhunderts der Zusammenbruch des Reiches vorbereitete, der dann nur um den Preis der Teilung in eine westliche und eine östliche Hälfte für kurze Zeit aufgehalten werden konnte. Die Kenntnis des Griechischen nahm im Okzident seit etwa 250 stetig ab; es wurde jetzt schon als etwas Besonderes betrachtet, wenn jemand griechisch verstand — „redegewandt in beiden Sprachen“ begegnet jetzt als Ehrentitel auf afrikanischen Inschriften —, man begann sich mit griechischen Kenntnissen zu zieren und zu brüsten wie Ausonius; ein so hochgebildeter Mann wie Augustinus verstand nach seinem eignen Zeugnis griechisch „nur sehr wenig oder eigentlich gar nicht“, und ein gleiches Zeugnis liegt von Gregor I. vor. Damals war also das Griechische, das in den ersten Jahrhunderten im Westen gelebt hatte, dort im Aussterben. Zwar wurde es noch von dem einen oder andern erlernt, aber dann doch fast nur noch aus praktischen Rücksichten — denn das Ostreich unterhielt zu den meisten Ländern des Westens politische und kirchliche Beziehungen —, nicht wie bisher aus idealen Gründen als Bildungsferment. Ganz verloren gegangen ist dem Westen die Kenntnis des Griechischen auch im späten Mittelalter nie; in lebendigem Gebrauche erhielt es sich aber nur in Sizilien und Süditalien: so lernte Petrarca sein bißchen Griechisch von einem kalabreser Mönche. Zum ersten Male also seit ihrem Bestehen war die lateinische Literatur etwa seit der Mitte des

4. Jahrhunderts der griechischen Führung beraubt und auf sich selbst angewiesen; zum Glück war sie durch jahrhundertelange Gewöhnung und Übung innerlich stark genug, um ihren Weg nun auch ohne Hilfe der älteren griechischen Schwester zu nehmen, aber der Niedergang des Stilgefühls ist doch unverkennbar. Der fratzenhafte Stil eines Martianus Capella oder Sidonius Apollinaris, die zwischen stammelnder Unbeholfenheit und gespreiztem Pathos hin und her schwankende Sprache so vieler Heiligenbiographien und Märtyrerlegenden zeigen eine durch keinen griechischen Zügel mehr gebändigte Barbarei. Dagegen ist es umgekehrt bezeichnend, daß zwei Schriftsteller des 4. Jahrhunderts, der Afrikaner Lactantius und Hilarius von Poitiers, die während ihres langen Aufenthaltes im Osten des Reiches in enge Fühlung mit der griechischen Sprache und Kultur getreten waren, den gewähltesten lateinischen Stil schreiben.

Übersetzungs-literatur.

Ein Gutes hat aber dieser Riß, der die einst so engverbundene Kultur spaltete, doch im Gefolge gehabt: es stellte sich als notwendig heraus, einige wichtige Schriftwerke griechischer Sprache durch Übersetzungen dem Westen zugänglich zu machen. Vor allem die Bibel. Hieronymus († 420) war der gewiesene Mann, sie zu übersetzen: denn er kannte nicht bloß griechisch, sondern hatte außerdem von einem Juden auch ordentlich hebräisch gelernt, als erster und für lange Zeit einziger Romane des Okzidents. Als Übersetzer der Bibel steht er auf den Schultern des Origenes, dessen Riesenwerk, die 'Hexapla' er für die westliche Kirche nutzbar machte: auf Grund der von Origenes nebeneinander gestellten Originalquellen — des hebräischen Urtextes und dessen griechischer Bearbeitungen — übersetzte Hieronymus das Alte Testament, für das Neue revidierte er die umlaufenden Übersetzungen an dem griechischen Original. Nicht ohne lauten Widerspruch von seiten der Orthodoxen gelang es ihm, seine Bearbeitungen an die Stelle der alten, weniger zuverlässigen zu setzen, die sich im Gebrauch der Kirche eingebürgert hatten, und völlig ist sein neuer Text überhaupt nicht durchgedrungen: die später sog. hieronymianische *Vulgata* stellt einen Kompromiß dar zwischen den älteren Fassungen und der neuen, aber freilich zugunsten der letzteren. Eine bedeutende Übersetzungstätigkeit entfaltete der einstige Freund des Hieronymus, dann sein Gegner, Rufinus von Aquileja († 410); ihm ward vor allem verdankt, daß die Geistestaten eines Origenes und Eusebius, die Redegewalt eines Gregorius und Basilius für den Okzident nicht verloren wurden, sondern in der Übersetzung philosophischen Sinn, geschichtliches Denken, rednerische Kunst weckten und nährten. Neben Hieronymus und Rufinus stand, etwas älter als beide, Marius Victorinus aus Afrika, ein zum Christentum übergetretener hochgebildeter Mann, für Grammatik, Rhetorik und Philosophie interessiert; er war es, der den Platonismus und die aristotelische Dialektik durch Übersetzungen nach dem Westen hinüberleitete, und kein Geringerer als Augustinus bekannte, diesen Übersetzungen seine Kenntnis der platonischen Philosophie zu verdanken. An Victorinus

hat etwa 200 Jahre später Boethius († 525) seinem ausdrücklichen Zeugnisse nach angeknüpft und der schon zur Rüste gegangenen alten Welt noch einmal den Glanz griechischer Wissenschaft im Spiegelbilde gezeigt: ein kostbares Vermächtnis, das dem Mittelalter eine Quelle des Wissens wurde, und das auch für uns in den Fällen wertvoll ist, wo wir die griechischen Originale nicht mehr besitzen. Nach solchen Mustern entstanden vom 6. bis zum 8. Jahrhundert anonyme Übersetzungen technischer, chronographischer, botanischer und besonders medizinischer Schriften, teilweise in stark vulgärer Sprache, auch mit germanischen Worterklärungen; diese medizinischen Schriften wurden seit dem 11. Jahrhundert in der Ärzteschule von Salerno verwertet.

I. Italien. Italien blieb im 4. Jahrhundert von den Plünderungszügen der Barbaren noch verschont und zeigte damals noch ein reiches literarisches Leben. Für die Literatur ist Norditalien, wo seit Ende des 3. Jahrhunderts Mailand die kaiserliche Residenz war, ergiebiger als die Hauptstadt: Mailand, Aquileja, Vercelli, Brescia, Turin, später Ravenna und Pavia, weisen die meisten Talente auf.

In dem Boden dieses Landes mit seinen sichtbaren Erinnerungen an die große geschichtliche Vergangenheit wurzelte der alte Glaube fester als in den Provinzen. So hat sich hier der letzte Akt des dramatischen Kampfes zwischen Hellenismus und Christentum abgespielt. Wir verweilen einen Augenblick dabei, weil die Rufer im Streit auch die angesehensten Literaturgrößen im Italien des ausgehenden 4. Jahrhunderts waren. Eine Anzahl der vornehmsten altgläubigen Familien fand sich zusammen in dem Bestreben, die berühmtesten Schriftwerke der klassischen Literatur in zuverlässigen Privatexemplaren zu vervielfältigen: Livius und Vergil, die Herolde von Roms einstiger Größe, standen im Mittelpunkte ihres Interesses. Eine dieser Familien war die der Symmachi, ihr berühmtester Vertreter Q. Aurelius Symmachus. Er war Führer der national gesinnten Minderheit des Senates, bekleidet mit den höchsten Ehrenämtern der Aristokratie (Konsul 391) und galt nicht bloß in Rom für den größten Redner: sein Ruhm drang über die Alpen nach Gallien, sogar die Griechen Konstantinopels wissen von dem Glanz seines Namens, und selbst seine christlichen Gegner sprechen von ihm fast wie von einem neuen Cicero. Uns wird durch solchen Überschwang des Lobes der Niedergang der Fähigkeiten und die Geschmacksverirrung nur allzu klar. Zwar gibt Symmachus sich redliche Mühe, sich von den Fehlern seiner Zeit freizuhalten und erreicht auch bis zu einem gewissen Grade, wenigstens in den Briefen, die Zierlichkeit des jüngeren Plinius. Wenn man aber die Fülle des Wichtigen, das ein Mann in solcher Stellung uns von den Vorgängen einer ungeheuer bewegten Zeit hätte melden können, mit dem Wenigen vergleicht, das wir aus seinem reichen Nachlaß wirklich lernen, so können wir nur mit Bedauern erklären, daß ein der nationalen Partei

Symmachus (um 345—405).

angehöriger Mann jener Zeit, mochte ihn auch das Lob der Besten tragen, die Prüfung bei der kühl richtenden Nachwelt nicht besteht. Aber als Mensch tritt er uns nahe in der berühmten Denkschrift, die er im Jahre 384 im Namen einer Partei des Senates an den Kaiser Valentinianus II. richtete; er bekleidete damals die Stadtpräfektur, das höchste städtische Amt, das zu jener Zeit auch die Oberaufsicht über Kultus und Unterricht in sich schloß. In dieser Denkschrift bittet er den Kaiser um Duldung für die letzten, kümmerlichen Symbole der nationalen Religion. Das buntgewirkte Faltengewand und die anspruchsvolle Pose des Rhetors legt er freilich auch hier nicht ab, doch findet er auch reine Töne und sein feierliches Pathos verfehlt nicht ganz die Wirkung auf uns. Roma selbst wird redend eingeführt und bittet für ihre Götter: „Beste Fürsten, Väter des Vaterlandes, achtet meine Jahre, zu denen mich der fromme Brauch hat gelangen lassen. Ich will leben nach meiner Art, weil ich frei bin. Dieser Kultus hat den Erdkreis in meine Satzungen gefügt, diese Heiligtümer haben Hannibal von den Mauern, die Gallier vom Kapitol vertrieben. Ich werde ja sehen, welcher Art das ist, was euch neu einzurichten gefällt; doch es kränkt, noch im Greisenalter sich bessern zu sollen. Darum erbitten wir Duldung den Göttern unserer Väter. Was alle verehren, muß doch das Eine sein. Wir schauen auf zu denselben Sternen, gemeinsam ist der Himmel, dieselbe Welt umfängt uns. Was liegt daran, auf welchem Wege ein jeder die Wahrheit sucht? Das Geheimnis ist zu groß, als daß Ein Weg zu ihm führen könnte." Die prunkhafte Einkleidung und die pathetischen Worte haben bis auf Dante, Petrarca und Cola di Rienzo gewirkt. Der Eindruck auch auf die Zeitgenossen war ein so bedeutender, daß der größte Kirchenfürst des Westens, Ambrosius von Mailand, zur Feder griff, um den gefährlichen Gegner zu widerlegen. Es ist der Siegesruf der *ecclesia triumphans*, mit dem er den gedämpften Klagelaut des sterbenden nationalen Glaubens übertönt; aber mag auch die siegreiche Sache Gott gefallen haben: die besiegte erregt unsere menschliche Teilnahme. Eine Ironie des Schicksals war es, daß Symmachus in demselben Jahre, in dem er den Glauben der Väter verteidigte, den jungen, damals noch nicht übergetretenen Augustinus, der kurz zuvor nach Rom gekommen war, für die erledigte Professur der Rhetorik nach Mailand empfahl. Er ahnte nicht, daß er ihn dadurch seiner weltgeschichtlichen Bestimmung entgegenführte; bald darauf (387) empfing der damals 33jährige von Ambrosius die Taufe, die weltliche Rhetorik streckte die längst stumpf gewordenen Waffen vor der Predigt vom Kreuze Christi.

Ambrosius († 397). Diese hatte im Okzident in Ambrosius einen nicht minder gewaltigen Vertreter gefunden als im griechischen Reichsteile an Basilius, Gregorius und Johannes. An diesen seinen Zeitgenossen hat Ambrosius sich herangebildet, ohne sie kann sein ganzes Wirken in Wort und Schrift nicht verstanden werden; Originalität der Forschung fehlte ihm völlig, um so stärker aber wirkte er durch das machtvolle Wollen seiner gebieterischen

Persönlichkeit. Dies zeigt sich besonders deutlich in der Neuerung, durch die sein Name weitesten Kreisen bis auf den heutigen Tag im Gedächtnis geblieben ist. Als Augustinus getauft wurde, ertönte in der Mailänder Kirche der ein Jahr zuvor von Ambrosius eingeführte Hymnengesang, der den leidenschaftlichen Sinn des Täuflings mächtig ergriff. Daß Ambrosius in Hilarius von Poitiers einen Vorgänger hatte und daß dieser das Kirchenlied aus der griechischen Kirche, mit der er während seiner Verbannung (356—359) in nahe Berührung gekommen war, in die lateinische Galliens übertrug, darf als gesicherte Tatsache gelten. Aber erst Ambrosius verschaffte dem Kirchenliede, das überfromme Gemüter als zu sinnlich verwarfen, er selbst jedoch als wirksame Waffe gegen die Irrlehren der Arianer schätzte, durch das Gewicht seines Namens einen festen Platz im Gottesdienst; die vier echten Hymnen, die sich von ihm erhalten haben (der sogenannte ambrosianische Lobgesang *Te deum laudamus* ist nicht von ihm), kehren freilich, ihrer hauptsächlichen Bestimmung entsprechend, dogmatische Lehrhaftigkeit gelegentlich stark hervor, zeichnen sich aber durch Wärme des Gefühls und Wahrheit des Empfindens aus. Diese Töne des Herzens erklangen damals in lateinischer Sprache zum ersten Male seit langer Zeit wieder, wie denn der Literaturhistoriker zu den größten Segnungen, die das Christentum brachte, die Schöpfung einer an volkstümliches Empfinden anknüpfenden lyrischen Poesie zählen wird. Diese Hymnenpoesie bewegte sich zunächst noch in den Formen der klassischen Metrik, die Ambrosius und sein großer Nachfolger Prudentius mit äußerster Strenge handhabten. Dann aber warf sie seit dem 5./6. Jahrhundert diese Formen als veraltet beiseite; die neue Seele verlangte nach einem neuen Körper. Die wichtigste Neuerung war, daß die Verse durch Reim gebunden wurden; doch war es anfangs noch dem Belieben des Dichters überlassen, an welchen Stellen des Gedichtes er reimen, an welchen er reimlose Verse setzen wollte, bis sich aus dieser Wahlfreiheit die Gesetzmäßigkeit des Reimes entwickelte. Es steht fest, daß diese Neuerung aus der Kunstprosa, in der der Reim seit alters üblich war, in die Poesie, die ihn bisher nicht kannte, eindrang. Der moderne Mensch, dem das zu begreifen schwer fallen muß, vergegenwärtige sich, daß der Tonfall gehobener prosaischer Rede bei Griechen wie Römern seit Jahrhunderten dem Sprechgesange nahe kam, von dem sich das älteste Kirchenlied nur durch etwas stärkere Modulation bestimmter Stellen unterschied. Daher vollzog sich die Herübernahme des rhetorischen Kunstmittels in die Poesie mit Naturnotwendigkeit; durch einen Vergleich etwa der in Reimprosa geschriebenen Predigten Augustins mit Hymnen des 6. Jahrhunderts kann sich jeder leicht davon überzeugen. Vom lateinischen Kirchenliede aus drang der Reim seit dem 9. Jahrhundert in die Lieder der modernen Sprachen ein und unterdrückte hier allmählich die nationalen Formen, z. B. im Germanischen die Alliteration.

Hieronymus (um 335—420). Zu derselben Zeit, da Ambrosius durch die Kunst seiner Diplomatie und die Gewalt seiner Predigt der Kirche eine Macht schuf, vor der die Herren der Welt sich demütigten, arbeitete in stiller Gelehrtenklause ein Mann, um ihr den wissenschaftlichen Unterbau zu geben, den sie im Osten des Reiches bereits seit einem Jahrhundert besaß. Hieronymus stammte aus der Gegend des nördlichen Bosniens; da seine Vaterstadt Stridon, wie es scheint, zum kirchlichen Sprengel von Aquileja gehörte, mag er hier behandelt werden. Sein Name, sowie der seines Vaters Eusebius, lassen es als möglich erscheinen, daß die Familie griechischer Abstammung war. Er wurde in Rom ausgebildet, aber seine Reisen führten ihn von Trier nach Bethlehem, und in Antiochia und Konstantinopel gewann er unmittelbare Berührung mit der griechisch-christlichen Kultur. Durch seinen Briefwechsel, überhaupt die stark persönliche Art seiner Schriftstellerei ist er uns als Mensch genau bekannt. Zwar schwankt sein Charakterbild je nach dem Standpunkt, auf den sich der Beurteiler stellt. Aber wer auch nur an den Verrat denkt, den er an seinem Freunde Rufinus übte, wer ferner die gehässige Art seiner Polemik, die Vielgeschäftigkeit seines Treibens, die selbstgefällige Eitelkeit, mit der er seine Person in den Vordergrund zu drängen weiß, in Erwägung zieht, der kann nicht zweifeln, wie er Hieronymus als Menschen zu beurteilen hat; von dem wahrhaft veredelnden Einfluß, den die neue Religion auf ihre Bekenner ausübte, ist bei ihm wenig zu spüren; wer ihn an der hoheitsvollen Gestalt des Augustinus mißt, dem muß er notwendig klein erscheinen, befangen in den Vorurteilen und Fehlern einer Weltanschauung und Lebensführung, von der sich zu befreien ihm die sittliche Kraft und der Ernst des Wollens fehlten. Als Schriftsteller hat er den Rhetor weder in Stil noch im Inhalt seiner Werke verleugnet und in den Sophismen der Beweisführung ist er ein Meister: nie hat er an die Pforten der himmlischen Philosophie gepocht, sondern zeitlebens hat ihn die Rhetorik durch ihren Schein geblendet und in jene niederen Sphären gebannt, aus denen Augustinus sich emporrang. Doch wollen wir ihm das Lob, das er verdient, nicht kürzen. Er ist unter den lateinischen Schriftstellern der älteren Christenheit ohne Zweifel der gelehrteste, und seine Bedeutung beruht in der Tat wesentlich darauf, daß er die Arbeiten der großen griechischen Gelehrten nach dem Westen hinüberleitete: Origenes, von dem er später abfiel, und Eusebius waren die Vorbilder, denen er nachstrebte, ohne sie freilich zu erreichen. Kein christlicher Schriftsteller ist inniger vertraut mit den Profanautoren als er, und die Gewissensqualen, ob ein Christianus auch Ciceronianus sein dürfe, hat er durch einen Ausgleich überwunden, der seinem Wissensdrang und Formensinn größere Ehre macht als seiner Wahrhaftigkeit und Gewissenstreue. Friedlos und unstet wie sein Geist war sein Leben. Sogar bei den syrischen Mönchen hat er längere Zeit in strengster Askese gelebt. Dort irrt der in der Mitte der dreißiger Jahre stehende Mann, der des Lebens Süßigkeit ganz genossen, im Sonnen-

brand der Wüste umher; dort flickt der Gelehrte, dessen Wissen hald die Welt in Staunen setzen sollte, Körbe aus Binsen, hackt das Land, sät und hegießt Pflanzen, strickt Fischernetze — und schreiht Bücher ah; so hefiehlt er später selhst einem Freunde zu tun; es ist wohl das erstemal, daß den Mönchen literarische Beschäftigung empfohlen wird: eine für die Geschichte der Kultur hedeutsame Stelle. Dann finden wir ihn ahermals in Rom. Dort schützte ihn Papst Damasus, der mit seinen Epigrammen die Reihe der literaturfreundlichen Päpste eröffnet, gegen den Klerus, dessen Unwillen er durch seine sittenstrengen Mahnungen erregt hatte; dort lehrte er im Palaste der Marcella auf dem Aventin, ihm zu Füßen saßen asketisch gesinnte Frauen, von denen einige ihren Stammhaum auf die Marceller, Gracchen und Scipionen zurückführten. An seinem Lehensabend zog er nach Bethlehem, wo er ein Mönchskloster gründete; hier unterrichtete er die Söhne wohlhahender Eltern in der profanen Literatur, die er nach dem Muster eines Clemens, Origenes und Basilius als Grundlage der christlichen Bildung für nötig erachtet (so las er mit seinen Schülern Vergil, die Komiker, Lyriker und Geschichtschreiher); hier verfaßte er die schon erwähnte (S. 404) Übersetzung des Alten Testaments aus dem hebräischen Original, hier die Streitschriften, in denen die ganze Gehässigkeit der antiken Rhetorik und Sophistik, die verhängnisvolle Kunst, durch Scheingründe und durch persönliche Verdächtigungen des Gegners die schlechtere Sache zur besseren zu machen, ihre Orgien feiert. Die dogmatischen Streitigkeiten der älteren Kirche setzen die philosophischen Fehden des Hellenismus unmittelhar fort; so hat die Orthodoxie manchen Häretiker gebrandmarkt, dessen Charakter ehenso makellos, dessen Lehre ebenso hefreiend war wie die Epikurs, den einst die Stoa in starrer Unduldsamkeit geächtet hatte. Die aus dem Streit als Siegerin hervorgegangene katholische Kirche hat Hieronymus den Ruhmeskranz, den er selbst sich schon im Leben zuerkannte — „ich bin, ruft er einmal aus, Philosoph, Rhetor, Grammatiker und Dialektiker, Hebräer, Grieche und Lateiner" — nach seinem Tode hestätigt und die Gloriole der Heiligkeit hinzugefügt; dagegen sagt Luther in seinen Tischreden, es gehe keinen unter den Lehrern, dem er so feind sei wie Hieronymo.

Im Jahre 408 ließ Kaiser Honorius seinen Kanzler und Feldherrn Stilicho hinrichten, dem er alles verdankte. Da hrachen die Westgoten, die vor diesem gewaltigen Heerführer nun nicht mehr zu zittern hrauchten, in Italien ein und plünderten Rom (410). Das drohende Verhängnis wurde durch Alarichs Tod hinausgeschohen. Honorius gah Ataulf, dem Nachfolger Alarichs, um Italien zu retten, Südgallien und Nordspanien preis. Die Goten rückten hrandschatzend in das ihnen ausgelieferte Land ein (412). Der Nachfolger Ataulfs († 415) Wallia wurde der eigentliche Gründer des durch ein loses Bundesverhältnis mit dem römischen Reiche zusammenhängenden tolosanisch-spanischen Gotenstaates. Während dieser Ereignisse lehte in Rom ein vornehmer Mann, Rutilius Namatianus, der es verdient, einem weiteren

Rutilius Namatianus (um 400). Kreise bekannt gemacht zu werden. Er war ein Südgallier, lebte aber, wie schon sein Vater, in Rom, wo er, obwohl ein erklärter Anhänger der nationalen Religion wie Symmachus, die höchsten Ehrenämter bekleidete. Im Herbst 416 verließ er Rom, um nach seinen gallischen Gütern zu sehen, die durch die erwähnte Plünderung der Goten gefährdet waren. In seiner Heimat angekommen, beschrieb er seine Reise in einem großen Gedicht elegischen Versmaßes; daß es nur unvollständig erhalten ist, darf als großer Verlust bezeichnet werden, denn es ist eine kulturgeschichtlich sehr wichtige Schrift, auch poetisch eine achtungswerte Leistung; Sprache und Versbau sind von einer Reinheit, wie sie selbst Claudian, sein Zeitgenosse, nicht erreicht hat, geschweige denn die gallischen Dichter jener Zeit. Abgesehen von der entschiedenen Begabung des Dichters, Land und Leute lebendig zu schildern, fesselt uns seine liebenswürdige, stark persönliche Art. Er lebt und webt in den großen Erinnerungen Roms. In einem schönen Lobliede auf die Stadt, mit dem er das Gedicht eröffnet, weiß er das rhetorische Schema durch persönliche Züge lyrisch zu bereichern und überträgt so die Wärme seines Gefühls auf die Leser; er verheißt der regina orbis, obwohl sie von den Barbaren geschändet sei, die Ewigkeit. Die Wartezeit in Ostia, von wo aus er die Küstenfahrt nordwärts antreten wollte, verkürzte er sich damit, nach der fernen Stadt zu schauen; Odysseus habe sich gesehnt, seine Heimat am aufsteigenden Rauch zu erkennen: er erkenne Rom au dem Glanze, der über den sieben Hügeln liege, denn in Rom habe ihm die Sonne geschienen, und heiterer als anderswo sei dort der Tag; nicht trocknen Auges sagt er Lebewohl. Die romantische Stimmung moderner Romfahrer liegt über seinen Versen, eine mit Wehmut gemischte Heiterkeit, die wohltuend absticht von dem Wahnglauben, mit dem der mittelalterliche Pilger an der Hand eines phantastischen Romführers, des sog. Mirabilienbuches, die heiligen Stätten scheu durchwanderte. Von hohem religionsgeschichtlichem Interesse sind die Ausfälle des altgläubigen Mannes auf Juden und Christen, mit denen er auf seiner Fahrt in Berührung kommt. Der jüdische Pächter einer Villa (an der Küste gegenüber von Elba), wo sie hatten landen müssen, erhob ein großes Geschrei wegen des niedergetretenen Grases im Park und gönnte ihnen nicht das Trinkwasser: dafür hageln nun auf ihn die Schimpfwörter; es ist wohl die unverhohlenste Äußerung des Antisemitismus im Altertum seit Iuvenal, den die römischen Aristokraten damals gern lasen. Die Vorbeifahrt an einem Kloster (auf einer kleinen Insel zwischen Korsika und Elba), mit dessen Abte damals Augustinus in Verbindung stand, gibt dem Dichter Gelegenheit zu einer Schmährede auf die Mönche, die lichtscheuen Männer, die am Schmutze Gefallen fänden und am Menschenhaß. Es folgt weiterhin ein zweiter Ausfall von gleicher Bitterkeit bei der Vorbeifahrt an einem andern Kloster. Durch solche Einlagen versteht es der Dichter, den Leser zu fesseln und seine Reisebeschreibung über das Zufällige und Persönliche zu erheben; ernst und

stimmungsvoll steht dieses letzte nationale Gedicht am Grabe der antiken Kultur.

Im Verlaufe des 5. Jahrhunderts verstummte die Literatur in Italien fast ganz, die Stürme der Völkerwanderung brausten über das unglückliche Land. Schließlich (476) riß Odovakar die Herrschaft über Italien an sich. So erfüllte sich an ihm die Prophezeiung, die ihm einst, als er aus seiner deutschen Heimat an der Donau nach Italien wanderte, von Severinus, dem Mönche eines Klosters bei Wien, gegeben worden war: „ziehe hin nach Italien, zieh hin: jetzt bist du in armselige Felle gekleidet, doch du bist berufen, bald Vielen große Geschenke zu machen." Die Lebensbeschreibung dieses Severinus von einem gewissen Eugippius (Abt eines Klosters bei Neapel) mag hier kurz besprochen werden, da sie eine für die Geschichte der Zeit sehr wichtige Urkunde ist und die ganze Literaturgattung der Heiligen- und Märtyrerbiographien am würdigsten vertritt. Mit einer Lebendigkeit, die der alles Individuelle unterdrückenden hohen Literatur der Zeit fremd ist, erhalten wir hier ein Kultur- und Sittenbild des nördlichen Teiles der römischen Provinz Noricum (zwischen der Donau von Passau bis Wien im Norden und der Mur im Süden) aus den letzten Jahrzehnten ihres Bestehens (etwa 453—488). Eine Stadt nach der andern wird eine Beute der Rugier, Goten, Alemannen, Thüringer, und Severinus, der aus dem fernen Osten eingewandert ist, steht dem für einen verlorenen Posten kämpfenden Häuflein der Getreuen prophezeiend und helfend zur Seite, eine auch den Barbaren ehrwürdige Persönlichkeit. Der Verfasser hat die Taten und Wunder dieses Mönches mit schlichter Treuherzigkeit erzählt und Land und Leute mit guter Beobachtungsgabe geschildert. Er verfehlt nicht, den gelehrten Diakon, für den er diese „Memoiren" aufzeichnete, auf daß dieser eine regelrechte Biographie daraus mache, um Entschuldigung wegen seiner Schlichtheit zu bitten; und in der Tat bekommt er von dem hochgelahrten Cassiodor, der ihn noch persönlich kannte, kein besonders gutes Zeugnis in allgemeiner Bildung. Uns ist seine beredte Einfalt und frische Natürlichkeit lieber als die sich weise dünkende, prunkende Beredsamkeit der Welt.

Leben des Severinus († 482).

Die ersten Jahrzehnte des 6. Jahrhunderts brachten dem Reiche wenigstens den Schein neuer Sicherheit und der Literatur eine kurze Nachblüte. Der große Ostgote Theoderich hatte 493 den Odovakar ermordet und sich auf den weströmischen Kaiserthron gesetzt. Während die andern germanischen Könige in Gallien, Deutschland, Spanien und Afrika Staaten gründeten, in denen das römische Element im nationalgermanischen aufgehen sollte, versuchte Theoderich in Italien das Umgekehrte: der römische Staat und seine Kultur sollten bestehen bleiben und die Goten als Ackerbürger und Krieger in ihn eintreten. Er unternahm diesen Versuch, teils weil er den Glanz der römischen Kultur, die er bewunderte, durch die Kraft seiner Goten erhalten wollte, teils aber auch, weil die Verhältnisse ihn dazu bestimmten: in Italien wurzelte die

Ostgotische Kultur.

Kultur eines Jahrtausends viel tiefer als in den romanisierten Provinzen, und Rom war trotz der Verlegung des Herrschersitzes nach Ravenna die Trägerin der Vergangenheit und im Bewußtsein der Menschen auch die der Zukunft. Der künstliche Versuch mußte mißlingen, aber die mächtige Persönlichkeit des Königs hielt die verschiedenartigen Elemente zusammen und verschaffte dem schwer geplagten Lande eine dreißigjährige Ruhe. Ein inneres Verhältnis zur Literatur und Kunst, wie Karl der Große, hat dieser Germane noch nicht gehabt, aber es schmeichelte seinem Stolze, sich wie einen der alten Cäsaren als Schirmherrn einer Kultur feiern zu lassen, die ihm imponierte. Was bei Theoderich immerhin Ernst war, wurde bei seinen Nachfolgern zum Spiel; sie rühmten sich auch wohl ihrer Kenntnis dreier Sprachen, des Gotischen, Lateinischen und Griechischen, denn das Griechische war damals infolge der politischen und kirchlichen Auseinandersetzungen des Gotenreiches mit Ostrom für kurze Zeit in Norditalien wieder geläufig. Die beiden Sterne, die am abendlichen Himmel des sterbenden Reiches am hellsten glänzten — denn einen Schriftsteller wie Ennodius, so wichtig er für die Geschichte der Zeit auch ist, dürfen wir hier, wo wir nur die großen Kulturfaktoren in Rechnung ziehen können, füglich übergehen —, waren Boethius und Cassiodorius. Beide Männer stammten aus altadligen Familien und waren aufgewachsen in den Überlieferungen eines aufgeklärten, bildungsfreundlichen Christentums, wie es damals in der Aristokratie noch den Grundton der Weltanschauung bildete; Boethius war vermählt mit einer Dame aus der Familie jenes Symmachus, den wir als Vorkämpfer der alten Religion und als Herausgeber des Livius kennen lernten (S. 405). Wie damals, so wurden auch jetzt wieder mustergültige Ausgaben klassischer Zeugen der Vergangenheit veranstaltet: unsere besten Handschriften des Vergil und Horaz verdanken wir diesen Bestrebungen vornehmer Männer der ostgotischen Restaurationszeit. Die Bedeutung des Boethius für die Schulgelehrsamkeit des Mittelalters wurde oben (S. 405) bereits hervorgehoben. Daß er durch seine berühmte, im Gefängnis verfaßte „Trostschrift der Philosophie" dem Mittelalter auch den menschlichen Gehalt antiker Geistes- und Herzensbildung vermachte, ist im vorhergehenden (von Leo, S. 395) bemerkt worden. Diese Schrift mit ihrer Mischung von Prosa und Vers wurde neben dem in gleichem Stile geschriebenen älteren Werke des Martianus Capella das Stilmuster des Mittelalters, das an diesem Zwitterding von Form und Formlosigkeit wie an allem, was kraus und phantastisch war, seine Freude hatte, bis das geläuterte Stilgefühl der Renaissance wie im Inhalt so in der Form über Boethius auf Cicero und Platon zurückging.

Boethius († 524).

Cassiodorius († um 575).

Cassiodor ist, wenn man ihn gerechterweise im Rahmen seiner Zeit beurteilt, eine bedeutende Erscheinung. Durch die Erlasse, die er als Kanzler im Namen Theoderichs und seiner Nachfolger verfaßte, ist er die weitaus wichtigste Quelle für die Geschichte seiner Zeit. Großer Mut und ein seltenes Gefühl kunstvollen Könnens, aber auch genaue Vertrautheit

mit den Mustern der Vergangenheit gehörte dann vor allem dazu, nach Tacitus und Ammianus ein Geschichtswerk großen Stiles zu wagen. Er schrieb, freilich nach dem Vorgang eines zeitgenössischen Griechen in Konstantinopel, die Geschichte des Gotenvolkes, mit der ausgesprochenen, ihm durch Theoderich selbst nahegelegten Absicht, den Nachweis zu erbringen, daß es an Alter und Adel seiner Könige den dünkelhaften Italikern ebenbürtig sei. Der Verlust dieses Werkes, das 12 Bücher umfaßte, ist für uns Deutsche fast so unschätzbar wie der Untergang der 20 Bücher „Germanenkriege" des älteren Plinius. Der ganz dürftige Auszug, den noch zu Cassiodors Lebzeiten Iordanis von dessen Werke machte, läßt noch die große Gelehrsamkeit des Originals ahnen, in dem auch griechische Historiker und Geographen reichlich verwertet worden waren. Dieser Iordanis war romanisierter Gote: so ist seine Schrift das erste uns erhaltene Geschichtswerk, das ein Germane in lateinischer Sprache verfaßt hat. Erst bei den Angelsachsen und Langobarden des 8. Jahrhunderts werden wir das wiederfinden; da sind es dann aber auch keine bloßen Auszüge mehr, wie bei Iordanis, sondern originale Werke selbständiger Schaffenskraft. Was in der Zwischenzeit über deutsche Geschichte geschrieben worden ist, das stammt nicht von germanischen Schriftstellern, sondern von römischen Provinzialen.

Cassiodor hatte auch die Absicht, in Rom eine theologische Fakultät (wie wir das nennen würden) einzurichten, mußte aber den Plan wegen der kriegerischen Bedrängnisse Roms aufgeben. Doch gründete der Papst Agapetus (535—536), den er für den Plan gewonnen hatte, wenigstens eine Bibliothek, die dann Papst Gregor I. (590—604) übernahm. Dieser Plan, zu dem Cassiodor durch das Vorbild der gleichzeitigen syrisch-griechischen Theologenschule von Nisibis in Mesopotamien angeregt worden war, ist als Vorläufer der mittelalterlichen Universitätsgründungen bemerkenswert.

Für die Geschichte der Kultur noch wichtiger ist dann aber die Tätigkeit geworden, die Cassiodor entfaltete, als er sich nach dem Tode Theoderichs und seiner nächsten Nachfolger, müde der Mitarbeit an einer Politik, die sich immer mehr als aussichtslos erwies, auf seine Besitzungen in Bruttium zurückzog (bald nach 540), um hier, dem Lärm der Welt und den Greueltaten der Könige entrückt, in einem von ihm selbst gegründeten Kloster ein gottgefälliges Alter zu verleben. Während der Scheinbau Theoderichs zusammenbrach (555) und die Langobarden fürchterlicher als je die andern germanischen Barbaren in Italien hausten (seit 568), hat Cassiodor es sich angelegen sein lassen, die idealen Güter der Vorzeit für die Nachwelt zu retten. Getreu dem leuchtenden Vorbilde der großen Kirchenlehrer des 4. Jahrhunderts hat er durch Lehre und Schriften dahin gewirkt, daß seine Mönche, soweit ihre geistigen Fähigkeiten es ihnen ermöglichten, über die Betätigung frommen Sinnes die wissenschaftlichen Studien nicht vernachlässigten: in der Bibliothek des Klosters standen friedlich neben kirchlichen Büchern weltliche. Cassiodor selbst hat für

die Brüder einen Abriß nicht bloß der göttlichen, sondern auch der weltlichen Wissenschaften (der sogenannten sieben freien Künste) verfaßt, sowie ein Hilfsbüchlein für Orthographie beim Abschreiben der Bücher. Wenn wir ferner die Grundsätze lesen, die er für die Verbesserung von Handschriften aufstellte, so erkennen wir deutlich, daß er die Fürsorge, die seine weltlichen Freunde, wie bemerkt, auf die Herstellung zuverlässiger Exemplare verwandten, in die Klosterschule hinüberleitete. Die Bedeutung seiner Klosterorganisation kann man nicht hoch genug schätzen. Wenig mehr als 10 Jahre, bevor sich Cassiodor von den Geschäften der Welt zurückzog, hatte Benedictus von Nursia (in Umbrien) auf dem Mons Cassinus (bei Neapel) auf den Trümmern eines zerstörten Apollotempels das Kloster gegründet (529), das dazu bestimmt war, dereinst die Pflanzstätte aller Klöster des Abendlandes zu werden. Seinem Stifter hat der Gedanke, wissenschaftlichen Sinn bei den Mönchen zu pflegen, durchaus fern gelegen: in seiner *regula* findet sich so wenig eine Hindeutung darauf, wie in den Vorschriften, die schon im 5. Jahrhundert Cassianus für die Klöster Galliens gegeben hatte. Daß der Benedictinerorden ein Bannerträger der Wissenschaft geworden ist, muß als Cassiodors Verdienst bezeichnet werden, der zwar die Regel Benedicts, wie es scheint, auch für sein eignes Kloster zugrunde legte, sie aber mit einer freieren Geistesrichtung verband: über Benedictus und Cassianus hinweg knüpfte er damit an Hieronymus an (s. oben S. 409). Das 6. Jahrhundert, in dessen Verlauf das Westreich zusammenbrach und unter seinen Trümmern die antike Kultur zu begraben drohte, ist für die Überlieferungsgeschichte der lateinischen Literatur des Altertums entscheidungsschwer gewesen. Wären nicht die Klöster dieses und der beiden folgenden Jahrhunderte nach dem Beispiele Cassiodors für den Schutz der Literatur eingetreten, so hätte Karl der Große, als er das Reich wieder errichtete, den zerrissenen Faden nicht wieder zu solcher Festigkeit verknüpfen können. So verdient Cassiodor den Ehrentitel, den ihm ein französischer Gelehrter gegeben hat: *le héros et le restaurateur de la science au VI siècle.*

Priscianus (um 520). Mit dem Gelehrtenkreise des Ostgotenreiches stand Priscianus in Beziehungen, der daher, obwohl geborener Afrikaner, hier kurz erwähnt werden mag. Er lehrte in Konstantinopel lateinische Sprache. Durch seine große, 18 Bücher umfassende Grammatik ist er einer der gelesensten Schriftsteller des Mittelalters geworden: sein Werk soll etwa in 1000 Handschriften verbreitet sein. Es ist eine zwar unselbständige, aber doch sehr achtungswerte Leistung, zudem die einzige uns erhaltene lateinische Grammatik, die auch die Syntax berücksichtigt. Man sieht auch hieraus, wie viel höhere Ansprüche man im Osten des Reiches zu einer Zeit machte, wo der Westen sich mit dürftigen Abrissen begnügte.

II. Afrika. Die römische Provinz Afrika, dem heutigen Tripolis, Tunesien und dem östlichen Algier entsprechend, hat in der Literatur der

Kaiserzeit jahrhundertelang eine führende Stellung eingenommen und ist besonders von Hadrian bis zum Beginn des 3. Jahrhunderts tonangebend auch für Italien gewesen; damals war hier, wie bemerkt (S. 403), griechische Bildung so verbreitet wie in keiner andern Provinz des Westens. Auch hat keine die Fürsorge der Kaiserherrschaft in so hohem Maße genossen wie die schon von der Natur überschwenglich reich gesegnete Provinz Afrika. Karthago wird noch von einem griechischen Rhetor des 4. Jahrhunderts die zweite Stadt des Erdkreises neben Rom genannt; ja selbst als die Vandalen sich schon zu Herren der Provinz gemacht hatten (429), schreibt ein gallischer Presbyter: „dort blühen wissenschaftliche Studien und Philosophie, dort die Kunst der Rede und Erziehung zur Sittlichkeit." Den Bewohnern wird ein Temperament heiß wie das Klima des Landes zugeschrieben. Die Inschriften, die aus keiner Provinz des Westens, ausgenommen Italien, in solcher Menge vorliegen, geben uns ein deutliches Bild lebhaft entwickelten Bürgersinnes und vielseitiger Interessen, freilich auch einer anspruchsvollen Selbstgefälligkeit und eines gespreizten Pathos, das auch im Stil der Prosa und der Poesie zum Ausdruck kommt.

Von der Profanliteratur dieser Provinz ist innerhalb unseres Zeitraumes nur zu erwähnen das große Werk des Martianus Capella, da es eins der beliebtesten Bücher des Mittelalters geworden ist. Es enthält das System der sieben freien Künste (Grammatik, Dialektik; Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Musik), aber in einer wunderlichen, oft albernen Rahmenerzählung, wie schon der Titel „Über die Hochzeit der Philologie und des Mercur" zeigt. Gerade dieses Nebeneinander von zuchtloser Phantastik, spielerischer Allegorie und dürrer Schulgelehrsamkeit sagte dem Geschmack des Mittelalters zu, nicht weniger auch der aus schwülstiger Prosa und schulmäßiger Poesie gemischte Stil, der, wie schon bemerkt, von Boethius nachgeahmt wurde.

Martianus Capella (etwa 4. Jahrh.).

Ein viel erfreulicheres Bild zeigt die christliche Literatur. Keine Provinz des ganzen Reiches, außer Kleinasien, gab einen so trefflichen Nährboden für das zarte Reis der neuen Religion, das sich, gepflegt durch stille Arbeit, aber auch getränkt vom Strom hinreißender Beredsamkeit und vom Blute der Märtyrer, unter Afrikas Sonne zu jenem majestätischen Baume entwickelt hat, der die Welt beschattete.

Die afrikanische christliche Literatur gipfelt, wie die christliche überhaupt, in Augustinus. Wir gehen daher, um ihn in die Gesamtentwicklung besser einreihen zu können, hier über die von uns gezogene Grenzlinie zurück und werfen im Vorbeigehen einen Blick auf die Hauptvertreter der christlichen Literatur dieses Landes vor Augustinus.

Um den Ruhm des ersten bedeutenden christlichen Schriftstellers in lateinischer Sprache streitet sich Tertullianus mit Minucius Felix; doch dürfte dieser der zeitlich frühere gewesen sein, wie Tertullian zweifellos der größere war. Minucius Felix, der nicht lange vor 200 geschrieben zu haben scheint, ist der Verfasser eines Buches, das dem großen Gegensatze

Minucius Felix (um 200?).

von Hellenismus und Christentum literarischen Ausdruck durch die Form des Wechselgespräches zwischen je einem Anhänger beider Weltanschauungen gegeben hat. Nach dem Vertreter der christlichen Partei trägt der Dialog den Titel „Octavius". Sachlich bringt die Schrift nichts besonders Neues, sondern verwertet teils die von Cicero und Seneca in ihrer Bekämpfung des Polytheismus, teils die von griechischen Apologeten aufgestellten Gründe; aber die Kunst der Darstellung ist ungewöhnlich groß. An zierlicher Glätte übertrifft der Verfasser sogar den Lactantius, den er an klassischer Reinheit des Stilgefühles freilich nicht erreicht; dazu kommt eine den besten Mustern abgelernte Kunst der Charakterzeichnung und dramatischer Einkleidung — Ort der Handlung ist der Badestrand von Ostia während der juristischen Herbstferien — und ein für die Größe Roms und seiner Vergangenheit trotz aller Polemik begeisterter Sinn. Das Dogmatische ist so farblos wie kaum in einer andern christlichen Schrift: ist doch auch dem Verfasser das Christentum mehr eine neue Form der Philosophie als eine Religion. Die Schrift, die uns noch heute entzückt, mag unter den gebildeten Namenchristen viele Leser und Liebhaber gefunden haben: für die Ausbreitung eines Glaubens, der schon viele Blutzeugen gefunden hatte, war das anmutige Spiel mit den Rappieren geistreicher Dialektik nutzlos.

Tertullianus († um 230). Tertullianus, ein geborener Karthager, dessen Blüte um 200—220 fällt, war zum Advokaten bestimmt, und die Sophismen, die diesem Berufe damals eigen waren, hat er auch als Verteidiger der Religion nie verleugnen können, zu der er als Jüngling übertrat. In ihm kochte eine Glut, die ihn selbst und andere verzehrte, da sie zu lodernd war, um bloß zu erwärmen: man hat gesagt, er gleiche dem heißen Wüstenwinde seines Landes. Leidenschaftlichkeit, die kein Maß kennt, ist seinem Wesen aufgeprägt; kaum ein anderer Fanatiker hat so zu hassen verstanden wie er; Töne der Liebe, dieser schönsten Frucht des Christentums, werden fast niemals angeschlagen; darum kann man ihn nicht lieben, so hoch man ihn auch bewundern mag. Der Kampf gegen die Altgläubigen genügte ihm nicht, er griff mit derselben unerhörten Heftigkeit die katholische Kirche selbst an, als er in vorgerückten Jahren sich der Sekte der Montanisten angeschlossen hatte, deren schwärmerische, weltabgewandte, die strengen Satzungen christlicher Lebensführung bis zum Übermaß steigernde Lehre seinem ungeduldigen, unduldsamen, zum Widerspruch geneigten Temperament zusagte. Der Montanismus trat der Verweltlichung der Kirche, im Gegensatz zum hellenenfreundlichen Gnostizismus, grundsätzlich entgegen. Daher ist Tertullian einer der wenigen, die jede Vermittlung ablehnen; er verwirft nicht bloß das nationale Staats- und Religionswesen, sondern auch Philosophie, Literatur und Kunst: „die Gelehrsamkeit der weltlichen Literatur, sagt er einmal, verschmähen wir, da sie bei Gott der Torheit überführt worden ist." Ein Glück für die junge Religion, daß so unduldsame Stimmen ungehört

verklangen: fast um dieselbe Zeit, als Tertullian dem Christen die Beschäftigung mit der bildenden Kunst als einem Werke der Dämonen untersagte, hat ein christlicher Künstler in den Katakomben still und sinnig das Bild des Orpheus, der inmitten der lauschenden Tierwelt die Leier spielt, auf Christus, den guten Hirten, übertragen, ohne das Geringste zu ändern. Doch hat das Christentum, um durch den Kampf sich in seiner Eigenart zu behaupten, auch die Entwicklungsform durchmachen müssen, die Tertullian am glänzendsten vertritt: er gilt mit Recht als Begründer einer abendländischen christlichen Theologie. Sein Stil ist maßlos, wie sein Wesen, er zerbricht die überlieferten Formen, statt sich ihnen anzupassen, aber gerade darin liegt seine Größe auch auf diesem Gebiete: er wurde der Schöpfer einer lateinischen Kirchensprache, denn das Christentum, das in Wahrheit neu war, konnte mit dem überlieferten Bestande der Worte allein nicht mehr wirtschaften und bedurfte daher eines so rücksichtslosen, aber sprachgewaltigen Bildners, wie Tertullian es war.

Der Gedankenreichtum der neuen Religion offenbarte sich auch in der Vielseitigkeit ihrer literarischen Vertreter: wie neben dem zierlich plaudernden Minucius der fanatisch eifernde Tertullianus stand, so wurde dieser abgelöst von einer milden, ganz besonders sympathischen Persönlichkeit. Cyprianus war längere Zeit mit großem Erfolge Rhetor, trat dann zum Christentum über und wirkte als Bischof von Karthago seit 248 segensreich unter schwierigen Umständen; 258 wurde er in der Verfolgung des Kaisers Valerianus enthauptet. In seinem Wesen war er das gerade Gegenteil von Tertullian: nicht genial und gewaltsam, sondern sanften Gemütes und gemäßigt. Seine Schriften, darunter besonders die Briefe, unvergleichlich wertvolle Urkunden für die Geschichte der sich festigenden Kirche, haben nichts von dem eigenartigen Geiste Tertullians, zeigen dagegen schon durch die zahlreichen langen Anführungen aus der Bibel, die bei Minucius völlig fehlen, bei dem unruhigen Tertullian nicht so stark hervortreten, einen ausgesprochen christlichen, gemeinverständlichen Charakter; er begnügt sich oft damit, die dunklen Gedankengänge des von ihm hochverehrten Tertullian in klarer Ordnung und einfacher Sprache zu entwirren. Von seinem Stil sagt Hieronymus, er fließe süß und sanft dahin, wie ein ganz klarer Bach; manchmal hat dieser Stil aber vielmehr etwas Salbungsvolles, wie ihn denn ein späterer Autor mit Öl vergleicht. Eine Schrift *(ad Donatum)*, in der das Dogmatische zurücktritt, bietet eine meisterhafte Schilderung des Sittenverfalles, ein trotz rhetorischer Schwarzmalerei vortreffliches Kulturbild des gerade damals vor dem Zusammenbruch stehenden Reiches und seiner verfaulenden Gesellschaft.

Cyprianus († 258).

In der reichhaltigen christlichen Literatur dieses Landes fehlt auch das Pamphlet nicht: die um 295 verfaßten 7 Bücher des Arnobius *adversus nationes*. Er war ein bedeutender Lehrer der Rhetorik und hatte, wie hundert Jahre zuvor Fronto, die christliche Religion angegriffen. Infolge eines Traumgesichtes beschloß er überzutreten. Der Bischof weigerte

Arnobius (um 295).

sich, den durch seine Vergangenheit übel berüchtigten Menschen aufzunehmen: da verfaßte er seine Schrift, und nun wurde ihm sein Wunsch erfüllt. Vom Wesen des Christentums hat er eine ganz unklare Vorstellung, das Neue Testament hat er bestenfalls nur oberflächlich gelesen, das Alte kennt er überhaupt nicht; neuplatonische Einflüsse, wie wir sie später reichlich bei Augustin finden werden, treten uns in der lateinisch-christlichen Literatur hier zuerst entgegen. Der Ton, den der Renegat anzuschlagen sich erfrecht, ist pöbelhaft, ihm fehlt die sittliche Würde Tertullians. Die feinen und gelehrten Christen der Folgezeit haben daher dieses Werk, das der neuen Religion in den Augen der Gebildeten nur schaden konnte, entweder (wie Lactantius) stillschweigend oder (wie Hieronymus) ausdrücklich abgelehnt. Für den Theologen ist es fast wertlos, der Philologe möchte es nicht missen wegen der Zerrbilder, die der Verfasser von der ältesten römischen Religion und von den griechischen Mysterien entworfen hat, denn der Verleumdung und dem Hohn entnehmen wir manche sonst unbekannten Tatsachen.

Lactantius († um 325). Ein Schüler des Arnobius vor dessen Übertritt war Lactantius. Von Afrika hat ihn Diocletian in die damalige Residenzstadt des Ostreiches Nikomedeia (in Bithynien) berufen, wo er bei der griechischen Bevölkerung lateinische Bildung verbreiten sollte. Hier trat er zum Christentum über und gab bei Ausbruch der diocletianischen Verfolgung (303) sein Lehramt auf. In hohem Alter wurde er als Erzieher des Crispus, des Sohnes Constantins, nach Gallien berufen. Sein ausgezeichneter Stil, der nur in der juristischen Literatur der Zeit ebenbürtige Vertreter aufweisen kann, hat ihm seit der Humanistenzeit den Ehrennamen des „christlichen Cicero" eingetragen: er wollte auch durch die Vornehmheit der Sprache Propaganda für die neue Religion machen. Seine kleineren Schriften, darunter die geschichtlich wichtige „über die Todesarten der Kaiser, die das Christentum verfolgten", übergehen wir. Sein Hauptwerk sind die 7 Bücher „Einführung in die Lehre von den göttlichen Dingen" *(Divinae institutiones)*, ein Titel, den er in bewußter Anlehnung an die juristischen Institutionen wählte. In der Tat soll es nur eine Einführung sein, die eigentliche Weihe soll hinterher kommen. Er will ein philosophisches Christentum begründen und wendet sich daher an ein hochgebildetes Publikum, sowohl der Altgläubigen, die er über diese goldne Brücke der neuen Religion zuführt, als auch vieler Christen selbst, die den einfachen Geist und die kunstlose Sprache der Religionsurkunden noch nicht zu würdigen wußten. Er berührt sich daher am nächsten mit Minucius Felix, den er rühmend nennt und gelegentlich benutzt, ist ihm aber an Tiefe der ethischen Auffassung überlegen. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß er auf die Naturwissenschaft nicht nur, wie seine christlichen Vorgänger, mit Geringschätzung herabsieht, sondern sie als Feindin der Religion mit Haß verfolgt. So ist er „der erste und nachdrücklichste Vertreter jener antiwissenschaftlichen römisch-christlichen Richtung, die den Naturforscher einer späteren Zeit auf den Scheiterhaufen brachte" (J. Geffcken).

Alle Genannten waren nur Vorläufer des Größeren, dem sie den Weg bereiteten. Ein Versuch, dem Genius des Augustinus in der hier gebotenen Kürze gerecht zu werden, wäre aussichtslos; wir beschränken uns darauf, seine Bedeutung für die Literatur mit einigen Strichen zu zeichnen. Unwillkürlich fühlt man sich geneigt, seine Eigenart durch einen Vergleich mit Hieronymus festzustellen. Denn zu derselben Zeit, als dieser im fernsten Osten von seiner stillen Klause aus die christliche Welt in Staunen ob seiner Gelehrsamkeit setzte, wirkte Augustinus im äußersten Westen als Bischof von Hippo (in der Nähe des heutigen Bona). Die Lebensschicksale haben die beiden außer in brieflichem Verkehr nicht zusammengeführt, sie waren aber auch grundverschiedene Naturen. Augustinus war kein Gelehrter wie Hieronymus, sein Wissen ist vergleichsweise gering, auch abgesehen von seiner schon erwähnten Unkenntnis des Griechischen; aber an die Stelle der Gelehrten- und Kampfesnatur des Hieronymus hatte er zu setzen, was jenem abging: ein tiefinnerliches Wesen, ein reiches Gemüt und einen edlen Charakter, die es ihm ermöglichten, vom Kampf zum Frieden der Seele durchzudringen; wenn jener hervorragt durch dialektische Verstandesschärfe, so dieser durch den Schwung seiner Phantasie. Ja, man darf es aussprechen: Augustinus war der größte Dichter der alten Kirche, mag er auch in Versen so weniges geschrieben haben wie Platon. Diese beiden gehören zusammen als die größten Dichterphilosophen aller Zeiten, und wir wollen es uns als eine für die Geschichte der menschlichen Ideen wichtige Tatsache merken, daß Augustinus, als er irrte und fehlte und mit der ganzen Glut seiner Seele die Wahrheit suchte, in der platonischen Philosophie die Führerin gefunden hat, die ihn den rechten Weg leitete. Platon selbst freilich hat er im Urtext schon nicht mehr lesen können, aber das Beste und Ewige an dessen Philosophie, die Lehre, daß diese Sinnenwelt nur ein dämmerhaftes Gleichnis der ewigen und daß das Böse nicht für sich bestehend, sondern nur ein Abirren vom Guten sei, war auch in den Büchern der Platoniker erhalten, die er in der Übersetzung des oben (S. 404) genannten Victorinus las, als er in Mailand noch schwankte zwischen Skeptizismus und christlichem Offenbarungsglauben. Und wie ihn einst das Studium des Aristoteles, ebenfalls in einer Übersetzung, aus den wüsten Nebelregionen des Manichäismus in die Welt des klaren Denkens zurückgeführt hatte, so entriß ihn jetzt Platon sowohl dem Strudel der Sinnlichkeit, der ihn zeitweise zu verschlingen drohte, als der Nichtigkeit weltlicher Rhetorik, die er als Beruf gewählt hatte. Wieder siegte, wie einst zu Platons Zeit, die Philosophie als die Wissenschaft des Seins über die rhetorische Scheinwissenschaft, wieder wurde Platon, dessen Finger gen Himmel weist, ein Seelenretter. Wenn er jetzt seinen letzten großen Jünger einem Höheren zuführte, in dem der Widerstreit von Geist und Materie aufgehoben war, so werden wir dabei gern des schönen Wortes der alten griechischen Kirche gedenken, daß Gott in Sokrates die Keime

Augustinus (354—430).

des wahren Logos gesenkt habe vor der Erscheinung seines Sohnes Jesus Christus. Auch Augustinus selbst hat sich einmal in diesem Sinne ausgesprochen: er möchte — schreibt er in einem Briefe — wünschen, daß unter denen, die Christus aus der Hölle befreie, diejenigen seien, „mit denen wir durch unsere literarischen Studien so vertraut geworden sind, deren Beredsamkeit wir bewundern, nicht bloß Dichter und Redner, sondern auch Philosophen, viele auch, von denen wir keine Schriften haben, deren rühmlichen Lebenswandel wir aber aus den Werken jener kennen gelernt haben; denn abgesehen davon, daß sie nicht den einen Gott verehrten, werden sie mit Recht hingestellt als nachahmenswerte Muster der Sparsamkeit, Enthaltsamkeit, Reinheit, der Todesverachtung fürs Vaterland und der Treue". Von den Dichtern liebte er besonders Vergil, aus dem er sogar in einer Predigt Verse anführt; einmal nennt er ihn einen „großen Dichter, den herrlichsten und besten von allen": so schreibt er noch als Greis von dem Dichter, bei dessen Lektüre er als Knabe an tragischen Stellen geweint hatte.

Unter seinen überaus zahlreichen Schriften werfen wir einen Blick nur auf die zwei berühmtesten. Die *Confessiones* sind wohl das einzige Buch der alten christlichen Kirche, dessen Studium nicht auf den Kreis der Theologen beschränkt geblieben, sondern das ein Lesebuch der Gebildeten überhaupt geworden ist. Im Mittelalter freilich, das für den irrenden Menschen Augustinus kein Verständnis haben konnte, da es in ihm nur den fehlerlosen Kirchenlehrer verehrte, trat es hinter den großen lehrhaften Werken zurück; mit um so größerer Liebe umfaßte es die Renaissance, die das Individuum wieder entdeckt hatte. Petrarca, dem man ein günstiges Vorurteil für einen christlichen Schriftsteller wahrlich nicht vorwerfen kann, hat dieses Buch mit schwärmerischer Zärtlichkeit geliebt, darüber Tränen vergossen und es wie ein Orakel befragt, als er sich auf der Höhe des Mont-Ventoux in der Einsamkeit Gott am nächsten fühlte; er hat es in einer eignen Schrift nachgeahmt, wie später Rousseau. Was fand man Besonderes an diesem Buch, was an ihm fesselt uns noch jetzt? Es ist das ewig Menschliche, das an Kraft durch die Jahrtausende nicht gebrochen, mit einer Unmittelbarkeit ohnegleichen aus ihm zu uns herübertönt. Das Innenleben keines Menschen des Altertums ist uns so genau bekannt wie das des Augustinus, und da es auf das ewig Menschliche eingestellt ist, so wird das Persönliche zum Allgemeingültigen; mit Recht hat man das Faustische dieses Buches hervorgehoben. Hoffen und sehnen, irren und suchen, verzweifeln und glauben, hassen und lieben — es gibt keine Saite im Gemütsleben des Menschen, die hier nicht tönte. Genrebilder von ganz intimem Reize wechseln mit erschütternden Seelengemälden. Von dem Garten in Afrika, wo der Knabe Birnen gestohlen hat, begleiten wir ihn bis zu dem Garten in Mailand, wo der 33jährige nach unendlichem Ringen in schicksalsschwerer Stunde verzichtet auf alles, was ihm das Leben bisher lieb und wert machte, verzichtet auch

auf die Braut, deren Besitz er mit der ganzen Sinnlichkeit seines heißen Blutes begehrt; er erzählt von den Prügeln, die er in der Schule bekam, weil er nicht griechisch lernen wollte, wie von seiner sanften frommen Mutter, die mit grenzenloser Zärtlichkeit an dem Sohne hängt, und die sich zu sterben legt, als er ihr durch Empfang der Taufe den Wunsch ihres Lebens erfüllt hat. Es liest sich wie ein Roman und ist doch alles erlebt. Ein solches Buch hat es nie vorher und nie wieder nachher gegeben. Zwar eine Selbstbiographie hat ein oder zwei Jahrzehnte vorher im Osten des Reiches auch Gregorius von Nazianz (in zwei langen Gedichten) geschrieben, aber Augustin gibt sie in Form einer Beichte und Rechenschaftsablage vor Gott, unvergleichlich tiefer und wahrer als jener große griechische Prediger. Eigentlich neue Gattungen hat die Literatur der alten Kirche, die mit der Apostelgeschichte beginnt, nicht hervorgebracht, sondern sich damit begnügt, die alten Formen mit neuem Inhalt zu füllen — scheinbare Ausnahmen von diesem Gesetz erledigen sich bei sorgfältiger Erwägung —: für die augustinischen Konfessionen läßt sich ein irgendwie genaues Seitenstück nicht anführen. Immerhin wollen wir nicht vergessen, daß die Analyse des eignen Ich durch eine Richtung in der Philosophie der ersten Jahrhunderte vorbereitet war: Seneca berichtet, daß er, dem Beispiel des pythagoreisierenden Sextius folgend, sich abends vom sittlichen Ertrage des Tages Rechenschaft abzulegen gewöhnt sei, und der Vorschrift Epiktets „sprich mit dir selbst" verdanken wir Marc Aurels „Selbstgespräche"; diese wiederum sind, ohne daß eine unmittelbare Abhängigkeit vorläge, von Augustins *Soliloquia* nicht zu trennen, einer ganz kurz vor der Taufe von ihm verfaßten Schrift, in der er sein Ich mit seiner Vernunft ein Zwiegespräch halten läßt. Wenngleich also die Möglichkeit vorliegt, die Konfessionen nach ihrer allgemeinsten Idee der Selbstbetrachtung in einen Kreis des Gefühllebens hineinzubeziehen, das auch in der Literatur der Antike seinen Niederschlag gefunden hat, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß hier eine stark ausgeprägte Persönlichkeit die überlieferten Formen zerschlagen und ein Neues gebildet hat. Freilich haftet auch an diesem Menschenwerk ein Erdenrest. Wer eine solche Beichte an seinen Gott als Lese- und Erbauungsbuch für das Publikum herausgibt (und er nimmt öfters ausdrücklich auf Leser Bezug), der hat die von den Christen vielgeschmähte antike Selbstgefälligkeit innerlich noch nicht ganz überwunden, und ihm kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er „sein Herz zur Schaubühne gemacht hat". Zudem wirkt die Form der Beichte, durch 13 Bücher fortgesetzt, schließlich ermüdend und kann ohne Künstlichkeit nicht gewahrt werden: oft hören wir ihn nicht vor seinem Gotte bekennen, sondern seine Leser belehren. Die Sprache endlich, die nach unserem Gefühl in solchem Werke nicht schlicht genug sein kann, ist stellenweise sehr gesucht: die erhabensten Gedanken seines schöpferischen Geistes, die geheimsten und zartesten Regungen seiner leidenden Seele werden von ihm nur zu oft mit dem

Flitterkram der Rhetorik behängt. Aber diese Fehler, die er auch in seinen Predigten nicht vermeidet, teilt er mit seiner Zeit. Als Ganzes ist das Werk von einsamer Großartigkeit und gehört zu den ewigen Besitztümern der Menschheit.

Wenn die Konfessionen den Kampf des Individuums zwischen Böse und Gut und den endlichen Triumph des Guten schildern, so stellen die später geschriebenen 22 Bücher „Vom Reiche Gottes“ *(de civitate dei)* dieses Problem auf die Grundlage der ganzen Menschheitsgeschichte. Diesem bedeutendsten Werke der alten Kirche hat auch die griechische Theologie nichts Vergleichbares an die Seite zu setzen; wie im Osten die Fähigkeit wissenschaftlicher Forschung, so war im Westen des Reiches die Kraft des Aufbauens größer. Den unmittelbaren Anlaß zu diesem Werke gab dem Augustinus die Bestürmung Roms durch Alarich (410). Damals grub die nationale Partei den alten Vorwurf wieder aus, daß an diesem Verhängnis, dem fürchterlichsten seit der Schlacht an der Allia, die Christen schuld seien, denen die alten Götter grollten. Nie war dieser Vorwurf mit scheinbar größerem Rechte erhoben worden — ging doch dem Barbarensturm das Edikt des Theodosius, das die Tempelgüter einzog, unmittelbar voraus —, und es bedurfte des ersten Mannes der Christenheit, ihn zu widerlegen. So schließt dieses Werk die lange Reihe der christlichen Verteidigungsschriften ab, geht aber darin weit über sie hinaus, daß es auf den Trümmern des niedergerissenen Pantheon die christliche Kirche sich vor unseren Augen erheben läßt. So würdig und ernst, mit solcher Tiefe und Weite des Blickes war die alte Streitfrage noch nie behandelt worden. Angenehm berührt uns die trotz grundsätzlicher Ablehnung des Alten gewahrte Vornehmheit der Polemik: man merkt, daß ihm einst lieb und wert gewesen ist, was er nun bekämpfen muß, und gern bezeugt er auch hier, daß philosophische Denker und Dichter wie Cicero, Vergil, Seneca und vor allen Platon, durch gelegentliche Gedankenharmonie mit christlichen Lehren verbunden seien. Der wissenschaftlichen Sachlichkeit, mit der der Polytheismus bekämpft wird, verdanken wir Stücke der wertvollsten Urkunden der alten Religion, deren Originale nun freilich, als endgültig widerlegt, der Vergessenheit anheimfielen. Augustinus untersucht in diesem Werke die alte Frage nach der Stellung des Christentums in der Geschichte, löst sie aber nicht wie frühere Schriftsteller historisch, sondern spekulativ. Der Widerstreit des bösen und des guten Prinzips findet in dem Kampfe der *civitas terrena* und *divina* seinen Ausdruck; das irdische Reich ist mit dem Sündenfall in die Welt getreten und dient den irdischen Bedürfnissen; das Gottesreich ist das Ideal der Sündenlosigkeit; beide wogen auf und nieder, bis Christus das Reich Gottes, das seit des Heilands Erscheinung reiner als zuvor erstrahlt, dereinst am Ende aller Tage zum vollen Siege führen wird. Dem Altertum war der Gedanke, die Wirksamkeit einer Idee in der Weltgeschichte zu erweisen, unbekannt gewesen: er konnte auch nur auf dem Boden des

christianisierten römischen Weltreiches erwachsen, und nur im Geiste eines Mannes, der die Kraft philosophischer Betrachtung mit baumeisterlicher Kunst so vereinigte wie Augustinus. Wenn das Wesen der Geschichtsphilosophie teleologische Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung ist, so darf Augustins Werk ein geschichtsphilosophisches genannt werden (der Ausdruck stammt von Voltaire), insofern hier zum ersten Male ein Fortschritt der Menschheitsgeschichte nach einem bestimmten Ziele hin behauptet und dargelegt worden ist. Bei aller Bewunderung jedoch für die Größe des Wurfes, für den Versuch, die Flucht der Erscheinungen einem einheitlichen Prinzip unterzuordnen, und für die systematische Folgerichtigkeit, mit der dieser Riesenbau aufgeführt worden ist, kann die Kritik auch hier nicht verstummen. Die zum Prinzip erhobene transzendentale Idee des göttlichen Willens läßt die in der Geschichte lebendigen Mächte außer Betracht: gilt doch die Freiheit des Willens, die der junge Augustinus verteidigt hatte, dem alten durch den Sündenfall als aufgehoben. So vermag denn diese religionsphilosophische Geschichtskonstruktion, wie sie nicht ohne allegorische Umdeutung und gewaltsame Beugung geschichtlicher Tatsachen zustande gekommen ist, die Probe auf ihre Richtigkeit bei vorurteilsloser Prüfung nicht auszuhalten. Diesem Urteil widerspricht es nicht, daß der Siegeszug dieses Werkes durch die abendländische Christenheit fast beispiellos gewesen ist; man wird wohl sagen dürfen, daß außer Platon kein Schriftsteller auf die Gedanken der Kulturmenschheit so bestimmend eingewirkt hat wie Augustinus durch dieses Werk. Noch heute ist es ein Grundbuch der katholischen Kirche. Begreiflich genug: ist doch die *civitas dei* dem Augustinus nicht bloß das übersinnliche Reich Gottes, das dereinst am Ende der Dinge kommen wird, sondern zugleich auch die Kirche, die bereits jetzt auf jenen Zustand der Vollkommenheit vorbereitet; und als solche hat sie die Aufgabe, die ihr gegenüberstehende *civitas terrena*, die sündige weltliche Gemeinschaft, zu heiligen und sich dienstbar zu machen. Diese zweite, reale Auffassung des Begriffes der *civitas dei* drängte im Mittelalter die erste, geistige in den Hintergrund; sie wurde — von Thomas von Aquino schließlich in voller Schärfe herausgearbeitet — die theoretische Grundlage für die Weltherrschaft der katholischen Kirche, für jene Politik, durch die die Kirche die Welt, Wissenschaft wie Leben, in sich aufnimmt und sich unterordnet.

Augustinus hat nach seiner Taufe noch über vier Jahrzehnte in seiner Heimat gewirkt, anerkanntermaßen der größte Schriftsteller der Christenheit. Aber auch ins Volk ist er hinabgestiegen durch seine Predigten. Diese sind in der Form charakteristisch durch ihre ausgebildete Reimprosa, an deren Stillosigkeit das Mittelalter sich berauschte. Auch über die Theorie der Predigt hat Augustinus ein ausgezeichnetes Werk verfaßt, in engem Anschluß an Ciceros Schrift vom Redner. Er sollte den Einbruch der Barbaren in sein Heimatland noch erleben: während der Belagerung

seines Bischofssitzes Hippo durch die dem gotischen Stamme angehörenden Vandalen starb er hochbetagt (430).

Poesie zur Zeit der Vandalenherrschaft (429—534). Aus der Zeit der hundertjährigen Vandalenherrschaft in Afrika besitzen wir zahlreiche größere und kleinere Gedichte, von denen einige sich durch formale Kunst auszeichnen; auch bieten sie als literarische Erzeugnisse einer Mischkultur nicht geringes Interesse. Die Barbarenkönige sahen es mit Schmunzeln, wenn die lateinischen Dichter ihnen Geburtstagsgedichte machten oder ihre Sommerresidenzen und Bauten verherrlichten, doch ließen sie sie gelegentlich auch ihre rohe Kraft fühlen. Dann regte sich wohl das nationale Gefühl der römischen Provinzialen gegen die Barbaren, die hier die alte reiche Kultur zerschlugen. Ein bekanntes Gedichtchen dieser Art, wertvoll durch die germanischen Worte des ersten Verses *(heils* und *skapjam matzjan jah drinkan)*, lautet in deutscher Übersetzung:

> Zwischen dem gotischen „Heil!", dem „Schafft uns zu essen und trinken"
> Wagt sich keiner daran, die Verse richtig zu bilden.
> Denn Kalliope scheut den Verein mit dem trunkenen Bacchus:
> Schritte die Muse doch dann taumelnden Fußes einher.

III. Spanien. Dieses Land, das im 1. Jahrhundert der Literatur die größten Talente (so die Familie der Seneca, Martial, Quintilian), und der Welt zwei Kaiser (Trajan, Hadrian) schenkte, sank seit der Mitte des 2. Jahrhunderts zu vollkommener Bedeutungslosigkeit herunter. Auch das Christentum brachte hier zunächst keinen literarischen Aufschwung: der Gegensatz zu Afrika und Gallien ist so scharf wie nur möglich. Erst vom 4. Jahrhundert ab wurde es etwas besser (Theodosius der Große war Spanier), doch waren auch jetzt nicht einmal Talente zweiten Ranges in der Literatur zahlreich. Die Ursache dieser Minderwertigkeit mag gerade darin liegen, daß die Romanisierung in keiner Provinz so durchgreifend war wie in Spanien: so fehlte hier mehr als anderswo die Rassenmischung, die in Gallien und Afrika Literaturen landschaftlichen Charakters hervorbrachte. Auch lag diese Provinz dem Osten am fernsten: die Kenntnis des Griechischen muß hier ganz unbedeutend gewesen sein. Bis an die Grenze des Mittelalters hat die Literatur Spaniens nur einen einzigen großen Namen aufzuweisen — denn die Weltgeschichte, die der Presbyter Orosius im Auftrage des Augustinus verfaßte, ist nur durch die darin ausgeschriebenen, uns zum Teil verlorenen Quellen wichtig —: den Dichter Prudentius († um 410). Prudentius, den man als Liederdichter den „christlichen Horaz" nennen darf. Seine Hymnen sind nicht wie die ambrosianischen für den Gemeindegesang bestimmt: es ist ein Liederbuch zum Lesen, mögen auch einzelne Lieder auszugsweise in kirchlichem Gebrauch gewesen sein. Er gibt der Mystik größeren Spielraum als Ambrosius. Er führt in die Lyrik die Erzählung ein, verbindet sie also mit der Epik; den Stoff der Erzählungen entnimmt er der Bibel, wie einst Pindar dem Epos (gleichartige Voraus-

setzungen haben hier zu ähnlicher Kunstübung geführt). Er gestaltet sie in gutem Sinne des Wortes pathetischer und verbindet so aufs glücklichste Zartheit des Empfindens mit Schwung der Phantasie. Manche seiner Märtyrerlegenden zeigen freilich den Schwulst und die Roheit ihrer prosaischen Vorlagen; aber einige lassen sich als volkstümliche Balladen bezeichnen: diese Stücke (z. B. das Gedicht auf den heiligen Laurentius) sind ausgezeichnet durch erfrischende Derbheit des Ausdruckes und lebendige Szenerie, stellenweise auch durch Humor, sie haben auf die mittelalterliche Volkspoesie eingewirkt: so feiert das älteste uns erhaltene nordfranzösische Gedicht die heilige Eulalia, deren Martyrium auch Prudentius besingt. Eins seiner kleinen Epen hat dadurch kulturgeschichtliches Interesse, daß es wegen einer durchgeführten Allegorie — die antiken Laster kämpfen mit den christlichen Tugenden um die menschliche Seele — ein Lieblingsbuch des Mittelalters bis auf Dante wurde.

Wie in Italien, Afrika und Gallien, so brachte die germanische Besetzung des Landes auch in Spanien der Literatur eine Nachblüte, die hier freilich nur kurz und matt war und sich erst entfaltete, seitdem die arianischen Westgoten zum katholischen Bekenntnis übertraten (586): denn erst dadurch kam das römische Element des Landes, das bis dahin unterdrückt worden war, zur Betätigung seiner Eigenart. Die Bischöfe von Toledo, Saragossa und Sevilla wetteiferten durch philosophische, grammatische und historische Abhandlungen in dem Bestreben, die sinkende Kultur zu stützen; sie wußten sogar die germanischen Eroberer dafür zu interessieren: als Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß zu Anfang des 7. Jahrhunderts ein westgotischer König (Sisebut † 620) in guten lateinischen Hexametern über Sonnen- und Mondfinsternisse schreibt. Der bedeutendste dieser letzten Pfeiler der Kultur war Isidorus, Bischof von Sevilla. Der Ruhm seines Namens knüpfte sich im Mittelalter besonders an ein umfangreiches Werk, das wir als eine Art von enzyklopädischem Reallexikon bezeichnen würden. Originales Wissen darf man darin freilich nicht suchen, aber schon eine so massige Sammlung des zerstreuten Stoffes zum Nutzen der Bildungsfreunde war damals ein großes Verdienst, und in diesem Sinne sagte ein Zeitgenosse von ihm: „Gott hat ihn nach all dem Unglück Spaniens erweckt zur Erhaltung der Denkmale der Vergangenheit und ihn wie einen Rammpfahl hingesetzt, auf daß wir nicht völlig in Barbarei verkämen." Nicht ohne Interesse und Rührung sehen wir diese letzten Vorkämpfer der Kultur die Brosamen von der reichbesetzten Tafel der Vorzeit sammeln.

Isidorus († um 640).

IV. Gallien. Hier entfaltete sich in den Zeiten des ausgehenden Altertums besonders reiches literarisches Leben. Um den Grund zu erkennen, greifen wir etwas weiter zurück. Der südliche Teil der Provinz (Gallia Narbonensis) war seit ältester Zeit nächst Kampanien das gelobte Land des Hellenismus im Westen; in der Kaiserzeit waren die Mittel-

Romanisierung Galliens.

punkte Massilia (Marseille), Arelate (Arles), Nemausus (Nîmes), Tolosa (Toulouse), Narbo (Narbonne), Vienna (Vienne). Die hohe Kultur dieser Gegend wirkte befruchtend auch auf die westlichen und nördlichen Teile des Landes, die von Cäsar dem römischen Reiche gewonnen wurden. Es kam hinzu, daß die Gallier sich dem römischen Wesen leicht anglichen, ohne doch dabei ihre Eigenart preiszugeben. Cäsar fiel die stark ausgeprägte Neigung und Fähigkeit zum Nachahmen auf. „Ganz Gallien, sagte schon der alte Cato, gibt sich eifrigst mit zwei Dingen ab, dem Kriegswesen und der Kunst geistreicher Rede." So sehen wir denn die griechisch-römische Kultur vom Süden her sich rasch ausbreiten. In Lugdunum (Lyon) fand schon unter Caligula ein Wettstreit zwischen griechischen und lateinischen Rednern statt, und zur Zeit Trajans ist der jüngere Plinius stolz darauf, daß dort seine Schriften verlegt werden. Ein Rhetor um 150 nennt, wenn auch übertreibend, Reims das „gallische Athen". Seit dem Anfang des 4. Jahrhunderts ist Trier, die Residenz der Kaiser im Westen, ein Hauptsitz der Studien, das „Rom des Nordens", wie es Mommsen nennt. Aber das regste geistige Leben herrschte damals in der südwestlichen Provinz Aquitanien, vor allem in Burdigala (Bordeaux), auch in Pictavum (Poitiers).

Im 2. Jahrhundert freilich vermochte Gallien mit Afrika nicht zu wetteifern, das 3. war für diese Provinz in noch stärkerem Maße als für das übrige Reich eine Zeit tiefsten Verfalles, denn in Gallien kam zu dem allgemeinen Elend noch ein furchtbarer Bauernaufstand, der das Land dem Untergange nahebrachte. Der Segen der Reichsteilung kam daher vor allem dieser Provinz zugute. Im 4. Jahrhundert verdrängte sie Afrika aus der führenden Rolle und konnte es sogar mit Italien aufnehmen; die häufige, durch die Barbareneinfälle bedingte Anwesenheit der Kaiser förderte die Literatur. Das Christentum in griechischer Sprache wurzelte seit der Mitte des 2. Jahrhunderts fest in der südlichen Provinz (z. B. in Vienne) und breitete sich von da aus: Lyon, auf der Grenze der südlichen und der zentralen Provinz, vermittelte es dem römisch und keltisch redenden Teil des Landes. Die Kenntnis des Griechischen ist in dem Gallien des 4. Jahrhunderts, als es in Afrika zu erlöschen begann, noch ziemlich verbreitet: Ausonius empfiehlt seinem Enkel die Lektüre des Homer und Menander und prunkt in halblateinischen, halbgriechischen Versen mit seinem Wissen. Immerhin erkennen wir auch hier deutlich den Rückgang griechischer Kenntnisse: die Professoren dieser Sprache verdienten nur so viel wie die lateinischen Elementarlehrer; doch sind — infolge der politischen Beziehungen des Frankenreiches zu Ostrom — Spuren griechischer Kenntnisse noch in Klöstern des 5. und 6. Jahrhunderts nachweisbar. Ein tieferes Interesse für wissenschaftliche Studien fehlt; dagegen blühen die rhetorischen Studien, die die Kunst des Versemachens mitumfassen, hier noch mehr als im übrigen Reiche: Symmachus verschreibt sich für einen Verwandten einen Rhetor aus Gallien nach Rom. Über

den Schulbetrieb dieses Landes im 4. Jahrhundert geben uns mehrere Urkunden interessante Aufschlüsse. Da ist zunächst ein Erlaß der drei Kaiser vom Jahre 376 über Besoldungen der Lehrer (die in Trier bekommen eine Extrazulage). Ferner ein Gedichtkranz des Ausonius, der eine Art von Gelehrtengeschichte Südwestgalliens enthält (einige seiner Kollegen bekommen den Ehrentitel „Abstinenzler", was für die übrigen, meist in Bordeaux lebenden zu denken gibt). Endlich die Rede des Eumenius von Augustodunum (Autun), die wir wegen ihres Inhaltes wie eine Oase in der Öde gallischer Rhetorik begrüßen (gehalten 297): der Mann — nach unserer Bezeichnung etwa Gymnasialdirektor — bittet den Statthalter der Provinz, ihm bei den Kaisern die Erlaubnis auszuwirken, sein ganzes Gehalt zum Wiederaufbau der in den Kriegsunruhen zerstörten Schule zu verwenden. — Eine eigentlich christliche Literatur hat Gallien im 4. Jahrhundert nicht aufzuweisen. Doch gehört die im Jahre 403 vom Aquitanier Sulpicius Severus verfaßte chronikartige Darstellung der jüdisch-christlichen Geschichte noch in diese Epoche. Dies inhaltlich durch die verständige Benutzung wertvoller Quellen wie formell durch die Sauberkeit der Sprache gleich bemerkenswerte Werk führt uns wie die ebenfalls von Sulpicius verfaßte dialogartige Biographie des Martinus von Tours die geistige Vorherrschaft Aquitaniens in vorteilhaftester Weise vor Augen. Für den flatterhaften Namenchristen, Schöngeist und Tausendkünstler Ausonius ist der Vergleich mit diesem gebildeten Anhänger der neuen Religion ebensowenig schmeichelhaft wie der Vergleich mit dem phantasiebegabten Paulinus von Nola (s. Leo oben S. 394).

Sulpicius Severus (um 400).

Die Kultur Galliens brach im Anfang des 5. Jahrhunderts unter den furchtbaren Stürmen der Völkerwanderung zusammen. Gallien ging dem Reiche dauernd verloren: Burgunder, Franken, Westgoten gründeten teils mit Gewalt, teils mit Genehmigung der Kaiser, die sich dadurch die Rettung Italiens erkauften, ihre Staaten, die Hunnen vollendeten das Zerstörungswerk (451). Auch hier versuchten die römischen Provinzialen ihre Literatur als Bollwerk der Sturmflut entgegenzusetzen. „Das einzige Abzeichen des Adels wird — so schreibt einer — in Zukunft Kenntnis der Literatur sein"; einem andern ist „Flucht vor den Barbaren" gleichbedeutend mit dem „Standhalten bei der Fahne der Literatur". Aber was nützte es ihnen, daß sie sich schüttelten vor der „schuppigen keltischen" oder der „flächsernen germanischen Sprache"? Der Verfall war unaufhaltsam und eine geschichtliche Notwendigkeit: die Zukunft gehörte dem Neuen. Die eigentlich christliche Literatur entwickelte sich in dem Gallien des 5. Jahrhunderts zu hoher Blüte; sie nahm hier, dem religiösen Leben entsprechend, eine asketische Färbung an. Die Kloster- und Bischofsschulen, bald auch die Hofschulen an den Residenzen der Merowinger traten das Erbe der Rhetorenschulen an. Wer an den alten Formen festhält wie Sidonius Apollinaris, in dem sich die Richtung des Ausonius fortsetzt, und der auch als Bischof von Clermont das Versemachen nicht

Sidonius Apollinaris (um 430—480).

lassen kann, verfällt unrettbar der Öde des Inhaltes und dem Schwulst. Ganz anders wissen uns diejenigen Schriftsteller zu fesseln, die einen Griff in das volle Leben ihrer Zeit wagen. Wie inhaltreich ist, um nur dieses zu nennen, das Werk des Salvianus, eines Presbyters von Marseille, „über die göttliche Weltregierung", verfaßt nach der Eroberung Afrikas durch die Vandalen (429), aber vor dem Einbruch der Hunnen in Gallien (451). Es ist eine große Strafpredigt über die verkommene Zivilisation des römischen Reiches, die Farben sind grell wie bei Iuvenal. Das Bedeutsame aber ist nun, daß er den entarteten römischen Bewohnern der Provinzen — Anhängern der alten wie der neuen Religion — die germanischen Eroberer als die sittlich vollkommeneren Menschen entgegenzustellen wagt: Gottes Strafgericht ist gerecht, die Barbaren verdanken ihre Siege nicht bloß der rohen Kraft, sondern ihrer größeren Tüchtigkeit. Die alte Gegenüberstellung einer äußerlich glänzenden, im Innern morschen Kultur und einer ungebrochenen barbarischen Volkskraft hat hier einen tatsächlichen Hintergrund erhalten; dieses bei Tacitus nur leise mitklingende Motiv beherrscht hier die ganze, stellenweise an die Strafpredigten der jüdischen Propheten gemahnende, rauschende Symphonie. Dieser Mann ist nicht blind gegen die Fehler auch der Barbaren — „die Goten, sagt er einmal, sind treulos, aber sittsam, die Alanen unsittlich, aber weniger treulos, die Franken lügnerisch, aber gastfreundlich, die Sachsen grausam, aber wunderbar keusch" —, aber ihm ist doch die Erkenntnis gekommen, daß die Zukunft den Germanen gehört. Gefühlt haben mögen das damals viele ernste Männer, ausgesprochen hat es, noch dazu in dieser Schärfe, keiner sonst, und Salvian ist sich seiner Kühnheit bewußt. Für uns aber gewinnt sein Werk dadurch großen Reiz und hohe kulturgeschichtliche Bedeutung.

Salvianus (um 440).

Wie in den übrigen Ländern des ehemaligen Reiches, so brachte auch in Gallien die germanische Staatengründung des 6. Jahrhunderts eine Mischkultur von eignem Gepräge hervor. Wie der Barbar sich gern mit glitzerndem Schmuck behängt, so ließen die Merowingerkönige es sich gern gefallen, wenn ein romanischer Dichter ihre Hochzeitsfeste oder Kirchenbauten in pomphaften Versen besang oder ein Prosaiker ihre in Krieg und Frieden gleich blutigen Taten aufzeichnete. Einer dieser Könige, Chilperich, der auch lateinische Verse, aber metrisch falsche, machte, prunkte sogar mit seiner Kenntnis des griechischen Alphabetes, aus dem er, der Barbar, drei Buchstaben ins lateinische einzuführen befahl, ein wunderlicher Herr, wie der selige Kaiser Claudius, der einst Ähnliches versucht hatte. Ein griechischer Arzt, Anthimus, verfaßte um 520 für einen der Söhne Chlodowechs eine Art von diätetischem Kochbuch, das sehr interessant ist durch seine Sprache — das Latein ist schon auf dem Wege zum Romanischen — und durch einige sachliche Bemerkungen, z. B. regt er sich über den maßlosen Genuß von Speck auf, „diesem Leckerbissen der Franken". Zwei Schriftsteller dieser Zeit, beide römische

Chilperich († 584).

Anthimus (um 520).

Provinzialen, verdienen genauere Erwähnung. Gregorius, Bischof von Tours, ist berühmt durch seine große Geschichte der Franken. Daß ein Mann in dieser gärenden Zeit, als auf den Ruinen des Alten und zum Teil mit ihrem Material ein neues Volkstum sich zu entwickeln begann, den Mut und die Kraft zu einem solchen Unternehmen besaß, verdient hohe Anerkennung, und wir wollen mit ihm nicht rechten, daß er es ausführte ohne die Bildung, die Cassiodor, zweifellos sein Vorbild, in seiner Gotengeschichte gezeigt hatte. Mag er sich entschuldigen müssen, daß er die Geschlechter der Substantive nicht mehr scheiden, die Präpositionen nicht mehr mit ihren Kasus verbinden könne: wir haben allen Grund, ihm für eine der wichtigsten Urkunden unserer ältesten Geschichte dankbar zu sein, und freuen uns gerade darüber, daß er auf den pomphaften Stil des „gallischen Kothurns" verzichtete, den er in seinen Heiligengeschichten anzulegen für gut befand. Mit ihm befreundet war der Dichter Venantius Fortunatus, das größte Formtalent der untergehenden westlichen Kultur des 6. Jahrhunderts. Er stammte nicht aus Gallien — dort konnte man so Tüchtiges längst nicht mehr —, sondern aus Oberitalien, wo, wie bemerkt, die Ostgotenzeit einen bedeutenden Aufschwung bewirkt hatte. Von dort kam er um die Mitte des Jahrhunderts nach Gallien, wo er als Presbyter in Poitiers um 600 starb. Alle staunten den italischen Poeten wie ein Wunder an. In der Tat verdient er unsere Achtung: man muß es ihm lassen, daß er seine antiken Vorbilder (darunter z. B. die Elegiker der augusteischen Zeit) gelegentlich mit Verständnis nachgeahmt hat; zwei seiner Hymnen sind noch jetzt im Gebrauch der katholischen Kirche. Für die Kulturgeschichte seiner Zeit ist er von nicht geringer Bedeutung — von den Deutschen, durch deren Gebiet er auf seiner Reise von Ravenna ins Frankenland kam, sagt er, sie hätten „als seine Zuhörer bei hölzernen Bechern dagesessen und, sich den Heiltrunk bietend, so unmäßig gezecht, daß selbst der Zechergott Bacchus es für ein Tollheit erklärt haben würde" —, und über die Gedichte, die er im Auftrage der Radegunde verfaßte, urteilt eine berufene Stimme so: „Das Bild, das sie bieten, ist nicht ohne Bedeutung und in gewisser Weise eine Verheißung für folgende Zeiten. Dort die thüringische Königstochter, ihrer Heimat entführt und zur fränkischen Königin in romanischer Bildung erzogen, eine Heilige der Kirche; hier der italische Lehrer und Dichter, ein frommer Priester, auf den von Franken eroberten gallischen Boden verschlagen: so finden wir die Überreste der versunkenen Jahrhunderte mit ihren aus der Fäulnis mächtig fortwirkenden Keimen und die frischen Kräfte, denen die Zukunft gehört, jene von diesen, diese von jenen bereits beeinflußt und umgestaltet beieinander" (F. Leo).

Gregor von Tours († 593).

Venantius Fortunatus († um 600).

Wenn schon Gregor von Tours in der Vorrede seines Werkes klagt, daß die Pflege der Wissenschaft in den gallischen Städten daniederliege, so brachte hier das 7. Jahrhundert mit dem kläglichen politischen Niedergang den völligen Verfall der Kultur. Wir ermessen den Abstand an der

'Fredegar' (613 ff.). Fortsetzung Gregors, die unter dem Namen des Fredegar bekannt ist: so dankenswert sie (mit ihren Erweiterungen) für den Historiker ist, bekundet sie doch in der Darstellung die hereingebrochene Barbarei. Wenn nicht von anderer Seite Hilfe kam, so war es in diesem gelobten Lande der Bildung mit der Kultur vorbei. Diese Hilfe sollte kommen von seiten der Kirche und des Staates.

Irische Kultur. V. Die Propaganda der irischen und angelsächsischen Mönche. Irland war von Südwestbritannien aus, wo im 4. Jahrhundert eine fest organisierte Kirche bestand, um 400 christianisiert worden. Es blieb dank seiner Abgelegenheit von den Stürmen der Völkerwanderung verschont, die im ganzen übrigen Abendland die Kultur fast zerstörten, und in den zahlreichen Klöstern, die in rascher Folge auf der Insel entstanden, konnte an den Zustand der festländischen Bildung im 4. Jahrhundert unmittelbar angeknüpft werden. Die im Abendland sonst fast verlorene Kenntnis des Griechischen war bei den Iren so verbreitet, daß im Frühmittelalter irische Nationalität und griechische Sprachkenntnis fast eine Gleichung bildeten. Die sprichwörtliche Wanderlust der irischen Mönche wurde für den ganzen Gang der Zivilisation entscheidend: sie haben die antik-christliche Kultur, die ihnen um 400 übermittelt worden war, im 6. und 7. Jahrhundert in den südlichen Ländern, wo sie inzwischen fast verloren gegangen war, zu neuem Leben erweckt. Nicht lange nach Columbanus († 615). jener Klage des Gregor von Tours über die literarische Verwahrlosung des Frankenreiches gründete am Westabhange der Vogesen ein sehr gebildeter irischer Mönch, Columbanus, drei Klöster, darunter das bekannteste Luxovium (Luxeuil bei Belfort). Wechselvolle Schicksale führten ihn im Jahre 613 zur Langobardenkönigin Theudelinde, die von Papst Gregor dem Großen für den römischen Katholizismus gewonnen worden war. In ihrem Reiche, unweit südlich von Pavia, gründete Columbanus das Kloster Bobbio. Den ungewöhnlich hohen Bildungsstand dieses Klosters beweisen die zahlreichen dort gefundenen wertvollen Handschriften, die Columbanus Gallus († 655). teilweise selbst aus Rom dahin brachte. Columbans Schüler Gallus, der ihm wegen Krankheit nicht nach Bobbio hatte folgen können, legte um 613 den Grund zu der später nach ihm benannten Abtei St. Gallen, der zweiten großen Fundgrube von Handschriften in der Zeit des Humanismus. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß in diesen Klöstern manche schöne alte Handschrift von den Mönchen bloß als Material benutzt wurde, um über den ausradierten profanen Text Predigten, Konzilienbeschlüsse u. dgl. zu schreiben. Doch werden wir, wenn wir die Zeitverhältnisse und die Kostbarkeit des Pergamentes bedenken, mit den schreiblustigen Mönchen deswegen nicht zu streng ins Gericht gehen dürfen.

Angelsächsische Kultur. Vor allem die irischen Mönche waren es auch, die den Alemannen, Langobarden, Franken und Bayern eine reiche geistliche, auf der Antike begründete Bildung gebracht haben. Am frühesten und nachhaltigsten

haben sie die Schätze ihres Wissens aber derjenigen Nation mitgeteilt, die ihnen örtlich am nächsten wohnte, den Angelsachsen, deren Christianisierung Gregor der Große 593 begonnen hatte. Staunend sah dieses Volk, das im 5. Jahrhundert die britische Kirche vernichtet hatte, jetzt auf die Gelehrsamkeit seines irischen Nachbarn und eignete sie sich mit solchem Erfolge an, daß es seine Lehrmeister übertraf; auch unter ihnen verbreitete sich die Kenntnis des Griechischen. Der lateinische Stil dieses hochbegabten germanischen Volkes hat dadurch Interesse, daß er sowohl durch griechische Lehnworte stark gefärbt ist, als auch in der merkwürdigen Vorliebe für Alliterationen unverkennbar eine nationale Besonderheit zeigt; finden wir doch auch bei keinem germanischen Volksstamm so früh wie bei diesem die Kraft, eine nationale Literatur in nationaler Sprache zu schaffen. Der Anfang des 8. Jahrhunderts sah hier in Aldhelmus und Beda zwei in ihrer Art bedeutende Schriftsteller. Beda, dessen „Kirchengeschichte der Angeln" eine hohe geschichtliche Bedeutung hat, wurde durch seine Chronik, seine theologischen, chronologischen und grammatischen Schriften neben Cassiodor und Isidor eine der angesehensten Autoritäten des Mittelalters. Aus diesen Kreisen, in denen es als selbstverständlich galt, daß klassische Bildung die notwendige Voraussetzung der Theologie sei, stammte Wynfrith oder wie er sich als Apostel der Deutschen nannte: Bonifatius. Wir besitzen von ihm Briefe in schwülstiger Sprache, durchmischt mit halblatinisierten griechischen Worten, Spielereien in antiken Versmaßen, sogar grammatische und metrische Werkchen. Doch nicht in seinen Schriften liegt seine kulturgeschichtliche Bedeutung, sondern darin, daß er diese auf wissenschaftlichem Unterbau ruhende Kultur in seinen deutschen Gründungen eingebürgert hat. Mit hoher Bewunderung lesen wir den Bericht, wie Sturmius, ein Schüler des Bonifatius, in die Wildnis der Buchonia (Thüringer Wald) vordringt, wie er bei Hairuvisfelt (Hersfeld) Halt macht, dann von seinem Lehrer geheißen wird weiter zu ziehen, wie er dann Fulda gründet, das ihm Karlmann, der Sohn Karl Martells, als Herrscher über das östliche Frankenreich bestätigt. Diese mit bedeutenden Sonderrechten ausgestattete Abtei wurde im Verein mit Hersfeld die Rivalin von St. Gallen in geistiger Bildung, bald die Schule nicht bloß Germaniens, sondern des ganzen karolingischen Reiches. Vor der Tür des Saales, in dem die Kopisten arbeiteten, stand eine lateinische Inschrift, die — ganz im Sinne Cassiodors — zur Vervielfältigung der Bücher aufforderte; ein Mönch studierte hier so eifrig Vergil und Cicero, daß man ihn im Scherz beschuldigte, er reihe sie den Heiligen an.

Aldhelmus († 709). Beda († 735). Bonifatius († 755).

VI. Die karolingische Renaissance. Eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung dieses für die Kulturgeschichte des Mittelalters einzig wichtigen Zeitraumes liegt nicht im Plan dieser Skizze, in die nicht die von den mittelalterlichen Völkern neu entwickelten, zukunftsreichen Ideen einbezogen werden können. Wir beschränken uns darauf, die

Bildungselemente, die diese Periode mit der Vergangenheit verbinden, in aller Kürze zu betrachten.

Karolingische Kultur.

Karl der Große hat die Kulturbestrebungen der germanisch-christlichen Völker, wie wir sie kennen lernten, in seinem Reiche vereinigt und ihnen dadurch eine Bedeutung verschafft, die ihnen in der Vereinzelung fehlen mußte. Vor allen Dingen aber hat er der auf den Trümmern des römischen Altertums aufgebauten germanisch-christlichen Kultur dadurch einen festen Untergrund gegeben, daß er das römische Imperium, dessen Machtbereich immer mehr, besonders seit der Mitte des 6. Jahrhunderts, auf den Osten beschränkt worden war, nunmehr vom Westen aus neu begründete. Im Glanze der römischen Kaiserwürde fühlte der Frankenkönig sich doch in höherem Sinne zum Schirmherrn über die antike Kultur berufen als die früheren germanischen Könige, die das Imperium zertrümmert hatten. Ein inneres Verständnis für die einstige Größe der verfallenen Kultur hat keiner von diesen gehabt; der Schutz, den sie ihr angedeihen ließen, kam über Duldung nicht hinaus: sie ließen den allmählich und unvermerkt sich vollziehenden Prozeß der Angleichung seinen Lauf nehmen, nur Theoderich ging einen andern Weg, der sein Volk ins Verderben führte. Karl dagegen fand in seinem Reiche die neuen Volkheiten schon vor, die Gegensätze waren ausgeglichen und aus der Mischung Organismen von erstaunlicher Lebenskraft entstanden. Als ihm daher am Weihnachtsfeste des Jahres 800 inmitten der römischen Vornehmen und unter den Jubelrufen des römischen Volkes die römische Kaiserkrone aufgesetzt wurde und er sich so am Ziel seiner seit Jahrzehnten planmäßig betriebenen Politik sah, da war er sich bewußt, nicht bloß das politische, sondern auch das kulturelle Erbe der Cäsaren anzutreten. Wie ein neuer Augustus machte er seinen Hof zu einer Freistätte der Literatur, indem er (schon seit ca. 780) die größten Talente dort versammelte. Wir lernten den großen angelsächsischen Gelehrten Beda kennen (S. 403): ein Schüler von ihm war Egbert, Erzbischof von York, dessen Schüler Alcuin, der „Horaz" der kaiserlichen Gelehrtenakademie, ein Mann von universaler Bildung, Leiter der Hofschule und Lehrer Karls selbst, für den er Lehrbücher der Rhetorik und Dialektik schrieb; zuletzt (796) gab ihm Karl die Abtei Tours, wo er die in Verfall geratene Bildung hob; sein Schüler Hrabanus Maurus wurde Abt von Fulda und gab dem dort durch Bonifatius eingebürgerten wissenschaftlichen Sinn neue Nahrung. — Die Langobarden hatten einst das wankende Imperium gestürzt (568), waren dann aber als letztes der germanischen Völker, im 7. Jahrhundert, in den Kreis der christlich-römischen Kultur eingetreten: wir hörten schon (S. 430), daß die mächtige Königin Theudelinde im Jahre 612 dem Columbanus erlaubte, nahe bei ihrer Hauptstadt Pavia ein Kloster zu gründen; um 700 war dieses Volk trotz der Schrecknisse, die es noch immer über Italien verbreitete, der römisch-christlichen Kultur schon völlig gewonnen. Als dann Karl das Langobardenreich unterworfen hatte (774), zog er dessen zwei berühmteste

Alcuin († 804).

Paulus Diaconus († um 800).

Gelehrte, Paulus und Petrus, an seinen Hof. Paulus, von vornehmer langobardischer Herkunft, war schon ein berühmter Gelehrter des Klosters Montecassino — seit seinem Eintritt in den geistlichen Stand nannte er sich Paulus Diaconus —, als er 781 Karl kennen lernte und auf einige Jahre in das Frankenreich übersiedelte. Von seinen zahlreichen Werken ist das berühmteste die Geschichte der Langobarden (in 6 Büchern), die sich der Geschichte der Ostgoten von Cassiodor-Jordanis und der Frankengeschichte Gregors würdig an die Seite stellt; in der Klarheit der Darstellung und Reinheit der Sprache ist er Gregor weit überlegen und hat Mommsens bewundernden Lobspruch verdient. Schon vor der Geschichte seines Volkes hatte er auf Anregung einer langobardischen Prinzessin eine römische Geschichte bis auf Kaiser Justinian geschrieben mit geschickter Verwertung zahlreicher profaner und christlicher Quellen. Kaiser Karl widmete er einen Auszug aus einem hochgelehrten lexikalischen Werke des Altertums, das in ganz wenigen Exemplaren ins Mittelalter gerettet wurde, darunter einem, das wohl schon im 7. Jahrhundert in Montecassino war; in der Widmung schreibt er die bezeichnenden Worte: „Ihr werdet hier hauptsächlich auch die genauen Namen der Straßen, Tore, Hügel, Plätze und Bezirke Euerer Stadt Rom finden.“ Das Kloster Montecassino, die Gründung Benedikts (s. oben S. 414), verehrt bis auf den heutigen Tag Paulus Diaconus als seinen glänzendsten Stern. Petrus von Pisa war vor allem Grammatiker, Karl selbst ließ sich von ihm unterrichten. Weiteren Kreisen am bekanntesten ist der Franke Einhard, ein Zögling der Klosterschule Fulda, dann der Hofschule; schließlich wurde er einer der gelehrten Paladine selbst, der weitaus Jüngste in diesem Kreise, Karls Liebling († 840). Seine *vita Caroli* ist, wenn man sie vom klassizistischen Standpunkt aus beurteilt, stilistisch die beste Arbeit des Mittelalters; ja man darf sagen, daß ein so feiner Stil, ein so gutes Latein seit Jahrhunderten unerhört war, und daß Einhard es mehr verdient, neben seinem Vorbilde Sueton (s. oben S. 389) genannt zu werden, als irgendein noch dem Altertum selbst angehörender Fortsetzer der suetonischen Kaiserbiographieen. Er ist durchaus ein Vorläufer der eleganten Schriftsteller der italienischen Renaissance, und das ist für uns leider kein Vorteil gewesen: die Nachahmung der Antike ist bei ihm so sklavisch, daß er uns Karl nicht als deutschen Volkskönig, sondern als römischen Augustus schildert und sich selbst einen „Barbaren“, die deutschen Gedichte, die Karl sammeln ließ, „barbarische“ nennt. Trotz solcher Verirrungen ist seine Biographie eine ganz unschätzbare Urkunde. So berichtet er, was uns hier interessiert, daß der Kaiser sich und seine Kinder nicht nur in den freien Künsten unterrichten, sondern sich auch Geschichtswerke vorlesen ließ, in denen die Taten der Vorfahren aufgezeichnet waren. Wir können nach gewissen Anzeichen wenigstens vermuten, daß darunter außer Cäsar, Livius und Sueton auch die Germania des Tacitus war (vielleicht auch die ersten Annalenbücher), und gern malen wir uns in der Phantasie das Bild aus,

Einhard († 840).

wie der germanische Wiederhersteller des römischen Imperiums nach der Mahlzeit im Kreise seiner Vertrauten den aus Haß und widerwilliger Bewunderung gemischten Worten lauscht, mit denen der stolze Römer die Sitten unserer Vorfahren, den Heldenruhm des Arminius schilderte. Diese freie Stellung zu den klassischen Autoren, die Freude des Kaisers über neue Funde von Schriftstellern des Altertums, deren Überbringer er fürstlich belohnte (so bekam einer für ein Exemplar eines lateinischen Grammatikers des 4. Jahrhunderts eine Abtei im Elsaß), das Interesse auch für antike Kunst und Inschriften verbindet in der Tat die karolingische Renaissance mit der italienischen. In seinen Sendschreiben an die Klöster betonte der Kaiser begreiflicherweise stärker den bloß relativen Wert der antiken Bildung: so heißt es in einer an den Abt von Fulda gerichteten „Enzyklika" (vom Jahre 787): „deshalb ermahnen wir euch, daß ihr die wissenschaftlichen Studien nicht nur nicht vernachlässiget, sondern mit Eifer um die Wette betreibet, damit ihr imstande seid, leichter und richtiger in die Mysterien der Heiligen Schrift einzudringen." Das ist der Standpunkt des Augustinus, Hieronymus und Cassiodorius (s. oben S. 409. 414. 420).

Den hohen und freien Geist Karls finden wir wieder in seinem Enkel, der als Karl der Kahle den französischen Teil des Reiches beherrschte (840—877). An seiner Hofschule wirkte der Ire Johannes Eriugena, unter den irischen Gelehrten der hervorragendste, in griechischer Literatur sehr bewandert; er stellte mit einer damals beispiellosen, nur durch das Studium griechischer Philosophie ermöglichten Geisteskühnheit die Behauptung auf, daß der Vernunft die Herrschaft über die Autorität gebühre. Dem König gereicht es zur Ehre, daß er ihn gegen die erbitterten Angriffe der Kirche in Schutz nahm. Die Zeitgenossen preisen diesen König wegen seines Interesses für die klassischen Studien. Wir besitzen die

Servatus Lupus († 862).

Briefe des Servatus Lupus, Abtes von Ferrières in der Diözese Sens. Er ist geistesverwandt dem großen Humanisten des 15. Jahrhunderts Poggio, wie dieser begeistert für ciceronianische Eleganz und ein leidenschaftlicher Handschriftensammler: sogar an den Papst wendet er sich, um sich Schriften Ciceros und Quintilians zu verschaffen, die er auf einer Reise in Rom (849) gesehen hatte, und in seinem Bestreben, sich möglichst reine Texte zu verschaffen, ist er den Humanisten sogar überlegen. In einem Briefe an Einhard gibt er seiner Begeisterung für die klassischen Studien in Worten Ausdruck, deren sich kein Humanist zu schämen brauchte.

Überlieferung der Schriftsteller.

Für die Überlieferung der lateinischen Schriftsteller ist die karolingische Zeit von allergrößter, in ihrem ganzen Umfange für uns kaum meßbarer Bedeutung gewesen. Viele Autoren sind uns nur in Handschriften des 8. und 9. Jahrhunderts sowie der ersten Hälfte des 10. erhalten, und was wir nur in späterer Überlieferung haben, setzt doch diese Zeit voraus, in der gerettet worden ist, was die Gleichgültigkeit der vorangegangenen Zeiten übriggelassen hatte. Eine deutliche Vorstellung davon gewähren uns die aus den genannten Jahrhunderten erhaltenen Kataloge

der Klosterbibliotheken; in den wenigen uns überlieferten Katalogen deutscher Klöster des 9. und 10. Jahrhunderts werden 2586 Handschriften kirchlicher und profaner Autoren aufgezählt, und ein Katalog eines französischen Klosters des 9. Jahrhunderts kann mit solchen Seltenheiten wie Tibull und ciceronianischen Reden aufwarten. Die auf die Herstellung zuverlässiger Texte bedachte Tätigkeit der römischen Aristokraten des 4.—6. Jahrhunderts (s. oben S. 405), die Klosterdisziplin Cassiodors, die Propaganda der irischen und angelsächsischen Mönche und der Klassizismus der karolingischen Zeit sind einige, unter sich eng verbundene Hauptetappen in der Überlieferungsgeschichte lateinischer Schriftsteller.

VII. Mittelalter und Renaissance, ein Ausblick. Es liegt nicht im Plane unserer Skizze, über die karolingische Zeit hinauszugehen; nur die Stellungnahme der folgenden Jahrhunderte zur lateinischen Sprache und zu den antiken Autoren sei hier mit wenigen Strichen gezeichnet.

Die Stärke der auf die Wiederbelebung des Altertums gerichteten Bestrebungen der Karolingerzeit ließ bald nach: das Leben der Gegenwart mit seinen ungeheuren Problemen trat in sein Recht und lenkte die Gedanken der führenden Männer vom Altertum ab auf neue große Ziele in Staat und Kirche. Das Altertum versank in nebelhafte Ferne, seine ragenden Gestalten wurden zwar nicht vergessen, aber vom Schleier der Romantik umwoben; mit einem von abergläubischem Schauer nicht freien Gefühl betrachtete der mittelalterliche Rompilger die Stätten der Vergangenheit, die ihm sein Reisehandbuch in wunderlichen, aus Wahrheit und Legende gemischten Deutungen erklärte. Das Latein jedoch blieb nach wie vor die Sprache der Kirche und Wissenschaft, der gebildeten Unterhaltung und des diplomatischen Verkehrs. Welche Rolle das Deutsche in den Augen der Träger kirchlicher Bildung spielte, mag man aus der Erzählung eines Mönches von St. Gallen (Ekkehard IV., † ca. 1080) entnehmen: beim Bericht einer Dämonenaustreibung läßt er den Teufel in seiner höchsten Not „barbarisch“, d. h. deutsch reden *(tot iam ictus ferre non sustinens barbarice clamans 'au wê! mir wê!' vociferavit)*. Während Karl der Große vorurteilsfrei und weitblickend genug war, germanische Heldenlieder aus dem Volksmunde sammeln und aufzeichnen zu lassen, haben Mönche des 10. und 11. Jahrhunderts solche wundervollen Stücke ältesten nationalen Heldengesanges, wie das Waltharilied, nur genießbar gefunden, wenn sie es in vergilische Hexameter — Gott sei es geklagt — umdichteten. Es bedurfte erst mächtiger Geistesumwälzungen, bis die deutsche Sprache durch Laien den ihr gebührenden Rang in der Literatur erhielt. Wie die Sprache, so blieb in den Klöstern, Schulen und Universitäten auch der Bildungsinhalt des Altertums, wenn auch noch so stark verwässert, erhalten. Denn der aufs Nützliche gerichtete Sinn der Römer hatte schon sehr früh dafür gesorgt, griechische Wissenschaft durch schulmäßige Fassung den praktischen Bedürfnissen der „allgemeinen Bildung“

Das Altertum im Mittelalter.

zugänglich zu machen. Aus diesen bequemen Handbüchern entwickelten sich die sogenannten sieben freien Künste, die *septem artes liberales*. Wir sahen (S. 415f.), daß gegen Ende des Altertums Martianus Capella diese Lehrgegenstände in einem Werke behandelte, das dann von Cassiodor, Isidor, Beda benutzt wurde. Alle diese Werke erhielten im Mittelalter fast kanonische Bedeutung, und das ist begreiflich genug: hier fand man die Weisheit, die sich die Gelehrtesten eines Jahrtausends erarbeitet hatten, fein säuberlich auf Flaschen gezogen und so wohl verdünnt, daß auch schwache Köpfe sie vertragen konnten. Und vor allen Dingen: wie alle andern gelehrten Zeugnisse so fehlten in diesem System der *artes* auch die Quellen, d. h. die bösen *auctores*, deren profane Namen und Aussprüche manches ängstliche Gemüt hätten beunruhigen können. So kam es, daß *artes* und *auctores* Gegensätze wurden: die „Künste" übernahm die Kirche als unschädlich, ja als unentbehrliche Dienerinnen theologischen Wissens, die „Autoren" galten ihr als verdächtig, von Dämonen inspiriert.

Das ist das Bild, das man gewinnt, wenn man sein Auge auf das Allgemeine gerichtet hält. Der Strom des Lebens drohte die Vergangenheit zu überspülen und zu verschlammen. Doch gab es zum Glück eine Unterströmung, der wir ihre Erhaltung verdanken. Es fanden sich zu allen Zeiten und in den meisten Ländern der westeuropäischen Kulturwelt, vor allem in Frankreich, Männer freieren Sinnes, die sich der verstoßenen Autoren annahmen. Die Klöster blieben ihrer alten Bestimmung, die wir kennen lernten, treu: wir sehen beispielsweise Gerbert, einen französischen Abt von Bobbio, selbst als er dann auf dem päpstlichen Stuhle saß (als Silvester II., † 1003), sein besonderes Interesse den Reden Ciceros zuwenden. Schulen freisinniger Richtung treten den Hochburgen der Scholastik entgegen, so seit dem 11. Jahrhundert die von Chartres, die in Johannes von Salisbury (ca. 1110—1180) ihren glänzendsten Vertreter hat, dann im 13. Jahrhundert die von Orléans: sie verwenden sich mutig für die *auctores* gegen die *artes*. Ein Erzbischof von Tours (Hildebert) verfaßte ein Gedicht auf Rom, das er 1106 besuchte: über seinen vortrefflichen Versen liegt der Schimmer romantischer Sehnsucht nach der verschwundenen Größe des alten Roms. Auch in Italien begann seit dem 11. Jahrhundert ein freierer Geist zu wehen: ein älterer Zeitgenosse Dantes (Brunetto Latini, † 1294) übersetzt Reden Ciceros ins Italienische, Dante selbst vereinigt in sich die scholastische Geistesrichtung mit der klassizistischen zu einem großartigen Ganzen.

Das Altertum in der Renaissance.

Der Boden war bereitet, in dem der Same aufgehen konnte, den nun Petrarca (1304—1374) ausstreute. Er eröffnete mit der individuellen Freiheit des Genies, das keine Autoritäten gelten läßt, die neue Zeit und war sich dessen bewußt: „ich stehe auf der Grenzscheide zweier Zeiten und richte meinen Blick zugleich in die Vergangenheit und in die Zukunft." Die Zeit der „Wiedergeburt" ist da: *renascatur Homerus*, dies Wort fällt schon

bei Petrarca; die *auctores* triumphieren über die *artes*, die man hohnlachend den aus der Zeit der Scholastik weiterbestehenden Artistenfakultäten überließ. Doch blieb die Strafe für den Hohn nicht aus: es dauerte nicht lange, da wurden eben die klassischen *auctores* für die Humanisten die Autoritäten, die sie in ihrem individualistischen Drange durch den Bruch mit dem Mittelalter glaubten abgeschüttelt zu haben: das Joch Ciceros und Vergils lastete auf ihnen nun nicht minder schwer als auf ihren Vorgängern das des Augustinus und Thomas von Aquino. Noch schlimmer für sie war ein anderes. Petrarca und seine Nachfolger, die das Latein zu neuem Leben erwecken wollten, haben es in Wahrheit getötet. Denn im Mittelalter hatte es gelebt: waren doch im 13. Jahrhundert Grammatiken und Wörterbücher entstanden, die es wie eine lebende Sprache behandelten. Mochten die Humanisten über dieses „Mönchslatein" die ganze Lauge ihres Spottes ausgießen, mochten sie es vergleicben mit einem „Schlammpfuhl, in dem sich Menschen wühlen, die man besser Scbweine nenne", „Menschen, die man lieber schnarchen als reden höre": wenn sie an die Stelle des „verkrüppelten Baumes" die Blütenpracht ciceronianischer Sprache treten ließen, so vergaßen sie in ihrer Sehnsucbt nach Glanz und Schönheit, daß eine Sprache, die auf bloßer Nachahmung berühmter Muster begründet war, nicht lebensfähig sei: in dem Kunststile fand die geschichtliche Sprachentwicklung ihr Grab. Die Humanisten selbst haben, als sie das allmählich einsaben, schwer darunter gelitten; wir dagegen danken es ihnen, daß sie durch die Beseitigung des Lateins als lebender Sprache wider ihren Willen die Bahn freigemacht haben für eine ungehemmte Entwicklung der modernen Sprachen. Wir sind glücklicherweise nicht mehr so beschränkt, das Mittelalter mit den Augen der Humanisten zu betrachten, die von dem Glanz der wiedererstandenen antiken Welt geblendet überall anderswo nur Nacht und Chaos zu erkennen vermochten: der geschichtliche Sinn, der den Männern der „Eleganz" und „Eloquenz" ganz und gar fehlte, bewahrt uns vor solchen Irrtümern. Eins aber ist und bleibt wahr. In dem großen Völkerfrühling der Renaissance, in dem alles keimte, was die moderne Kultur in Kunst und Wissenschaft zur Entfaltung gebracht hat, in dem die Freiheit des Individuums verkündet und dadurch die Möglichkeit großartigster Entdeckungen auf allen Gebieten gegeben wurde, ist die Wiedergeburt der Antike die eigentlich treibende Kraft gewesen: geleitet von den Autoren des Altertums, erst den lateinischen, dann vor allen den griechischen, ging der moderne Mensch an die Aufgaben, die ihm die neuen Weltverhältnisse stellten.

Latein eine tote Sprache.

Literatur.

Außer den oben von Leo (S. 399f.) angeführten systematischen Werken seien hier genannt: A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Ahendlande his zum Beginne des XI. Jahrhunderts, I[2] (Leipzig, 1889); doch wird in diesem, sonst verdienstvollen Werk die Literaturgeschichte in Biographien und Inhaltsangaben aufgelöst. Der Jesuit Alexander Baumgartner hat ein Buch 'Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker' geschrieben (Freiburg, 1900), das, wenn man den Standpunkt des Verfassers gelten läßt, als recht brauchbar zur Lektüre weiteren Kreisen empfohlen werden kann; die Darstellung reicht von den Anfängen des Christentums bis zu den lateinischen Gedichten des Papstes Leo XIII. und ist durch Proben, sowie zum Teil sehr gelungene Übersetzungen belebt. Eine vorzügliche Sammlung und Sichtung des Materials bietet G. Groeber, Übersicht über die lateinische Literatur von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis 1350, im Grundriß der romanischen Philologie II 1 (Straßburg, 1902). Auch W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I[7] (Berlin, 1904) berührt sich in seinen Anfängen mit den Schlußteilen unserer Skizze. Wichtige Untersuchungen hat L. Traube, O Roma nobilis, in den Abhandlungen der philosoph.-philologischen Klasse der Königl. bayerischen Akademie XIX (1892) angestellt. Mit Vorsicht benutzt ist auch das schön geschriebene Buch von A. Ozanam, La civilisation au cinquième siècle I. II. (Paris, 1862) brauchbar. Die christlich-lateinische Poesie wird in gemeinverständlicher Weise von M. Manitius, Geschichte der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des VIII. Jahrhunderts (Stuttgart, 1891) behandelt.

S. 374f. Hellenismus und Christentum. Aus der großen Literaturmasse sei hier nur dasjenige Werk angeführt, das die okzidentalische Literatur besonders berücksichtigt: Gaston Boissier, La fin du paganisme (Paris, 1891).

S. 377. Bibelübersetzung des Hieronymus: vgl. P. Wendland, Zur ältesten Geschichte der Bibel in der Kirche, in: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft I (1900) S. 279ff.

S. 384f. Ostgotische Kultur in Oberitalien: grundlegend H. Usener, Anecdoton Holderi. Ein Beitrag zur Geschichte Roms in ostgotischer Zeit (Bonn, 1877).

S. 386. Benediktinerregel: L. Traube, Textgeschichte der regula S. Benedicti in den Abhandlungen der historischen Klasse der Königl. bayerischen Akademie XXI 1898 S. 601ff.

S. 388ff. Altchristliche Literatur: vgl. J. Geffcken, Die altchristliche Apologetik, in: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum XV (1905) S. 625ff.

S. 392f. Augustins Konfessionen: vgl. den schönen Vortrag von A. Harnack in seinen 'Reden und Aufsätzen' I (Gießen, 1904) S. 49ff.

S. 394f. Augustin *de civitate dei:* vgl. Eicken, System der mittelalterlichen Weltanschauung (Stuttgart, 1887) S. 142ff.; Wundt, Ethik I 344ff.; A. Niemann, Augustins Geschichtsphilosophie (Greifswald, 1895).

S. 398f. Gallische Kultur: musterhaft und zur Lektüre sehr empfehlenswert G. Kaufmann, Rhetorenschulen und Klosterschulen, oder heidnische und christliche Kultur in Gallien während des 5. und 6. Jahrhunderts, in: Historisches Taschenbuch, herausgegeben von Fr. v. Raumer, 4. Folge, 10. Jahrgang (Leipzig, 1869). Derselbe geht in seiner Deutschen Geschichte bis auf Karl den Großen, II Bde. (Leipzig, 1881) auch auf die Literatur der Übergangszeit ein. Th. Mommsen, Apollinaris Sidonius und seine Zeit in den „Reden und Aufsätzen" (Berlin, 1905) S. 132ff.

S. 401. Venantius Fortunatus; ein lebensvolles Charakter- und Kulturbild entwirft F. Leo in der Deutschen Rundschau Bd. 32 (1882) S. 414ff.

S. 402f. Irische Kultur: grundlegend die Arbeiten von H. Zimmer, darunter für weitere Kreise am verständlichsten: 'Über die Bedeutung des irischen Elements für die mittelalterliche Kultur' in den Preußischen Jahrbüchern 1887 S. 27ff. und der Artikel 'Keltische Kirche in Britannien und Irland' in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl. Bd. 10 S. 204ff. — Langobarden (S. 405): F. Dahn, Langobardische Studien (Leipzig 1876).

S. 409. Zerstörung des Lateins als lebender Sprache durch den Humanismus: J. Vahlen, Lorenzo Valla, im Almanach der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien XIV (1864).

DIE LATEINISCHE SPRACHE.

Von

Franz Skutsch.

Einleitung. Der Historiker, der es heute unternimmt, uns die Geschichte der Römer zu erzählen, darf nicht erst da beginnen, wo zuverlässige alte Berichte einsetzen. Er muß es wagen, den Lichtkreis der Überlieferung zu verlassen und den Leser zurückzuführen in das Dunkel vorhistorischer Perioden, in dem nur Rückschlüsse aus den Verhältnissen historischer Zeit hier und da eine ungleiche Erhellung spenden. Die Schichtung der einzelnen Völker in der Apenninhalbinsel zu der Zeit, da in ihr eine Reihe zusammenhängender Begebnisse unserem Auge kenntlich zu werden beginnt, wird mehr oder weniger sichere Vermutungen über die Wanderungen gestatten, die ein jedes Volk gerade an diesen Platz geschoben haben; aus den Einrichtungen des Staates und der Religion sondert der Blick des Forschers oftmals mit Leichtigkeit Urzeitliches aus, das modernere Formen nicht bis zur Unkenntlichkeit zu überdecken vermocht haben. Die Aufgabe des Sprachhistorikers.

Andererseits wird der Historiker seine Aufgabe nicht abgeschlossen glauben, wenn er die Römer bis zur Höhe ihrer Entwickelung verfolgt hat. Die Zersetzung des großen Reiches ist des Interesses nicht weniger wert als seine wunderbare Entstehung.

Der Historiker der lateinischen Sprache darf sich sein Ziel nicht niedriger stecken. Auch für ihn beginnt die Geschichte des Lateins nicht mit dem ältesten Sprachdenkmal, auch für ihn schließt sie nicht mit den Schriftstellern, die die Geschichte der römischen Literatur als letzte aufzuführen pflegt. Vielmehr muß auch er nach der einen Seite den Schritt ins vorhistorische Dunkel wagen und ihn nach der anderen Seite hin nicht hemmen, wenn der Zersetzungsprozeß für die lateinische Sprache beginnt. Ja, er schreitet in die Urzeit sicherer hinein als der Historiker, da ihm nicht bloß das Mittel der Rückschlüsse aus den italischen Verhältnissen zu Gebote steht, sondern auch die Vergleichung mit den verwandten Sprachen. Und der Auflösungsprozeß andererseits hat für ihn ein um so lebhafteres Interesse, da er ihn schon Jahrhunderte vorher sich anbahnen und aus ihm wieder Sprachen hervorgehen sieht, die der stolzen Mutter würdige Töchter sind, — die romanischen.

Einem Werke wie das vorliegende schien es gemäß, selbst da nicht Halt zu machen, sondern in einer flüchtigen Skizze wenigstens zu zeigen, wie das Latein auch mit seinem Tode nicht stirbt. Nicht nur die alte

Kultur, sondern auch die des Mittelalters und der Neuzeit hat es so vielfach zum Kleide ihrer gewaltigsten Gedanken gewählt, daß davon zu schweigen untunlich war, obschon gerade hier dem Gegenstande nur der einigermaßen gerecht werden kann, der diese ganze Gedankenwelt durchwandert zu haben sich rühmen dürfte.

Indogermanische Einwanderung in die Apenninhalbinsel.

I. Die uritalische Sprache. Ihre Stellung im Kreise der indogermanischen Sprachen. Viele hundert Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung wanderte von Norden her ein Zweig der indogermanischen Sprachgemeinschaft, der auch die Germanen, Griechen, Kelten, Slawen und Inder angehören, in die Apenninhalbinsel ein. Der Strom dieser Einwanderung hat für uns alle kenntlichen Spuren früherer Bevölkerungen und Sprachen der Halbinsel vernichtet. Höchstens die Ligurer, die noch in historischer Zeit um den Golf von Genua sitzen, einst aber, wie die eigentümliche Formung mancher Ortsnamen zeigt, bis ins Veltlin hinauf gewohnt haben mögen, könnten etwa ältere Einwohner gewesen sein. Aber auch den Ligurern sprechen wir die Möglichkeit früherer Anwesenheit in Italien nur darum zu, weil die Nachrichten des Altertums über dies Volk so dürftig sind, daß sie nicht einmal seine sichere Einordnung in eine bestimmte Völker- und Sprachengruppe erlauben.

Die Sprache der Einwanderer: Altertümliches.

Wie es aber auch um das ligurische Gebiet stehen möge, jedenfalls hat die indogermanische Einwanderung das ganze übrige festländische Italien, ja wie es scheint auch Sicilien, in allmählichem Vordringen vollständig ausgefüllt. Diese älteste für uns kenntliche Einwohnerschaft Italiens, von der die Römer Abkömmlinge sind, redete zur Zeit der Einwanderung eine Sprache, die die Züge der alten indogermanischen Mutter vielfach noch mit großer Treue bewahrte, vielfach freilich charakteristische Eigentümlichkeiten gegenüber den anderen indogermanischen Schwestern schon damals entwickelt hatte oder doch bald nachher gewann. Noch erklang in ihr der alte indogermanische Vokalismus mit so gut wie ungeschmälerter Fülle: die fünf Vokale *a e i o u* mit ihren Längen, die *i*- und *u*-Diphthonge *ai ei oi au ou*; und nur das *eu* ging bald in *ou* auf. Wie das Latein späterhin diesen reichen von den indogermanischen Großvätern ererbten Bestand sehr zu Ungunsten des Vollklangs der Sprache einschränkte, davon wird bald zu reden sein; was die Diphthonge angeht, so kann sich jeder ohne weiteres davon überzeugen, der ein paar beliebige lateinische Sätze liest. Auf dem Gebiet des Konsonantismus steht das Latein selbst in der historischen Zeit noch der indogermanischen Ursprache recht nahe; es hat sogar so charakteristische Klänge wie das *qu* in *que* 'und' *quis* 'wer' aus der voritalischen Zeit des Indogermanischen ererbt. Im Formensystem war am konservativsten die Deklination. Das alte Italische hatte außer den sechs Kasus, die aus der lateinischen Schulgrammatik bekannt sind, vom Indogermanischen auch einen auf die Frage „wo?“ antwortenden Kasus, den Lokativ, übernommen, der selbst im Lateinischen

noch als rudimentärer Überrest vorkommt. Außer dem Singular und Plural gab es als Ausdruck der Zweiheit den alten Dual, der auch noch bis ins Sonderleben des Lateins hineingeragt hat; alle diese Formen aber erfreuten sich im wesentlichen der alten indogermanischen Endungen ohne allzuviel Abschleifungen oder sonstige Veränderungen.

Im Gegensatz zu diesem Konservativismus sind, wie gesagt, auch charakteristische Neuerungen bereits im frühesten Italischen vollzogen. Wenn die indogermanische Mutter betonte Silben im ganzen höher sprach als unbetonte, so ist das Italische dazu übergegangen, sie stärker zu sprechen; um es technisch auszudrücken: aus dem musikalischen Akzent ist ein exspiratorischer geworden. Es war eine Änderung, die weiterhin den lautlichen Habitus einzelner italischer Sprachen, besonders aber des Lateinischen, aufs stärkste beeinflußte. Der exspiratorische Akzent nämlich ist es gewesen, der die sogenannte Synkope zuwege brachte, das Verschwinden kurzer Vokale in der Silbe nach dem Akzent. Lateinisch *cálidus* 'warm' ist nicht erst im Italienischen zu *caldo* geworden, sondern schon die Römer kennen auch die durch eben jenen Einfluß des Akzents hervorgerufene Form *caldus*. Diese Akzentwirkung ist aber um so weitgreifender gewesen, weil lange Zeit hindurch der lateinische Akzent noch nicht die uns aus der Schulgrammatik bekannte Stelle einnahm, sondern (von gänzlich unbetonten Wörtern natürlich abgesehen) in jedem Worte auf der ersten Silbe stand. Es verfielen also der Synkope die zweiten Silben in beliebig langen Worten. Der Baumname *Cypresse* kann dafür als bequemes Beispiel dienen. Bei den Griechen lautete er *kyparissos*; als ihn die Römer übernahmen, gaben sie ihm die Betonung auf der ersten Silbe, durch die das *a* vernichtet wurde, und so entstand lateinisch *cupressus*.

Neuerungen in der Sprache der Einwanderer: Akzent

Unter den Veränderungen einzelner Laute heben wir als eine markante Eigentümlichkeit des Uritalischen die Behandlung der indogermanischen sog. Aspiraten hervor. Das Indogermanische kannte Verbindungen von *b*, *g*, *d* mit einem folgenden *h*, die sich im alten Indischen unverändert erhalten haben; diese eigenartigen Laute sind im Italischen zunächst zu sog. Spiranten geworden, das *dh* zu *f*, das *gh* zu *ch* (wie unser deutsches *ch* gesprochen), das *dh* zu *th* (gesprochen wie englisch *th* in *thank think*). So steht neben indisch *bhrātar* 'Bruder' lateinisch *frater*. Das *th* hatten einzelne italische Dialekte noch im 5. Jahrhundert v. Chr. bewahrt, wie die merkwürdige Geschichte unseres Wortes *Liter* zeigt: es geht auf griechisch *litra* 'Pfund' zurück, und dies ist eine lautlich nicht genaue Entlehnung der unteritalischen Griechen aus italisch *lithra* 'Pfund'. Die meisten italischen Dialekte aber hatten damals das *th* bereits weiter in *f* gewandelt, so daß in ihnen z. B. das Wort für Pfund *lifra* klang.

Lautliches

In der Formenlehre zeigt das Verbum den stärksten Riß zwischen Gemeinindogermanisch und Italisch. Wohl ist in den Personalendungen und ähnlichen formativen Elementen (z. B. dem des Konjunktivs oder

Formales

Optativs) das Alte im allgemeinen gewahrt, aber von den Tempora zeigt nur Präsens und Futurum das alte aus dem Griechischen und anderen Schwestersprachen bekannte Aussehen; für die übrigen Tempora sind neue Bildungen im Werden, für das Passivum die mit dem Charakter *-r-*, die wir nachher in ihrer vollsten Ausgestaltung im Latein wiederfinden (*amor amaris amatur* usw.).

Syntaktisch-stilistische Eigentümlichkeiten im Uritalischen. Schwieriger ist es, jene Urzeit auch syntaktisch und — wenn man uns das Wort erlauben will für eine Zeit, der schriftlicher Ausdruck jedenfalls noch sehr fremd war — stilistisch zu charakterisieren. Immerhin lassen sich einzelne Züge aus der Übereinstimmung der einzelnen italischen Sprachen unter sich, aber auch mit den anderen indogermanischen Sprachen erschließen. Gewisse Wörtchen, die den modernen Sprachen in jedem Satze unentbehrlich scheinen, die uns gewissermaßen der Mörtel zwischen den einzelnen Steinen dünken, aus denen wir einen Satz aufbauen, waren überhaupt nicht vorhanden oder konnten wenigstens fehlen. So wußten die alten Italer nichts von bestimmtem und unbestimmtem Artikel, wie wir auch im Latein nur hier und da einmal schwache Ansätze zu der reichen romanischen Entwicklung dieser Wortkategorie erscheinen sehen. Die Präpositionen waren noch eingeschränkt durch die vorhin geschilderte

Knappheit der grammatischen Formen reiche Fülle des Kasussystems: Wendungen wie „in dem Hause“, „aus dem Hause“, „durch die Waffen“ ließen sich daher durch ein Wort wiedergeben, wie das ebenfalls noch aus dem Lateinischen jedem Schüler geläufig wird. Ganz gewöhnlich fehlt beim Verbum die Bezeichnung der Person durch ein besonderes Pronomen, das „ich“ und „du“, ja für „er“, „sie“ und „es“ haben sich nur sekundär in den einzelnen italischen Sprachen Ausdrücke herausgebildet. Noch mehr Knappheit hat das Verbum der italischen Urzeit und so auch das lateinische vor unserm deutschen dadurch voraus, daß auch die Modi im ganzen nicht mit Hilfe so weitläufiger Umschreibungen wie *könnte*, *möchte*, *würde*, sondern nach altindogermanischer Art durch eine einheitliche Form ausgedrückt werden. So kann man, wenn man das vorhin gebrauchte Bild vom Mörtel wieder aufgreifen will, die Struktur des ältesten Italischen als zyklopisch bezeichnen. Daß diese Struktur in dem historischen Latein noch vielfach fortdauert, haben wir schon erwähnt; sie ist es, die, namentlich wo sie von Dichtern und Rhetoren als Mittel für ihre Zwecke benutzt wird, jene

und des gesamten Ausdrucks. einzig knappe und markige Redeweise gestattet, in der alles nicht unbedingt zum Ausdruck des Gedankens Nötige verflüchtigt, der Gedanke selbst wie konzentriert erscheint. *Fortes fortuna adiuvat* 'Tapfern hilft (das) Glück', *factum, non fabula* 'Tatsache, nicht Fabel', *oderint dum metuant* '(sie mögen mich) hassen, wofern (sie mich nur) fürchten' und wieviel Sprichwörter, geflügelte Worte und Zitate aus den in der Schule gelesenen Autoren können als Beispiel dienen. Wie Hammerschläge, von denen jeder voller Wucht den Nagelkopf trifft, klingt das *odi profanum vulgus et arceo*, und einen Übersetzer, der das empfindet, muß das

müßige Nebenherklopfen des „ich“ und „das“ und „es“ im Deutschen an seiner Aufgabe verzweifeln lassen. Und von wie vielen anderen Sentenzen im Horaz und Vergil und gar erst etwa im Tacitus wäre das gleiche zu sagen.

Was den Eindruck zyklopischen Baues noch erhöhen mußte, war, daß es jenem Uritalischen an der Fülle satzverbindender Partikeln gebrach, wie wir sie schon im homerischen Griechisch und auch im späteren Latein entwickelt sehen. Wohl hat es nicht an einem Wort für „und“, „oder“ und „aber“ gefehlt, aber was von feineren Nuancierungen und Spezialisierungen dieser Begriffe etwa dem klassischen Latein eigentümlich ist, weist sich meist schon durch seine Etymologie als verhältnismäßig junge Errungenschaft aus. In noch erhöhtem Grade gilt dies von jenen Wörtchen, mit denen in der Zeit der kunstvoll sich aufbauenden Periodisierung die Abhängigkeit der Sätze voneinander bezeichnet wird, den „als“ und „weil“ und „da“. In diesen Dingen stellt der ciceronische Stil den Gegenpol dessen dar, was im Uritalischen für den Satzbau gegolten haben muß, obwohl man auch im historischen Latein, wenn man wollte, noch mit derselben rauhen Simplizität reden konnte wie die Altvordern: wenn der alte Cato sagte *rem tene, verba sequentur* 'halte (die) Sache, (die) Worte (werden) folgen' d. h. 'wenn Du Deiner Sache sicher bist, werden Dir auch die Worte dafür nicht fehlen', so kann man sich daran, mag auch die Ausdrucksweise naiver erscheinen, als sie ist, doch eine Vorstellung bilden, wie einfach der alte Satzbau war, ohne daß er an Deutlichkeit und selbst an Wirkung einzubüßen brauchte.

Beiordnung als Prinzip des Satzbaus.

Endlich für ein letztes „Stilistisches“, das wir jenem uritalischen Idiom zuschreiben, können wir uns auf die oben schon genannten Sprichwörter *fortes fortuna adiuvat* und *factum, non fabula* berufen: es ist die Vorliebe für gleichen Anlaut benachbarter Wörter, die, auch anderen verwandten Sprachen nicht fremd, uns besonders aus dem Germanischen geläufig ist, die Alliteration, die gern noch über den ersten Laut hinausgreift. Wie fest sie im Italischen wurzelte, wie zäh sie sich hielt, zeigt — um vom Zeugnis ältester volkstümlicher Poesie ganz abzusehen — eine Menge weiterer bekannter Redensarten, die zum Teil bis ins Romanische fortgedauert hat, wie *satis superque* 'genug und übergenug', *fortunae filius* 'Glückskind', *purus putus* 'unverfälscht', *cras credo* 'morgen glaube ich's (heute nicht)', *sanus salvus* 'unversehrt' = altfranzösisch *sauf sain*, *cor corpusque* = altfranzösisch *cors cuer* usw. Das Alter und die Bedeutsamkeit der Alliteration bezeugen ferner z. B. nicht wenige zweiteilige Götternamen wie *Dea Dia*, *Fors Fortuna*, *Juno Juga*, *Mater Matuta* und Namen von Götterpaaren wie *Pilumnus* und *Picumnus*. Auch dieser uralten Spracheigentümlichkeit hat sich natürlich späterhin Poesie und Kunstprosa mit Raffinement zu bedienen gewußt.

Alliteration.

Die geschilderten und andere Züge schienen einem früheren Philologengeschlecht ausreichend, um das Uritalische nicht bloß der indogermanischen Sprachenfamilie zuzuweisen, sondern es auch innerhalb

Angebliche nähere Beziehungen zum Griechischen und Keltischen.

dieses Kreises in nähere Beziehungen zu setzen. Während die einen zwischen dem Italischen und dem Griechischen ein engeres Verwandtschaftsband knüpfen zu dürfen meinten, glaubten die anderen eine besonders große Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Keltischen zu erkennen. Diesen Annahmen gegenüber ist man heute um so skeptischer geworden, als viele von den wirklich auffälligen Entsprechungen zwischen Latein und Griechisch sich der fortschreitenden Wissenschaft als Ergebnis nachträglicher Entlehnungen entpuppten. Wir werden noch davon zu reden haben, welchen Einfluß die fortdauernden Beziehungen zwischen Griechen und Römern in historischer Zeit auf die Sprache der Römer geübt haben, wie diese sich mehr und mehr mit griechischen Lehnworten, Konstruktionen und selbst Wortbildungen durchsetzte. Daß das alles nichts für eine engere Gemeinschaft in Urzeiten besagen kann, ist unzweifelhaft; was aber außerdem an besonderen Ähnlichkeiten zwischen Latein und Griechisch existiert, genügt ebensowenig wie gewisse Berührungen mit dem Keltischen zum Beweis, daß das Latein diesen Sprachen näher gestanden habe als etwa dem Slawischen.

Zerfall in zahlreiche Dialekte: II. Die Gliederung des Italischen in Dialekte. Die Verteilung einer Volksmasse über eine so ausgedehnte Räumlichkeit wie die Apenninhalbinsel muß — namentlich in Zeiten, wo der Verkehr über keine oder nur primitive Mittel verfügt, wo jeder höhere Gebirgsrücken, jeder breitere Flußlauf den Zusammenhang der Bevölkerung empfindlich unterbricht, und wo keinerlei Schriftsprache der Neigung zum Zerfall entgegenwirkt — zur Spaltung in Dialekte führen. Tatsächlich ist die Anzahl der (noch immer lange vor der historischen Zeit) entwickelten Varietäten der italischen Sprache sehr beträchtlich gewesen. Nicht wenig davon hat Überschwemmung mit späteren sprachfremden Einwanderern hinweggespült, von der unser dritter Abschnitt zu reden haben wird; der Rest ist uns großenteils nur durch eine dürftige inschriftliche Überlieferung bekannt — und doch können wir noch eine Fülle von Spielarten und von Spielarten der Spielarten unterscheiden. Hier muß es genügen gerade so viel zu sagen, als nötig ist, um dem Lateinischen, der einen dieser Spielarten, den richtigen Platz unter den Geschwistern anzuweisen. Von diesen treten zwei noch für uns besonders kenntlich hervor. Das eine ist die Sprache das Umbrische der Bewohner Umbriens, die wir aus ziemlich umfangreichen Inschriften sakralen Inhalts kennen, das andere die der Samniten, die von ihren Sitzen in den Hochtälern des Zentralapennins heruntersteigend im 5. Jahrhundert das Oskische Campanien sich und ihrer Mundart, die dort Oskisch genannt ward, unterwarfen, aber auch in anderen Teilen Unteritaliens sowie in Sizilien Sprachdenkmäler hinterlassen haben. Das Umbrische und das Oskische stellen gewissermaßen die Extreme der italischen Sprachentwicklung dar; wenn das letztere jene Fülle der Diphthonge, von der vorhin die Rede war, so unverfälscht bewahrt hat wie unter den anderen indogermanischen Sprachen

nur noch das Griechische, so ist im Umbrischen ihre Vereinfachung weiter fortgeschritten als selbst im Lateinischen; was hier *aut* 'oder' heißt, ist dort *ote*. Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich die Menge der übrigen auch örtlich zwischen Umbrern und Samniten mitteninne liegenden Dialekte, teils dem einen teils dem anderen stärker zustrebend. Die ganze Masse aber schließt sich in gewissen Eigentümlichkeiten ganz entschieden zu einer Einheit gegenüber dem Latein zusammen. Was in diesem *qu* ist, zeigt sich in jener oskisch-umbrischen Gruppe als *p*; *quis* 'wer' wird zu *pis*, *que* 'und' wird zu *pe*; das *f* aber, das wir vorhin in *frater* und *lifra* als einen spezifisch italischen Laut erkannten, wird im Lateinischen, wenn es inmitten eines Wortes steht, zu *b*: so heißt es zwar *frater* auch im Lateinischen weiter, aber italisches *lifra* 'Pfund' wird zu *libra*. Die anderen Abweichungen vom Lateinischen.

Im letzten Punkt hat nicht einmal der Dialekt dem Lateinischen Heeresfolge geleistet, der sonst getreulich mit ihm geht und das *quis* und *que* allein mit ihm teilt, das Faliskische. Die Tatsache ist darum von besonderem Interesse, weil sie zeigt, wie eng der in Rom gesprochenen Mundart der Latiner, dem Lateinischen, die Grenzen gezogen waren. Die Stadt Falerii, deren Sprache das Faliskische ist, liegt kaum sechs Meilen nordwärts von Rom, aber zwischen die beiden Städte schiebt sich noch ein Streifen etruskischen Gebietes. Nach den anderen Himmelsrichtungen stand es nicht besser. Soweit wie Falerii nach Norden ist nach Süden das Gebiet der Volsker und ihrer Sprache entfernt. Noch näher liegt nach Osten hin Präneste, das heutige Palestrina, dessen von den Komikern verspottete Abweichungen vom Stadtrömischen freilich nicht allzu erheblich gewesen zu sein scheinen; aber eine scharf einschneidende Sprachscheide bildete jedenfalls das bald hinter Präneste aufsteigende Hochgebirge. Nach Westen endlich setzte das Meer die engsten Schranken So schätzt man das ganze Gebiet der Latiner, die Keimzelle der weltbeherrschenden lateinischen Sprache, noch für die Zeit um 400 v. Chr. auf nicht mehr als etwa 50 Quadratmeilen. Das Lateinische die Mundart der Latiner.

Wie von hier aus das Lateinische um sich gegriffen, wie es erst das italische Festland und die Inseln, dann die anderen Länder erobert hat, in denen heute romanische Sprachen gesprochen werden, darüber hinaus aber manches Gebiet in fremdem Erdteil, das erst nachträglich der römischen Zunge wieder abgerungen worden ist (so Nordafrika) — dies auch nur in großen Zügen erzählen hieße dem Historiker ins Handwerk pfuschen. Ähnliches hat nur etwa der zu berichten, der die Geschichte Englands und der englischen Kolonien erzählt. Nur so weit soll darauf hier eingegangen werden, als es sich um die Überwältigung der italischen Brüder handelt. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts können sie als unterworfen gelten, ihr Gebiet ist von römischen Ansiedlern durchsetzt und damit auch das Schicksal ihrer Mundarten entschieden. Ihre spätesten sicher datierbaren Denkmäler sind die Münzen, die bei der letzten vergeblichen Erhebung der Italer gegen Rom 90 v. Chr. mit oskischer Aufschrift und dem Münz- Verdrängung der anderen italischen Dialekte.

bild des gegen die römische Wölfin kämpfenden italischen Stieres geprägt worden sind. Von da an sind die Dialekte aus allem offiziellen Gebrauch verschwunden; in privatem Verkehr, in entlegenen Gebirgswinkeln mögen sie noch lange vegetiert haben, aber in den modernen italienischen Dialekten kann man nichts auf sie zurückführen als höchstens hier und da einmal eine Neigung zu gewissen Lautverbindungen.

Entlehnungen aus diesen. Indes der Sieger selbst sicherte wenigstens einzelnen Worten des oskisch-umbrischen Lexikons Dauer in seiner eigenen Sprache. Wenn die urzeitlichen Verhältnisse den Zerfall in Dialekte herbeiführten, so folgte daraus bei zunehmendem Verkehr eine um so größere Leichtigkeit der Entlehnung hin und her. Für den Römer lag sie besonders nahe, wo ihm im Gewande der fremden Mundart eine überlegene oder wenigstens in Einzelheiten imponierende Kultur entgegentrat. So ist ihm eine Anzahl Ausdrücke auf dem Gebiete der Viehzucht von einem der anderen italischen Stämme zugekommen, die darin ihre besondere Stärke hatten: sowohl *bos* 'Rind' wie *scrofa* 'Schwein' (lateinisch wäre, wie wir oben gesehen haben, *scroba*) sind in ihrer Lautform unlateinisch, dagegen oskisch und umbrisch. Aber auch andere Stücke des lateinischen Wortschatzes sind den gleichen Weg gekommen: *rufus* 'rot', das vielleicht auch vorzugsweise ein Ausdruck der Viehzüchter war, neben *ruber* mit echt lateinischem *b*, *popīna* 'die Garküche' neben *coquere* 'kochen', wo wir das Verhältnis *p*: *qu* wiederfinden, u. a.

Die übrigen Sprachen Italiens. III. Die sonstigen Sprachen der Apenninhalbinsel und ihr Verhältnis zum Lateinischen. Nicht nur die eigenen Brüder mußte das Latein besiegen, um selbst Italien zu beherrschen. Der alten urzeitlichen Einwanderung der Italer sind in späterer Zeit, teilweise schon im Lichte der Geschichte andere gefolgt, die Italien zu einer Musterkarte indogermanischer, aber auch anderer Sprachen gemacht haben, bis die Uniformierung durch das Latein erfolgte. Auch von diesem Kampfe trägt der Überwinder manche Spuren in Form von Entlehnungen aus den unterlegenen Sprachen dauernd an sich. Am wenigsten haben auf ihn die Be-

Venetisch und Messapisch. siedler der Nordost- und der Südostecke Italiens, die Veneter und Messapier gewirkt, deren Zugehörigkeit zu dem indogermanischen Stamm der Illyrier wenigstens als wahrscheinlich gelten darf. Dagegen waren die

Griechisch. zahlreichen Niederlassungen der Griechen in Süditalien und Sizilien zwar gewiß nicht der einzige Quell, der griechische Wörter in die lateinische Sprache ergoß, aber jedenfalls einer der ältesten und einer, der ohne Unterbrechung sprudelte. Wie früh und wie intensiv die Berührung war, zeigt am deutlichsten wohl die Tatsache, daß Kyme oder Cumae in Campanien, eine Pflanzstadt von Chalkis auf Euböa, wie anderen Völkern Italiens so auch den Römern schon vor dem 6. Jahrhundert das Alphabet geliefert

Keltisch. hat. Auch einiges aus dem Sprachschatz der Kelten, die etwa um 500 v. Chr. über die Alpen drangen und nach wiederholten Vorstößen gegen

Süden in der Poebene dauernd seßhaft blieben, ist ins Latein übergegangen. So namentlich eine Anzahl Ausdrücke für das Fuhrwesen, dergleichen noch zur cäsarischen Zeit der veronesische Dichter Catull in der römischen Literatur heimisch machte.

Neben den drei indogermanischen Stämmen aber blieb auch ein ganz fremdartiger nicht ohne Einfluß auf die Sprache der Römer. Zwischen die italische und keltische Einwanderung fällt die der Etrusker. Woher dies Volk gekommen ist, würden wir sagen können, wenn wir seine Sprache zu irgendwelcher sonst bekannten in verwandtschaftliche Beziehung setzen könnten. Aber obwohl wir Tausende von etruskischen Inschriften, ja sogar ein etruskisches Buch besitzen, hat das nicht gelingen wollen; und was wir vom Etruskischen verstehen, reicht nur eben gerade hin, um mit Bestimmtheit sagen zu können: Indogermanen sind die Etrusker nicht gewesen. Und doch hat auch hier eine vor der römischen erblühte Kultur und ein politischer Einfluß, der um 500 v. Chr. von den Alpen bis nach Campanien hinein sich erstreckte und sich erst später auf das noch jetzt von den Etruskern den Namen tragende Toscana einschränkte, dahin gewirkt, daß Etruskisches sich ins Latein mischte. Freilich die Vermutung, daß einzelne technische Ausdrücke auf dem Gebiete des Sakral-, des Kalender-, des Theaterwesens (z. B. *persona* 'die Maske') von den Etruskern stammen, darf man, obwohl sie durch die Nachrichten der Alten manche Stütze empfängt, für jetzt nur mit Zurückhaltung wagen. Auch das bleibt vorläufig zweifelhaft, ob es mehr als ein zufälliges Zusammentreffen ist, wenn das Etruskische genau wie das vorhistorische Lateinisch (s. oben S. 441) seine Wörter auf der ersten Silbe betont und dadurch vielfach den Vokalismus der folgenden Silben schädigt. Dagegen steht etruskischer Ursprung sicher für einen großen Teil des Namenschatzes — zum deutlichen Zeichen, daß hinter der Sage von den Tarquiniern, den römischen Königen etruskischen Stammes und Namens, ein greifbarer Kern sich birgt. Und wie überall, wo eine Sprache einer anderen Worte in größerer Fülle entlehnt, kamen mit den etruskischen Namen wohl auch manche formative Elemente, manche Endungen ins Lateinische hinüber. Etruskisch.

Über solche Anleihen lexikalischer, formaler und etwa auch lautlicher Natur ist das Latein, soviel wir sehen, nur beim Griechischen hinausgegangen. Aus ganz begreiflichen Gründen. Etruskisch und Keltisch, Venetisch und Messapisch schwanden auf dem italischen Boden vor dem Latein dahin, genau wie Oskisch und Umbrisch. Wohl soll es noch zur Zeit Julians des Abtrünnigen Opferschauer gegeben haben, die ihre Weisheit aus etruskischen Büchern holten, aber es war zweifellos schon eine tote Sprache, in der diese Geheimnisse fortgepflanzt wurden, etwa wie das Hebräisch der Synagogen. Keltisch und Illyrisch aber lebten zwar in den Ländern jenseits der Alpen und des Meeres fort, aber sie hatten auch dort keine Kultur hinter sich, die die Römer zu weiteren Entlehnungen hätte veranlassen können. Anders standen die Römer den Entlehnungen aus diesen Sprachen

besonders aus dem Griechischen. Griechen gegenüber. Griechisch redende Bevölkerung blieb in Süditalien immer seßhaft, und das Mutterland, von dem sie ausgegangen war, fing früh, mindestens seit dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr., auch unmittelbar mit allem Zauber einer selbst von den politisch überlegenen Römern fast ausnahmslos als unerreichbar anerkannten Sprache und Literatur auf die „Barbaren" zu wirken an. Nach solchen Vorbildern scheute man sich nicht, auch Syntax und Stil in Rom zu modeln; und nicht einmal, sondern wieder und wieder mußte es sich das Latein gefallen lassen über den griechischen Kamm geschoren zu werden. Ja man darf sagen, die Geschichte des lateinischen Stiles auf seiner Höhe und in seinem Verfall ist unverständlich für den, der nicht ständig seinen Blick auf die griechischen Muster gerichtet hält, wie das unser Abschnitt über die Schriftsprache (VI) im einzelnen zeigen soll. Bei der Volkssprache kann weder von einem so bewußten noch von einem ähnlich weitgehenden Anschluß an das Griechische die Rede sein. Und doch zeigt allein schon die etymologische Analyse der auf ihr beruhenden romanischen Sprachen auch hier einen starken Beisatz griechischer Elemente nicht nur zum Lexikon, sondern auch zu Wortbildung und Syntax auf. Es wird auch für weiterhin folgende Betrachtungen nicht überflüssig sein, dies mit ein paar Beispielen zu bekräftigen. Sowohl französisch *coup*, italienisch *colpo* 'Schlag' wie französisch *blâmer* (älter *blasmer*), italienisch *biasimare* 'tadeln' gehen auf griechische Worte zurück, jenes auf *kolaphos* 'Ohrfeige', 'Schlag', das wir auch aus der römischen Literatur als griechisches Lehnwort kennen, dies auf *blasphemein* 'tadeln', aus dem wir unser *blasphemieren* entlehnt haben. Wenn hier das ganze Wort griechischen Ursprungs ist, so in französisch *princesse comtesse déesse* usw. die das Feminin ausdrückende Endung; sie lautet im Lateinischen wie im Griechischen, das sie geschaffen hat, gleichmäßig *-issa*. Syntaktisch aber wird der Römer aus dem Volke zum Gefolgsmann des Griechen, wenn er ihm die Präposition *cata* entlehnt und aus *cata unum* 'zu je einem' das Pronomen schafft, das den Italienern zu *ciascuno*, den Franzosen zu *chacun* geworden ist.

Die Inschrift vom Forum. IV. Das älteste Latein bis zum Beginn der Literatur. Mancher Leser erinnert sich vielleicht noch, daß im Jahr 1899 ein Inschriftfund auf dem römischen Forum das Interesse sogar der Tageszeitungen erregte. Unter einem schwarzen Pflaster, das man im Altertum für das Grab des Romulus gehalten zu haben scheint, fand sich eine verstümmelte Säule, die in etwa anderthalb Dutzend Worten einen kärglichen Inschriftrest trägt. Sowohl die Fundumstände wie die Altertümlichkeit der Sprachformen und der Schrift lassen die Annahme nicht allzu verwegen erscheinen, daß dies Denkmal etwa aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. stammt; jedenfalls haben wir hier das älteste stadtrömische Latein vor Augen. Vergegenwärtigen wir

Das Latein im 6. Jahrhundert v. Chr. uns den Zustand der Sprache, den wir durch diese Inschrift kennen gelernt haben. Jene Lauteigentümlichkeiten, die das Latein, wie vorhin

angegeben, gegen das Oskisch-Umbrische differenzieren, sind schon vorhanden, aber im übrigen ist der Unterschied gegenüber dem Latein, wie wir es auf der Schule lernen, noch ein gewaltiger. So heißt es z. B. statt *sacer* 'heilig' *sakros*, statt *iusto* 'durch den Gerechten' *iovestod*, statt *iumenta* 'Zugvieh' *iouxmenta*. Wie sich das im einzelnen zu den uns geläufigen Formen entwickelt hat, sind wir nicht in der Lage zu verfolgen, weil aus den nächstfolgenden Zeiten nur wenige Sprachdenkmäler und alle geringen Umfangs erhalten sind. Eine zusammenhängende und ausgiebige Reihe von inschriftlichen und literarischen Monumenten setzt erst gegen Ende des 3. Jahrhunderts ein; erst von da ab ist eine wirkliche Geschichte wenigstens des schriftlich fixierten Lateins möglich. Diese Geschichte aber ist im wesentlichen nur eine Geschichte der Syntax und des Stiles, denn die Deklinations- und Konjugationsformen haben von jenem Zeitpunkt ab nicht mehr so gewechselt, daß nicht, wer den ciceronischen Brauch kennt, ohne weiteres imstande wäre, im ganzen auch die Komödien des Plautus zu verstehen, die um 200 v. Chr. geschrieben sind. Die Vorgänge also, die dem Latein im wesentlichen die Form gegeben haben, die wir aus der Schulgrammatik kennen, jene schweren lautlichen Verstümmelungen, wie sie *sakros*, *iovestod* und *iouxmenta* erfahren haben, dürften etwa dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. angehören. Teils in diese Zeit, teils 100 bis 150 Jahre später fallen auch die Beeinträchtigungen des alten bunten Vokalismus, von dem eingangs die Rede war: die Diphthonge werden zu einfachen Vokalen (*ī* oder *ū*), *ai* wenigstens zu *ae*, nur *au* bleibt erhalten (*claudo* 'ich schließe' usw.); die kurzen Vokale im Wortinnern werden alle zu *ĭ* oder *ĕ* (*cădo* 'ich falle', aber *concĭdo* 'ich falle zusammen', *rĕgo* 'ich richte', aber *erĭgo* 'ich richte auf', *cantus* 'der Gesang', aber *concentus* 'das Zusammensingen'). Und so viel vokalischen Vollton auch das Latein noch nach dieser Schmälerung besitzt und namentlich unter den Händen eines geschickten Stilkünstlers entfalten kann, so berührt doch bisweilen ein gewisser spitzer und dünner Klang, zumal bei unachtsamer Behandlung, das Ohr minder angenehm.

Die Veränderungen des Lateins bis zum 3. Jahrhundert v. Chr

Ältester stilistischer Einfluß des Griechischen.

In diese älteste uns einigermaßen kenntliche Periode der Sonderexistenz des Lateinischen fällt aber auch schon die erste stilistische Beeinflussung durch das Griechische. Ob die Zehnmänner, die mit der Abfassung des Gesetzbuchs der 12 Tafeln (451/450) betraut waren, wirklich vorher eine Kommission nach Athen geschickt haben, um dort die solonischen Gesetze zu studieren, hat man ebenso bezweifelt, wie die tätige Mitwirkung eines Griechen bei der Kodifikation in Rom. Was aber griechische Inschriftfunde der letzten Jahrzehnte sichergestellt haben, ist, daß Formeln und Satzformen der 12 Tafeln vielfach nach griechischem Muster gestaltet sind. „Wenn (jemand) nachts stiehlt, wenn der Bestohlene ihn tötet, soll (er) zu Recht getötet sein.“ „Wenn (jemand einen anderen) vor Gericht lädt, (so) soll (dieser andere) folgen. Wenn (er) nicht folgt, soll (der erste) einen Zeugen nehmen, dann soll (der erste) ihn (den anderen) ergreifen.“

Kürze des Ausdrucks.

Dieser Lakonismus der 12 Tafeln unterscheidet sich wesentlich von dem oben geschilderten italischen. Der letztere hinterläßt keine Unklarheiten; vom ersteren kann man das gleiche nur dann sagen, wenn er nicht sowohl auf Hörer als vielmehr auf Leser berechnet ist, die Zeit haben, sich zu überlegen, auf wen jeder der subjektlosen Sätze sich bezieht. Daß diese Kürze, bei der Mißdeutungen nur durch sorgsame Interpretation ausgeschlossen werden konnten, nicht römischem Boden entsprungen ist, wird um so sicherer scheinen, wenn wir hinzusetzen, daß sonst gerade römische Gesetzessprache schon in ihren ältesten Urkunden eine echt römische Skrupulosität an den Tag legt, die sich in Verhütung von Mißverständnissen gar nicht genug tun kann. Nicht „der Tag, an welchem das und das geschehen soll“, heißt es hier, sondern „der Tag, an welchem Tage“, nicht „wer nach diesem Gesetze verurteilt ist, darf das und das nicht tun“, sondern „wer nach diesem Gesetze verurteilt ist oder sein wird“; die Sprache bemüht sich in solchen Fällen, nur ja alle denkbaren Möglichkeiten zu erschöpfen. So sicher diese Eigentümlichkeit auf jenem Geschick und jener Gewissenhaftigkeit der Kasuistik beruht, die in immer verfeinerter Ausbildung die Größe der römischen Juristen ausmacht, um so gewisser dürfen wir die dazu in polarem Gegensatz stehende Knappheit nicht nur in Parallele setzen mit der genau entsprechenden Ausdrucksweise griechischer Gesetze wie des von Gortyn auf Kreta, sondern unmittelbar daraus herleiten.

Skrupulosität des Ausdrucks.

Stilistischer Einfluß der ältesten Gesetzgebung.

Die 12 Tafeln gingen jedem Römer schon in frühester Jugend in Fleisch und Blut über; sie wurden in der Schule auswendig gelernt, und das Leben sorgte dafür, daß sie dauernder Besitz des Gedächtnisses blieben. So wird, wer etwa des alten Cato uns erhaltene Prosaschrift über den Landbau (aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr.) liest und den eigentümlich kurz angebundenen Kommandoton des Büchleins auf sich wirken läßt, die Vermutung nicht willkürlich finden, daß Cato im Stil der 12 Tafeln, d. h. ihm selbst natürlich unbewußt im Stil griechischer Gesetze schreibt. Nicht besser kann sich offenbaren, wie sehr das Latein in den Bann des Griechischen geriet, als darin, daß auch der starre Altrömer, der abgesagte Feind alles griechischen Wesens, ihm hier verfiel, wo er gewiß durchaus populär sein wollte.

Die Schrift eine ungenaue Wiedergabe der Sprache.

V. Schrift- und Umgangssprache. Plautus. Wir haben so die Entwicklung des Lateins etwa bis zum Jahr 200 v. Chr. verfolgt. Hier setzt, wie schon gesagt, eine zusammenhängende Reihe von Denkmälern der Sprache ein, sowohl literarischen als inschriftlichen, die sich über einen Zeitraum von vielen Jahrhunderten erstreckt. Ein sehr schätzbares Material und doch ein Material, dessen Wert, wie man allmählich erkannt hat, gerade für den Grammatiker nur ein sehr bedingter ist. Die Erforschung aller toten, d. h. uns nur in schriftlicher Fixierung bekannten Sprachen, stößt auf große Schwierigkeiten. Eine Frage z. B., die sich bei allen erhebt und bei keiner sich in völlig genügender Weise lösen läßt, ist

die nach dem Verhältnis des Schriftbildes zur Aussprache. Man lernt heute noch auf den meisten Schulen die Aussprache *Zizero*, weil wir aus dem Französischen, Italienischen usw. gewöhnt sind, *c* nur vor dunkeln Vokalen wie *k*, vor hellen aber als Zischlaut zu sprechen. Erst eine fortgeschrittene Forschung erschloß die Unrichtigkeit dieser Aussprache teils aus der griechischen Transkription des Namens *(Kikeron)*, teils aus der umgekehrten Erscheinung, daß jedes griechische *k* im Lateinischen mit *c* wiedergegeben wird, auch vor hellen Vokalen (griech. *kistē*, lat. *cista* 'Kiste'), teils aus der Lautung alter lateinischer Lehnworte im Deutschen (z. B. *Kiste* eben aus dem letztgenannten lateinischen Worte, *Keller* aus lat. *cellarium*, *Kerker* aus *carcer*), teils aus anderen Gründen.

Stilisierung der Sprache für die Literatur.

Wenn hier sich an einem verhältnismäßig einfachen Beispiel zeigt, wie mühselig es ist, auch nur eine Einzelheit der Aussprache eines ausgestorbenen Idioms festzustellen, so setzt doch das Latein dem Versuch, durch das Schriftbild zur wirklich gesprochenen Sprache vorzudringen, noch ganz besondere, in vielen Stücken geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Vielleicht keine einzige andere Sprache ist für den schriftlichen Gebrauch so stilisiert worden wie das Lateinische. Das beginnt mit dem Beginn der Literatur, d. h. in eben dem Augenblick, von dem an wir das Latein wirklich eingehend kennen. Die Prinzipien aber, nach denen die Stilisierung erfolgt, sind im wesentlichen — wie das Grundprinzip selbst, daß, was geschrieben wird, auch stilisiert sein muß — griechische. Nun ist vieles von diesen Prinzipien nicht bloß für den Leser, sondern auch für den Hörer berechnet, zum Teil, weil es aus dem rednerischen Gebrauch entsprungen ist, zum Teil aber auch, weil man im Altertum laut zu lesen pflegte, auch wo man nur für sich allein las. Gerade hierdurch hat sich der schriftliche Ausdruck, statt, wie man denken könnte, sich der täglichen Umgangssprache zu nähern, nur um so weiter von ihr entfernt. Es genügt, auf das eine Stilprinzip hinzuweisen, das für unsere Begriffe freilich auch das allerbefremdlichste ist. Schon bei den attischen Rednern zeigt die Rede Rhythmus, aber erst den entarteten asiatischen Rhetoren des 3. Jahrhunderts v. Chr. war es vorbehalten, diesen Rhythmus in kleinliche Regeln zu zwängen. Bereits vor Cicero hat die römische Prosa von diesen Regeln nicht selten Gebrauch gemacht; Cicero sieht sie für seine Sprache durchaus als verbindlich an, in den Reden wie in den Briefen, in den philosophischen wie in den rhetorischen Schriften. Und nichts zeigt seine beherrschende Stellung innerhalb der römischen Literatur deutlicher, als daß von jetzt an nur die ernstesten Fachschriftsteller wie die Juristen und Männer vom Range eines Tacitus sich die Abweichung von dem steifen und — wie es uns scheinen will — monotonen Regelzwang gestatten. Vier Verbindungen von bestimmten Versfüßen, fünf bis acht und mehr Silben umfassend, nehmen jetzt fast jeden römischen Satzschluß ein, ja erscheinen nicht nur da, wo wir einen Punkt, sondern meist auch, wo wir ein Komma setzen.

insbesondere Rhythmisierung.

Mehr braucht man eigentlich nicht zu sagen, um den abgrundtiefen Riß erkennen zu lassen, der das Latein der Literatur von dem Latein des Alltags trennte. Der Zwang der Rhythmisierung hat so gut wie der Zwang des Versbaus beständige Abweichungen vom naturwüchsigen Latein zur Folge gehabt. Wortwahl, Wortformung, Wortstellung wurden entscheidend beeinflußt, und ein Mann aus dem Volk mag manchmal rechtschaffene Mühe gehabt haben, um eine ciceronische Periode zu verstehen. F. Th. Vischer hat, um die Verschiedenheit zwischen mündlichem und schriftlichem Ausdruck scharf auszusprechen, einmal das Wort geprägt: „eine Rede ist keine Schreibe"; man könnte mit einer Umkehrung dieses Ausdrucks sagen, daß die Schrift in keinem Idiom so wenig wie im Lateinischen die Sprache ist.

Natürlich soll nicht geleugnet werden, daß, wie wir ja Schriftsteller gefunden haben, die die Rhythmisierung als Stilprinzip verschmähen, so manche andere überhaupt nicht nach dem Ruhme geizen, eine kunstvolle Sprache zu schreiben. Indessen ist solche Genügsamkeit nicht nur eine Ausnahme in der römischen Literatur, sondern man darf wohl auch sagen, daß von einem gewissen literarischen und also auch stilistischen Ehrgeiz, jedenfalls aber von literarisch-stilistischen Reminiszenzen so ziemlich jeder beherrscht wird, der den Griffel in die Hand nimmt. Ja selbst wo ein realistischer Schriftsteller die alltägliche Aussprache und Syntax zu kopieren unternimmt, wie es heute etwa Sudermann und Hauptmann tun, zur Zeit Neros Petron an einzelnen Stellen seines meisterhaften Romans getan hat, fließt die Quelle einerseits fürs Latein spärlich, andererseits bleibt immer zu fürchten, daß ungenaue Beobachtung und Karikatur vorliegt.

Petron.

Das Latein eine logische Sprache?

Vielleicht wird man jetzt ahnen, daß manche Urteile über die lateinische Sprache Vorurteile nach der einen oder anderen Seite sind, ausgegangen von solchen, die der Meinung waren, wer Vergil oder Tacitus oder die Juristen kenne, kenne das Lateinische. Ein bis zum Überdruß wiederholtes Schlagwort ist das von der logischen Natur des Lateins. Jeden Grammatiker mutet es von vornherein sehr altmodisch an. W. v. Humboldt und andere nach ihm haben das Vorurteil für immer zerstört, daß Sprechen und Denken identisch, Satz = Urteil, Wort = Begriff sei; wir wissen seitdem, daß Sprechen (von seiner physiologischen Seite abgesehen) ein rein psychologischer Prozeß ist — in einer Sprache so gut wie in der anderen. Wohl kann eine Sprache, die scharf ausgeprägte Endungen und in einem Heer satzregierender Wörtchen wie „weil", „als", „damit" usw. die Möglichkeit zu künstlich gegliederter Satzfügung besitzt, die Beziehung der einzelnen Worte aufeinander, die Unter- oder Überordnung der einzelnen Gedanken besonders klar ausdrücken; und das Latein war in diesem Falle, denn die scharf ausgeprägten Endungen hatte es sich zu einem guten Teil seit der italischen Urzeit bewahrt, die satzregierenden Wörtchen allmählich herausgebildet. Nichtsdestoweniger konnte man im Lateinischen genau so unlogisch reden wie im Deutschen

— und hat nicht weniger oft so unlogisch geredet. Wer das bestreitet, hat nicht nur Ciceros Sprache nie mit scharfen Augen betrachtet, sondern vergißt vor allem, daß, wer um der logischen Ausdrucksweise etwa der klassischen Juristen willen von dem „logischen Latein" redet, ebensogut um Lessings willen von einer eminent logischen Natur der deutschen Sprache reden dürfte.

Das Latein eine nüchterne Sprache?

Aber wenn hier ein günstiges Vorurteil zu zerstören war, so kann man zum Entgelt auch manches ungünstige vom Latein abwälzen. Grillparzer hat einmal gefragt (XV, 159): „Fällt es jedermann so schwer als mir, sich eine junge Römerin zu denken, die mit ihrem Heißgeliebten von ihrer Leidenschaft — lateinisch spricht?" Er drückt etwas konkreter aus, was man gewöhnlich recht abstrakt die Nüchternheit der lateinischen Sprache nennen hört. Auch hier soll eine gewisse Berechtigung solchen Urteils nicht völlig bestritten werden. Um nur eins herauszugreifen: einen schönen Schmuck poetischer Rede pflegen Zusammensetzungen, insbesondere zusammengesetzte Beiwörter zu bilden. Die indogermanische Muttersprache vererbte ihren Töchtern fast unbegrenzte Möglichkeiten solcher Bildung, und diejenigen ihrer Töchter, die in der Poesie das Höchste geleistet haben, sie haben auch von jenen Möglichkeiten den umfassendsten Gebrauch gemacht: das Griechische und das Germanische. Aber dem Lateinischen ist dieser schöne Zug fast völlig abhanden gekommen; nur kümmerliche Pflänzchen ringt mühselige Kunst dem Boden ab, der anderen Sprachen, kaum bestellt, reichste Blüten und Früchte trägt. Die Schuld trägt hier wirklich zu gutem Teil die unpoetische Natur der Römer. Kein Volkslied, kein aus dem Volk hervorgewachsenes Epos kräftigt die indogermanischen Keime der Wortzusammensetzung, und als die Übersetzung und Nachahmung griechischer Meisterwerke eine Kunstpoesie schafft, sind die Keime nicht mehr recht triebfähig. Freilich waren sie zugleich auch von den vorhin geschilderten lautlichen Verstümmelungen besonders schwer betroffen worden.

Leidenschaft in der literarischen Sprache.

Dies und Ähnliches soll nicht bestritten werden; darum aber dem Latein die Fähigkeit zu Ausbrüchen tiefen Gefühls und wiederum andererseits etwa zu zärtlicher Tändelei absprechen und meinen, daß himmelhoch Jauchzende und zu Tode Betrübte stumm bleiben mußten, wenn sie das Unglück hatten, Römer zu sein, — das kann auch wieder nur, wer auf einzelne Schriftsteller hin über die ganze Sprache aburteilen zu dürfen glaubt. Gewiß ist in der römischen Literatur häufiger die gewaltige Kraft leidenschaftlicher Invektive und das schöne Pathos männlicher Begeisterung (man muß etwa Ciceros Rede gegen Piso lesen, um die erstere ganz zu empfinden; beim letzteren aber — wer denkt nicht an horazische Glanzstellen, die kein Schulunterricht verleiden kann, wie das *Iustum et tenacem propositi virum* oder *Dulce et decorum est pro patria mori?*). Aber, wenn auch schon derlei genügen müßte, um das Latein vom Vorwurf angeborener Nüchternheit zu befreien, hat nicht Catull der Liebe Leid

und Lust mit so vollen Tönen zu singen gewußt wie die Besten anderer Literaturen?

Leidenschaft in der Sprache des Alltags.

Vor allem indes: man soll auch hier, um über die Ausdrucksmöglichkeiten der lateinischen Sprache zu urteilen, nicht bei den klassischen Literaturdenkmalen stehen bleiben. Etwas von starrer Maske hat ihr Stil, wie wir gesehen haben, immer. Die Züge des lebendigen Antlitzes, das dahinter steckt, sprechen deutlicher. Das Latein, wie wir es auf der Schule lernen, wie wir es bei Tacitus, in der Aeneis, ja selbst in mancher Liebesode des Horaz lesen, mag uns immerhin etwas schwer und steif für Liebesgetändel dünken. Aber daß Roms Mädchen leichte und graziöse Worte dafür fanden, kann man doch nicht bezweifeln, wenn man an die Töchter der römischen Mutter denkt. Wo fließt derlei anmutiger von den Lippen als im Französischen und Italienischen? und sollte nicht, was die beiden gemeinsam haben, ererbtes Gut sein?

Plautus als Quelle der Alltagssprache.

Wir können die letzte Frage bestimmt mit „ja“ beantworten. Daß wir es können, danken wir dem Manne, der zeitlich der erste ist, von dem uns umfassende Werke in lateinischer Sprache erhalten sind, der aber zugleich gerade durch seine Sprachbehandlung eine Sonderstellung unter allen uns erhaltenen römischen Schriftstellern einnimmt, dem Lustspieldichter Plautus († 184). Plautus war nichts weniger als ein Originalgenie, nach unseren Begriffen kaum viel mehr als ein Übersetzer aus dem Griechischen, aber nicht nur keinem anderen Übersetzer, sondern selbst keinem Dichter — die Vorbilder des Plautus vielleicht ausgenommen — dürfte es wie ihm gelungen sein, in tadellosen Versen so unverfälscht die Alltagssprache zu schreiben. Selbstverständlich ist das nur darum möglich, weil die Gattung des Lustspiels eine besondere Stilisierung der Alltagssprache nicht mit Notwendigkeit verlangt. Aber auch daß Plautus in so frühe Zeit fällt, kommt uns hier zustatten: an dem zweiten uns erhaltenen Lustspieldichter Terenz (tätig von 166—159) können wir sehen, wie mit dem größeren Interesse vornehmer Kreise an der Literatur auch in der Komödie der Ton feiner, gehaltener, künstlicher wird. Plautus allein führt uns den Durchschnittsrömer vor, redend, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; seine Verse haben ihn zwar, wie natürlich, auch manchmal zu freiem Schalten mit der Umgangssprache genötigt, sie enthalten auch mancherlei gräzisierende Wendung, im ganzen aber spiegeln sie das lebendige Latein in seiner Betonung, im Klang einzelner Worte und ganzer Sätze, im Wortlaut der üblichen Formeln für „Guten Tag“, „Wie geht's?“ usw. und, was mehr ist, in seiner gesamten Ausdrucksfähigkeit aufs treuste wieder. Und danach kann man nur sagen, es gab nichts, was in diesem Latein seinen adäquaten Ausdruck nicht hätte finden können. Reife Lebensweisheit und toller Übermut, Liebesschmerz, der am Leben verzweifelt, und reizendste Schmeichelworte, aus denen es wie ein perlendes Lachen noch heute an unser Ohr klingt, Vaterfreude und Vaterschmerz, kurz was es irgend für Töne in der Skala der Empfindungen

Charakteristik der Alltagssprache.

und Gedanken des täglichen Lebens gibt, alle sind sie zu hören, und wer diesen Dichter zu lesen versteht, ist ebenso von der Meinung geheilt, daß das Latein seiner Natur nach eine nüchterne, wie von der anderen, daß es eine eminent logische Sprache war. Wir haben hier das treueste und in vielem Sinne auch vollständigste Bild des wirklichen Lateins. Selbst scheinbare Lücken erweisen sich als genaues Spiegelbild der Sprache, wie sie damals war. So fehlte in der Komödie natürlich die Ausdrucksweise des wissenschaftlichen abstrakten Denkens. Aber auch diese Zufälligkeit entspricht einem tatsächlich vorhandenen Zuge des Lateinischen: an derlei gebrach es nämlich wirklich und nicht bloß bei Plautus, und erst als das Interesse für griechische Wissenschaft in Rom den Versuch der Nachbildung hervorruft, fängt man an, diese Lücke bitter zu empfinden und nach Möglichkeit mit fremdem und heimischem Gute zu füllen.

Stilisierung der Sprache schon bei den Zeitgenossen des Plautus.

Plautus ist, wie gesagt, unter den erhaltenen Dichtern der einzige, dem die Art seiner Poesie und seine Zeit ein naives Verhalten gegenüber der Alltagssprache gestatteten; schon seine Zeitgenossen, die sich mit dem Epos und dem ernsten Drama beschäftigen, beginnen zu stilisieren, und bald folgt auch die Prosa nach. Unter der Eisdecke der Literatur verschwindet jetzt der rauschende Strom lebendiger Sprache und wird uns nur von Zeit zu Zeit durch eine zufällige Lücke wieder einmal flüchtig sichtbar. So erklärt sich's, daß wir — um das Vischersche Wort wieder aufzugreifen — eine Geschichte wohl der römischen Schreibe, nicht aber der lateinischen Sprache entwerfen können. Diesem Versuch unseres nächsten Abschnitts mag sich in Kap. VII sodann noch einiges zur Charakteristik und Wertung der Umgangssprache anschließen.

Perioden der Stilgeschichte.

VI. Geschichte des lateinischen Stiles. Wie ganz und gar unsere landläufige Betrachtungsweise des Lateinischen die Sprache zugunsten der „Schreibe" ignoriert, kann nichts deutlicher zeigen als die jedermann bekannten Benennungen „goldene" und „silberne Latinität". Sie beziehen sich einzig und allein auf den Stil, und für diesen geben sie allerdings eine richtige Unterscheidung und auch Wertung zweier Perioden. Wir verstehen unter der goldenen bekanntlich das Latein der ciceronischen und augusteischen Zeit, unter der silbernen seine Entwicklung im weiteren Verlauf des 1. Jahrhunderts nach Chr. und wenig darüber hinaus, im ganzen eine Zeit von nicht 200 Jahren. Wer also einen vollständigen Überblick über die Geschichte des lateinischen Stiles haben will, muß die Einteilung rückwärts und vorwärts ergänzen. Was der goldenen Latinität vorausliegt, pflegen wir als die archaische zu bezeichnen; was auf die silberne folgt, werden wir weiterhin einigermaßen zu gliedern versuchen.

Erste literarische Zustutzung des Lateins.

1. Archaische Latinität. Eine Sprache mag selbst auf den Höhepunkten menschlichen Durchschnittslebens so leicht sich bewegen, wie wir es vorhin die lateinische haben tun sehen — sie wird doch, ehe sie zu großen literarischen Zwecken tauglich wird, noch vieler Zustutzung und Vervoll-

kommnung bedürfen. Das Latein hat das Glück gehabt, wenigstens im Beginn seiner Poesie gleich sehr energische Zuchtmeister zu finden. Es brauchte solche um so mehr, als mit der Formung der poetischen Sprache die Einführung der griechischen Versmaße an Stelle des einheimischen ungefügen und ganz verschieden gearteten saturnischen Metrums Hand in Hand ging. Weitaus die schwierigsten Aufgaben stellte hier der Hexa-

Epische Poesie.

meter, und an ihm und mit ihm hat sich die römische Dichtersprache im wesentlichen ausgebildet, indem, was zunächst für den Hexameter geneuert

Ennius.

war, mit der Zeit auch in die anderen Versmaße überging. So ist Ennius, der bald nach dem zweiten Punischen Kriege, also nach 200 v. Chr. den Hexameter ins Latein einführte, der Vater des poetischen Stiles bei den Römern geworden. Da die eigentümliche Abfolge von Länge und zwei Kürzen, wie sie dieser Vers fordert, im Latein nicht allzu häufig ist, so bedurfte es mancher Neubildung, mancher Wiederaufnahme veralteter Worte, mancher syntaktischen Kühnheit z. B. in der Wortstellung, manches starken Gräzismus, um dem Mangel abzuhelfen. Ennius ist in diesen Dingen zum Teil sehr weit gegangen — begreiflich, da er sich selbst allein Maß und Regel sein mußte. So hat er sich nicht gescheut, die homerische Genetivendung *-oiŏ*, die schön klang und gut in den Hexameter paßte, einfach herüberzunehmen und italischen Namen aufzupfropfen, obwohl die Römer nichts auch nur von fern Anklingendes besaßen. Dergleichen barocke Auswüchse haben schon Ennius' nächste Nachfolger beschnitten; aber noch ein Dichter von der hervorragenden Bedeutung des Lucrez, dessen hinterlassenes Werk 54 von Cicero herausgegeben worden ist, bemüht sich, von derlei Sonderlichkeiten abgesehen, möglichst in ennianischem Stil zu schreiben. Ja, vieles, was Ennius gewagt hatte, ist dann von Vergil durch Übernahme in seinen Stil sanktioniert und so, da Vergil allezeit bewundertes Vorbild der poetischen Sprache bleibt, auf immer für die römische Dichtung gewonnen worden. Dahin gehört z. B. der eigentümliche Gebrauch des Plurals statt des Singulars wie *corpora*, auch wo nur von einem Körper die Rede ist, weil diese Form mit ihrem lang kurz kurz so schön in den Hexameter paßt. Ennius glaubte sich zu diesem Wagnis wohl durch eine ähnliche Erscheinung der Umgangssprache berechtigt (s. S. 466), hat aber deren Grenzen weit überschritten.

Am meisten zu tun blieb zweifellos für den Satzbau. Hier ist Ennius, da der Vers auf die Periodisierung keinen Zwang ausübte, bei der alten Simplizität stehen geblieben; er erzählt in ähnlich einfach schlichten Sätzen, meist in bloßer Aneinanderreihung ohne Unterordnung, wie es die alte Prosa tut, und meidet auch deren Breite nicht. Im übrigen ist auch sein Stil schon von der Macht aufs stärkste beeinflußt, die die lateinische Poesie je weiter hin je schwerer für uns genießbar macht: den Lehren griechischer Rhetoren. Nicht nur daß er ihnen zuliebe Klangspiele, wie sie die lateinische Sprache selbst an die Hand gab, weit über das Naturwüchsige hinaus gesteigert hat, insbesondere die Alliteration, mit deren

Hilfe er z. B. den Trompetenton in dem berüchtigten Hexameter malen zu dürfen glaubte *at tuba terribili sonitu taratantara dixit.* Er hat vielmehr auch von den sonstigen berückenden und verwirrenden Künsten jener griechischen Klügler Gebrauch gemacht: von den auch in der sprachlichen Form, in Silbenzahl und Gleichklang, ausgeprägten Antithesen u. ä.

Was über seine Syntax und Stilistik gesagt ist, läßt sich im wesentlichen auch auf die der Prosa anwenden. Satzbau der Prosa. Im Satzbau noch vielfach eine gelegentlich bis zum Ungeschick gehende Simplizität und daneben doch schon das Raffinement griechischer Künstelei. Das hat in seinem Geschichtswerk und seinen Reden, die eine höhere gepflegtere Stilart zeigen als das vorhin erwähnte Werkchen über den Landbau, sogar der alte Cato bewußt mitzumachen nicht immer verschmäht. Dann können wir bei den späteren Vertretern der Geschichtschreibung und insbesondere bei den näheren Vorläufern Ciceros in der Redekunst, z. B. bei C. Gracchus, verfolgen, wie die syntaktische Einfachheit allmählich kunstvollerem Baue Platz macht und so das Mißverhältnis zwischen ihr und dem rhetorisierenden Aufputz sich verringert. Schon jetzt beginnt die eigentümliche Rhythmisierung der Satzglieder, die wir vorhin berührten und als eine Nachbildung griechischer, speziell aus Kleinasien stammender Muster bezeichneten; gewiß werden gerade diese zugleich auch im übrigen auf kunstvollere Periodisierung hingewirkt haben, denn auch der voll dahinrollende, ja bis zum Schwulst ausartende Periodenbau war ein Charakteristikum dieses „Asianismus".

2. Goldene Latinität. Wenn man diese Periode mit Ciceros Aufsteigen zur Höhe seines Rednerruhms, also etwa den sechziger Jahren Poesie der klassischen Zeit. des letzten Jahrhunderts v. Chr. beginnen läßt, so fällt die Grenze für die Poesie reichlich früh. Denn die letzten wirklich großen Dichter der Republik zeigen sich noch in wesentlichen Stücken als Anhänger älterer Art gerade im Sprachlich-Stilistischen, Lucrez im ganzen Verlauf seines umfangreichen Lehrgedichtes über die Entstehung des Alls, Catull wenigstens in seinen größeren Gedichten. Lucrez baut wohl längere, wenn auch nicht viel elegantere Perioden als Ennius; im übrigen ist er der getreue Nachahmer des alten Dichters in Wortwahl, Wortbildung, Wortfügung. Catull mit seinen gleichstrebenden Freunden aus Oberitalien ist zwar mit Erfolg auf größere Zierlichkeit bedacht und glaubt von der Höhe dieser Eleganz auf den Vater der römischen Poesie mit Geringschätzung herabblicken zu dürfen, und doch mißfällt auch bei ihm, gerade in den Stücken, die er als seine künstlichsten schätzte, die Störung des Satzflusses durch Einschachtelungen Wortverstellungen, übermäßige Länge u. a. Als vollendeter Künstler und Vorbild aller weiteren auf dem Gebiet der Dichtersprache ist erst Vergil zu nennen mit den im Jahre 29 veröffentlichten Vergil Georgica und der nach seinem Tode erschienenen Aeneis. Hier verschmilzt alles zu schöner Einheit, der lateinische Sprachstoff mit den ihm innewohnenden Eigenschaften der Kraft und des Vollklangs, die griechische

Kunst in der Behandlung des sprachlichen Materials, die altväterische Einfachheit und die moderne Gewandtheit im stilistischen Aufbau. Eine außerordentlich geschickte Mischung von Altertümlichem, kühnen Neuerungen und Gräzismen — das ist Vergils Sprache. Eine Mischung so geschickt, daß aus der anscheinend homogenen Masse vielfach nur die allerfeinste Untersuchung noch die einzelnen Elemente wieder herausdestillieren kann. Das Geheimnis der Mischung hat er in wesentlichen Stücken den griechischen Dichtern der Alexandrinerzeit, wie Kallimachos, abgesehen, die ihre Sprache in ähnlicher Weise aus Wendungen des alten Epos, der attischen Tragödie und aus eigenen Neuerungen zusammensetzten. Den größten sprachlichen Fortschritt Vergils aber zeigt seine Periodisierung in ihrem Verhältnis zum Hexameter. Die schwer schleppenden Sätze des Lucrez und Catull sind verschwunden, leicht und glatt ist der Gang der Periode, dem Gang des Verses angepaßt. Und wie Vergil von den älteren Dichtern nahm, was ihm sprachlich geeignet schien, gleichviel ob sie Dramatiker oder Epiker waren, so hat er die Unterschiede der Dichtgattungen, die sich in der älteren Diktion nicht unmerklich ausprägen, für die spätere Dichtersprache im ganzen beseitigt. Er hat der Poesie seines Volkes das Kleid gegeben, in dem sie, von leichten Modernisierungen und Verzierungen abgesehen, durch die Jahrhunderte gefallen hat.

Prosa der klassischen Zeit

Eine ähnlich zentrale Stellung wie Vergil auf dem Gebiete des poetischen nimmt Cicero auf dem Gebiete des prosaischen Stiles ein — nur ähnlich freilich, denn wir wüßten keinen namhaften Dichter nach Vergil, der ihm gegenüber sich seine völlige Unabhängigkeit gewahrt hätte, aber wir kennen ganze Schriftstellerklassen in der Prosa, die sich mehr oder weniger bewußt von Cicero abkehren.

Cicero.

Cicero (geboren 106 v. Chr.) sehen wir in seinen frühesten Reden mit allen Mitteln des Asianismus arbeiten, mit der geschwollenen Periode, in der manchmal mehr auf den Klang als auf den Sinn gesehen wird und die Worte bisweilen nur äußerer Abrundung dienen, mit gehäuften Figuren und vor allem durchaus mit dem Satzrhythmus. Der für ihn sehr segensreiche Unterricht in der rhodischen Rednerschule (79—77 v. Chr.) hat ihn gelehrt, sich hierin zu mäßigen. Nur der Rhythmus spielt auf der Höhe seiner Tätigkeit keine geringere Rolle als in den Anfängen und ist dadurch außer für wenige selbständige Geister zu einem selbstverständlichen Postulat guten lateinischen Stiles geworden, das von Seneca ebenso honoriert wird wie von Augustin, ja das ganze Mittelalter hindurch von den kaiserlichen Kanzleien so gut wie von den päpstlichen. Hiervon abgesehen ist Ciceros Bestreben, das Überschwengliche, Übertriebene des Asianismus auf die Schönheitslinie zurückzudrücken, ebenso deutlich wie erfolgreich. Die Periode wird schön gerundet ohne Überfülle, und für ihre kunstvolle und klare Gliederung wird mit all den Mitteln gesorgt, die, wie früher gesagt, die lateinische Sprache ererbt oder aus Eigenem neu gewonnen hatte. Der griechische Asianismus gefiel sich in kühnen Neubildungen: auch das tritt bei dem Römer ganz

zurück, dem freilich, wie wir früher schon sahen, mit der Leichtigkeit der Wortzusammensetzung vielleicht das wichtigste Mittel zu lexikalischen Neuerungen verloren war; ja Cicero siebt auch den Wortschatz der älteren Literatur energisch durch und gibt Wörtern und Wendungen der Umgangssprache außer in den Briefen nicht leicht Einlaß, und selbst die Briefe sondern sich doch von der Umgangssprache wieder durch ihre so gut wie durchgängige Rhythmisierung.

Andere Stilgattungen.

Es ist unmöglich, abweichende Strömungen, an denen es natürlich in Ciceros Zeit nicht gefehlt hat, hier nun ebenfalls in Einzelheiten zu schildern. Den ausgesprochensten Gegensatz zu seiner Art bilden diejenigen, die als griechische Muster sich nicht die Asianer erkoren haben, sondern etwa einen Mann wie Lysias und darum sich wohl Attiker nennen. Sie suchen die Eleganz nicht wie Cicero in der Fülle, sondern gerade in der Schlichtheit rein sachlichen Ausdrucks, die nun freilich — namentlich an Cicero gemessen — etwas nüchtern wirkt. Ein merkwürdiges Denkmal dieses Gegensatzes ist uns noch in einem Stück des Briefwechsels zwischen Brutus und Cicero erhalten: schon daß der eine hier durchaus rhythmisch, der andere durchaus unrhythmisch schreibt, kennzeichnet das Verhältnis dieser stilistischen Antipoden. Der größte, den man als Vertreter eines solchen einfachen „Attizismus" nennen darf, ist Cäsar gewesen. Er ist noch peinlicher als Cicero in der Wortwahl; hatte er doch gesagt, ein neues und unerhörtes Wort müsse man wie eine Klippe meiden. Und wenn bei Cicero die Worte den Gedanken mit üppigem Faltenwurf umkleiden, sitzen sie ihm bei Cäsar knapp und einfach an; von Rhythmus ist höchstens hier und da etwas zu spüren.

Ausgleich des poetischen und prosaischen Stils.

3. Silberne Latinität. Sind bis hierher Poesie und Prosa getrennte Wege gewandelt, so kennzeichnet sich die folgende Periode wie alle weitere Entwicklung dadurch, daß beide nunmehr Hand in Hand gehen. Es hat das seinen Hauptgrund in einem Umstand, der auch sonst sich für den lateinischen Stil bedeutungsvoll erwiesen hat: in der eigenartigen Gestaltung des Jugendunterrichts in der Kaiserzeit. Zuerst vom grammaticus im Verständnis und in der Nachahmung der klassischen Dichter geschult, wird der junge Mann sodann vom Rhetor in den Künsten der Rhetorik unterwiesen; diese aber steigern sich nun um so mehr, als sie zum Selbstzweck werden, da die politischen Verhältnisse eine praktische Verwendung der Beredsamkeit kaum noch gestatten. Jetzt wird die Poesie ebenso völlig von Rhetorik durchsetzt wie die Prosa (unter den Dichtern ist Ovid das erste Beispiel in großem Stile); wir kennen Fälle genug, wo gleiche Themata in rhetorischer Prosa und in Versen behandelt worden sind.

Die erste Folge davon ist eben die Ausgleichung des poetischen und prosaischen Stiles. Noch bei Cicero sind beide grundverschieden. Wir haben genug von seinen wenig glücklichen poetischen Versuchen, um erkennen zu können, wie sehr sie sich an Ennius anlehnen. Nicht nur lexikalisch ist hier nicht wenig zugelassen, was Ciceros Prosa durchaus

meidet, sondern selbst die Aussprache in den Versen zeigt Abweichung von der in den Reden. Schon Livius aber hat nicht bloß ennianische Floskeln unbedenklich in sein Geschichtswerk übernommen, sondern in die späteren Teile vielleicht auch vergilische. Noch stärker gleicht seit der Zeit des Tiberius etwa Prosa und Poesie sich im Wortschatz aus; der ältere Plinius sucht z. B. in seiner Naturgeschichte der Trockenheit seines Stoffes ganz ungeniert mit zusammengesetzten Beiworten aufzuhelfen, wie sie früher nur die Dichter in gleicher Absicht künstlich geschaffen hatten.

Pointenstil. Die zweite Folge der rhetorischen Ausbildung ist, daß der Stil in Poesie und Prosa jetzt durchaus auf rhetorische Wirkung berechnet wird. Die Schriftsteller sind beständig auf der Suche nach blendenden Sentenzen. Das ist ein Kraut, das für den einzelnen nicht so gar reichlich wächst. Darum übernimmt es die Rhetorenschule, dergleichen zu züchten, und dem einzelnen Schriftsteller fällt es meist nur noch zu, diesem Gemeingut eine überraschende und durch ihre Neuheit schlagkräftige Form zu geben. So wird neben Alliterationen, Reimen, gleicher Silbenzahl korrespondierender Satzglieder und anderen Klangeffekten, worunter auch der Rhythmus natürlich seine Rolle weiterspielt, ein möglichst pointierter Ausdruck als wesentlich angesehen. Wie das alles bei Griechen und Römern längst dagewesen ist, nur eben jetzt eine nie zuvor dagewesene Häufung und Verstärkung erfährt, so ist auch die Sucht, Pointen in schlagenden Gegensätzen, Antithesen, zum Ausdruck zu bringen, alt, aber erst jetzt wird sie zu einer wahren Epidemie. Und wenn ein Teil der Schriftsteller dieser Sucht noch in der Form der voll dahinrollenden Periode ausreichend frönen zu können meint, so verfallen andere auf den raffinierten, aber natürlich auch schon bei den Griechen vorgebildeten Gedanken, daß für Pointe und Glieder der Antithese sich kurze knappe Sätzchen viel besser eignen. Als berühmtester Vertreter der letzteren Art ist der Philosoph Seneca zu nennen, der diese Stilgattung zu solcher Virtuosität ausgebildet hat, daß er damit für einige Zeit auch den modernen Leser fasziniert, ob er nun ethische oder naturwissenschaftliche Themen behandeln mag. Auf die Dauer freilich wirkt die Lektüre Senecas wie etwa die eines dicken Bandes Aphorismen oder Epigramme — wie denn der größte Epigrammatiker aller Zeiten, Martial, nicht zufällig diesem pointenhaschenden Jahrhundert angehört —; man ermüdet beim Lesen, weil der Schriftsteller das Licht seines Scharfsinns nicht in ruhiger Flamme brennen läßt, sondern es alle Augenblicke zu plötzlichem Aufflackern zwingt. Die Dichter aber halten es kaum anders als die Prosaiker. In Senecas Tragödien, in den Epen Lucans und anderer sterben die Helden, wie es sich Cyrano wünscht: la pointe au coeur en même temps qu'aux lèvres. Dem Satiriker Juvenal hat, wie er behauptet, zornige Entrüstung seine Verse eingegeben; aber auch er schwelgt in glitzernden Schlagworten, die nicht ein heißes Herz, sondern nur ein kalter Kopf erzeugt,

Gewiß gibt es auch hier Männer, die der Mode ganz oder in manchem Widerstand leisten. Quintilians Unterweisung in der Redekunst sucht sich dem ciceronischen Muster zu nähern; Tacitus in seinen großen Werken verschmäht im allgemeinen den Rhythmus und wählt, wo er der Antithese huldigt, vielfach die Worte so, daß symmetrische Fassung der Antithesenglieder vermieden wird; ja Unebenmäßigkeit des Satzbaues ist bis zu einem gewissen Grade überhaupt sein Stilprinzip. Aber soweit wir sehen, stehen beide in ihrer Zeit allein. Auf die Pointe haben freilich auch sie nicht verzichten mögen.

Der Stil des 2. Jahrhunderts.

4. Die archaisierende Periode. Für die eigentümliche Gestaltung des Stiles seit Hadrian können von den erhaltenen Schriftstellern vier als besonders charakteristische Beispiele dienen: M. Cornelius Fronto aus Cirta, Erzieher des Marc Aurel, Apuleius aus Madaura, der Christ Tertullian aus Carthago und endlich Gellius, dessen Herkunft wir nicht kennen. Ihr Stil ist in vielem nichts weiter als eine Steigerung bereits geschilderter Eigentümlichkeiten: Rhythmus, Fülle bis zum Schwulst, reichster Gebrauch sämtlicher rhetorischen Figuren bis herunter zum Klingklang des Wortspiels. Aber einerseits sind die zweite und dritte Eigenschaft hier so maßlos und andererseits weist der Wortschatz eine solche Fülle neugebildeter oder seit Jahrhunderten aus der römischen Literatur verschwundener Vokabeln auf, daß lange Zeit den Philologen für dies besondere Latein auch eine besondere Erklärung am Platze zu sein schien. Drei von jenen vier Männern stammen aus Afrika; den vierten ebenfalls nach Afrika zu versetzen, konnte man sich ohne Schwierigkeiten erlauben, da das Altertum so freundlich gewesen ist, uns über seine Herkunft im unklaren zu lassen. So glaubte man die Eigentümlichkeit ihrer Sprache als eine Frucht afrikanischen Bodens ansehen zu dürfen; die Hitze der afrikanischen Sonne, die Nachbarschaft der Semiten sollte das gezeitigt haben, was man als „afrikanischen Schwulst" bezeichnete. Und wenn in diesem Wortgemenge so viel Revenants aus Plautus und Terenz, aus Ennius und Cato erscheinen, so glaubte man auch das aus der Eigenart der Römer in Afrika erklären zu können: Afrika ist bereits durch den dritten Punischen Krieg, um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr., römische Provinz geworden; die Nachkommen der damals in Afrika festgesetzten Soldaten, Beamten, Kolonisten hätten — so meinte man — die Sprache ihrer Väter getreuer bewahrt als die lateinische Bevölkerung Italiens, deren energischere Fortschritte in Kultur und Literatur auch die Sprache rascher veränderten.

Das sog. afrikanische Latein.

Aber dieser Erklärungsversuch übersieht sehr einfache Tatsachen. Wäre die altertümliche Färbung der Sprache bei Fronto und den anderen eine Folge der frühen Kolonisierung Afrikas durch die Römer, so müßte die Sprache von römischen Schriftstellern, die aus Spanien stammen, ein mindestens ebenso altertümliches Kolorit zeigen, da Spanien schon durch den zweiten Punischen Krieg (206) römische Provinz wurde. Aber so viel

auch die Pyrenäenhalbinsel zum Schatz der römischen Literatur beigesteuert hat — Seneca, Lucan, Martial stammen von dort —, keiner ihrer Söhne verdient den Vorwurf, sprachlich zurückgeblieben zu sein. Indes, auch wenn man nur die Verhältnisse Afrikas erwägt, kann man denn glauben, daß dort die lateinische Sprache sich durch drei Jahrhunderte und mehr unverändert gehalten habe? Afrika kann nicht so im ersten Anlauf latinisiert worden sein: dazu hat es der Arbeit von Jahrhunderten bedurft. Und diese Arbeit ist selbstverständlich nicht allein von den Nachkommen der ersten Ansiedler geleistet worden, sondern es mußte ein beständiges Nachströmen aus dem Mutterlande und infolgedessen auch ähnliche Sprachveränderungen wie dort stattfinden.

Eins aber ist es vor allem, was der Annahme widerspricht, die altertümlichen Elemente in der Sprache jener Archaisierer seien ein altes vom Vater auf Sohn und Enkel gegangenes Erbstück: wer dieser Behauptung das Wort redet, verwechselt Rede und Schreibe. In der Sprache des Fronto, des Apuleius und der anderen ist alles andere so außerordentlich bewußt, ist alles so künstlich und künstelnd geformt, daß man unmöglich glauben kann, sie hätten in diesem einen Punkte das Prinzip der Stilisierung so weit vergessen, daß sie der Sprache des Volkes und der Landschaft Einfluß gestatteten. Auch diese Archaismen vielmehr und der arge Schwulst müssen sich aus einer Kunstregel erklären. Für den Schwulst braucht das gar keine weitere Erörterung mehr; es ist der alte Fehler des Asianismus, den wir auch in der gleichzeitigen griechischen Literatur gesteigert wiederfinden. Wer aber auch den Archaismus als eine Stiltendenz bezeichnet, der kann sich ganz einfach auf das berufen, was die antike Überlieferung von dem Kaiser zu berichten weiß, in dessen Zeiten wir die archaisierende Art beginnen sahen, von Hadrian. Sein alter Biograph erzählt: „er liebte die archaische Stilart; dem Cicero zog er den Cato, dem Vergil den Ennius vor.“ Nur soll man nicht etwa glauben, daß der Herrscher dem Jahrhundert seinen persönlichen Geschmack aufgezwungen habe. Vielmehr ist auch er wie die Literaten der Zeit nur ein Sklave griechischer Mode. Denn auch der griechische Stil liebte es damals, sich mit längst aus der lebenden Sprache geschwundenen Worten und Formen der alten attischen Klassiker zu schmücken.

Eins zeigt aber deutlicher als alles, wie sehr diese römischen Altertümler vom griechischen Muster abhängen. Wie manches Stück ihrer Schriften kaum viel mehr als Übersetzung aus dem Griechischen ist, so ist auch nie die lateinische Syntax und das lateinische Lexikon so von Gräzismen durchsetzt gewesen wie jetzt. Bei Tertullian gibt es Sätze, die man, um ihre Konstruktion zu verstehen, erst ins Griechische übersetzen muß; und wie Voß etwa seine zusammengesetzten Beiwörter, die rosenfingrige Eos, die weithinschattende Lanze usw., genau den griechischen nachbildet, so haben es ähnlich Apuleius und Tertullian gemacht — nur daß ihre Komposita für den Römer, der dergleichen aus seiner eigenen

Sprache überhaupt so gut wie gar nicht kannte, viel barocker geklungen haben müssen als uns die Vossischen.

Die klassischen Juristen als Ausnahme

Auch in dieser Zeit stilistischer Unnatur fehlt es freilich nicht an erquickenden Oasen. Und wenigstens der größten und wichtigsten wollen wir hier gedenken. Daß die lateinische Sprache nicht an sich logisch war, wohl aber logisch denkenden Köpfen ein gutes Werkzeug, ward oben gesagt. Logischere Köpfe hat Rom nie besessen als seine Juristen. Das haben sie gerade in dieser Zeit stilistischer Ungeheuerlichkeiten bewiesen. Ins 2. Jahrhundert fällt die Blüte römischer Rechtsschriftstellerei, die Institutionen des Gaius, dies unerreichte Lehrbüchlein für angehende Juristen, und die meisten der Werke, aus denen dann im 6. Jahrhundert Justinian seine Digesten kompiliert hat, voran die Schriften Papinians († 212). Überall erfreut nicht nur die Unabhängigkeit vom Zeitgeschmack, sondern auch positiv der knappe und scharfe echt lateinische Ausdruck. Die Jurisprudenz ist auch die einzige Wissenschaft gewesen, die bei den Römern eine im wesentlichen original lateinische Terminologie hatte.

Imitation älterer Stilarten in der Spätzeit.

5. Die Spätzeit. Neue Züge hat von da an der lateinische Stil kaum mehr entwickelt; so gut wie alles ist Nachahmung der älteren Perioden, und für den einzelnen ist die Frage im allgemeinen nur, wo er anknüpfen will. Die Antwort fällt sehr verschieden aus. Es gibt Leute, die ciceronisch schreiben wollen und das verhältnismäßig nicht übel fertig bringen, wie gegen 300 der christliche Apologet Lactanz; es gibt andere, wie den Bischof Zeno von Verona († 380), deren höchstes stilistisches Ideal die buntscheckige Art des Apuleius ist; andere wieder halten sich vorzugsweise an Sallust und so fort. Daß dabei eine reine Imitation so gut wie unmöglich ist, daß gewollt oder ungewollt sich immer noch Reminiszenzen an den Stil anderer mehr oder weniger klassischer Autoren eindrängen, ist selbstverständlich; je nach dem Grade seiner Kenntnisse lastet auf jedem dieser Epigonen der Einfluß des älteren Schrifttums in verschiedenem Grade, aber er lastet auf jedem. Danach kann man den Unterschied abnehmen, der damals zwischen dem „Stil" der Literatur und der natürlichen Redeweise derer bestand, die sich nicht in die modische Altertümelei mühselig hineingezwängt hatten. Da die Alltagssprache natürlich seit den Zeiten des Plautus auch ihre Veränderungen und zwar vollkommen unabhängig von der Schriftsprache durchgemacht hatte, so läßt sich denken, daß die Divergenz der beiden, die wir zuerst um 200 v. Chr. hervortreten sahen, jetzt ein Maximum erreicht haben muß. Am einfachsten läßt sich das an den Flexionsformen greifen. Wer auf seinen Stil hielt, schrieb natürlich im 4. Jahrhundert den Akkusativ von *amor* noch *amorem* wie Cicero und wird sich wohl auch noch so zu sprechen gemüht haben. Die einfach-natürliche Sprache aber war damals schon längst zu jener Form übergegangen, die dem italienischen Wort für „Liebe" zugrunde liegt: *amore*.

Zunehmende Verschiedenheit von Stil und Umgangssprache.

Eins muß damals noch besonders dazu beigetragen haben, den Stil von der Sprache zu entfernen: der Einfluß, den bei der allmählichen Christianisierung der Literatur die lateinischen Bibelübersetzungen gewannen. Man bemühte sich natürlich, das heilige Wort des griechischen Originals möglichst genau wiederzugeben, und so sehen wir hier Erscheinungen sich in verstärktem Maße wiederholen, wie sie uns vorhin bei Apuleius und Tertullian begegnet sind: teils werden griechische Worte einfach herübergenommen, teils in engem Anschluß an die griechischen Formen lateinische Ausdrücke geneuert. Dem letzteren Verfahren verdanken Worte wie *salvator* 'Heiland' = griechisch σωτήρ ihre Entstehung.

Einfluß des Christentums

Dabei soll nicht geleugnet werden, daß anderseits gerade das Christentum seinen Tendenzen gemäß manches zur Popularisierung der Schriftsprache beigetragen hat. Um ganz davon abzusehen, daß es auf dem eben geschilderten Wege manchen griechischen Ausdruck auch dem Volke geläufig machen mußte (z. B. *baptizare* 'taufen', *ecclesia* 'Kirche', was in ital. *chiesa*, französ. *église* weiterlebt), — das Christentum hatte weit mehr Veranlassung, die Sprache jedermanns zu reden, als die heidnische Literatur, die sich auch inhaltlich mehr und mehr vom Volke abgekehrt hatte. Dann aber griffen in christlichen Dingen auch solche zur Feder, denen es an literarischen Prätensionen jedenfalls sehr viel mehr gebrach als ihren heidnischen Kollegen. Ein rührendes Beispiel hierfür ist aus dem 4. Jahrhundert der Bericht einer frommen Dame, die von Aquitanien nach dem Heiligen Lande wallfahrtete und, was sie gesehen und erlebt hat, schlicht und naiv niederschreibt, nicht nur ohne stilistische Künstelei, sondern sogar mit allerlei Verstößen gegen die Syntax, ja selbst die Formenlehre der klassischen Zeit, wie sie der veränderte Zustand der gesprochenen Sprache allen aufdrängte, denen nicht in der Schule die ciceronische Regel eingeimpft worden war. Passiert doch auch diesen sogar mancher Schnitzer solcher Art, wie es unvermeidlich ist, wo die Gewohnheit des täglichen Lebens durch Konventionalitäten unterdrückt werden soll.

Poesie der Spätzeit.

Gegenüber dem Hin- und Herlavieren des Prosastils zwischen der Fülle älterer Muster bleibt die Poesie verhältnismäßig beständig. Geschmacksschwankungen, wie sie dort etwa durch die Namen Cicero-Apuleius bezeichnet werden, haben hier nicht stattgefunden. Die Dichter der augusteischen Zeit bleiben im ganzen die Norm, der freilich auch hier dadurch mehr und mehr Abbruch geschieht, daß das lebende Idiom gegen seine Vergewaltigung immer stärker revoltiert und im Verse sich manchmal auf eine sehr unklassische Art Luft macht. Es zeigt sich dies insbesondere im Verfall der Quantität. Die scharfe Scheidung zwischen lang und kurz ist im wesentlichen durch die Wirkung des starken Akzents, wie wir ihn früher geschildert haben, ins Schwanken geraten, und was wir in vulgärer Versemacherei schon viel früher beobachten können, wird jetzt auch in der Kunstpoesie merklich. Meist freilich nur in gelegentlichen Irrungen; aber das Christentum, das auch hier wieder nicht zufällig

vorangeht, stellt schon gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts in Commodian einen Mann, dem es beim Bau seiner frommen Hexameter auf die Quantität kaum mehr ankommt als den deutschen Verfertigern solcher Verse.

Das unverkünstelte Latein.

VII. Die gesprochene Sprache. Wir haben das Latein, wie es in jedermanns Munde war, mit einem lebendigen Strom verglichen, der frühzeitig unter der Eisdecke des Kunststils der Literatur unserem Blicke entschwindet. Wir haben aber eben auch schon gesehen, wie die Eisdecke im Laufe der Jahrhunderte mürber und mürber wird und der Strom von unten immer stärker dagegen schlägt und sie hier und da bereits überflutet. Können wir uns wohl trotz seiner langen Verborgenheit ein Bild davon machen, wie er ausgesehen, wie das Alltagslatein sich im Laufe der Zeiten gestaltet hat? Es fehlt uns dazu nicht ganz an Mitteln. Plautus haben wir ja schon als eins der wichtigsten kennen gelernt, und daß das dritte nachchristliche Jahrhundert und die folgenden in dem, was vom Standpunkt unserer Schulgrammatik als grober Fehler erscheint, vielfach nur der natürlichen von keiner Schriftsprache normierten Redeweise ihren Zoll entrichten, haben wir auch schon gelernt. Aber auch zwischendurch und nebenher findet sich mancherlei, was uns über Einzelheiten der familiären Sprache aufklärt. Wir besitzen z. B. unter den Hunderttausenden lateinischer Inschriften auch solche, die von Leuten ohne jede literarische Aspiration gefertigt sind. Auf den Mauern des 79 n. Chr. durch den Vesuvausbruch verschütteten Pompeji lesen wir heute noch allerlei Kritzeleien, die sich wie an Sittlichkeit so an sprachlicher Kunst vielfach nicht über das Niveau dessen erheben, womit bei uns heute unnütze Hände die Wände zieren. Wer bei den Wagenrennen im Zirkus einem Wettfahrer den Sieg mißgönnte — meist war es wohl ein Konkurrent —, schrieb dessen Namen mit einigen Flüchen auf eine Bleitafel und warf sie dann in ein Grab; dergleichen Tafeln sind in ziemlicher Zahl wieder aufgefunden worden —, und dem Grammatiker, der das Volk reden zu hören wünscht, ward der Fluch zum Segen. Auch Grabschriften, heidnische wie christliche, zeigen oft genug statt der schulmäßig durch die Jahrhunderte überlieferten klassischen Formen den Widerklang der wirklich im Volke geläufigen. Neben den Inschriften findet, wer sucht, auch in den handschriftlich überlieferten Sprachdenkmälern manches Gleichartige. Von der realistischen Einführung der Volkssprache bei Petron war schon die Rede. Weiteres geben z. B. die grammatischen Lehrbücher der Römer aus. Nicht als ob auch nur einem von ihnen die Umgangssprache als würdiger Gegenstand gälte. Im Gegenteil — wo deren Formen erwähnt werden, geschieht es im Gegensatz zu den schriftsprachlichen, um letztere als die allein gebrauchswürdigen zu bezeichnen. So verfährt besonders ein Schriftchen des 3. Jahrhunderts, das in zwei Kolumnen nebeneinander links die korrekte, d. h. schriftsprachliche Form, rechts mit einem *non* eingeführt die familiäre gibt. Was uns hier wichtig ist, das ist natürlich gerade das,

was der alte Grammatiker verwarf. Wenn wir z. B. lesen *vetulus* ('alt'), *non veclus*, so ist uns die letztere Form außerordentlich interessant als diejenige, aus der sich italienisch *vecchio*, französisch *vieil* entwickelt haben, die auf das schriftlateinische *vetulus* nach den Lautgesetzen nicht zurückgehen können.

Rekonstruktion der Alltagssprache aus den romanischen Sprachen.

Mit dem letzten Beispiel aber haben wir schon eine neue und neben Plautus die umfangreichste Reihe von Zeugnissen berührt, die wir für die Einzelheiten der römischen Alltagssprache besitzen. Angenommen auch, daß alles verloren wäre, was direkt von ihr Kunde gibt, so wären wir doch in der Lage, sie zu rekonstruieren. Gerade wie wir etwa das Uritalische in seinen wesentlichen Zügen aus dem Lateinischen, Oskischen, Umbrischen rekonstruiert haben, so gewähren uns die sog. Tochtersprachen des Lateins, Italienisch, Spanisch, Französisch und die anderen, die Möglichkeit, ein Bild der Sprache zu entwerfen, der sie entstammen. Diese Sprache aber ist natürlich nicht das Buchlatein, die „Schreibe", sondern eben das Latein, das von der Masse gesprochen worden ist, die Spanien, Gallien usw. latinisierte. Aus den romanischen Sprachen würden wir für das Umgangslatein die Form *veclus* (statt des schriftsprachlichen *vetulus*) auch dann erschließen, wenn sie uns von keinem antiken Zeugen verbürgt wäre.

So kommt unsere Rekonstruktion des Ur-Romanischen in einer großen Menge von Fällen mit der antiken Überlieferung über die Umgangssprache überein, in vielen sogar schon mit ihrem ältesten Zeugen, mit Plautus. Ein eigentümlicher Zug der romanischen Sprachen ist es z. B., daß sie das Neutrum eingebüßt und in vielen Fällen durch das Femininum auf *-a* ersetzt haben. Italienisch *la gioja*, französisch *la joie* 'die Freude' spiegeln nicht lateinisch *gaudium* wider, sondern ein Feminin *gaudia* (Genetiv *gaudiae*). Wie es sich nun nicht bezweifeln läßt, daß jene romanische Femininform auf *-a* vielfach aus dem im Lateinischen auf *-a* endigenden Plural der Neutra (*gaudia*, Genetiv *gaudiorum*) herausgebildet worden ist, so zeigt Plautus zwar noch nicht jenes Femininum *gaudia*, *gaudiae*, wohl aber in häufigerer Verwendung den Plural *gaudia*, *gaudiorum*, wo der Singular nicht nur ausgereicht haben würde, sondern nach dem Gebrauch der ciceronischen Latinität wohl allein korrekt ist. Eine ähnliche Übereinstimmung zwischen dem Romanischen und Plautus besteht in Dingen des Artikels und des Pronomens der dritten Person „er", „sie", „es". Wir haben eingangs gesagt, daß diese dem Uritalischen völlig fehlten; die romanischen Sprachen aber kennen alle den bestimmten Artikel (französisch *le la*, italienisch *il lo la*), den unbestimmten (französisch *un une*, italienisch *uno una*) und das „er" und „sie" (französisch *il elle*, italienisch *egli ella*). Die erste und dritte Formenreihe ist offenbar aus lateinisch *ille illa*, 'jener' usw. entwickelt, der unbestimmte Artikel aus lateinisch *unus* 'einer'. Nun treffen wir bei Plautus nicht nur *ille illa* und *unus una* schon in abgeschwächter Bedeutung, die ganz lebhaft an die des romanischen Artikels

und Pronomens erinnert, sondern wir finden bei ihm auch häufig *ille illa* usw. auf der Endsilbe betont (*illé illá*), und es ist ja wohl klar, daß z. B. *la* nur dann aus *illa* entstehen konnte, wenn dieses nicht seine erste, sondern seine zweite Silbe betonte.

Aber wir können über solche Einzelheiten hinaus nachweisen, daß auch der wesentlichste Zug in der Struktur der romanischen Sprachen schon der Umgangssprache zur Zeit des Plautus nicht ganz fremd war — der sog. analytische Charakter. Die romanischen Sprachen (wie viele jüngere Sprachphasen) neigen dazu, durch Umschreibungen auszudrücken, was ältere Perioden mit einer einheitlichen Form bezeichnet hatten. Wenn wir im Uritalischen noch die Möglichkeit fanden „in dem Garten“ durch ein Wort wiederzugeben, so muß schon das Latein der ältesten historischen Zeit zwei Worte daran wenden *in horto.* Auf diesem Wege ist das Romanische außerordentlich weit vorgedrungen; man vergleiche nur französisch *à la mère* mit lateinisch *matri*, *de la mère* mit *matris*, *il a écrit* mit *scripsit*, *plus long* mit *longior*; ja manches, was uns jetzt im Französischen schon wieder einheitlich anmutet, ist eigentlich auch eine solche Umschreibung, z. B. *il écrira* d. i. eigentlich *écrire a* 'er hat zu schreiben' gegenüber lateinisch *scribet.* Nun finden wir schon bei Plautus *dare* 'geben' gelegentlich in auffälliger Weise mit *ad* 'zu' = französisch *à* konstruiert, wo unsere Schulgrammatiken den Dativ erwarten lassen. Die Steigerungsformen werden von Plautus öfters mit *magis* 'mehr' umschrieben, ja es findet sich in seiner Zeit auch schon die Umschreibung mit *plus*, die der französischen (*plus long* 'länger') genau entspricht. Auch *de* 'von' kann man damals schon so gesetzt finden, daß es dem *de* des französischen Teilungsartikels (*de l'eau*) lebhaft ähnelt.

Verschiedenes Alter der charakteristisch romanischen Erscheinungen.

Anderes wieder läßt sich nicht so weit zurückverfolgen. Wenn sich gewisse lateinische Entsprechungen des Typus *il a écrit* schon vor Christi Geburt einstellen, so begegnet uns ein dem *écrira* 'er wird schreiben' genau zu vergleichendes *scribere habet* erst im 4. Jahrhundert danach. Die eigentümlichen romanischen Adverbialbildungen auf *mente* (italienisch *sinceramente* 'aufrichtig', *prossimamente* 'nächstens', französisch *sincèrement, prochainement*) lassen sich aus lateinischen Verbindungen wie *sincerā mente* 'aufrichtigen Sinnes' herleiten, die in auffälliger Weise zuerst im 2. Jahrhundert n. Chr. hervortreten. Eine andere so charakteristische Erscheinung wie die Verwandlung des *c* vor hellen Vokalen in einen Zischlaut (lateinisch *Cicero* gesprochen *Kikero*, aber französisch *Cicéron* gesprochen *ssisseron*, italienisch *Cicerone* gesprochen *tschitscherone*) ist schlecht gerechnet ein Jahrhundert, wahrscheinlich sogar mehrere jünger als die Entstehung der Adverbien auf *mente.*

Durchgreifend werden all diese Erscheinungen natürlich oft erst lange, nachdem sie sich in ihren ersten Ansätzen angekündigt haben. Aber auch ohne dieser Differenz weiter Beachtung zu schenken, darf man aussprechen, daß die verschiedenen Eigentümlichkeiten des Romanischen zu sehr ver-

schiedenen Zeiten in der lateinischen Umgangssprache hervorgetreten sind, daß also diese Umgangssprache eine noch weit veränderungsreichere Geschichte gehabt haben muß als die Schriftsprache. Tinte ist eine konservierende Flüssigkeit.

Dabei sind wir nur einen Teil dieser Veränderungen in der Umgangssprache wirklich zu belegen imstande; die anderen kann man nur aus den romanischen Idiomen erschließen. Wenn z. B. im Französischen *très* als das steigernde „sehr" erscheint, so setzt das voraus, daß irgendwann das lateinische *trans* 'jenseits', dessen lautlicher Abkömmling zweifellos *très* ist, die Bedeutung „sehr" angenommen habe; sie ist aber bis jetzt in keinem lateinischen Sprachdenkmal nachzuweisen. Das gleiche gilt bei der Bildung des Imperfektums; eine Anzahl der romanischen Sprachen setzt eine Form *monéam sentiam* statt des schriftsprachlichen *monebam sentibam* voraus, aber auch hier fehlt uns bis jetzt jeder schriftliche Beleg.

Indes nicht nur für einzelne durch das Romanische vorausgesetzte Formen fehlt es bis jetzt an jedem Beleg im lateinischen Schrifttum, sondern für den ganzen Prozeß der Herausbildung lokal begrenzter Sprachen auf dem weiten einst vom Lateinischen beherrschten Gebiete. Daß das Latein, über einen großen Teil Europas und einen Teil Afrikas ausgebreitet, in Dialekte zerfallen mußte, ist natürlich, zumal es ja in Frankreich, Spanien, Rumänien auf ganz verschiedene einheimische Bevölkerungen übertragen wurde. Aber obwohl diese Dialekte sich schließlich so weit differenziert haben, wie wir es sehen, wenn wir heute Französisch, Italienisch, Spanisch, Rumänisch nebeneinander halten, so hat sich doch von solch lokalen Verschiedenheiten im Latein selbst bisher nichts von irgendwelcher Erheblichkeit nachweisen lassen, — denn daß das „afrikanische" Latein keine örtliche Erscheinung war, haben wir ja vorhin gesehen. Es wird das wohl hauptsächlich damit zusammenhängen, daß aus den letzten Jahrhunderten vor dem Auftreten der einzelnen romanischen Sprachen, deren älteste Urkunden nicht über das 9. Jahrhundert zurückgehen, umfänglichere Denkmäler unverfälschter Volkssprache nicht erhalten sind.

Latinisierung in den romanischen Ländern.

VIII. Einfluß des Lateinischen auf andere Sprachen. Wir haben es in nicht wenigen Ländern des römischen Macht- und Kulturkreises zu einer völligen Latinisierung kommen sehen: die Iberer in Spanien, die Kelten in Gallien haben diesen Prozeß durchgemacht, ebenso die Bevölkerung der Alpen und der Länder an der unteren Donau, wie die engadinische und die rumänische Sprache zeigen. Aber selbst bei solchen Völkern, die jenem Kreis nur vorübergehend angehörten oder sich nur mit ihm berührten, hat im Altertum eine starke Infiltration lateinischen Sprachguts stattgefunden. Am stärksten vielleicht bei den Albanesen, die nicht aus dem eigenen Sprachschatz, sondern mit Entlehnungen aus dem Lateinischen selbst die einfachsten Anforderungen an das Lexikon bestreiten: sogar die Ausdrücke für 'oder' und 'und', für 'Eltern' und

Entlehnungen aus dem Latein im Altertum und frühen Mittelalter.

'Kinder' z. B., ja ganze Teile des Formensystems sind hier aus dem Latein herübergenommen. Andere Sprachen schränken die Entlehnungen meist auf bestimmte Sphären des Wortschatzes ein; sie holen von den Römern die Benennungen für gewisse Errungenschaften der Kultur, die sie erst durch die Römer kennen lernten oder bei ihnen besonders ausgebildet fanden. In die griechische Sprache des oströmischen Reiches ist viel Lateinisches eingedrungen; unter den bezeichneten Gesichtspunkt fallen insbesondere die Beamtennamen und juristische Ausdrücke.

Lateinische Lehnwörter im Deutschen.

Am interessantesten aber sind für uns zweifellos die lateinischen Wörter, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ins Deutsche aufgenommen worden sind. Wir dürfen uns rühmen, daß es nicht ein einseitiges Nehmen gewesen ist; das Lateinische hat sich seinerseits damals auch an deutschem Gute bereichert. Um ganz von Namen speziell germanischer Tiere abzusehen: wir können seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. in Rom *melca*, unser 'Milch', als Namen einer mit Milch bereiteten Speise nachweisen. Aber vorzugsweise fiel die Rolle der Gebenden doch naturgemäß den Römern mit ihrer überlegenen, späterhin noch durch das Christentum verstärkten Kultur zu. Haus und Garten, Küche und Keller, deren römische Einrichtung die Germanen an Rhein und Mosel ausgiebig bewundern konnten, zeigen in ihren einzelnen Erfordernissen noch heute deutlich die altübernommene lateinische Terminologie: *Mauer Pfeiler Pfosten Ziegel*, *Birne Kirsche Pflaume Pfirsich Kohl Rettich Kümmel Senf Pfeffer*, *Tisch Schüssel Kessel Becher Kelch* und wie viel andere unserer geläufigsten Worte aus den gleichen Sphären danken wir den Römern. Noch anderes römische Gut brachte der Handel: *Münze Pfund* und das Wort 'kaufen' selbst nebst vielen ähnlichen. Nicht alle Entlehnungen sind so friedlicher Art gewesen. Kriegerische Zusammenstöße, nicht minder wohl der Dienst der Germanen im römischen Heere haben ihnen z. B. auch ein Wort wie *Pfeil* zugeführt. Dafür kann man ein andermal wieder den eigenartigen Prozeß beobachten, daß der Name der Kriegsmaschine *manganum*, den die Römer von den Griechen entlehnt hatten, in unserem 'Mange' oder 'Mangel' zur Bezeichnung eines häuslichen Instruments wird, das mit jener nur die Walzen gemeinsam hat. Eine neue Schicht Lehnwörter drang dann, zum Teil nachweislich später als die genannten, jedenfalls aber noch im frühen Mittelalter, mit dem römischen Christentum in Deutschland ein, so *Propst*, *Messe*, *Kreuz*, *predigen* u. a., darunter wieder nicht wenige, die die Römer selbst erst von den Griechen überkommen hatten, wie *Priester Mönch Orgel*.

Wie wir übrigens im Lateinischen den Einfluß des griechischen Lexikons nicht bloß an den in ihrer ursprünglichen Form entlehnten Worten aufzeigen konnten, sondern auch an solchen, die genaue Übersetzungen griechischer sind, so beschränkt sich der lateinische Einschlag im Germanischen nicht auf unmittelbar herübergenommene Worte: wir können auch hier an einem interessanten und wichtigen Falle die gliedweise Nach-

bildung fremder Zusammensetzungen mit einheimischem Materiale nachweisen. Unsere Namen der Wochentage *Sonntag Montag Dienstag Donnerstag Freitag* sind den lateinischen *Solis dies, lunae dies, Martis dies, Iovis dies, Veneris dies* nachgebildet, indem bei den letzten drei die römische Gottheit (Mars Jupiter Venus) durch die entsprechende germanische (Thingsus Donner Freia) ersetzt ist.

Entlehnungen aus dem toten Latein.

Die Entlehnungen aus dem Lateinischen, die bisher aufgezählt sind, fallen in die Zeit, da es noch selbst eine lebende Sprache war, da es noch gewissermaßen durch eine lateinisch redende Volksmasse verkörpert wurde. Aber während andere Sprachen mit ihren Trägern dahinsterben, ist dem Latein das wenigstens in dieser Ausdehnung ganz einzige Los gefallen, solchen Tod zu überleben. Es behielt seine Wichtigkeit als Ausdrucksmittel einer großen Kultur, von der man sich noch immer abhängig, die man der eigenen mannigfach überlegen fühlte; es war die Sprache einer vielbewunderten Literatur, die ihr Bestes gerade in der Kunst des Stiles geleistet hatte. So gehen denn sprachliche Beeinflussungen in Fülle von ihm aus, auch viele Jahrhunderte noch nachdem die letzten den Mund geschlossen haben, die Latein als Muttersprache redeten.

Dem einzelnen gerecht zu werden, brauchte es einen Kenner des ganzen Kreises der modernen zivilisierten Sprachen und ihrer Geschichte; ich kann nur auf ganz weniges hinweisen. Die romanischen Sprachen, nicht zufrieden mit dem reichen Erbteil, das sie von der lateinischen Mutter überkommen hatten, haben oftmals späterhin noch bei ihr Anleihen gemacht. Im Französischen kann man vielfach sog. Doublets oder Doppelwörter, verschieden geformte Abkömmlinge desselben lateinischen Wortes beobachten, wie *raide (roide)* und *rigide*, die beide 'steif' 'starr' bedeuten und auf lateinisch *rigidus* zurückgehen. Erstere Form weist die Spuren des Lautwandels auf, den *rigidus* im Alltagslatein und in dessen Entwicklung zum Romanischen durchmachen mußte (vgl. *froid* 'kalt' aus *frigidus*); es ist das lateinische Wort, wie es direkt von Mund zu Mund und von Generation zu Generation weitergegeben wurde. *Rigide* dagegen entspricht dem lateinischen *rigidus* viel genauer in den Lauten; aber das ist nur darum möglich, weil es nicht historisch daraus entwickelt, sondern erst in neuerer Zeit aus dem lateinischen Schrifttum entlehnt ist: auch hier hat die Tinte konservierend gewirkt.

In diesem Falle hat der Habitus von Schuldner und Gläubiger so viel Ähnlichkeit, daß für das nicht wissenschaftlich geschärfte Auge sich solche lateinische Eindringlinge von der romanischen Masse kaum kenntlich abheben. Anders liegt die Sache bei den lateinischen Lehnworten, die das Deutsche seit dem Mittelalter in sich aufgenommen hat. Da sie fast sämtlich sich für den Blick jedes Gebildeten von dem deutschen Sprachstoffe ohne weiteres unterscheiden, hat jeder auch die Möglichkeit in der Hand, die Menge unserer jüngeren Entlehnungen aus dem Latei-

Lateinische Lehnworte im neueren Deutschen.

nischen zu prüfen; er braucht nur bei beliebiger deutscher Lektüre einmal seine Aufmerksamkeit für kurze Zeit nach dieser Seite zu kehren. Das meiste betrifft natürlich die gelehrte Schule und den wissenschaftlichen Betrieb. Mit der Organisation unserer höheren und hohen Schulen sind Ausdrücke wie *Rektor*, *Professor*, *Privatdozent*, *Doktor*, *Student*, *Kolleg*, *Kollege*, *Auditorium*, *Honorar*, *Direktor*, *Ordinarius*, *Klasse*, *Sexta* bis *Prima*, *Primus* und viele andere so eng verknüpft, daß es scheint, man könne nicht an den Worten ändern, ohne die Sache umzugestalten. Von den Wissenschaften zeigt die, die das Altertum zum ersten Gegenstand hatte und durchaus auf antiken Grundlagen fußt, besonders viel antike Fachausdrücke, die Philologie mit der Grammatik. Der Ruhm der Erfindung kommt dabei fast durchweg den Griechen zu, aber nicht die griechischen Ausdrücke leben fort und sind heute jedem Schulknaben und jedem Gebildeten geläufig, sondern ihre (bisweilen recht ungeschickten) Übertragungen durch die lateinischen Grammatiker. Das gilt von all jenen Bezeichnungen wie *Verbum* und *Substantiv*, *Kasus* und *Person*, *Imperativ* und *Konjunktiv* usw. (vgl. Wackernagel oben S. 315), und auch wiederholte Bemühungen, diese lateinischen Ausdrücke zu verdeutschen, haben mehr die Schwierigkeiten als den Nutzen solchen Unternehmens klargestellt. Die Rechtswissenschaft hat hier größere Erfolge zu verzeichnen. Selbst im Namen hat sich die *Jurisprudenz* verdeutscht, und doch zeugen *Prozeß* und *Testament*, *Assessor* und *Referendar* (um nur weniges aus vielem herauszugreifen) davon, wie mit den römischen Rechtsformen auch die römische Rechtssprache unzerstörbar bei uns weiterlebt. In anderen Wissenschaften, wie in der Medizin und Mathematik, ist dem Latein vor allem wieder eine vermittelnde Rolle zugefallen; die griechischen Fachausdrücke gebrauchen wir im ganzen in der Lautgestalt und mit dem Akzent, die ihnen die Römer gegeben haben (vgl. Wackernagel S. 312). Aber längst nicht immer borgt das Latein hier nur Erborgtes weiter; man erinnere sich an *Radius*, *Grad*, *Minute*, *Sekunde* usw.

Es hieße sich zu sehr ins Weite verlieren, wollte man die Menge lateinischen Lehnguts auch noch in den Künsten und auf anderen Gebieten menschlicher Tätigkeit selbst bloß andeutend aufweisen; bleibt doch zudem eine andere tiefgehende Beeinflussung der modernen Sprachen durch das Latein noch zu erwähnen. Wo immer es zur Herübernahme aus einer Sprache in die andere kommt, pflegt sich der Vorgang nicht aufs Lexikon einzuschränken. Das Latein hat wohl bei allen neueren Kulturnationen auch auf Syntax und Stil zeitweilig sehr starke Einwirkungen geübt. Das begreift sich ja ohne weiteres. Die modernen Sprachen, die romanischen wie die germanischen, haben sich ihr Recht zu literarischer Verwendung wenigstens neben der lateinischen erst mühselig erstreiten müssen, und bis ins 19. Jahrhundert hinein hat die Fähigkeit, lateinisch zu reden und zu schreiben, als ein wichtiges Erfordernis allgemeiner Bildung namentlich in Deutschland gegolten; bei wie vielen aber war diese Fähigkeit

Syntaktisch-stilistischer Einfluß des Lateins auf die neueren Sprachen.

sogar weit über die des muttersprachlichen Ausdrucks gesteigert. So klagt im 16. Jahrhundert ein französischer Grammatiker über die „Gelüstigkeit, im Französischen den lateinischen Stil anzunehmen und den eigenen aufzugeben"; die großen Schriftsteller dieses und des folgenden Jahrhunderts haben unzählige Latinismen in Konstruktionen und Satzbau. Von den englischen Klassikern sei hier wenigstens Milton genannt, der wie in Wortschatz und Wortformen so in Syntax und Stil besonders häufig lateinischen (freilich auch griechischen) Mustern folgt. Im Deutschen darf die künstlich aufgetürmte Periodisierung, die wir erst neuerdings energisch zu beseitigen beginnen, als lateinisches Erbe gelten, wie im Kanzleistil besonders deutlich wird. Aber auch vieles, das uns im einzelnen bei unseren größten Schriftstellern befremdet, ist denselben Weg gekommen. Haben wir in Lessing einen der Väter unserer modernen Prosa und jedenfalls einen unserer hervorragendsten Stilisten zu verehren, so wird sein Beispiel ja hier besonders beweiskräftig sein. Er wagt gelegentlich Konstruktionen, die uns geradezu schmerzlich berühren: „Seien Sie, wer Sie wollen, wenn Sie nur nicht der sind, der ich nicht will, daß Sie sein sollen", „ein Band alter Fabeln, die sie ungefähr aus den nämlichen Jahren zu sein urteilten" usf. Der Latinismus hierin ist auch für den Anfänger im Lateinischen mit Händen zu greifen. Besonders merkwürdig ist der zweite Fall. Denn der „Akkusativ mit dem Infinitiv" ist gewissermaßen zum Gradmesser des lateinischen Einflusses auf den deutschen Stil geworden. Vor Lessing haben ihn z. B. Notker, der um das Jahr 1000 viel Lateinisches übersetzte, und im 16. Jahrhundert Fischart, der auch unter den ersten war, die deutsche Hexameter bauten.

Deutsch.

Der Lateinunterricht.

Es mag nicht an Hoffnungsfreudigen fehlen, die in der Einschränkung des lateinischen Unterrichts, insbesondere dem Wegfall des lateinischen Aufsatzes, eine Gewähr für eine Besserung des deutschen Stiles erblicken, der nun, von einem lästigen Muster befreit und nur nach eigensten Gesetzen sich richtend, fortan größere Leichtigkeit und dabei mehr Eigenart gewinnen werde. Hätten nur nicht die letzten Jahre gezeigt, daß unser Stil für das kalte Fieber der Latinomanie das hitzige der Gallo- und Anglomanie einzutauschen in Gefahr steht! Indes zugegeben auch, daß das, was bisher dem Lateinunterricht genommen worden ist, unserer eigenen Sprache zugute kommen wird — so viel dürften doch die vorstehenden Betrachtungen in all ihrer Dürftigkeit klarstellen, daß eine weitere Beschneidung unserer Lateinkenntnisse auch für das Verständnis unserer nationalen Sprachgeschichte, wie es jeder Gebildete besitzen sollte, einen nicht unerheblichen Verlust bedeuten würde.

IX. Das Lateinische seit dem Ausgang des Altertums. Latein lernen heißt nicht nur für das Verständnis des Altertums einen der beiden Schlüssel gewinnen. Wir haben eben schon gesehen, wie es auch einer

der Schlüssel zum Verständnis unserer eigenen Sprache ist. Aber wir dürfen mehr sagen: es ist auch ein unentbehrlicher Schlüssel zum Verständnis der modernen Kultur, nicht bloß darum, weil diese sich auf der antiken aufgebaut hat, sondern auch darum, weil eine große Anzahl der erlesensten Geister des Mittelalters und der Neuzeit ihren Gedanken lateinische Form gegeben hat.

Das Latein vor und nach der Renaissance.

Dies Nachleben des Lateins scheidet sich, wie die ganze Geschichte menschlicher Bildung seit dem Ausgang des Altertums, durch die Renaissance in zwei Hälften. Wenn man es recht verstehen will, kann man sagen: in der ersten ist die Handhabung der lateinischen Sprache freier, origineller, freilich auch viel fehlerhafter und wilder; in der zweiten sieht man ängstlich auf die klassischen Muster. Nicht als ob man nicht auch in der ersten zuzeiten unter Anlehnung an antike Autoren recht gut Latein zu schreiben wüßte. Aber im ganzen heißt es hier mehr, sich überhaupt ausdrücken, und das tut man lateinisch, da die germanischen und romanischen Sprachen erst sehr allmählich zu schriftlichen Ausdrucksmitteln herangebildet werden. In der zweiten Periode dagegen kommt es im ganzen darauf an, sich, wenn man sich lateinisch ausdrückt, auch korrekt und schön auszudrücken. Dante und in vielem auch noch Petrarca schreiben ein Latein, das für Cicero teils unverständlich, teils unerträglich fehlerhaft gewesen wäre. Aber Petrarca selbst hat die Quellen des besten lateinischen Stiles wieder aufgegraben; und wer aus diesen Quellen nicht einen tiefen Trunk getan hat, darf sich sehr bald nicht mehr lateinisch zu äußern wagen, wenn er nicht seines Stiles wegen verlacht werden will wie die Dunkelmänner. Jetzt schwindet die Masse der barbarischen Wörter, mit denen mittelalterliche Schriftsteller teils selbst neubildend, teils aus den Landessprachen entlehnend ihr Latein durchsetzt haben; es schwinden die barbarischen Konstruktionen, die auch entweder aus willkürlicher Verunstaltung oder aus dem Einfluß der Nationalität hervorgegangen sind. Und wenn auch aller Wahrscheinlichkeit nach seit anderthalb Jahrtausenden nichts mehr in lateinischer Sprache geschrieben worden ist, woran nicht Cicero oder Vergil grammatisch und stilistisch sehr beträchtliche Ausstellungen zu machen haben würden, so darf man doch anderseits der neulateinischen Stilkunst das Zeugnis geben, daß es ihr an Leistungen von außerordentlicher Eleganz und Feinheit nicht mangelt.

Die klassizistische Imitation und ihr Einfluß.

Man hat es oft schon ausgesprochen, daß gerade diese vielfach so kunstvolle Nachahmung des klassischen Stiles, wie sie durch die Renaissance üblich wurde, dem Latein den Lebensrest genommen hat, der ihm auch nach dem Altertum verblieben war. Die Möglichkeit, neu auftauchende Begriffe durch kühne Neubildungen zu bezeichnen, den Gedanken nicht in die Schablone der ciceronischen Periode hineinzupressen, kurz die Möglichkeit einer lebendigen Fortentwicklung, soweit solche bei einer literarischen Sprache überhaupt denkbar ist, hätte dem Latein

bleiben müssen, wenn es sich auf die Dauer auch nur als internationale Sprache der Wissenschaft behaupten sollte. Das kann am besten die Wissenschaft zeigen, in der das Latein wirklich diese Stellung bis zum heutigen Tag behalten hat, die systematische Botanik. Kühne, sich beständig aus griechischem und lateinischem Sprachmaterial vermehrende Neubildungen, Verzicht auf alle stilistische Kunst sind die Zeichen ihres Lateins, aber es ermöglicht dem Deutschen, sich ohne weiteres mit dem Russen und Japaner zu verständigen.

Latein als Sprache der Wissenschaft.

Wenn die Botanik den positiven Beweis liefert, daß nur eigenmächtige Behandlung das Latein befähigen kann, die Sprache der Wissenschaft zu bleiben, so gibt die klassische Philologie den negativen. Zweifellos ist — freilich neben dem wachsenden Bestreben, den wissenschaftlichen Stoff in der eigenen Sprache künstlerisch zu gestalten — die Forderung, „ciceronisch" zu schreiben, die Ursache davon, daß selbst unter den Philologen die Neigung, sich lateinisch auszudrücken, stark im Abnehmen ist. Der Philologe empfindet heute mehr als je zuvor das Bedürfnis, neben den sog. klassischen Perioden des Altertums auch die früheren und späteren wie sachlich so sprachlich aufs genaueste zu durchforschen. Es liegt auf der Hand, daß die Belastung des Gedächtnisses mit dem Sprachmaterial so verschiedener Perioden eine „klassizistische" Nachahmung des Lateins sehr erschwert.

Nun haben zudem gerade die letzten Jahre gezeigt, wie undankbar das Bestreben, „klassisch" schreiben zu wollen, selbst bei energischer Ausschaltung solch störender Nebeneinflüsse bleibt. Daß Cicero durchaus rhythmisch schreibt, wie wir oben dargelegt haben, ist erst vor etwa zehn Jahren wieder entdeckt worden. Und also ist alles, was seit der Renaissance an „ciceronischem" Latein geschrieben und als solches bewundert worden ist, durchaus unciceronisch.

Hier haben wir eine anscheinend vernichtende Kritik der „klassizistischen" Imitation. Und doch kann gerade die klassische Philologie nicht aufhören sie zu fordern, es müßte ihr denn alles Stilgefühl verloren gehen. Stellt diese ideale Forderung sich als unerfüllbar heraus, so bleibt dem Philologen nur die Möglichkeit, auf das Latein als Darstellungsmittel überhaupt zu verzichten.

Latein als Sprache der Politik.

Wie das Latein seine Rolle als Sprache der Wissenschaft selbst auf dem Gebiet der Philologie nahezu ausgespielt hat, so ist es vom politischen Felde heute gänzlich verschwunden. Einst war es hier Herrscherin, bis das Französische an seine Stelle trat. Dann blieb ihm Ungarn bis in unsere Zeit hinein als letzter Zufluchtsort, nun ist es mit der Nationalisierung des Landes auch dort verdrängt. So ist es nur ein Gebiet noch, auf dem die Macht des Lateins unverändert fortbesteht, freilich ein großes und sicheres — das der katholischen Kirche.

Latein als Sprache der Kirche.

Neulateinische Literatur.

Wenn wir bei dieser Übersicht über die Geschichte des Lateins in Mittelalter und Neuzeit bisher die Form in den Vordergrund gestellt

haben, so empfiehlt sich jetzt ein Blick auch auf den Inhalt dieser neulateinischen Literatur, um die Behauptung zu erhärten, daß in ihr unverlierbares Gut der Menschheit niedergelegt ist. Hierbei ist der zeitlichen Anordnung die nach Literaturgattungen durchaus vorzuziehen. Bei solcher Einteilung stellt sich nämlich sofort heraus, daß die Prosa weitaus bedeutsamere Leistungen aufzuweisen hat als die Poesie.

Denn, um mit dieser letzteren zu beginnen, die neulateinische Poesie bietet zwar vieles, was an sich oder als Glied der gesamten neueren Literaturentwicklung, d. h. meist gerade als Stück der einzelnen nationalen Literatur höchst interessant ist, aber wohl nicht eine Leistung, die sich unter die wirklichen Großtaten der Poesie stellen dürfte. Gern gäben wir die lateinische Dichtung der Karolingerzeit, so manches formgewandte und inhaltlich interessante Stück sie enthält, für gleichzeitige deutsche Poesien dahin; lieber läsen wir den *Waltharius manu fortis*, der heute durch Scheffels Umdichtung allgemein bekannt ist, in der alten nationalen, dem Sagenstoff entsprechenden Form als in den vergilischen Hexametern des Ekkehard. Aber wir müssen dem Schicksal dankbar sein, daß seine Launen diesen frühen Urkunden unseres Volkes zur lateinischen Form verholfen haben, ohne die vielleicht auch sie wie so vieles andere Gleichzeitige uns verloren wären. Fügen wir nur noch die Komödien der Nonne Hrotsvith von Gandersheim hinzu, die zwar in Prosa, aber doch in ausgesprochener Anlehnung an Terenz christliche Legendenstoffe formt, so sehen wir auch an diesem Beispiel dieselbe Erscheinung: eine an sich nichts weniger als klassische Leistung in lateinischer Sprache wird für uns von höchstem Interesse, weil sie nichts Ähnliches in nationaler Form neben sich hat. Die Geschichte unserer ältesten Dichtung hat es zum großen Teil mit Lateinischem zu tun.

Poesie

im Mittelalter

Man kann in der lateinischen Poesie anderer Zeiten und anderer Völker dasselbe sich wiederholen sehen: nichts von erstem Range, aber vieles, dessen Verlust uns das Verständnis der Entwickelung sehr erschweren müßte. Petrarca würden seine lateinischen Dichtungen nicht seinen Ehrenplatz verschafft haben, aber mit den lateinischen Prosabriefen zusammen machen sie seine Persönlichkeit, seine Bestrebungen wohl deutlicher als die Sonette und Trionfi. Auch ein Mann wie unser Andreas Gryphius etwa wird verständlicher für den, der seine lateinischen Jugendepen kennt. Sie zeigen, wie tief man sich im 17. Jahrhundert in die alte lateinische Poesie hineinlesen und bis zu welcher Fertigkeit trotz vieler Fehler man die Imitation treiben lernte.

in der Neuzeit.

Wenn diese lateinischen Erzeugnisse als Dokumente für die Entwicklung ihrer Verfasser und ihrer Epoche interessieren, so mag anderes an sich, ohne als Rad in dem literarischen Gangwerk wichtig zu sein, dem Kenner einen gewissen Genuß verschaffen. So z. B. manche Dichtung der Humanisten oder des Jesuiten Sarbiewski († 1640) fromme Oden, die wegen ihrer Annäherung an das römische Vorbild ihm von seiner Zeit

den Ehrennamen des polnischen Horaz eintrugen, oder des Holländers Johannes Secundus († 1536) zärtliche Kußgedichte, die sich Goethe „wie ein warmes Kissen heilender Kräuter unters Herz legten" (an Frau v. Stein 2. Nov. 1776). Noch jetzt fördert ein holländisches Preisausschreiben alljährlich lateinische Gedichte zutage, deren Verfasser bisweilen mit erstaunlicher Eleganz selbst so moderne Gegenstände wie das Zweirad zu behandeln verstehen.

All diese nachgeborenen Kinder der lateinischen Muse haben nur ein sekundäres Interesse und werden im ganzen bloß den Philologen und literarischen Liebhaber locken. Bei der Prosa aber braucht man solche Einschränkung nur zu machen, soweit es sich um rein belletristische Werke handelt. Freilich hat auch hier manches nicht unbeträchtliche Nachwirkungen geübt, z. B. die Schnurrenliteratur; den Einfluß der *Facetiae* des italienischen Humanisten Poggio († 1459) und seines deutschen Fachgenossen Bebel († etwa 1516) kann man noch bei Lessing und darüber hinaus verspüren. Doch das alles bleibt vereinzelt und unbedeutend im Verhältnis zu den Denkmälern, die lateinische Prosa auf dem Gebiet der Wissenschaften errichtet hat. Hier ist vieles, was auch Nicht-Philologen zu eingehender Betrachtung zwingt und sich solche Betrachtung in seiner Urform erzwingen wird, solange noch nicht der Köhlerglaube herrschend geworden ist, daß einem ernsten Beschauer die Übersetzung statt des Originals genügen könne. Aus der verwirrenden Fülle versuche ich wenigstens einiges herauszuheben. Lateinisch sind die ältesten uns erhaltenen Rechtsbücher der Germanen, nicht nur die der Westgoten und der Burgunder, die im wesentlichen auf römischen Rechtsquellen beruhen, sondern auch solche, die vorzugsweise auf nationaler Grundlage stehen wie die lex Salica. Der lateinischen Sprache bedient sich die umfangreiche und für die Fortbildung des römischen Rechtes wichtige Erklärertätigkeit, die sich im Mittelalter (etwa seit 1100) an das corpus juris Iustinians angeschlossen hat. Auch die Geschichtsquellen, sowohl Urkunden wie Schriftsteller, voran Leute wie Gregor von Tours, der Geschichtschreiber der Franken, Beda, der Geschichtschreiber der Angeln, und Paulus Diaconus, der Geschichtschreiber der Langobarden, bedienen sich, je weiter sie zeitlich zurückliegen, um so ausschließlicher der lateinischen Sprache. Auf philosophischem Gebiet aber ist das Lateinische nicht nur die ausgesprochene Form der Scholastik geworden, sondern auch Größen der modernen Philosophie wie Spinoza († 1677) und Leibniz († 1714) haben ganz oder vorzugsweise lateinisch geschrieben. Auf dem Gebiet der Mathematik und Naturwissenschaften genügt es, zwei Namen zu nennen: Newton († 1727) und Gauß († 1855). Die Möglichkeit soll hier nicht etwa bestritten werden, daß all die großen Gedanken der letzten vier sich ebensogut Holländisch, Englisch und Deutsch hätten ausdrücken lassen. Aber wir haben nicht mit dem zu rechnen, was da hätte sein können, sondern mit dem, was ist.

Prosa. Belletristisches. Jurisprudenz. Geschichte. Philosophie. Exakte Wissenschaften.

Je größer und origineller ein Denker, um so mehr ist bei ihm die Sprache die Rinde des Gedankens, die sich nicht abstreifen läßt, ohne daß der Gedanke selber Schaden leidet, und so wird auch der Naturwissenschaftler und Mathematiker das Latein nicht entbehren können, solange Newton und Gauß ihren Platz in der Wissenschaft behaupten.

Wer sich so umsieht auf dem gewaltigen Gebiet geistiger Leistungen in lateinischer Sprache seit dem Ausgang des Altertums, dem mag es wohl den Kopf herumkehren, „wie er wollt' Worte zu allem finden". Nun gar auf wenig Seiten von dem Ungeheuren eine genügende Vorstellung geben — wer möchte sich des vermessen? So trifft es sich schön, daß auch wenige Beispiele, auf gut Glück herausgegriffen, ausreichend scheinen, um die Ehrfurcht vor dem Latein als einem altgeheiligten Gefäß menschlichen Denkens wieder zu wecken, wo sie im Schwinden ist. Und ich glaube, das wenige schon, was hier gesagt ist, wird genügen, um Schopenhauers Wort zu rechtfertigen, das zum Schlusse stehen mag (Parerga II § 299): „Der Mensch, welcher kein Latein versteht, gleicht einem, der sich in einer schönen Gegend bei nebligem Wetter befindet: sein Horizont ist äußerst beschränkt: nur das Nächste sieht er deutlich, wenige Schritte darüber hinaus verliert es sich ins Unbestimmte. Der Horizont des Lateiners hingegen geht sehr weit, durch die neueren Jahrhunderte, das Mittelalter, das Altertum."

Literatur.

Eine Skizze wie die vorstehende, die Art und Entwicklungsgang einer Sprache für Laien zu schildern versucht, kämpft mit größeren Schwierigkeiten als eine literarhistorische Darstellung, die gleichen Zwecken dient. Ich habe geglaubt, bei denen, die überhaupt dergleichen lesen, einige Sprachkenntnis — mindestens die der lateinischen Formen — voraussetzen zu dürfen. Für solche wird, wie ich denke, mein Abriß nicht gerade eine leichte, aber doch eine verständliche Lektüre sein. Sonstige Literatur, die auf den gleichen Standpunkt berechnet wäre, ist mir nicht bekannt. Selbst das an der Oberfläche haftende Büchlein von OSK. WEISE, Charakteristik der lateinischen Sprache, 3. Aufl. (Leipzig, 1905), setzt mehr voraus. Aber auch für den, der sich wirklich wissenschaftlich unterrichten will, fehlt es völlig an einer Geschichte der lateinischen Sprache. Wir besitzen nur Darstellungen größerer Teile der lateinischen Grammatik. Was davon jenseits von 1885 liegt, ist — mit Ausnahme von BÜCHELERS klassischer, obwohl in nicht wenigem natürlich veralteter Monographie über die Deklination, 2. Aufl. (Bonn, 1879) — nicht mehr zu gebrauchen. Von den seitdem erschienenen Werken sind zu empfehlen: für Laut- und Formenlehre F. SOMMER, Lateinische Grammatik (Heidelberg, 1903) und, in weitaus höherem Grade, W. M. LINDSAY, The Latin Language (Oxford, 1894), deutsch unter dem Titel: Die lateinische Sprache (Leipzig, 1897), sowie der knappe, aber außerordentlich klare Überblick in BRUGMANNS Grundriß der vergleichenden Grammatik, Bd. I u. II (zum Teil in 2. Aufl. erschienen, Straßburg, 1892—1906); für Syntax und Stilistik die Darstellung von J. H. SCHMALZ in IW. MÜLLERS Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, 2. Band, 3. Aufl. (München, 1900). — Für einzelnes darf ich auf meinen Abschnitt „Lateinische Grammatik" in W. KROLLS „Altertumswissenschaft im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts" (Leipzig, 1905), S. 312—352, sowie auf meine Berichte über die Forschung der Jahre 1890—1904 in VOLLMÖLLERS Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie I, II, IV, V, VI, VII verweisen. — Der Wortschatz wird dargestellt in dem THESAURUS LINGUAE LATINAE, den die fünf deutschen Akademien herausgeben; davon sind jetzt zwei Bände, A u. B, (Leipzig, 1905 und 1906) abgeschlossen.

S. 440. Die Ligurer: KRETSCHMER, KUHNS Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft 37, 197ff.

S. 441ff. Uritalischer Wortschatz: BÜCHELER, Lexicon Italicum (Programm der Universität Bonn 1881).

S. 443. Alliteration: z. B. O. KELLER, Grammatische Aufsätze (Leipzig, 1895), S. 1ff.

S. 444f. Für die oskisch-umbrischen Dialekte sind grundlegend die Werke von TH. MOMMSEN, Unteritalische Dialekte (Leipzig, 1850) und von TH. AUFRECHT und A. KIRCHHOFF, Die umbrischen Sprachdenkmäler (Leipzig, 1849 und 1851), sodann F. BÜCHELER, Umbrica (Bonn, 1883). Ausführliche moderne Darstellungen der Dialekte nebst Ausgabe der Inschriften von R. v. PLANTA, Grammatik der Oskisch-Umbrischen Dialekte, 2 Bände (Straßburg, 1892 und 1897) und von R. S. CONWAY, The Italic Dialects (Cambridge, 1897). Zur Einführung ist zu empfehlen C. D. BUCK, A Grammar of Oscan and Umbrian, Boston 1904, namentlich in der deutschen Bearbeitung (BUCK, Elementarbuch der oskisch-umbrischen Dialekte, deutsch von E. PROKOSCH, Heidelberg 1905). Vortreffliches gibt über die Schichtung der italischen Stämme vom Standpunkt des Historikers H. NISSEN, Italische Landeskunde, Bd. I, (Berlin, 1883), S. 468ff.

S. 447. Etruskische Bestandteile im lateinischen Namenschatz behandelt bahnbrechend W. SCHULZE, Zur Geschichte der lateinischen Eigennamen (Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften V 2, Berlin, 1904). Eine Einführung in die etruskische

Sprachfrage gibt SKUTSCH in PAULY-WISSOWAS Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft VI unter dem Stichwort Etrusker.

S. 448. Die griechischen Wörter im Latein stellt zusammen O. WEISE (Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft, Bd. XXIII, Leipzig, 1882).

S. 448. Die älteste Inschrift ist abgebildet und erläutert von CH. HÜLSEN, Das Forum Romanum (Rom, 1904), S. 92ff. Weiteres in VOLLMÖLLERS Jahresbericht VI, 1 (1905), S. 453ff.

S. 455ff. Die Geschichte des lateinischen Prosastils hat mit weitem Blick E. NORDEN dargestellt, Die antike Kunstprosa, 2 Bände (Leipzig, 1898); hier ist auch im zweiten Anhang die Rhythmisierung der Prosa behandelt.

S. 456. Über Ennius: SKUTSCH in PAULY-WISSOWAS Realencyklopädie, Bd. V (Stuttgart, 1905), 2589ff.

S. 457f. Vergils Stil: SKUTSCH, Aus Vergils Frühzeit (Leipzig, 1901), S. 65 und besonders E. NORDENS Kommentar zu Aeneis Buch VI (Leipzig, 1903).

S. 459. Rhetorenschulen: L. FRIEDLÄNDER, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms (Leipzig, 1890), III[6] 346ff.

S. 461f. Sog. „afrikanisches" Latein: NORDEN, Kunstprosa S. 588ff.; KROLL, Rheinisches Museum 52, 569ff.

S. 464. Sprache der Bibelübersetzungen: H. RÖNSCH, Itala und Vulgata (Marburg, 1869).

S. 465ff. Die gesprochene Sprache (auch Alltagssprache, Umgangssprache u. ä. genannt), besonders in ihren Beziehungen zum Romanischen: W. MEYER-LÜBKE in GRÖBERS Grundriß der Romanischen Philologie I[2] (Straßburg, 1905), S. 451ff.

S. 468f. Albanesisch: GUST. MEYER, Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache (Straßburg, 1891).

S. 469f. Lateinische Worte im Deutschen: F. KLUGE in PAULS Grundriß der Germanischen Philologie, I[2] (Straßburg, 1901), S. 327ff. und in der Einleitung zu seinem Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache[6] (Straßburg, 1899); populär F. SEILER, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, 2 Teile (Halle, 1895 u. 1900). Über die Mangel: REULEAUX, Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure, 1885, S. 24.

S. 470f. Die lateinischen Lehnworte in den modernen Sprachen hat zu sammeln versucht A. HEMME, Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache (Leipzig, 1904).

S. 472. Über den Einfluß des lateinischen Stils auf die modernen Sprachen gibt es nur ganz versprengte Literatur. Einiges bei BRENOUS, Etude sur les hellénismes dans la syntaxe Latine (Paris, 1895), S. 32ff., für das Deutsche bei F. KLUGE, Von Luther bis Lessing, Sprachgeschichtliche Aufsätze[4] (Straßburg, 1904).

REGISTER.

Von Dr. Richard Böhme.

Bei mehrfach angeführten Namen und Stichworten sind die Hauptstellen durch einen Stern bezeichnet.

A.

F.

G.

L.

M.

U.

V.

W.

X.

Z.

Druck von B. G. Teubner in Dresden